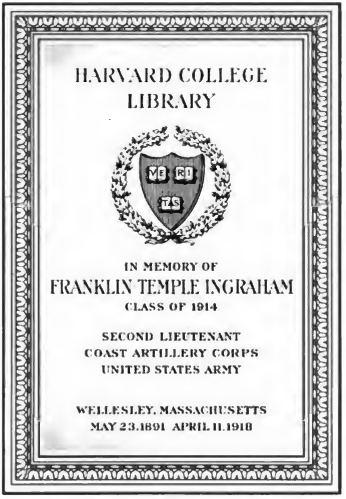
Maerz

Digitized by Google

Germ 274.4



Digitized by Google

März

Digitized by Google

März

Halbmonatsschrift für deutsche Kultur

Herausgeber:
Ludwig Thoma, Hermann Hesse, Albert Langen, Kurt Aram

Erster Jahrgang 1907

Zweiter Band
(April bis Juni)

Albert Langen
Verlag für Litteratur und Kunst
München

Digitized by Google

Pgerms 274.4

HARVARD COLLEGE LIBRARY
GRAHAM FUND
OCT 30 1946

Digitized by Google

Inhalt des zweiten Bandes 1907

Hauptteil

Politik

	Seite
Dr. Victor Adler, Die Wahlen in Österreich	425
L. von Bar, Die Haager Friedenskonferenz	400
Theodor Barth, Nationaldemokratie und Sozialdemokratie	97
Gothus, Preußens Tragik	190
Conrad Haußmann, Ultra-Montagnini	185
Et vous autres Allemands?	265
Wolfgang Heine, M. d. R., Sozialdemokratie und Landesverteidigung	345
Jean Jaurès, Das Ministerium Clémenceau und die Sozialisten	432
Oskar Muser, Die Verweltlichung des Staates	62
Friedrich Payer, Parlament und Presse in Deutschland	351
Francis de Pressensé, Deutschland, Frankreich und Marokko	101
Spectator alter, Rapallo, Tagebuchblätter	245
T. A. Spender, Das perfide Albion	270
* * *, Bülow	1

Volkswirtschaft

Georg Bernhard, Berliner Weltausstellung	111
Arbeiter Ernst Schuchardt, Im Arbeitshaus	495
Emile Vandervelde, Leopold II. und der Kongostaat	309

Wissenschaft

Paul Clémenceau, Die Schnellfeuer-Feldgeschütze in Frankreich und in Deutschland	478
Robert Hessen, Praktische Vorschläge zur Schwindsuchtsfrage	227
Kurd Laßwitz, Fühlen und Forschen	316
Ernst Schweninger, Zur Schwindsuchtsfrage	231

Kunst und Kultur

Avonianus, Shakespeare-Unsinn	487
Anton von Bucher, Briefe eines Pfarrers an die Jungfer Sopherl und Mariandl, da sie Nonnen werden wollen	199
Andrew Carnegie, Tagebuch einer Reise um die Welt, 1. Von New York nach San Francisco	147
Karl Fischer, Der Disputierhannes, Oberschwäbisches Kulturbild	140
Hermann Hesse, Gubbio	233
Montefalco	380

Digitized by Google

Seite

Robert Heſſen, Puritaner 25
Johannes V. Jenſen, Frank Norris: The Octopus! 67
Hermann Konsbrück, Das neue Rathaus zu München 34
Guſtav Meyrink, Fakire 165
Octave Mirbeau, Die offizielle Kunſt in Frankreich 387
Gherardo Spannocchi, Giosuè Carducci 156
Ludwig Thoma, Wilhelm von Diez 7
Hexenhammer 277
A. von Veſtenhof, Erinnerungen eines öſterreichiſchen Offiziers aus dem Sechsundſechziger Kriege
2. Königgrätz 74
3. Der Rückzug 236
Fritz Wolff, Berliner Sezeſſion 323

Erzählungen

Rudolf Hans Bartſch, Die Schauer im Don Giovanni 297
Karl Borromäus, Karl Aſenkofer, Die Geſchichte einer Jugend (Fortſetzung und Schluß) 43, 116, 208, 281, 358, 457
Martin Buber, Die Vogelſprache, Eine chaſſidiſche Legende. . . . 303
Ludwig Finckh, Graskönig 377
Knut Hamſun, Winterwälder, Novelle 129
Hermann Heſſe, Der Novalis, Novelle (Schluß) 49
Johannes V. Jenſen, Arabella, Eine Erzählung aus Singapore . 448
Jakob Schaffner, Die Laterne, Erzählung 217
Märzbriefe 441
Wilhelm Schäfer, Vom Schwarzverſiegelten, Eine Anekdote . . . 382
Ludwig Thoma, Pürſchgang 436
Ulrich Tott, Ingenieur Paulſen oder Der Kreiſel 367

Gedichte

Traurige Liebe, Altes fränkiſches Bauernlied 155

Illuſtrationen

Wilhelm von Diez, Dreiunddreißig Zeichnungen . . . . . 7 bis 24
H. Klimſch, Zeichnung zum Volkslied „Traurige Liebe“ 155
Profeſſor Ignatius Taſchner, Schillerdenkmal für St. Paul . . . 207
A. von Veſtenhof, Vier Skizzen aus dem Sechsundſechziger Kriege. 74, 78, 237, 244
J. Wackerle, Acht Zeichnungen zu Hermann Heſſes „Der Novalis“ 50 bis 61
Sechs Abbildungen zu dem Artikel „Das neue Rathaus zu München“ von Hermann Konsbrück . . . . . 35 bis 41

Digitized by Google

Seite
Vier Abbildungen zu dem Artikel „Fakire“ von G. Meyrink. . 165 bis 174
Sieben Abbildungen zu dem Artikel „Die offizielle Kunst in Frankreich“ von Octave Mirbeau . . . . . 387 bis 398
Drei Abbildungen zu dem Artikel „Die Schnellfeuer-Feldgeschütze in Frankreich und in Deutschland“ von Paul Clémenceau 479, 482, 485

Kunstbeilagen

Wilhelm von Diez, Selbstporträt . . . . . gegenüber 1
Wilhelm Schulz, Rococo . . . . . gegenüber 297

Rundschau

Politik

Georg Bernhard, Ignaz Auer † 253
Wilhelm Föllmer, Die erste deutsche Kolonialbahn 332
Gothus, „Nord und Süd?“ 85
rh, Der Gottesstaat auf Erden 176
Spectator alter, Die Rückkehr des verlorenen Sohnes 505

Volkswirtschaft

Georg Bernhard, Reiterwechsel 411
Rothschilds Klage 509
Arthur Feiler, „Sozialismus“ im preußischen Dreiklassen-Parlament 503
Sigmund Schott, Die Statistik und ihre Jünger 408

Wissenschaft

Friedrich Dobe, Noch einmal: „N-Strahlen und Od“ 180
Dr. Julius Reiner, Jungfräuliche Zeugung 87
Dr. Wilhelm Schüler, „Der Arzt“ 334

Kunst und Kultur

Peter Altenberg, Was ist ein Gedicht?! 181
Die Kralle 336
Dr. Erwin Franck, Das moderne Kunst-Schnell-Referat 89
Sir Galahad, Ein Wegweiser für „Heikle“ 417
Hermann Konsbrück, Jurysreie Ausstellungen 511
L., Woermann contra Simplicissimus 258
Dr. Emil Rechert, Die Wahrsagerin, Eine Alltagsgeschichte aus Österreich 514
W. R., Die Not der Künstler 260

Digitized by Google

Seite

Reinhard Syz, Bach in München 177
Don Giovanni und die große Oper 337
Joachim und die Quartettmusik 414
Ludwig Thoma, Ein Denkmal Friedrich Schillers 253
Der Kaiser in Wiesbaden 416

Glossen

Die Probe (Gedicht von Chr. Morgenstern) 93
„Der neuerworbene Donatello“ 93
Mensch und Affe 94
Aus der Kunststadt (Fall Hildebrand) 95
Das Praeputium Christi 96
Zum fünfzehnten April (Wilhelm Busch) 182
Die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet. — Zum „Fall Mottl“ 182
Deutscher Nationalverein 183
Eine medikohistorische Sammlung 183
Ein kleiner Racker 262
Das Recht zu altern 263
Mörikes Haushaltungsbuch 264
Anton von Bucher 264
Das Nationaltheater (Weimar) 340
Wem Gott ein Amt gibt, gibt er auch Verstand! (Kissingen) 340
Die diensttuenden Jesuiten des Vatikans 341
Billige Galerien 342
Münchner Bibliotheken 343
Mikroskope fürs Volk 344
Der Fall Grandinger 420
Der Konzertwinter 421
Stubenkühe 421
Der Hoftheaterprozeß (München) 422
Politesse de souverain 423
Der endgültige Novalis 424
Torpedo mit Ei (Mit einer Abbildung) 516
Fiskus und fausse couche 517
Die englische Studienkommission in München 517
Aus Bayern (Wahlen) 518
Neu-Byzanz (Ein Schullesebuch) 519

Digitized by Google

Bülow

Von * * *

Die deutsche Politik führt seit einem Vierteljahr den Namen Bülow. Erst seit einem Vierteljahr. Bis dahin hatten wir eine Reichspolitik. Unter den vielen, die in dieser Reichspolitik beschäftigt und geschäftig gewesen sind, war auch Bernhard von Bülow. Er war Baron, er ward Graf, und er ist Fürst. Im übrigen war er sich gleich geblieben.

Nun aber ist ein Ruck ins Geschichtliche eingetreten, oder wenigstens ins Politische. Eine liberale und persönliche Note schlug mehrfach an, sogar in der letzten Rede im Landwirtschaftsverein. Stille Hoffnungen heben schüchtern die kleinen Köpfchen im politischen Blätterwald, wie gelbe Schlüsselblumen. Kein Mensch kann garantieren, ob sie nicht erfrieren.

Aber man muß, wenn man dem Reichskanzler eine Aufmerksamkeit erweisen will, diesen Zeitpunkt der noch nicht eingetretenen Enttäuschungen rasch benützen. Denn wer bürgt, ob man in neun Monaten noch einen Leitartikel über Herrn von Bülow schreiben kann? Im vorigen Jahre war das noch unmöglich. — Oder ich frage: wenn Bernhard von Bülow Ostern 1906 aus dem Amt geschieden wäre, was hätte sich der Nachwelt Einprägenswertes erzählen lassen? — Handelsverträge im Kielwasser einer schutzzöllnerischen Mehrheit, Dreibundbrüchigkeit und Marokko mit seinem bitteren Nachgeschmack... Er war bis dahin politischer Vermittler gewesen, Vermittler nach allen Seiten, auch nach oben. Er mag im Palais sogar Erkleckliches geleistet haben, er lavierte, und das Zentrum ist sachverständiger Zeuge. Er sprach auch ganz gut, verbindlich und doch logisch. Er hat die Eigenschaften eines Sprechministers. Das ist viel, wenigstens für den Tagesgebrauch. Das hat er ererbt. Seinem Vater, welcher Vorsitzender der Prüfungskommission für das diplomatische Examen war, hat Fürst Bismarck, dem die Rede nicht leicht dahinfloß, das Zeugnis ausgestellt, er habe „in hohem Grade die Fähigkeit, fließend zu sprechen, ohne dem Zuhörer einen Eindruck von dem Sinn des Gesagten zu hinterlassen".

So wäre auch in den Tafeln der Geschichte von der leicht fließenden Politik des vierten Kanzlers geschrieben worden, wenn er sie im letzten Jahre abgeschlossen hätte.

Mit diesem Urteil soll dem Fürsten nichts vorenthalten werden, auf was er Anspruch hat. Nein, der Kanzler hat Eigenschaften, die über den Junker und Landedelmann beträchtlich hinausgehen. Und wenn jeweils am letzten Dienstag im Februar der Familienverband derer von Bülow, die vierzehn Goldmünzen im Wappen und viel Talent im Stammbaum führen, zusammenkommt und sich seiner großen Männer freut, dann ist die Genugtuung über die Bildung des allgemein beliebten Bernhard eine einstimmige und berechtigte Er lebte nicht bloß in Mecklenburg und Berlin, er lebte auch in Dänemark und in den Hansestädten. Dort war er sogar so intelligent, seine Mutter zu suchen. Der Kanzler hat eine bürgerliche Mutter und steht mit einem Fuß

Digitized by Google

auf dem Grund und Boden der königlichen Kaufmannschaft von Hamburg. Aber er lebte auch viel in Rom. Lange Jahre in Italien. Man muß nun ein klein wenig Talent zur Bildung haben, so geht es in Italien auf wie in einem natürlichen Treibhaus. Und Bernhard von Bülow hat auf diesem Gebiet ein beträchtliches Talent nach Italien mitgebracht und dieses Kapital dort und im Umkreis des Hauses Camporeale gut angelegt und vermehrt.

Unter allen Kanzlern ist der vierte im Gebiet der litterarischen und künstlerischen Interessen wohl der erste. Selbst seine Politik hat nach der Seite der Behandlung hin einen Stich ins belletristische. Freilich, ohne daß die belle arte von seiner Sympathie bisher einen merkbaren Vorteil verspürt hätten. Vielleicht entsprach es der nivellierenden Mannigfaltigkeit der verschiedenen geistigen Einflüsse, daß der Kanzler sich häufig treiben ließ. Aber wie gesagt: neulich hat es einen hörbaren Ruck getan. Vielleicht bleibt es bei diesem Reiz auf den Gehörnerv.

Auch die Politik, die keine festen Richtlinien hat — und vielleicht sie am meisten —, unterliegt dem Gesetz der Kausalität. Man muß sich die Dinge bei Leibe nicht so vorstellen, daß der Kanzler eines Morgens im Bett aufwachte und sich sagte: Ich habe das Lavieren satt und stelle mich auf meine liberalen Beine und will ein großer Staatsmann werden. So ist es schon deshalb nicht zugegangen, weil sich Fürst Bülow für einen gewiegten Staatsmann von langer Hand hält. Man kommt im auswärtigen Dienst und im Hinblick auf die ausländischen und inländischen Mitarbeiter leicht zu dieser Meinung. Jeder Diplomat hält sich für einen Staatsmann, und jeder Staatsmann für einen Politiker. Bernhard Fürst von Bülow war aber bisher noch nie ein Politiker von großem Stil. Vielleicht wird er noch einer. Es ist dies aber gar nicht so leicht, wie es aussieht. Die spätere Geschichte und vielleicht auch die Memoiren — die der Kanzler nicht schreiben will — werden es aufdecken, daß eine Art von diplomatischer Aktion dem Bruch mit dem Zentrum vorausgegangen ist. Scheinbar selbständig und nicht ursächlich.

Man ist von der Politik des Heiligen Stuhles in Berlin seit geraumer Zeit in immer stärkerem Maße abgekühlt. Wer von Berlin spricht, muß in erster Linie an den gekrönten Bewohner des Hauses am Domplatz denken. Also, Berlin stand mit dem Grafen Joachim Pecci, der auch unter der Tiara mit den feinen, schmalen Lippen verbindlich lächelnd reden und handeln konnte, auf ausgezeichnetem Fuß. Nach seinem Tod hatte man in Berlin auf eine vermehrte und verbesserte Auflage dieser Beziehungen zum Heiligen Stuhl gerechnet, in einer Zeit, in der die katholische Kirche sich von ihrer liebsten Tochter in Paris zurückgestoßen fühlte. Aber merkwürdig: Pius X. hält, was der Kardinal Sarto versprochen hatte. Er ist das Gegenteil eines Diplomaten, er hat in der gleichen Zeit, in der er über die Lage in Frankreich völlig desorientiert war, sich auch den Aufgaben nicht geneigt oder nicht gewachsen gezeigt, deren Lösung das Reich von ihm erwartete. Neben vielem Kleinen und manchem anderem hat der Papst in der polnischen Frage

Digitized by Google

versagt. Er blieb neutral, und weniger als neutral, vielleicht war er auch nur ohnmächtig. Aber auch Ohnmacht ist ein Fehler. In Polen hätte er Preußen wichtige Dienste leisten sollen. Statt dessen wütet der Schulstreit, und die Geistlichkeit trägt die Banner der antideutschen Erhitzung.

Dazu kamen andere persönliche Erfahrungen:

Die Abkühlung ist schon im Oktober zur Erkältung geworden, so daß man in Berlin in Ansehung der kirchenpolitischen Schwierigkeiten, die der Heilige Stuhl in Frankreich zu erleben hat, bei einer kompletten Gelassenheit angekommen ist. Vogue la galère! Frankreich hat seit Jahren ein nicht unverdientes Glück, das ihm bei seiner bahnbrechenden Energie auf dem Gebiete der Laisierung aufrichtig zu gönnen ist.

In diese Stimmungen, die sich zwischen Berlin und Rom aufgetürmt hatten, kamen nun die in schweren Stiefeln daherstolpernden Ungeschicklichkeiten des Zentrums. Hertling hat seit Jahren vergeblich gewarnt: „Laßt ab vom Hausknechtton! Wir müssen urbane Politik treiben.“ Zuerst sprang ein kleiner Erzschlauberger der Kolonialverwaltung auf die Hühneraugen und ungeschickt zwischen die Beine. Dann erging ein preußischer Zentrumsbeamter sich gegen die Reichsbehörden in Stilübungen, wie wenn er auf einem Sittlichkeitskongreß das Laster zu bekämpfen hätte. Und hernach tat sich die ganze Zentrumspartei auf wie ein kriegführender Generalstab.

Das alles muß man sich vergegenwärtigen und sich auch vorstellen, wie das hinter den Kulissen wirkte, wo man Proben früherer Zentrumsgeschmeidigkeit hatte.

Hier das Zentrum und auf der anderen Seite die Sozialdemokratie, die sich an ihren eigenen Leitartikeln berauscht und in den Glauben an die eigene Unüberwindlichkeit hineingesteigert hatte.

Nein, es war kein freier Wille, es war Zwang, als Bülow die nächste beste Unregelmäßigkeit in der Leitung benützte und Kurzschluß machte, auf die Gefahr einer elektrischen Entladung.

Dabei sah der Reichskanzler Bülow weniger das Wachstum der politischen Stimmungen in Deutschland, die nach politischer Erneuerung nicht der Gruppierung, sondern der Gedanken dürsten, — nein, er sah neben und unter der Reichsregierung nur zwei Richtungen rechts und links von sich.

Bei seiner künstlerischen Phantasie hat er sich im Traum der Dezembernächte selbst als Laokoon geschaut, bedroht von zwei heranschleichenden züngelnden Gegnern.

Und nun meint er, er selbst habe sie zerdrückt, er habe sich und die Jünglinge rechts und links gerettet und habe Anspruch auf ihre Dankbarkeit. Er richtet sich auf, und Laokoon in aufrechter Stellung ist nach Lessing ein wohlgebauter Mann gewesen.

Der Kanzler hatte Glück bei den Wahlen. In seiner letzten, für die politische Lage interessanten Rede unter den Agrariern, von denen er sich die Erlaubnis erbittet, liberaler werden zu dürfen, kommt der Satz vor: „Wir müssen

Digitized by Google

dem Schwein dankbar sein." Er und die Agrarier haben das wörtlich verstanden und beklatscht. Aber es hat noch einen tieferen Sinn. Fürst Bülow hat auch noch nach den Wahlen das Glück, vom Zentrum „geschnitten" zu werden. Die Herren Schädler, Heim und Genossen haben beschlossen, seinen Salons nicht mehr die Ehre ihres Besuches zu erweisen. Die armen Salons, in denen so viel Schönheit versammelt ist, die armen Perserteppiche von erlesenem Geschmack, auf denen der elastische Schritt des Herrn von Orterer sich nicht mehr zu wiegen geruht!

Sie wollen ihn stürzen und werden ihn stützen. Man kommt auf die billigste Art und Weise in den Geruch eines liberalen Helden, wenn man einen Schild, gespickt mit Zentrumsgeschossen, aufweisen kann.

Aber darin eben liegt die Gefahr. Diese Gegnerschaft verspricht Bundesgenossenschaft, und daran wird sich Bülow, der deutsche Ritter vom goldenen Vlies, genügen lassen. Er wird ein paar überreife technische Reformen, die ungeschüttelt vom Baume fallen, schon für eine liberale Periode halten, und er wird sagen, sie sei schöner als die erste, wie der wiederverheiratete Witwer seiner zweiten Frau regelmäßig versichert, er wisse jetzt erst, was Liebe sei. Überhaupt hat er die politische Genügsamkeit allzulange kennen gelernt und dabei erfahren, daß ein geschickter Sprechminister auch mit Unterlassungssünden und Trugschlüssen durch die Maschen der Parlamentsdebatte kommt. Schon Carlyle hat beobachtet, daß Reden das leichteste am Regieren sei, und daß man mit einer sympathischen Handbewegung oder Kopfhaltung leicht den parlamentarischen Beifall auslösen kann. Das kam ihm, dem Kanzler, zugut, zum Beispiel damals, als er das persönliche Regiment siegreich wegdisputierte.

Wir haben kein persönliches Regiment, denn wir halten uns streng an den Text der Verfassung. Die Verfassungsurkunde verbietet in keinem ihrer achtundsiebzig Artikel, daß der Kaiser politisch rede, toaste oder depeschiere. Was nicht verboten ist, ist erlaubt. Also sind allerhöchste politische Kundgebungen verfassungsmäßig; folglich haben wir eine verfassungsmäßige und keine persönliche Politik. Quod erat demonstrandum. Übrigens bin ich selbstverständlich mit allem einverstanden, was geredet oder telegraphiert worden ist, damit haben Sie als Beilage auch noch die staatsrechtliche Verantwortung, meine Herren; alles ist in Ordnung. Was wollen Sie mehr? — Nicht ungründlicher und nicht sophistischer kann eine große Frage umsegelt werden. Denn wenn die Verfassung den Kaiser unverantwortlich und den Kanzler verantwortlich macht, so ist der tiefste Sinn dieser lakonischen Ausdrucksweise, daß der Kaiser durch den Kanzler Politik zu machen hat, nicht ohne ihn und nicht neben ihm. Sonst ist die Verantwortlichkeit des Kanzlers eine Spielerei. Ein politisierender Kaiser steht außer der Verfassung und müßte konsequenterweise vor dem Parlament persönlich zur Verantwortung gezogen werden. Der Trick aber, gute Miene zu jedem Spiel zu machen und nachträglich sich mit allem einverstanden zu erklären, setzt nicht bloß den Schein, sondern die Unglaubwürdigkeit an die Stelle der Wahrheit. Ebenso darf der Kanzler

Digitized by Google

höchstens auf der Tribüne, aber nicht unter vier Augen aussprechen, daß die politischen Kundgebungen, die ohne den Kanzler improvisiert wurden, die Lage nicht schon häufig schädlich belastet und häufig eine materielle Redressierung nötig gemacht hätten. Denn unter vier Augen müßte er darüber als über eine Unwahrheit erröten und gestehen: wir haben ein reichliches Maß persönlicher Politik.

Also hier muß der Kanzler offen einsetzen, sonst ist er und auch noch ein Nachfolger ein Famulus. Auch der ganze Zuschnitt der staatsrechtlichen Kanzler-Verantwortlichkeit ist nicht auf die Dauer durchzuführen. Sie ist eine Fiktion, wenn der Kanzler nicht jene Riesenkraft besitzt, in allen Ressorts die Direktiven zu geben: eine Kraft, die sich Bismarck zutraute. Fürst Bülow muß hundertfach gefühlt haben, daß dies über die Kraft geht, auch wenn diese Kraft das Mittelmaß übersteigt. Was kümmerte sich der Kanzler viel um die Kolonialpolitik! Sein neuer Adlatus erklärt nach dreimonatiger Einarbeitung, das bisherige System sei falsch gewesen; er bittet, man solle das System, nicht aber die Personen angreifen. Darunter versteht er seine Beamten. Aber wer ist für das System verantwortlich? Laut Verfassung der Reichskanzler, dem es aber gar nicht einfällt, sich für das falsche System verantwortlich zu fühlen. Jedermann, so beruhigt er sich, muß merken, daß ich mich nicht um die Kolonien kümmern und mich nicht einarbeiten konnte. Also, wenn Fehler und Torheiten gemacht wurden, was geht das mich an! So beißt sich die Kanzler-Verantwortlichkeit in den Schwanz, ohne daß dieser Schwanz es spürt. Diese Schmerzlosigkeit des Schwanzes ist das schmerzliche, denn sie führt mit der Zeit nicht zur Schwanzlosigkeit, sondern zur Kopflosigkeit. Der leitende Staatsmann, Parlament und Untergebene gewöhnen sich allmählich an den Mangel an Aufsicht, weil der Kreis für die Aufsicht zu groß geworden ist. Die Kanzler-Verantwortlichkeit ist nächstens nicht bloß Papier, sondern bloß noch Druckerschwärze ohne Papier.

Das Ding geht auf die Dauer nicht. Die hohen Interessen der riesig wachsenden Reichsverwaltung können des Schutzes nicht entbehren, der in der persönlichen Verantwortung des einzelnen Ressortchefs liegt, und dieser persönlichen entspricht die staatsrechtliche Verantwortung von Reichsministerien. Es gibt Parlamentspräsidenten, die es für ordnungswidrig halten, dem Kanzler zu sagen, daß einzelne Verwaltungsgebiete ihm terra incognita seien. Das beweist doch aber nur, daß manchen Reichstagspräsidenten das Land, in dem das Unterscheidungsvermögen liegt, streckenweise terra incognita ist. Vielleicht, weil ihnen die staatsrechtliche Fiktion zu Kopf gestiegen ist. In Wahrheit ist es ein Widersinn, einem Menschen Vertrautheit mit allen Staatsgebieten zuzumuten, oder ihm ohne solche Vertrautheit die Verantwortung für diese Gebiete zuzuschieben.

Man läßt jetzt einen Kolonialdirektor zum Staatssekretär aufwachsen. Aber das ändert doch nur Titel, Rang, Gehalt und Zahl der Untergebenen. Staatsrechtlich bleibt der Staatssekretär Famulus und der Kanzler Kolonialminister.

Digitized by Google

Bernhard der jüngere reist nach Afrika, um sich eigene Sachkunde zu erwerben. Bernhard der ältere, der ohne Sachkunde in Europa, Wilhelmstraße Nummer siebenundsiebzig, bleibt, ist verantwortlich. Das ist nicht mehr ernst zu nehmen. Und wenn Bülow ein Staatsmann ist, so muß er hier den Finger in die Wunde legen.

Im übrigen fängt Dernburg an, Bülow in Berlin zu beschatten. Ein Grund mehr für den Kanzler, sich zu strecken und größer zu werden durch politische Taten. Erweckte Hoffnungen verpflichten. Geknickte Hoffnungen vernichten.

Aber wer ist so treuherzig, das ganze politische Heil aus einem Ministerhotel zu erwarten. Bei niemand wäre dies verhängnisvoller als bei dem Kanzler, der im Jahre Null des zwanzigsten Jahrhunderts in das schöne Kanzlerhotel eingezogen ist. Er hat seither geglaubt, die Erfahrung machen zu können, daß man vorwärts komme, wenn man sich schieben läßt. Es ist dies auch weniger anstrengend. Auch jetzt besteht wieder eine hohe Wahrscheinlichkeit, daß er auf diese Art der Fortbewegung wartet. Oben, an der Stelle, gegen die der Vorwurf mangelnder Impulse nicht erhoben werden kann, ist zurzeit eine Strömung flüssig, die man, wenn man euphemistisch sprechen wollte, liberal nennen könnte. Richtiger ist es, zu meinen, daß eine konservativ-orthodoxe Stimmung zurzeit nicht in Wirkung ist. Ja, auf dem Gebiet der Börsengesetzgebung hat sich die volkswirtschaftliche Erkenntnis via Hamburg und Bremen so verbreitet, daß Fürst Bülow einen entsprechenden Gesetzentwurf einzubringen nicht unterlassen kann. Aber möge er ja nicht annehmen, daß es schon eine große Tat sei, eine Borniertheit zu redressieren. Er wird mehr tun müssen; aber die öffentliche Meinung muß nachhelfen. Die politischen Kreise, die eine Entwicklung erhoffen, sollten das Geschick haben, sich zu konzentrieren und die Bevölkerung zu interessieren, und dadurch politisch zu organisieren. Das Reichsregiment ist durch die Wahlen vor einer Niederlage geschützt worden. Dieser Schutz wurzelte noch nicht in festem Vertrauen, er will erobert werden und wird nicht mit ein paar Personalveränderungen verdient, die den Kanzleien in Berlin und den Zeitungsartikeln zu reden geben. Das Volk beachtet Einzelschiebungen kaum. Der leitende Staatsmann muß zu der Erkenntnis durchdringen, daß das Vertrauen des Volkes dauernd geschaffen werden muß, nicht der Regierung wegen, sondern des Volkes wegen, denn es ist das wichtigste Element politischer Volksgesundheit und deshalb ein oberstes Gesetz der staatlichen Entwicklung. Die Lehre ist alt und ist oft vergessen worden, so alt sie auch ist. — „Was sind die Mittel, ein Staatswesen zu lenken?“ fragte ein Chinese vor zwei und einem halben Jahrtausend den politischen Altmeister Kung-fu-tsze, und dieser respondierte: „Hinreichende Ernährung, hinreichende Wehrkraft und das Vertrauen des Volkes.“ — „Wenn man aber nicht umhin kann, auf eines zu verzichten, welches von den dreien wäre dann zuerst preiszugeben?“ — „Die Wehrhaftigkeit,“ lautete die Antwort. — „Wenn man aber nicht umhin kann, auch auf eines der beiden anderen zu verzichten, was wäre

Digitized by Google

dann zuerſt preiszugeben?" — Der Meiſter ſagte: „Die Ernährung. Von alters her iſt der Tod allen gemeinſam, ohne Vertrauen aber kann ein Volk nicht beſtehen." — Das ſprach und erkannte derſelbe alte Konfucius, der einmal ſagte: „Fürſt zu ſein iſt ſchwer, Miniſter zu ſein iſt nicht leicht."

Wilhelm von Diez

Von Ludwig Thoma

Mit 33 unveröffentlichten Zeichnungen von W. von Diez

Am 25. Februar 1907 iſt Wilhelm von Diez in München geſtorben; ein großer Künſtler und ein ſchlichter Menſch.

Er wurde in Sankt Georgen bei Bayreuth geboren, iſt aber ein echter Altbayer geworden und hat die gute Art unſeres Stammes mit künſtleriſcher

Digitized by Google

Bildung sich so zu eigen gemacht, daß sie für sein Wesen charakteristisch geworden ist.

Es werden viele Anekdoten über ihn erzählt, die alle ihre Pointen in einer gewissen Rauheit suchen.

Ob erfunden oder wahr, sie geben kein rechtes Bild von dem Manne.

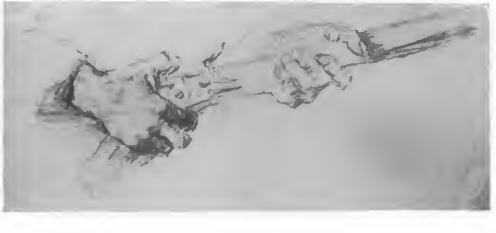
Er war jeder Pose abgeneigt; auch der grobianischen. Freilich, sein wahrhaftiger und bescheidener Sinn schützte sich mit Derbheit gegen allen Unfug, der sich an den Erfolg hängt; aber gerade darum war er feinfühlend und vornehm wie wenige, weil er sich lärmende Bewunderung vom Leibe gehalten hat.

Die Flachheit der „besseren Kreise" hat ihn, wie noch jeden echten Künstler, abgestoßen. Doch Wilhelm Diez besaß auch die Kraft, sich abzuschließen.

Er opferte der Gesellschaft keine kostbare Stunde seiner Arbeit oder seiner Erholung. Er blieb auf sich gestellt und blieb beim kleinen Volke, das sich noch Eigenart erhalten hat.

Am Streite der Richtungen und Programme hat Diez nicht teilgenommen. Er sah mit behaglichem Schmunzeln zu, wie die Moden wechselten und die Gottheiten kamen und wieder verschwanden.

Ihn hat fremder Erfolg nie den Neid geweckt und der eigene nie die Strenge gegen sich selber genommen. Die viel vermögenden Jünglinge, welche in den Zeitungen den Ruhm der Schaffenden abwägen, fanden bei ihm verschlossene Türen.



Digitized by Google

Das hätte dem Alten gerade gepaßt, der gönnerhaften Neugierde alle fröhlichen Heimlichkeiten seines Künstlerherzens bloß zu legen!

So kam es, daß der Name des genialen Künstlers in der letzten Zeit seltener genannt wurde, während ringsumher Propheten und Wundertäter erstunden.

Ihm war das recht und angenehm, denn seine Scheu vor dem Lärm des Marktes wuchs mit den Jahren.

Digitized by Google

Andere aber haben die Pflicht, von seiner hohen Meisterschaft zu reden. Man hat Diez als Maler Gerechtigkeit widerfahren lassen; seine Bilder sind hoch eingeschätzt und gelten als begehrte Schmuckstücke heimischer und fremder Galerien; auch der bemittelte Bürger weiß vom Maler Diez, daß er Raubritter und Schnapphähne mit köstlichem Humor gestaltet hat. In den Salons der Kunstvereinsmitglieder hängen gute Reproduktionen, welche die gemeingültige Ansicht bestätigen.

Seine Lehrtätigkeit wird mit reichem Lobe bedacht, und allerdings ist ihm die Münchner Akademie zu größtem Danke verpflichtet. Vom Zeichner Diez aber hört man nicht viel, und doch ist klipp und klar darüber nicht weniger zu sagen, als daß er hinter keinem zurücksteht und manchen übertrifft, dessen Ruhm nationales Evangelium geworden ist.

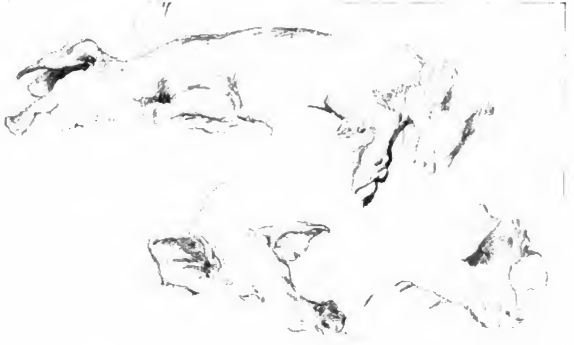
Neben der bizarren Tatsache, daß Friedrich Steub ohne rechte Beachtung blieb, kann auch die Raschheit, mit welcher die Erinnerung an die zeichnerische Tätigkeit unseres Meisters Diez verblaßte, den Unwert der geräuschvollen Tageskritik beweisen.

Bändereiche Werke hat Diez mit kostbaren Zeichnungen geschmückt; ich nenne nur Scherrs Germania, Schillers Geschichte des Dreißigjährigen Krieges. In den sechziger Jahren hat es keine nennenswerte Zeitschrift gegeben, die nicht wertvolle Beiträge von Wilhelm Diez gebracht hätte. An den Fliegenden Blättern hat er jahrelang mitgearbeitet und die Samm-

Digitized by Google

lung der Münchner Bilderbogen um manches reizvolle Blatt bereichert.

Staunenswert sind der Reichtum und die Vielseitigkeit des Künstlers. Weil er die Zeit des großen Krieges mit verblüffender Intuition geschildert hat, wollte man seiner Kunst dieses Säkulum als besonderes Gebiet zuweisen.



Digitized by Google

Aber Diez hat zierliche Rokokohelden wie Szenen aus der französischen Revolution, oder Soldaten der Napoleonischen Armee nicht weniger charakteristisch wieder gegeben.

Das Beste vielleicht schenkte er uns in den prächtigen Typen, die er unmittelbar aus dem Volke gegriffen hat.

Bauern, Fuhrleute, Jäger, Soldaten, Holzknechte, alle frisch und lebenswahr gesehen, keck hingeworfen, lebhaft und charakteristisch in der Bewegung, mit souveränem Humor dargestellt.

Nicht zu vergessen der Tiere!

Wer hat wie Meister Diez Pferde gezeichnet? Vom Karrengaul und Postklepper bis zum breitrückigen bayrischen Kavalleriepferd, das zu der selbigen Zeit noch alle Gangarten mit maßvoller Überlegung und mit Behaglichkeit vollführte? — Mit ein paar sicheren Strichen gibt er

Digitized by Google

jede Eigentümlichkeit, gibt er Stimmung, Bewegung mit einer Meisterschaft wieder, die nicht übertroffen werden kann. Man betrachte nur einmal so eine Kavallerieattacke, die er im Manöver auf ein kleines Quartblatt hingeworfen hat.

Wie die Pferde zum Galopp ansetzen, den Berg hinaufklimmen, wie in den angedeuteten Figuren der Eindruck der geschlossenen Masse festgehalten ist! Und wie im kleinsten Maßstabe die Haltung der Reiter zur Geltung kommt!

Wer in den Skizzenbüchern blättert, welche Diez im Manöver 1867 bei sich

Digitized by Google

führte, staunt darüber, wie der Künstler in wenigen Tagen das soldatische Treiben erschöpfend geschildert hat; Marschbilder, Kämpfe, die Rast im Quartier, Arbeit der Handwerker, Stallidyllen, wilde Bewegung und beschauliche Ruhe, alles ist in winzigen Figuren von Mann und Roß mit überraschender Treue zur Anschauung gebracht. Und wie malerisch das gezeichnet ist! Jedes Blatt ein Bild von pikanter Wirkung. Man hört heute nicht selten den Sinn für phrasenlose Natürlichkeit und Wirklichkeit als moderne Errungenschaft preisen.

Vor den Zeichnungen unseres Meisters empfindet man recht die Lächerlichkeit der Pfadfinder und Entdecker, die alles für neu halten, was sie gerade gelernt haben.

Digitized by Google

Auf allen Ausflügen hatte Diez das Skizzenbuch als treuen Begleiter bei sich; jeden Eindruck hielt er fest. Seine besondere Liebe hatte unser altbayrischer Bauer mit Hof und Baumannsfahrnis; er hat mit unbestechlicher Wahrheitsliebe seine ernste Arbeit geschildert, aber auch seine Absonderlichkeiten, denen uraltes Herkommen und derbe Natürlichkeit künstlerischen Reiz verleihen.

Und darin hat sich Diez als großen Humoristen gezeigt, wie er mit heimlicher Freude die Echtheit unserer Schollentreter festhielt.

Dabei war er ein tiefgründiger Kenner und Freund der heimatlichen Landschaft. Die großartigen, aber starren Formen der Berge liebte er nicht; ihm ging das Herz auf vor den Schönheiten

Digitized by Google

der weitgestreckten Moore, der wasserreichen Hochebene, der sanft anschwellenden Hügel, die ihre Grenze bilden.

Das Ampertal, in dem heute vor ungezählten Staffeleien ganze Künstlerkolonien sitzen, hat er noch als einsamer Wanderer durchquert, und er kannte jeden Forellenbach. Denn zeitlebens war Diez ein kundiger Jünger des heiligen Petrus. Wenn ihn die Pflicht der Schule losließ, griff er zur Angel und fischte die hurtig eilenden Bäche entlang. Und dann war ihm am wohlsten, wenn er mit gefülltem „Lagel" den Heimweg antrat und im bäuerlichen Wirtsgarten vor sachverständigen Hörern die Ereignisse und Zufälligkeiten der Fischerei besprach.

Bei einer solchen Gelegenheit habe ich den trefflichen Mann kennen lernen, und seine herzliche Natürlichkeit ist mir in lieber Erinnerung geblieben.

Neben dem Fischlagel führte Diez stets sein Skizzenbuch mit sich, und oft legte er die Angelgerte weg, um einen heimlichen Platz mit dem Stifte festzuhalten; überhängende Weiden und lustige Sonnenkringel, die auf dem träumenden Wasser spielen. Daraus aber schöpfte er seine unvergleichliche Kraft und Vielseitig-

Digitized by Google

keit, daß er sich vor der Natur stets als Lernender fühlte. Von ihr hat er die Gesetze seiner Kunst empfangen; und wie sie den Jüngling, der Schulzwang und Methode haßte, heranbildete, so hat sie dem reifen Künstler Eigenart und Frische erhalten. Sein Lebenslauf zeigt in bewundernswerter Geschlossenheit den ernsthaften Mann, der unwandelbar an seiner Vollendung arbeitete.

Neben Menzel und Leibl der dritte Große, den der Erfolg niemals an innerlicher Vertiefung hinderte.

Wilhelm von Diez wurde geboren den 17. Januar 1839 als Sohn eines evangelischen Pfarrers zu Sankt Georgen bei Bayreuth.

Vom Pfarrer Diez wird erzählt, daß er sich durch liberale Ideen die Ungnade des Konsistoriums zugezogen habe.

Wenn dem so ist, dann hat der Künstler als schönes Erbteil von seinem Vater die freiheitliche Gesinnung überkommen. Sein Leben lang hat er jeder Unterdrückung wie jeder Hochnäsigkeit furchtlose Gegnerschaft gezeigt.

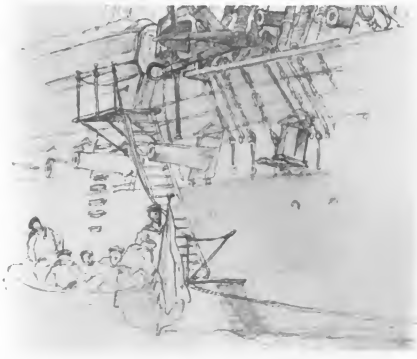
Den ersten Zeichenunterricht erhielt der junge Diez an der Bayreuther Gewerbeschule. Im Alter von vierzehn Jahren besuchte er die polytechnische Schule in München, und zwei Jahre später trat er in die Akademie ein, an deren Spitze W. von Kaulbach stand. Klassizisten und Naturalisten lagen sich damals gewaltig in den Haaren, und es gab so starken Lärm wie stets, wenn Methoden und Systeme aufeinander platzen.

Wilhelm Diez aber kam zu einer heilsamen Erkenntnis: daß neben zwei sakrosankten Meinungen immer noch eine dritte und beste, nämlich die eigene, bestehen könne.

Er besaß zu viel Eigenart, als daß er auf eingezäunten Pfaden voranschreiten wollte, und er kehrte der Schule den Rücken.

Die Kunstgeschichte weiß uns zu

Digitized by Google



erzählen, daß er sich nun eifrig dem Studium der alten Meister, insonderheit der Niederländer, ergeben habe.

Und gewiß ist sein Können an ihnen erstarkt.

Wer mochte klarer alle Tugenden Wouvermans erkennen, und wer mochte mit so behaglicher Freude die Schimmel dieses trefflichen Holländers bewundern, wie der junge Wilhelm Diez?

Oder auch, wer konnte alle Humore des Leydener Malers und Schankwirtes Jan Steen mit so respondierendem Gemüte erblicken wie er?

Aber sein Lernen war kein Unterordnen. Als Bestes empfing er wieder von den Meistern den Hinweis auf das derbe, vollsäftige Leben, das, heute wie je, unerschöpfliche Schätze birgt.

Diez hat sie gesucht und gefunden. Er begann in unermüdlicher Arbeit sein Skizzenbuch zu füllen. In den Kneipen Altmünchens fand er so feine Be-

Digitized by Google

häbigkeiten, wie sie je sich in der Schankwirtschaft Jan Steens an den Tischen räkelten.

Zu derselben Zeit herrschte noch bodenständiges Bayerntum in der königlichen Haupt- und Residenzstadt; alles fremdartige wurde wie Krankheitsstoff von diesen Philistern ausgesondert, und keine aufregende Zeitfrage konnte die Traumseligkeit dieser Stadt stören, in der es nur Lärm gab, wenn der Zapfen in das riesige Bierfaß geschlagen wurde.

Hier gingen Eigenarten und gröbliche Spaßhaftigkeiten auf und erstickten im fröhlichen Wuchern die Nervosität des Säkulums.

Dieses Spießbürgertum rückte die Ellenbogen noch enger aneinander und hielt den Blick noch mehr auf das Kleine gerichtet als die ehrenwerte Bevölkerung von Leyden, Antwerpen oder Haarlem.

Diez saß mitten unter ihm und erquickte sich Herz und Augen. Und verewigte die fröhlichen Böotier vom Isarstrande, welche man in feierlicher Unwahrhaftigkeit auch selbigesmal schon Athener benamste.

Nach der Schneeschmelze aber wanderte der junge Künstler vor die Stadt hinaus und erprobte seine wachsende Meisterschaft an Landschaft und Tieren.

Denn auch diese Lehre hatte er von den Nieder-

Digitized by Google

ländern gewonnen, daß einer vieles können müsse.

Im Remontengestüte zu Graßlfing hat er jahrelang Pferde gezeichnet und ist auch dort unter Anleitung des ihm befreundeten Veterinärarztes Schneider und des Schlachtenmalers Heinrich Lang ein guter Reiter geworden.

Der vierte in der fröhlichen Gesellschaft war ein dicker Wachtmeister, dessen Konterfei wir in den Fliegenden Blättern von damals öfter begegnen. Er spendete der Kunst unseres Wilhelm Diez gewichtiges Lob, während er sogar amtliche Bedenken gegen die Zeichnungen Langs hegte.

Der wollte aus den guten altbayrischen Rössern feingliedrige englische Vollbluttiere machen, und mit Recht hielt ihm der brave Ehevauxleger vor, daß man in München erschrecken müsse über die mageren Viecher und auf den Gedanken komme, daß er, der königliche Wachtmeister, seine Pflegebefohlenen in schlechtem Futter halte.

Er ließ sich nur mit Mühe beschwichtigen, und wenn er beim abendlichen

Digitized by Google

Tarock schon seinen Günstling Diez betrog, so plünderte er gewiß den verdächtigen Heinrich Lang mit allen Feldwebelkünsten gründlich aus.

Seine Lebensnotdurft konnte Diez schon damals mit dem bestreiten, was er sich als Illustrator verdiente. Es war nicht viel, aber es genügte, um es mit Kameraden zu teilen.

Denn auch in bescheidenen Verhältnissen war der gutherzige Mann niemals karg gegen andere; und so schlicht er lebte, das Geld ist ihm stets locker gesessen, wenn er einem helfen konnte.

In der sorglosen Junggesellenzeit führten er und einige Freunde gemeinsame Wirtschaft; was einem gehörte, gehörte auch den anderen. Die Kosten der einfachen Freuden mußte bestreiten, wer gerade etwas hatte. Und wenn Diez eine Zeichnung zu Braun und Schneider brachte, warteten oft Gedon und Wagmüller vor dem Hause, um alsdann mit dem Honorare einen schönen Abend im Hofbräuhause aufzutun.

Gegen die Mitte der sechziger Jahre wuchs der Ruhm des Künstlers, und er galt neben Menzel als der beste Illustrator. Auch von auswärts kamen nun zahlreiche Aufträge, und die Arbeit häufte sich. Als 1868 ein Werk über die junge deutsche Marine herausgegeben werden sollte, erging an Diez der Ruf, das Buch zu illustrieren. Er verbrachte mehrere Wochen in Kiel, und auf dem Schulschiffe „Gefion" machte er eingehende Studien. Auf der Rückreise kam er nach Dresden und sah hier mit Entzücken die unschätzbare Sammlung niederländischer Meister, darunter über sechzig Bilder seines verehrten Philips Wouwerman. Im

Digitized by Google

Herbſte 1867 war ihm ein Lieblingswunſch erfüllt worden. Das Kommando des erſten Armeekorps erteilte ihm und Heinrich Lang die Erlaubnis, das Manöver mitzumachen und forderte die Herren Offiziere auf, den beiden Künſtlern jeden möglichen Vorſchub zu leiſten. Unterfertigt von Prinz Luitpold, dem jetzigen Regenten. Diez ritt das Manöver mit, und drei Skizzenbücher voll prächtiger Zeichnungen beweiſen, wie ſtark ihn das bewegte Leben angeregt hat.

Man begreift, daß Heinrich Lang es ſehr bedauerte, als ſein Freund ſich entſchieden weigerte, die gleiche Genehmigung für den Feldzug 1870 einzuholen.

Aber man findet auch dieſe Ablehnung begreiflich. Der tägliche Verkehr mit allen Viel- und Hochmögenden, die in einem Generalſtabe verſammelt ſind, mußte Diez ebenſo unerträglich erſcheinen wie der Anblick der Leiden und Unmenſchlichkeiten des Krieges. Er hat das nicht etwa mit pathetiſchen Worten beteuert, er hat es kaum angedeutet.

Aber es iſt ſelbſtverſtändlich für jeden, der Wilhelm Diez kannte.

Den feinfühligen Mann ſtieß ſogar die Jagd ab; er wollte nicht teil daran haben, wenn eines der ſchönen Tiere, die er ſo oft in Heide und Wald beob-

Digitized by Google

achtete, getötet wurde. Und wenn ihm jemand vorhielt, daß man von diesem Gesichtspunkte aus auch die Fischerei verurteilen müsse, konnte er mit großem Eifer darüber reden, daß es sich dabei nur um untergeordnete Tiere handle.

Mit seiner Berufung an die Akademie zu München 1871 endete die Zeit des ungebundenen Wanderns.

Nun wirkte er selbst an der Schule, welcher er einstens den Rücken gekehrt hatte, als er über den „Abschied Boabdils“ mit Piloty uneins geworden war.

Der Lehrer Diez vergaß nicht, was den Schüler abgestoßen hatte; er stellte nicht unumstößliche Prinzipien auf, ließ jedem Talente offene Bahn und gewann den größten Einfluß durch freie Anregung.

Als Maler hat Diez schon mit seinem ersten Bilde „Fliehende Marodeure“ große Anerkennung gefunden; sein Ansehen wuchs mit jedem seiner Werke, die nun in reicher Fülle folgten. Seine Stoffe entnahm er zunächst der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Staunenswert ist, wie jedes Detail der Stimmung der Zeit angepaßt ist. Wie die Darstellung aus dem sichersten Können herauswächst, so stützt sich die unmittelbare Anschauung auf liebevollstes Studium und tiefgründiges Wissen.

Seinen stillen Humor zeigte Diez, wenn er Schnapphähne malte. Sie haben gar nichts Grausiges, Wildes, Groteskes an sich. Es sind Lumpen, deren Handwerk und Charakter wir verstehen können. Menschen, die aus der Bahn geworfen sind und nach dem Geiste der Zeit ihre entgleisten Existenzen führten.

Keine Berserker, sondern gewöhnliche Spitzbuben, die gefährlich wurden, wenn ihnen das Geld zum Saufen fehlte.

Die Anregung zu diesen Bildern fand der Meister wohl in der Lektüre Grimmelshausens, den er nie ganz beiseite legte.

Auch dann nicht, als sich sein Interesse der Rokokozeit zuwandte, dem wir unter anderen das schöne Bild „Picknick im Walde“ verdanken.

Unterweilen war Diez längst glücklicher Ehemann und Familienvater geworden.

Sein Skizzenbuch würde es dem erzählen, der es sonst nicht wüßte. Darin findet sich Blatt um Blatt gefüllt mit prachtvoll gezeichneten Kindern. Und aus der Stimmung heraus entstanden wohl die Bilder „Anbetung der Hirten“ und „Ruhe auf der Flucht nach Ägypten“, von denen ihm das erstere im Jahre 1883 die goldene Medaille brachte. Das schlichte, große Empfinden, welches hier der Künstler zeigt, hat auch den Menschen geschmückt.

Er suchte keine Freude außerhalb der Familie, und wer heute viel von seiner Rauheit zu erzählen weiß, mag keine Ahnung von der liebenswerten, gemütvollen Art des Mannes haben.

Es ist von seinem Leben in den letzten Dezennien wenig zu erzählen; vieles freilich von seinem Schaffen, aber davon reden am besten seine Werke. Eines mag noch gerühmt werden: Wie seine Einfachheit unverändert blieb, als er mit hohen Orden und Auszeichnungen bedacht war. Er fehlte überall, wo sich

Digitized by Google

die beste Gesellschaft trifft und gegenseitig besieht, und das hat kein noch so Feiner und Vornehmer fertig gebracht, daß er in seinem Salon den berühmten Künstler Wilhelm von Diez herzeigen konnte.

Dabei war er keineswegs menschenscheu oder verschlossen.

Es wohnte ihm eine stille Heiterkeit inne, die sich natürlich und ungezwungen gab, sich aber scheu zurückzog vor allem, was seinem Wesen fremd war.

Die Schwächen seiner Mitmenschen beurteilte er mit Nachsicht und Humor; nur Hochmut und Härte waren ihm verhaßt.

Er fühlte sie mit unbeirrbarer Sicherheit auch da heraus, wo sie mit klugen Redensarten umkleidet im öffentlichen Leben erschienen. Und er scheute kein kräftiges Wort aus Vorsicht. Wer seine Entrüstung sah, mußte ihn auch darum lieben.

So alles in allem hat sich nicht nur der große Künstler Wilhelm von Diez, sondern auch der prächtige Mensch ein dauerndes Andenken gesichert.

Digitized by Google

Puritaner

Von Robert Heſſen

Es gibt eine alte Oper von Bellini: „Il Puritani“, doch ſie ſpielt in England und hat mit den italiſchen Geſinnungsverwandten nichts zu tun. Dieſe nannten ſich, vier Jahrhunderte vorher, mit griechiſcher Ableitung „Katharer“, die Reinen, in lombardiſcher Mundart „gazzari“, woraus dann das deutſche Wort „Ketzer“ entſtand.

Erſt neuerdings haben ſich Stimmen vernehmen laſſen, um unſer Mitleid für das jämmerliche Schickſal jener erſten „Reinen“ einzuſchränken; und in der Tat unterliegt es keinem Zweifel, daß ſie im Punkte der Toleranz um kein Haar beſſer als ihre Verfolger waren. Hinter der ſchlichten Demut, mit der ſie die Rückkehr zum einwandfreien Wandel und zur Armut der anfänglichen Chriſtengemeinde forderten, verbarg ſich der ganze Dünkel der Selbſtgerechtigkeit. Davon, daß ihre Askeſe in bezug auf den Geſchlechtsverkehr ſich jemals auf breiterem Boden hätte durchführen laſſen, kann keine Rede ſein; viel eher dürfte das Konkubinat, heimlich oder offen, den verpönten ehelichen Umgang erſetzt haben. Auch daß die ſelbſtgewollte Armut, das Verwerfen materieller Vervollkommnung, zunehmender Technik und Herrſchaft über die Natur, außerhalb kleiner Konventikel früher oder ſpäter am Eigennutz der Menſchen hätte ſcheitern müſſen, mag hingehen. Schlimmer war es, daß ihre Prieſterklaſſe genau ſolche Privilegien, als Gefäß des Heiligen Geiſtes genau ſolche Verehrung genoß wie die katholiſche ſelbſt und nur auf den Augenblick lauerte, im Beſitz der Majorität ihren Fuß in fremde Nacken zu ſetzen, den „Gottesſtaat auf Erden“ aufzurichten.

Der bildete recht eigentlich den Lieblingstraum auch der ſpäteren Puritaner, und es begreift ſich, daß er meiſtens in einem engeren Zirkel von „Auserwählten“ ſeinen Anfang nahm. Daraus reſultieren die dem Puritanismus anhaftenden Gebrechen, die ſich im Lauf der Weltgeſchichte noch überall wiederholt haben. Was allenfalls tauglich ſein mag, im kleinſten, gut überſehbaren Kreiſe die innere Heiligung einzelner zu fördern, verſagt eben aus hundert Gründen, ſobald man politiſche Gemeinweſen auf ihm bauen will. Die Puritaner wollten und wollen heute noch Staaten einrichten für Menſchen, die keine Mägen haben; ſie ſprechen von Sündeloſigkeit, ohne Eſſen und Trinken abzuſchaffen. Ihr Prinzip iſt ſo falſch und ungeſund, daß, wo ſie neuerdings zur Macht gelangten, regelmäßig eine große Maſſe von Schlauen, die von der Krippe nicht ausgeſchloſſen zu bleiben wünſchten, die Formen des Puritanismus äußerlich nachzuahmen begann, ohne ſich im Innerſten irgendwie zu ändern, worauf dann eine Verlogenheit Platz griff, die ſchon rein äſthetiſch durch ihre heuchleriſchen Phraſen widerlich wirkt, ganz abgeſehen von der geiſtigen Vergiftung, die ſie erzeugt, und die ſolche Völker, denen ſie eingeimpft wurde, zuweilen nicht mehr ablegen können, ſelbſt wenn ſie gerne möchten. Die übrigen Verbrechen, die die Puritaner am Volksgeiſt begehen: das Erdroſſeln der Phantaſie, ihre Kunſt-

Digitized by Google

feindlichkeit, das Vergällen jeder harmlosen Lebensfreude, die gräßliche Langeweile, die Vertrocknung des Gemüts, aber auch die bei der ohnmächtigen Opposition hervorgerufene Frivolität der Gesinnung, bis endlich ein Ausbruch, der naturgemäße Rückschlag ins Extrem, in wirkliche „Baalslust", schier aus Wut gegen den allzulang ertragenen Machtmißbrauch herrschsüchtiger Salbader, erfolgt, — sie seien hier zunächst nur angedeutet. Wir haben ja für den Puritanismus, der sich bei uns ankündigt, ein ausgezeichnetes Paradigma am englischen der elisabethanischen Epoche und wollen den zunächst einmal auf seinen Wegen beobachten.

Er ist auf ewige Zeiten verknüpft mit dem hehrsten Namen der Weltlitteratur, William Shakespeare. Wie ein böser Schatten hat er diesen Mann durchs Leben begleitet, übers Grab hinaus hat er ihn verfolgt. Shakespeare war erwachsen im „old merry England", als überall noch frohes Gelächter, Liebes- und Schelmenlieder klangen, — „englische Stücke" hießen lange noch auf dem Festland solche mit Musik. Die Tavernen waren voller Schwänke, die Schauspieler überall gern gesehen, jedes Drama mußte nach Art antiker Satyrspiele der „Jig" (eine Art von Tanzcouplet) beschließen, und Shakespeares Kollege William Kemp tanzte gar den „Morris", der unserm „Rheinländer" ähnlich gewesen zu sein scheint, auf der Landstraße von London bis Norwich, neun Tage lang, unter ungeheurem Zulauf, um seine Tat nachher als das „neuntägige Wunder" zu beschreiben. Wie aber jauchzte das Landvolk, wenn am ersten Mai die Fiedler und der Dudelsack aus dem Dörfchen zogen, zum aufgerichteten und bekränzten „Maibaum"! Da kamen sie auch schon hinter der Waldecke vor, die altbeliebten Masken der Sage: Robin Hood, Schutzpatron aller Freischützen und Landstreicher, Little John sein Vertrauter, seine Liebste Maid Marian (natürlich von einem jungen Burschen dargestellt), Bruder Tuck der Mönch, der Narr im Gewande des Hanswurst mit seinen derben Späßen, der Pfeifer, der ihm aufspielte, und dann noch zwei stehende Typen: der Drache und das Steckenpferd (hobby-horse), dieses an Kopf und Hinterteil aus Pappe, wie es die Clowns im Zirkus heute noch drollig verreiten. Nun ging es an ein Scherzen und Springen bis in die Nacht. Nur ein paar griesgrämige Gesichter sahen scheel, sprachen von Verderb und Sünde. Das war doch kein „Reich Gottes auf Erden", sondern ein „Pfuhl"! Der Zorn Zebaoths konnte nicht ausbleiben; der Unfug mußte abgestellt werden. Es war „Lüge" und „unsittlich", sich zu verkleiden, ein „Greuel vor dem Herrn", den die Bibel ausdrücklich verbot. Die Jugend konnte „gerettet" nur werden, wenn man ihr den Maibaum kappte und die Theater schloß. Beides ist den Puritanern auf die Dauer gelungen. Im „Hamlet" klingt es bereits melancholisch: „das Steckenpferd ist vergessen" („but o, but o, the hobby-horse is forgot!"), und da Shakespeare von Beruf herumreisender Komödiant war, konnte er sozusagen am eignen Leibe merken, wie die Flut anstieg. Der Städte, in denen er mit seiner Truppe winters, da die „offenen" londoner Theater nicht benutzt werden konnten, Einlaß fand, wurden immer weniger.

Digitized by Google

Langsamer kamen die Puritaner ans Ziel in London selbst, obschon gerade hier der Ingrimm ihrer Prediger aufschäumte. Blackfriars an Sonntagnachmittagen gestopft voll und die Kirchen leer? Dort strömte das junge Volk, das die Predigt doch so nötig brauchte, zu zuchtlosen Mummereien, und hier konnte man sich vor ein paar alten Betschwestern heiser schelten? Wie merkwürdig, daß Zebaoth nicht längst mit einem Blitzstrahl eingeschritten war? Man half ihm nach. Der Puritaner John Stockwood nannte die Spielhäuser „ein beständiges Denkmal für Londons Verschwendung und Torheit". Und umgekehrt wie einst Livius das Entstehen der Theaterbelustigungen in Rom auf die Pest zurückgeführt hatte, sollte die 1593 in London wütende Pest durch die Theater verursacht worden sein. „Denn", so rief Prediger Stockwood, „die Ursache der Pest ist die Sünde, und die Ursache der Sünde sind die Schauspiele; daher sind die Schauspiele die Ursache der Pest." Bald eignete sich der Magistrat von London diese bakteriologisch hochinteressante Denkweise an und verkündete, daß „während der Pest zu spielen, die Ansteckung verbreite, außer der Pest zu spielen, die Pest erzeuge." Die mehrfach bemühten Behörden der Grafschaft Surrey, in deren Bereich alle neuen Spielhäuser am Südufer der Themse, fern vom Griff der besorgten Cityväter, lagen, gaben diesen gute Worte, zögerten jedoch immer wieder, vorzugehen. Daß Shakespeare aber sich (seit 1600) nicht nur als Aktionär des Globetheaters beläßigt, sondern auch durch das Hinschwinden des innerlichen Anteils an der Kunst gerade in den gesicherten, wohlhäbigen Kreisen des Publikums bekümmert fühlte, zeigen die zwei Dramen, in denen er offen gegen die Puritaner auftrat: „Was Ihr wollt" und „Maß für Maß". Malvolio, der heute wie eine Karikatur wirkt, dürfte nur die lebenstreue Kopie irgendeines der aufgeblähten Spießbürger sein, die sich damals in London durch ihren Tugendstolz vor Männern alten Schlages lächerlich machten. Und wenn auch sein durstiges Gegenstück Onkel Tobias nicht recht überzeugen will, — denn von der teleologischen Bestimmung des Genusses, uns in der Mäßigung zu üben, hat der Brave keinen Schimmer, — so leuchtet uns um so mehr die treffende Replik aus des Narren Mund ein: „Glaubst du, weil du tugendhaft seiest, soll es in der Welt keine Torten und keinen Wein mehr geben?"

In „Maß für Maß" macht Shakespeare dann die Probe aufs Exempel und stellt Angelo, den Tugendbold, unter den Druck einer Versuchung, der dieser völlig erliegt, ohne doch von seinem sittenmeisterlichen Hochmut einen Deut abzulassen. Hier sehen wir den Puritaner im Stadium frechster Heuchelei, sehen einen Sünder den erbarmungslosen Staatsanwalt spielen, „hold seinem eignen Fehl, doch streng dem fremden". Bewundernswert bleibt die Milde des Dichters, der durch Isabella, die von Angelo mit Entehrung bedrohte, für ihn bittet:

„Sein Tun erreichte nicht den sünd'gen Vorsatz
Und muß, als Vorsatz auf dem Weg erstorben,
Begraben werden. Frei sind die Gedanken,
Vorsätze nur Gedanken" . . .

Digitized by Google

— eine Milde, die freilich keineswegs auf Gegenseitigkeit beruhte. Denn als der Londonmüde 1613 zu Stratford einritt, um an den Ufern des geliebten Avon seinen Lebensabend zu verbringen, waren die schönen Theaterzeiten, die der Knabe zwischen den Knieen seines Vaters, des Bürgermeisters, mit staunenden Augen erlebt hatte, dort längst vorüber. Kamen jetzt Schauspieler daher, so wurden sie am Tor vom Büttel abgewiesen, kein Ehrentrunk grüßte, kein klingendes Honorar verabschiedete sie, der große Saal im Rathause blieb ihnen für immer gesperrt. Stratford wünschte die Dramen seines berühmten Sohnes nicht kennen zu lernen.

Allein mit welcher psychologischen Sehergabe der Dichter jene, seiner Kunst so feindlichen „Reinen" durchschaut hatte, ward bald offenbar. Vier Jahre nach seinem Tod retteten sich (1620) auf der „Mayflower" die ersten puritanischen Pilgerväter nach Neu-England, und beinahe das erste Staatsgesetz, das sie sich, der eignen erlittenen Drangsal uneingedenk, dort gaben, hieß Pflicht zur Unduldsamkeit gegen jede andre Religionsübung. Seit ihnen gar in der Heimat nach dem Bürgerkriege die Herrschaft zufiel, wurden 1640, wie es längst in den Provinzen geschehen war, auch alle londoner Theater geschlossen. Der „Quell der Sünde" war somit verstopft, und der allgemeinen Heiligung stand nun nichts mehr im Wege. Leider berichtet die Geschichte das Umgekehrte Was England seinen Independenten, dem siegreichen radikalen Flügel der Puritaner, politisch zu danken hat, soll ihnen ungeschmälert anerkannt werden; kulturell aber haben sie ihm Wunden geschlagen, die heute noch bluten, Wüstenfelder geschaffen, die heute noch nicht grünen wollen. Die englische Musik verstummte durch sie so völlig, daß Jonathan Swift später sich rühmen konnte, den Unterschied zwischen „tweedle-dee" und „tweedle-dum" nie begriffen zu haben, ein hochgebildeter englischer Lord einmal den Gesang für ein „unzweckmäßiges Geräusch" erklärte. Die dramatische Dichtung, üppig blühend unter Jakob I. und selbst noch Karl I., versiegte; Shakespeare ward von seiner Nation so gänzlich vergessen, daß man seine Dramen eines Tags wie aus dem Schutt wieder aufgraben mußte. Alle Volksbelustigungen waren unter Cromwell verschwunden, dafür den Engländern der „Sabbath" einbeschert worden, dessen brütende Langeweile die Gebildeten, dessen bleiernen Schnapsrausch die Arbeiter heute noch genießen. Vor allem sind auch die leidenschaftlichen Bemühungen eines Byron, eines Macaulay, eines Carlyle: aus den englischen Sitten das scheinheilige Gebaren, den „cant", wieder herauszuschaffen, bisher vergebens geblieben.

Und gerade das Entstehen dieser Scheinheiligkeit bleibt von jedem Puritanismus ebenso untrennbar wie Dünkel und Intoleranz. Denn welcher Jobber wollte nicht gern das Weiße seiner Augäpfel zeigen und mit einem „twang" durch die Nase reden, sobald er bemerkt hatte, daß er auf diese Weise viel fettere Lieferungsverträge bekam? Welcher Streber, um sich „oben" in Gunst zu halten, war nicht schnell bereit, über die „Unsittlichkeit" loszuziehen, sobald er sich ausgerechnet hatte, daß seine Besoldung ihm die Mittel gab, alles das

Digitized by Google

heimlich zu treiben, was er an andern öffentlich tadelte? Welcher kleine Mann taufte seine Knaben nicht schleunigst Habakuk und Abimelech, wenn er dadurch hoffen durfte, ein Ämtchen in der Zollverwaltung zu ergattern? Welcher pfiffige Dragoner konsultierte nicht allwöchentlich beim Appell seinen Rittmeister wegen gewisser harter Bibelstellen, wenn er dadurch leichter zum Sergeanten aufrückte? So traten, statt daß die Heiligkeit in England zugenommen hätte, vielmehr zu den Fehlern, die der Menschennatur ohnehin anhaften, solche, für die stets erst das Brutbett der Heuchelei gewärmt werden muß, damit sie in ihm gedeihen können. Die Regierung, statt mit ihren übertriebenen Forderungen übermäßige Resultate zu erzielen, erreichte, so sagt ihr Geschichtschreiber, weit weniger, als bei verständiger Bescheidenheit erreichbar gewesen wäre. Statt einer Nation von Heiligen erzog sie sich eine von Pharisäern und Spöttern.

Dies trat zutage, seit bei der allgemeinen Unbehaglichkeit, die Platz gegriffen hatte, die Stuarts allmählich für das kleinere Übel galten, der leichtfertige zweite Karl 1660 in London wieder einziehen durfte. Jetzt ließen sich alle die gehen, die früher nur des Profits wegen dem Zwange gehorcht hatten, ein Taumel der Ausgelassenheit folgte, vor dem auch aufgeklärte Männer starr dastanden. War früher die „Unsittlichkeit“ aufs Korn genommen worden, so glaubte man jetzt umgekehrt keinem Tugendhaften, er mochte leben wie er wollte, und hielt jedes fromme Wort für einen Deckmantel von Schlechtigkeiten. Die neuen Komödien aber, sobald einige londoner Spielhäuser wieder offen standen, überboten einander an Frechheit. Statt die Zuhörer von ihrem Klugdünkel heilen zu wollen, sie auf schmerzlose Art zu beschämen, ihnen ein befreiendes Lachen beizubringen, indem ihre eigne Befangenheit, die stelzende „komische Hybris“ vor ihren Augen zu Fall gebracht wurde, gingen Wycherley und seine Nachtreter lediglich darauf aus, alles Laxe, Treulose, Schmutzige durch Witz und Erfolg anziehend zu machen, alles Ehrbare, Sittenreine als albern und langweilig dem rohen Gelächter preiszugeben. Ohne Skrupel nur auf den Gebrauch ihrer zufälligen Kunstfertigkeit erpicht, ersannen sie dramatische Fabeln, bei denen als der wahre Lebensberuf junger Leute von guter Abkunft das Verführen möglichst vieler Frauen und Mädchen erschien. In Wycherleys „Country-wife“ werden auf offener Szene drei hintereinander „herumbekommen“, und bei den Einzelheiten, die er uns nicht erspart, muß es fast als ein Beweis von Diskretion gelten, daß er wenigstens einen Teil dieser Handlungen hinter die Kulissen verlegt. Milton, der Expuritaner, der noch vierzehn Jahre lang diese Bühnenlitteratur miterleben mußte, erntete jetzt den Lohn seiner eignen Verkehrtheit, als er im „Comus“ einst in Bausch und Bogen das englische Theater angefochten und abgelehnt hatte, also Shakespeare eingerechnet, der grundsätzlich niemals die Partei der Betrüger nimmt, niemals darauf ausgeht, unser Gewissen zu verwirren oder zu brutalisieren; denn Parolles in „Ende gut, alles gut“, Falstaff in den „Lustigen Weibern“ werden geprellt und nicht verherrlicht. Gerade Shakespeares phantastische Muse war aber gar nicht im Geschmack dieser Zeit; statt ihrer durfte sich eine schamlose

Digitized by Google

Mänade tummeln, zur Erheiterung abgebrühter Wüstlinge. Ungebildete Puritaner hatten zwar stets die Theater nur deshalb so sehr mißbilligt, weil die Dichter „lögen", aber auch die gebildeten gleich Milton zwischen der Absicht eines Dichters und seinen zur Handlung benutzten Hebeln keinen Unterschied zu machen verstanden. Daß, um einen Malvolio als Griesgram herauszuarbeiten, der Lebensgenuß als künstlerische Folie gezeichnet werden mußte; daß ein Schleicher wie Angelo nur innerhalb eines bestimmten „milieu" zu entlarven war, das sahen diese Eiferer nicht ein oder wollten sie nicht einsehen. Sie stöhnten auch angesichts des heroisch ertragenen Martyriums einer Isabella nur über „Entsittlichung der Bühne" — und tun es ja noch heute.

Der Beweis, daß die „Reinen", wo sie Macht in die Hand bekommen, stets denselben Unfug treiben und das gleiche ungewollte Resultat erzielen, ward am Beginn des folgenden Jahrhunderts in Frankreich erbracht, in den letzten Jahren Ludwigs XIV. Dem war für den eignen recht muntern Hof, die eignen Jugendübungen an ihm das Gedächtnis allmählich entschwunden, und seine letzte Trösterin, Frau von Maintenon, durfte sich rühmen, daß unter ihrem sanften Flügel Frömmigkeit zur Modesache geworden sei. Wußte die devote Dame wirklich nicht, daß die Mode, was sie zeugt, auch wieder frißt? Wie veränderte sich Versailles, das ein Kloster geworden zu sein schien, fast in demselben Augenblick, da der alte König die Augen schloß! Die nämlichen Marschälle, so spottet Macaulay, die sich zu den Beichtstühlen gedrängt, kleine Gebetbücher in den Taschen herumgeschleppt und sich gegenseitig bedziert, an den richtigen Tagen gefastet hatten, weil sie sicher waren, durch solche „Bekehrung" viel einträglichere Kommandoposten zu erwirken, die zechten, zoteten und lästerten jetzt im Kreise des Regenten, dem ausschweifendsten und raffiniertesten, den es trotz den Römern in Europa bis jetzt gegeben hat.

Die Frage ist: wo stehen wir Deutschen heut? Ich glaube, unser Zustand ist weit gefährdeter, als man gemeinhin annimmt, aber undurchsichtig, weil die natürliche Reaktion schon sehr früh, fast unmittelbar hinter dem keimenden Puritanismus, eingesetzt hat. Wie sehr dessen Weizen blüht, merkt man gleichwohl an der zunehmenden Zahl derer, die genau das, was sie selber nicht missen wollen, andern mit großer Entrüstung vorwerfen. Zuweilen traut man ja seinen Ohren kaum, wenn blutjunge Referendare solche Floskeln wie „lichtscheues Treiben" fließend anwenden, oder Insassen des lateinischen Viertels ihre Zeitung plötzlich mit empörten Berichten über „wachsende Unsittlichkeit" zu bedienen beginnen. Urgiert man die Gewissensklemme, die dergleichen doch eigentlich absetzen müßte, so findet man besonders in Beamtenkreisen oft gar kein Verständnis. Der „cant" herrscht eben schon auf bestimmten Gebieten der Rechtsprechung und Verwaltung vollständig. Vor mir liegt das Erkenntnis eines norddeutschen Oberlandesgerichts, das eine sonnenklare, doch nicht gehaltene pekuniäre Verpflichtung damit entschuldigt, daß das Rechtsgeschäft „unsittlich und daher nichtig" sei; unsittlich in dem Sinne, daß ein zwar mit Verspruch und Ring eingeleiteter, doch eben noch nicht ehelicher Verkehr dabei im Spiel gewesen sei. Wir kehren

Digitized by Google

damit zurück zu der ebenfalls enorm sittlichen Anschauung des Mittelalters, daß ein guter Christ „Ungläubigen" gegenüber das Wort brechen dürfe. Es spielt keine Rolle mehr, ob dem, was man Treu und Glauben zu nennen pflegt, der Boden abgegraben werde, sobald es den höheren Zweck gilt: die gesteigerte Nervosität der „besseren" Gesellschaft zu schonen. Das, was ein schlichtes Rechtsbewußtsein als niederträchtig und recht eigentlich unsittlich ablehnt: sich trotz ausgezeichnetem Kassenstand um eine kleine Summe herumzudrücken, wird einem armen Mädel gegenüber zur edeln Tat, wenn es einen so hehren Zweck unterstützt, wie den Abbruch eines „Verhältnisses", das unter allen Umständen gegen die „guten Sitten" verstößt. Bei solchen echt puritanischen Entscheidungen von Oberlandesgerichten dürfen die Pfaffen schon etwas wagen. Und sie rühren sich auf der ganzen Linie. Jeder noch so notgedrungene außereheliche Verkehr wird stigmatisiert, die hungernde, mißhandelte Natur mag aufschreien, vollsäftige Studenten mögen toll werden, jede Gelegenheit zur „Unsittlichkeit" muß abgegraben, hübsche warmblütige junge Dirnen müssen außer Lands gescheucht werden, damit nur der „cant" herrsche und blühe. Laster und Verbrechen tauchen unter uns auf, wie sie niemals bei gesunden Völkern, sondern nur bei Repressivmaßregeln gegen die Natur entstehen. Frauen auf dem Feld und im Wald werden überfallen, fortwährend vertrauensselige kleine Mädchen zum Jammer ihrer Eltern abseits gelockt oder geschleppt. Es ist nicht in jedem Einzelfall nachweisbar, ja, vor Gericht wird überhaupt noch nirgend gefragt, ob vorausgegangene Unterdrückung des Natürlichen die Ursache gewesen sei; doch mag man von der weiblichen Prostitution so übel denken wie man will, ihr erbittertster Feind wird ihr das eine lassen müssen: daß sie noch überall zur Stillung natürlicher Bedürfnisse beitrug, während Widernatürlichkeit und Gewalttat zunehmen, sobald jene Stillung verhindert wird. Strenge Durchführung des puritanischen Programms heißt nichts weiter, als unsre Gesittung aufs neue mit Tigern und Wölfen beschwärmen. Viele Mütter würden tödlich erschrecken, wenn sie eine Ahnung hätten, von was für gereizten Untieren die Spielplätze ihrer Kleinen umschlichen werden. Doch der fromme Spießbürger will den neuesten Lustmord im Blättchen zum Frühstück lesen; er schwelgt an den zuckenden Gliedern einer Lucie Berlin oder Frida Hoffmann noch wochenlang mit verdrehten Augen, wirft sich in die Brust und merkt gar nicht, wie diese Furchtbarkeiten sich häufen, welche unfrohen Züge der deutsche Charakter annimmt. Unser Volk war ursprünglich nichts weniger als ein Volk von Lustmördern, noch auch von Päderasten. Aber im Stadtpark zu L., einem Ort von kaum fünfzehntausend Einwohnern, ward im Sommer 1904 ein Pärchen polizeilich abgefaßt. Mann und Mädel? Nein, zwei Kerle. Sieg! Welch ein Fortschritt! Die Unsittlichkeit ist im Erlöschen! Nur tapfer voran auf der puritanischen Entwicklungslinie! Es muß zuletzt möglich werden, eine Kultur herzustellen, bei der Zehntausende von Menschen Jahr für Jahr vor Gericht meineidig werden; nur darum handelt sich's noch, daß unsre Gesetzgebungsfaktoren jeden natürlichen außerehelichen Verkehr mit Strafen belegen.

Digitized by Google

Ein sehr übles Zeichen der Zeit sind auch die sogenannten Sittlichkeitsvereine. Deren Mitglieder treten ja nicht etwa zusammen, um untereinander sittlicher zu sein, als sie vorher waren, etwa wie sich ein Sprachverein behufs Vervollkommnung im Englischen gründet, oder ein Schachverein zum Schachziehen, oder ein Freihandelsverein, weil seine Mitglieder unter Zollschranken leiden. Nein, diese Vereine bedürfen für sich selbst keiner Sittlichkeitspflege, ihre Mitglieder sind sozusagen übersittlich. Auf den Unbefangenen freilich wirken sie so, wie ein Bescheidenheitsverein wirken würde, der, um andre von dem eignen Überfluß an dieser Tugend zu versorgen, unbescheiden wird und sich aufdrängt. Nicht immer erleiden ihre Gründungen schon am Beginn ein solches Fiasko wie der bekannte Verein hochgeborner Damen, der endlich mal die Sittlichkeit unter uns gewöhnlichem Bürgerpack in Flor zu bringen wünschte, — worauf das Schicksal durch die auf Abenteuer ziehenden zwei Luisen jenem Hochmut zurufen ließ: „Bläht euch nicht und kehrt vor der eignen Tür!"

Freilich hat infolge sinkender körperlicher Tüchtigkeit gerade innerhalb unsrer gebildeten Frauenkreise der „cant" große Schule gemacht. Vor dreißig Jahren konnte man in Deutschland noch mit ziemlicher Sicherheit darauf rechnen, daß bei vorhandener Zuneigung die „ehelichen Pflichten" nicht nur als ein schwer vermeidbares Übel betrachtet würden. Diese Wärme scheint zu schwinden; die Geständnisse, die der Arzt anhören muß, werden immer seltsamer. Zuweilen ist es, als ob die Zeiten der byzantinischen Kaiserschwester Pulcheria wiederkehren wollten, die sich zwar vermählte, doch unter dem Beding, daß ihr Gatte sie nicht anrühren dürfe. Da unsre Frauen daran verzweifeln, den robuster gebliebenen Mann durch den Mechanismus des eherechtlichen Zwangs allein zu fesseln, möchten sie ihm seine Natur abgewöhnen, ihn mit Unterstützung der Pfaffen aus der „Unsittlichkeit" in die Unsinnlichkeit überführen. Daher u. a. auch die systematische Verstümmelung unsrer schönsten Volkslieder in gewissen Schulen, die nicht mehr vom Liebchen, sondern zwecks Ausrottung derartiger Vorstellungen nur noch vom „Onkel" singen, der aus dem „kühlen Grunde" verschwand. Überwiegt an dieser Geschmacklosigkeit die Komik, so liegen doch rassenpolitisch die Fehler solcher Tendenzen auf der Hand. Denn ein kraftvolles, warmblütiges Geschlecht wird nur in Ehen geboren, wo liebevoll und freudig der guten Mutter Natur geopfert wird; aus frostigen Unarmungen sprießt kein Goethe, kein Blücher, kein Bismarck: aber man höre rundumher, wie die frommen Damen reden. Schon gehen Verlobungen zurück, weil die Frau Schwiegermama durchschaut zu haben glaubt, der Bräutigam sei „sinnlich veranlagt". Es steht in den Blättern gelegentlich eines großen Prozesses, Millionen lesen es — und finden es ganz in der Ordnung. Nur Ehen, wo die Braut kein Verlangen einflößt oder gar dem jungen Gatten zuwider ist, bieten also die Gewähr echter Sittlichkeit. Das gibt dann überall, wo die Fremde am andern Geschlecht aufgehört hat, jene herrlichen Sprößlinge, die den Verdacht erwecken, als wäre bei der Geburt aus Versehen das Kindlein weggeworfen und statt seiner die Nabelschnur großgezogen worden. Ich selbst weiß

Digitized by Google

eine Stadt, wo die Sitten vielleicht so sind, daß unsre Puritaner heimlich Hosianna rufen, wo man aber tagelang wandern kann, ohne unter den pygmäischen Eingebornen auch nur der Andeutung eines Busens zu begegnen, weil die Natur sich eben an den Sinnenfeinden dadurch rächt, daß sie den Unfreudigen Saft und Frische nimmt. Glauben die Frauen im Ernst, ihre Macht vermehren zu können, indem sie ihre Reize vermindern? Hier ist Remedur vielleicht von den Organen der Landesverteidigung zu erwarten; denn wenn der preußische Kriegsminister erst merkt, wie ungünstig die überhandnehmende „Sittlichkeit" auf das Militärmaß wirkt, dürfte eines schönen Tags die Parole lauten: „Mehr Laster!" Früher hieß unsittlich die planmäßige Verführung ehrbarer Frauen, das Betrügen unberührter Mädchen und der gewissenlose Verderb jugendlicher Einbildungskraft; heut ist „unsittlich" die Natur selbst.

Die Reaktion gegen diese Vermuckerung gibt sich, so will mir mitunter scheinen, etwas zu leichtherzig Blößen in der Kunst, weil das Nackte doch nur von weniger bekleideten, gleich den Griechen in Olympia, nackt wettlaufenden Völkern richtig verstanden wird. Durch Bilder werden wir eine prüd sich einhüllende Nation kaum an die Natur zurückgewöhnen, eher schon durch Luftbäder und hygienische Kleiderreform, die bis jetzt allerdings, wie die Frömmigkeit am Hofe der Frau von Maintenon, nichts weiter als Modesache blieb. In Amerika kamen in diesem nämlichen Frühsommer die Damen dahinter, welche Wohltat ihnen geschah, wenn sie durch Minderung der strengen Scheidewand zwischen Haut und Außenluft Unsummen lästiger Stauungswärme samt allen möglichen Selbstgiften beschleunigt entließen. Die durchbrochenen Blusen wurden immer luftiger und leichter, fast gewann es den Anschein, als ob eine hygienische Revolution bevorstünde; da retteten belfernde Pfaffen die Prüderie noch einmal auf Kosten der Gesundheit.

Für den uns bevorstehenden Kampf aber ist wiederum der Ausklang des puritanischen Jahrhunderts in England lehrreich. Als nämlich die Litteratur der Wycherley und Konsorten so beleidigend geworden war, daß selbst ihre Freunde beschwichtigend eingestanden: dies sei ja gar keine Wirklichkeit, sondern eine rein konventionelle, für den Bühnengebrauch erfundene Welt, da war es kein Verehrer und Wiedererwecker Shakespeares, sondern der Geistliche Jeremias Collier, der in einem einzigen Broschürenfeldzug die englische Familie von jenem Ärgernis befreite.

Möge uns ein gnädiges Geschick vor einem ähnlichen „Retter" aus den Kreisen der Dunkelmänner bewahren! Vielleicht, wenn man ihnen beizeiten ins Gesicht leuchtet, gelingt es den besonnenen Elementen der Nation, aufklärend einen modus vivendi zu finden, der die Gesundheit unsrer Zukunft verbürgt, indem er die kostspielige Hilfe jener Sittenreinen überflüssig macht. Keineswegs hat Schiller in seinen berühmten Versen:

„Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl" . . .

Digitized by Google

seine wahre Meinung, sein letztes Wort ausgesprochen. Denn erstens ist jene Behauptung erweislich unzutreffend, weil es Millionen antiker Menschen gegeben hat, die Sinnenglück und Seelenfrieden durchaus harmonisch genossen oder gar, wenn ihr Seelenfriede gelitten hatte, gleich Achill nach der Kränkung durch Agamemnon wegen Briseïs, ganz naiv in den Armen der Natur eine höchst bekömmliche Tröstung und Ableitung suchten; zweitens hat Schiller an andrer Stelle das Abtöten der Sinne eine noch schlimmere Art von Befangenheit genannt als die Jagd nach dem Vergnügen. Am besten werden wir auch hierin unserm großen Erwecker Goethe folgen, wenn er seinen Faust rufen läßt:

„Da mag denn Schmerz und Genuß
Gelingen und Verdruß,
Miteinander wechseln, wie es kann" . . .

Denn eben dieser Wechsel ist hygienisch durch und durch. Und wie beurteilt Goethe die Askese? „Niemand", so sagt er, „tangt ohne Freude." Das heißt auf deutsch: rein gar nichts taugen die Freudenhasser, die Puritaner.

Das neue Rathaus zu München

Von Hermann Konsbrück

Mit sechs Abbildungen

I

Von dieser Prachtleistung neudeutscher Gotik zu sprechen ist peinlich; nicht etwa deshalb, weil der Nachweis schwer fiele, daß diese Architektur im ganzen verfehlt ist, sondern weil man gezwungen ist, zu wiederholen, was man von anderen Verwaltungsgebäuden schon aussagte. Ein Rathaus *ist* ein Verwaltungsbau. Es ist klar, daß für solch ein Gebäude eine ihm eigene Form, eine Kunstform — im Großen wie in den Details — gefunden werden kann. Es braucht keine nüchterne Kaserne zu sein — wie man sie wohl meistens da gebaut hat, wo Regierungsbaumeister-Kunst zur Geltung kam —, es ist aber ebenso unnötig, Verwaltungsbauten zu *maskieren*. Verboten sollte es sein, sie schlecht zu maskieren.

Es ist auf Erden wohl selten, vielleicht gar noch nie, so sinn- und verstandlos gebaut worden, wie etwa in den letzten fünfzig Jahren. Die Baugeschichte zeigt, daß man auch früher schon an die Vergangenheit anknüpfte. Aber — es geschah sinnvoll, oft sogar geistvoll! Nie unsinnig —, wie heute!

Oft durch Jahrhunderte hindurch wurde etwas ganz langsam ausgebaut, entwickelt, was vorher Keim geblieben war. Die Griechen lernten vom Orient,

Digitized by Google

Rom spann den Faden weiter, nicht ohne ein neues Konstruktionsmoment — den Bogen — hinzuzufügen.

Das romanische Westeuropa entnahm Keime und Elemente aus Rom und Byzanz, um sie zu herrlichster Blüte zu bringen in der gotischen Epoche. Hinzukam ein gleichfalls neues Konstruktionsprinzip: Pfeilerbau! Die Renaissance in Italien trieb eigene Blüten, die man durch Aufpfropfen der wiedergefundenen antiken Hinterlassenschaft veredelte. Auch Deutschland lernte dieses Okulieren, und wenn man so die roten Fäden verfolgt — etwa bis zur späteren

Das neue Rathaus zu München

Goethezeit —, dann sieht man bei allem Aufnehmen und Verwerten der früheren Arbeit stets und immer: Geschmack, Geist und namentlich: eigene Erfindungsgabe!

Es könnte scheinen, als ob der Geist der Baukunst etwa gleichzeitig mit Goethe unsern Planeten verlassen habe. In Wirklichkeit hat er sich freilich so gut versteckt, sein Wirken ist so abseits von dem alten Gebiete, daß es nur selten, meist gar nicht, wahrgenommen wird, trotzdem es — rastlos und für alle sichtbar — an der Arbeit ist. Ich behaupte, daß — ganz wenige moderne Architekten ausgenommen — die Bauingenieure die einzigen Baukeute sind, die heute Stil im besten Sinne des Wortes haben und zeigen. Im Großen

Digitized by Google

ſchien — wunderlich nach Neugründung des Reiches — die Erde wüſt und leer; und da man das empfand, griff man — dank der Leere — nach dem ſchädlichſten aller Mittel: Man empfahl eifrigſt die Nachahmung der alten

Rathaus zu Ulm
Aus C. Heideloff „Die Kunſt des Mittelalters in Schwaben", 1855

Stile! Der Staat ſelbſt gründete Brutanſtalten der „Kunſt" und des „Geiſtes", und da dort jährlich einigen tauſend heranwachſenden Menſchen beigebracht wird: hiſtoriſch gewordene Formen ſeien die für tüchtige Bauleute einzig anſtändige Nahrung, ſo kann man daraus entnehmen, welche Edelraſſe von Baukünſtlern in einigen Generationen mit Erfolg herangezüchtet worden war. Die

Digitized by Google

Überernährung mit unverdaulichen und unverdauten Nahrungsmitteln erzeugte denn bald genug seekrankheitartige Erscheinungen. In dauerhaftem Stein stehen diese gesammelten und herausgegebenen Produkte in unseren Städten. Was vorher auf Erden gewachsen war, das kommt wieder zutage, und es soll sogar Menschen geben, die die Wiederkunft solcher Dinge schön finden! Man ist stolz darauf, man freut sich.

Es regnet Narrenwerke wie Konfetti auf den Straßen in dieser herrlichen und langen Karnevalszeit; nur „Kostüme" gelten als anständig, und die, die — nimmt man, wo immer sie zu haben sind. Daß man sich auf Europa beschränkt, liegt an der bequemen Art, auf die man das naheliegende plündern kann; es ist mir oft genug schon verwunderlich erschienen, daß sich die Raubzüge nicht auch in den fernsten Orient und in das ganz frühe Altertum erstreckten.

2

Es ist unmöglich, mit wenig Worten zu sagen, was „Gotik" ist; auch einen Tropenwald kann man in Kürze nicht erschöpfend schildern. Sicher ist, daß mir gute alte gotische Bauten in ihrer Gesamtheit südlichen, tropischen Gewächsen zu gleichen scheinen.

Beiden ist ein üppiges, reiches, oft überreiches Wachstum eigen. Echte gotische Bauten sind Blumen aus dem Wunderlande schöpferischer, begeisterter Phantasie. Der reiche und doch strenge Geist der gotischen Zeit ließ sie aufwachsen —, innere Kraft ließ die Steine leicht und kunstvoll gegen den Himmel steigen. Man erdachte für Dome und Münster Konstruktionen (Pfeilerbanten), durch die man mit den einfachsten Mitteln höchste Wirkungen erzielte (Stil!). Innere Menschenreligiosität — nicht zu verwechseln mit dem, was Kirchen als Religiosität beschlagnahmen — sang feierliche steinerne Kantaten. Kraft schuf Wunder — und heute ist man glücklich so weit, als Merkmal der Gotik äußere Detailformen: Spitzbogen, Strebepfeiler, Kreuzblumen, Krabben, Fialen und Eselsrücken allgemein anzuerkennen. Mehr noch, schlimmer noch: man bildet diese Äußerlichkeiten nach und bildet sich ein, — gotisch zu bauen! — trotzdem heute diese gotische Kraft und Sonne fehlen!

So ist es begreiflich und natürlich, daß wir keinen einzigen modernen wirklich gotischen Bau haben, trotzdem es in Deutschland an gotisch verkleideten Bauten keineswegs fehlt. Geht es gut, dann hat der moderne Gotiker Geschmack und Geschick im Kopieren; dann weiß er relativ einwandfreie Wirkungen mit den alten Bauelementen zu erzielen. Daß es aber bei dieser Spielerei und Theaterdekorationskunst nicht immer gut, sondern bisweilen auch herzlich schlecht geht, — das zeigt das neue Rathaus in München. Die hier reproduzierten gotischen Rathäuser lassen das gleichfalls abgebildete Münchner Rathaus (siehe Seite 35) im rechten Lichte erscheinen. Es genügt fast, die Bilder mit innerlichen Augen aufmerksam zu betrachten. Am höchsten werte ich das Rathaus in Ulm (siehe Seite 36). Es zeigt eine wahrhaft vornehme Einfachheit, Schlicht-

Digitized by Google

Rathaus zu Münster i. W.

heit bei ausgeglichenen Maſſenverhältniſſen. Einfach und gut ſind ferner die Rathäuſer von Breslau und Baſel (ſiehe Seite 41 und 39); bei allen dreien iſt der Charakter des Verwaltungsbaues ſtreng gewahrt. Es ſind eben Rathäuſer! Der Schmuck iſt dezent, untergeordnet unter die Wirkung des Ganzen. Nichts von Überladung, nichts von Protzentum! Die Rathäuſer von Münſter und Ypern (ſiehe Seite 38 und 40) ſind reicher; und ſelbſt wenn man die prunkvollſten Bauten dieſer Art aus Belgien hier ſehen würde, — verglichen mit dieſem Münchner Geſpenſt würden alle vornehm, ruhig und trotzdem reich erſcheinen. Iſt es doch bei Bauten ähnlich wie bei Menſchen. Die einen tragen einfache, geſchmackvolle Kleider, die anderen, die nicht wiſſen, daß Ein-

Digitized by Google

fachheit der beste Schmuck ist, gleichen aufgedonnerten alten Fregatten, der man um so schöner anstreicht und mit Fähnchen bewimpelt, je weniger wirklichen, inneren Wert sie repräsentieren.

3

Jedenfalls ist München ganz und gar keine gotische, nicht einmal eine mittelalterliche Stadt. Man begreift nicht, warum hier gerade ein gotisches Rathaus entstehen mußte; denn die verschwindend wenigen gotischen Bauten Münchens geben der heutigen Stadt keineswegs das charakteristische Gepräge. Entschied man sich aber trotz aller Gegengründe für einen Kopiebau gotischer Herkunft, dann blieb die Möglichkeit, *gut* zu kopieren.

Es ist hier nicht möglich, jede Sünde gegen das Wesen der Gotik nachzuweisen, — die Hauptfronten des Rathauses sind schlechtweg Sündenregister. Am besten ist der Hof des Neubaues gelungen. Hier herrscht relative Einfachheit; die Massenverteilung, die Formensprache ist schlicht und sinnvoll nachempfunden. Um so mehr bedauert man, daß sich offenbar der ganze „Geist" auf die Hauptfronten und den Turm gestürzt hat. Man fragt vergebens nach dem

Rathaus zu Basel

Digitized by Google

Sinn, dem Zweck und der Bedeutung des großen Turmes. Dieses angeblich gotische Wesen wird niemals Wahrzeichen der Stadt München werden; Wahrzeichen bleiben die einzigen Frauentürme. Dient der Turm zur Verschönerung des Stadtbildes? Ich finde, daß er es zerstört, und namentlich zerstört er das ehemals so einwandfreie Bild des Marienplatzes, gesehen von der Südostecke aus. Da herrschten als Abschluß die Frauentürme, die heute von dem neuen Turm totgeschlagen werden. War der Turm nötig, um zu den vielen vom Marienplatz aus sichtbaren Uhren eine weitere hinzuzufügen? Oder um den Spielwerkschnickschnack aufzustellen? Der Aufwand an Geld und Stein für diese Zwecke scheint mir mehr denn üppig und überflüssig.

Sicher ist, daß der Turm mit der Front nicht organisch verwachsen ist. Die Frontteile stoßen stumpf an den einfach hineingesetzten Turm. Die drei offenen Loggien wirken wie Löcher in der Wand. Die Front des unteren Turmteiles ist so unrhythmisch wie möglich. Die Hauptmasse des Turmes endet jäh und unvermittelt in Zinnen, die an Burgtürmen Bedeutung hätten. Es gibt keinen Übergang zu dem dann folgenden zweiten Turmansatz, der wiederum plötzlich endigt, da die Ecktürmchen mit den kleinen Pyramiden durchaus nicht überleiten zu dem dritten Aufsatz, dem Achteck. Das kirchturmartige Achteck ist viel zu schwach an Masse gegenüber den unteren Turmteilen, und dieselbe Armut an Masse zeigt die durchbrochene Pyramide. Man hat hier besonders stark den fatalen Eindruck eines nicht ganz ausgezogenen Fernrohres, genau wie an

Rathaus zu Ypern

Digitized by Google

Rathaus zu Breslau

anderen modernen gotischen oder in der Neuzeit ausgebauten gotischen Türmen (Münster in Bern). Die einzelnen Turmteile stecken ineinander, sie stehen aufeinander ohne die geringste innere Verbindung. Gotische Türme wachsen von der Basis an geschlossen nach oben. Sie entwickeln sich — die richtige Verwendung der hierzu erdachten Fialen ermöglicht das — organisch. Die Silhouette unseres Turmes ist treppenartig abgestuft, zerhackt. Wollte man den Turm, so war die Verbindung von Burgturm und Kirchturm zu vermeiden. Die oberen Teile mußten voller, kräftiger sein; vor allem gehörten richtig entwickelte Fialen auf die Ecken. Dieser „gotische" Turm hat wirklich eine Art Taille — man sieht sie am besten in der Ludwigstraße, in der Höhe der Universität —, und mit dieser Eigenschaft dürfte der Turm einzig dastehen in der ganzen Baugeschichte.

Die Hauptfronten sind nicht weniger verunglückt. Es gibt keinen inneren Zusammenhang zwischen dem gleichfalls überladenen Mittelteil des älteren Baues — von demselben Architekten — dem Turm und der neuen Front. Man sieht eine Überfülle von Einzelformen, die alle addiert, nicht verschmolzen sind. Die Lauben im Erdgeschoß enden unvermittelt vor der Ecke an der Weinstraße; das ist keine gute Lösung. Von den dicken Rundsäulen der Lauben steigen schwache Dreiviertelsäulen auf, über denen dann die schweren Baldachine mit den Figuren stehen. Von den Baldachinen reichen Strebebogen nach der Wand des Hauses, — die natürlich nichts sind als unnatürliche Dekorationsstücke.

Digitized by Google

Glaubt etwa jemand, daß dieſe Strebebogen die ſchwere Mauer ſtützen helfen? Strebebogen ſind Konſtruktionsteile!!

Auf der überladenen Ecke ſitzt ein Türmchen, das ebenſo zwecklos zu ſein ſcheint wie andere Türmchen an den Giebeln der Weinſtraße. Gedacht ſind dieſe Dinge natürlich als Zierſtücke, — aber ſie wirken nicht als ſolche! Zwiſchen den Fenſtern des dritten Stockes ſtehen auf Konſolen je drei zu einem Bündel vereinte Säulchen, die ſich über dem ſchweren Zinnenhauptgeſims in plumpen Fialen fortſetzen. Dieſe Fialen ſind unnötig, da das Geſims ſo ſchwer iſt, daß es die Wand völlig abſchließt. Die Säulenbündel ſind ſo ſchwach, ſo wenig ſprechend, daß ſie eine Fortſetzung über das Geſims nicht beanſpruchen. Man iſt in Verſuchung, dem Bau und ſeinem Meiſter das Wort: „Umgekehrt, umgekehrt" zuzurufen. Das Natürliche iſt doch, daß die unteren, ſchweren Bauteile in immer leichter werdenden, aufſteigenden ausklingen; und tatſächlich gibt es keinen Stil, deſſen Formenſprache ſolche kunſtvolle Rede geſtattete wie der gotiſche. Der ganze Kopiebau iſt reich an ähnlichen, unrichtig verwandten Formen. An der Ecke unten, an den Figurenbaldachinen im erſten Stock ſieht man eine Art Spätgotik, alſo: leicht, reich, möglichſt alles aufgelöſt. Wo ſich dann aber oben Türmchen, Giebel und Dachfenſter zeigen, da wird alles ſo ſchwer, geſchloſſen und frühgotiſch wie möglich! Umgekehrt!! Umgekehrt!

Es iſt unnötig, weitere Einzelheiten der unglücklichen Fronten zu beſprechen. Man erkennt gern an, daß die zahlreichen Figuren am beſten den echten gotiſchen Figuren der alten Zeit nachempfunden ſind, aber das iſt doch wohl die Leiſtung und das Verdienſt der beteiligten Bildhauer. Der Architekt, Herr Profeſſor Hauberiſſer, hat jedenfalls die Weiſung des alten Theaterdirektors:

„Gebt ihr ein Stück, ſo gebt es gleich in Stücken,
Solch ein Ragout, es muß euch glücken,"

treulich befolgt. Das Ragout iſt geglückt! So geglückt, daß es nicht nur dem Volke, ſondern auch hohen und höchſten Herrſchaften gut gefällt. Die Güte des Werkes iſt für Kenner damit vollkommen nachgewieſen.

Eine Kleinigkeit vermiſſe ich: Ich fände es paſſend, wenn alle Rathausbeamten vom erſten Bürgermeiſter bis zum letzten Schreiber gotiſche Koſtüme trügen. Damit wäre nicht nur die ſo oft geforderte Stileinheit, ſondern auch die keineswegs verlangte Maskerade des Ganzen erſichtlich betont.

Digitized by Google

Karl Asenkofer

Geschichte einer Jugend von Karl Borromäus

(Fortsetzung)

Meine Mutter kam herbei, erriet den Ausbruch meines Jähzornes und ohrfeigte mich. Ich war aber wie versteinert ... Ich gab kaum acht darauf, ja, ich rührte mich nicht einmal.

Endlich, endlich bekamen die Glieder Bewegung, das Blut kreiste, und aus meinem Gehirn sprang der Gedanke: „Beichten!"

Sogleich ergriff ich meinen Hut und lief zu meinem Beichtvater, was ich laufen konnte, auf dem Wege die Reue erweckend, weil ich als Strafe für meinen Frevel den plötzlichen Tod fürchtete. Ich gestand unter Tränen, was ich verbrochen hatte. Der Geistliche, der mich seit längerem kannte, war bestürzt und geriet am Ende in Zorn. Und dies war sehr natürlich bei einem gläubigen Priester, nicht nur verzeihlich, sondern wohl gar berechtigt. Um mich von meiner Heftigkeit ein für allemal zu heilen, verweigerte er mir die Absolution und befahl mir, in acht Tagen nochmals darum zu bitten. Und auch hiermit tat er nach seinen Begriffen kein Unrecht. Ich sprach kein Wort weiter, ich erhob mich und ging stumm und ohne Gruß davon.

Als ich zu Hause ankam, war ich krank, lange Wochen. Aber der Gipfel war überstiegen! — Es ging dort hinunter, wo ich zuerst den Abgrund gesehen hatte. Und auch dies war natürlich.

6

Der Instinkt hatte sich nun gegen die knechtende Kirche aufgelehnt. Der Intellekt hinkte nach, und ging auf die Suche nach Gründen. Der Zweifel an der Wahrheit der katholischen Lehre stellte sich ein. Nur freilich war bei diesem Zweifel noch wenig Tiefe. Was ich sah, was ich bezweifeln lernte in den nächsten Zeiten, war nicht etwa der große Grundgedanke, von dem der Katholizismus getragen ist: die Weltverneinung. Was ich meinen Jahren gemäß im Auge haben konnte, war das Äußerliche, der christliche Gott, der Hierarchismus, sagen wir: die Kirche, und nicht die Religion.

In den Sommermonaten, die jener Gotteslästerung folgten, führte mich ein freundlicher Zufall zu zwei Büchern, die für mich bedeutsam wurden, zu einer „Geschichte des Katholizismus" und zu Lessings Streitschrift über die Widersprüche in den Evangelien.

Von wem jene Geschichte der katholischen Kirche geschrieben war, weiß ich nicht mehr. Genug, daß sie viel von den Feinden der Kirche sprach, von Ketzern

Digitized by Google

und Irrlehrern. Da war zunächst Julian der Apostat, der edle Widersacher der wachsenden Hierarchie. Zum ersten Male las ich mit Erstaunen, daß es Männer gegeben hatte, die der Kirche so widerstanden, daß diese Männer gebildeten Geistes gewesen waren, besonders dieser Julian, der Freund und Schüler der Griechen. Und die Mythen der Griechen hatten es mir bereits angetan. Ich fühlte ein tiefes Mitleid mit dem römischen Kaiser, der da sterbend sprach: „Du hast gesiegt, Galiläer!“ Und dieses Mitleid verhehlte ich mir ungern.

Dann aber fesselte mich ein anderer Feind der Kirche: Luther, der Reformator. Ich war betroffen, als ich gewahr wurde, daß dieser bei den Augustinern das gleiche gelitten hatte, das ich eben noch litt: dieselbe Knechtschaft, dieselbe Angst vor dem warnenden Gewissen. Es stieg mir eine dunkle Ahnung auf, daß meine Leiden auch etwas Typisches an sich hätten, etwas Naturnotwendiges, notwendig überall, wo tiefe und leidenschaftliche Menschen mit Ernst an katholische Lehren glauben. Und wieder hatte ich viele Mühe, mir zu verbergen, daß mein Herz sich Luther zuneigte und nicht der Kirche.

Da war schließlich Lessing, dessen Dialektik mir gefiel, weshalb ich seine theologischen Streitschriften mit Eifer studierte. Übrigens wartete ich schon darauf, Unwahrheiten und Widersprüche in den heiligen Büchern zu entdecken.

Wirklich entdeckte ich etwas. Ich hatte soviel Angst vor der Hölle ausgestanden, daß es ganz begreiflich erscheint, wenn ich mich zuerst von ihr befreien wollte. Ich fand bald heraus, daß eine unendliche Strafe zu der Kürze des diesseitigen Lebens in einem schlechten Verhältnis stünde. Ich kam der Grausamkeit des christlichen Gottes auf die Spur, besser gesagt: ich wagte endlich, seine Haupteigenschaft beim rechten Namen zu nennen. Und damit war alles gewonnen, oder, wenn man will, alles verloren. Nun offenbarte sich mir mit Deutlichkeit das Lächerliche gewisser Dogmen und Zeremonien. Ich begann mich darüber zu wundern, daß ich dies alles so lange für wahr gehalten hatte. —

Freilich, zuweilen hatte ich meine Rückfälle, besonders im Anfang, wenn ich beichten gehen mußte und mich die alte Angst für einige Tage zum Glauben hinzwang.

Härter jedoch als dies empfand ich den Konflikt, der sich jetzt zwischen meinen und meiner Mutter Meinungen ergab. Ich liebte Muttern über alles in der Welt, besonders seit mein „Gott tot war“ und ich die früher ihm gegebene Liebe auf meine Mutter übertrug. Gleichwohl aber drängte ich mich mit meiner winzigen Erkenntnis auf, ich ließ meine kleine Gottlosigkeit offen sehen, sogar mit einer gewissen Selbstgefälligkeit. Denn ich war zu jung, um zu verstehen, daß das ganze Leben dieser einzigartigen Frau im Katholizismus wurzelte, im Glauben an eine ausgleichende Gerechtigkeit und an ein besseres Jenseits. Ich begriff nicht, daß das ganze heroische Dasein meiner Mutter gleichsam das Loblied zum Ruhme der katholischen Lehre war, eines der schönsten Loblieder, die jemals darauf gesungen worden sind.

Nun litt die ohnehin schwer geplagte Frau Unsägliches. Für sie war eigentlich ein hohes Ziel nunmehr verfehlt: sie hatte ihre Söhne zum Studieren

Digitized by Google

geschickt, zur Ehre Gottes und zur künftigen Freude ihres Lebens. Sie hatte keine Demütigung, kein Opfer, keine Entsagung gescheut. Und nun kam ihr der jüngere Sohn als ein Atheist ins Haus, als ein Feind des Glaubens, aus dem heraus ihr ganzes Leben wuchs. Die arme Mutter! O, über meine eitle Geschwätzigkeit!

Es war eine harte Zeit der Entfremdung. Ich lief gesenkten Hauptes herum, und die ersten Falten gruben sich in meine Stirn und unter meine Augen. Aber trotz meiner Furcht lockte mich das Furchtbare, ich grübelte fort und fort, und Stück für Stück warf ich weg von der überlieferten Lehre meiner Väter, bis nichts mehr übrigblieb als einige verwaschene Moralbegriffe.

Ich erzähle noch, daß ich nach der Sekunda nicht Lehrer wurde, sondern wiederum fortstudierte. Frau Ostermaier behauptete, mein Klavierspiel genüge den Forderungen der Aufnahmeprüfung nicht. Nach Jahren gestand sie mir, daß dies eine Notlüge gewesen sei; sie habe einfach durchsetzen wollen, daß ich weiterlerne. Es wäre zu schade gewesen um meine Talente.

Damals aber überwarf ich mich auch mit ihr, wiederum, weil ich so offen gegen die katholische Lehre stritt. Noch mit vielen anderen überwarf ich mich um die Zeit.

Um nur halb und halb geraden Weg zu machen, hätte ich nun eines Philosophen bedurft. Die lateinische Schule aber wies mich an den Religionslehrer.

Karl Asenkofer war noch nicht ganz sechzehn Jahre alt, als sich diese neue Not, die Not seiner jungen Gottlosigkeit, zu seinen anderen Nöten fügte.

Drittes Buch

I

Auf das, was ich im vorigen Buche erzählt habe, folgte der Herbst des Jahres 18... In diesem Herbste geschah es, daß der Firmpate meines Bruders, ein hoher geistlicher Herr, eines unerwarteten Todes verstarb und nicht so viel hinterließ, daß er davon hätte begraben werden können. Ein so mildtätiger Mensch war er gewesen; alles hatte er verschenkt, manches auch an meinen Bruder, dem er zum Andenken ein goldenes Kreuzlein vermachte.

Nun verließ mein Bruder das geistliche Seminar, in dem er bisher auf Kosten dieses Mannes geweilt hatte. Dabei lasse ich unentschieden, ob allein die Rücksicht auf Geld meinen Bruder zum Austritte bewogen, oder ob hierbei seine eigene Neigung mitgesprochen habe. Denn zwischen ihm und mir ist hiervon niemals die Rede gewesen. Tatsache ist, daß einige fromme Leute ihn von da ab mit scheelen Augen betrachteten und von ihm als einem „Ausgesprungenen" sprachen. Die Mutter aber machte sich keine Sorge; denn mein Bruder hatte ihr gesagt, daß er nun in München das Gymnasium durchmachen und dann Theologie studieren werde.

Digitized by Google

Den ersten Teil dieses Vorsatzes führte er auch wirklich aus, den zweiten aber nicht, wie ich später erzählen werde.

Obgleich der Vater ein strenger Mann war, nahm er den Entschluß meines Bruders mit Gleichmut, ja beinahe mit Gleichgültigkeit auf. Überhaupt war er gelassener geworden, vielleicht deshalb, weil er seit einiger Zeit an heftigen Kopfschmerzen litt und dadurch seine Teilnahme an allem verringert wurde. Vielleicht auch, weil nunmehr mein Bruder und ich Stunden gaben und uns schon selbst helfen konnten, wovor er einige Achtung empfand. Er war nämlich sehr gerecht. Vielleicht aber, daß er durch das fortschreitende Alter, wie das natürlich ist, resignierter wurde, obzwar seine Haltung edel, seine Brust breit geblieben war und sein Blick noch blitzte aus tiefliegendem Auge. Alles in allem aber hatte es den Anschein, als ob sich seine vieljährige tiefe Verstimmung allmählich lösen wolle. Und zuweilen lag eine noch ungekannte Weichheit über ihm: In seinen Söhnen nämlich (so däuchte ihn wohl) ging der Geist, der in der Rasse überliefert war, eben zum Säen aus, — auf die Felder, die er selbst, ach! mit vergeblicher Sehnsucht, zu besäen sich gewünscht hatte. Dies war sein Schmerz gewesen, und jenes wurde zu seinem Trost.

Ich habe früher berichtet, daß er Madonnenbilder geschnitzt hatte; diese Neigung war einigermaßen auf meine älteste Schwester übergegangen. Die betrieb nämlich, seit sie aus der Schule war, die Kunststickerei und wußte mit ihrer Nadel sinnige Dinge auf Samt und Seide zu zaubern. Meine anderen Schwestern befanden sich noch auf der Schule, ausgenommen die jüngste, die erst einige Jahre zählte. Diese liebte ich über die Maßen; schon als sie noch in der Wiege lag, wartete und pflegte ich sie; ich habe sie gehen und sprechen gelehrt, und sie weiß viele Märchen von mir. Sie versteht zu singen und zu lachen, daß einem die Seele aufgeht. Und ich habe mich von vielen Sorgen bei ihr erholt.

Solcher Sorgen nun hatte ich im Augenblick nicht allzuviele.

Mein Lehrer in diesem Jahre war ein alter, ehrenwerter Mann, voller Harmonie, mit einer klaren Ruhe auf dem Gesichte, in den Gesten, im Gange. Er strafte selten und dann ohne Groll, so daß ihm die Gestraften auch nicht grollten. Auch war es gegen seinen Geschmack und den Anstand seines Alters, die kleinen Heimlichkeiten seiner Schüler auszuforschen.

Gerne nannte er uns seine jungen Freunde. Das gab uns allen ein stärkendes Gefühl, wir fühlten uns wichtig und begannen in der Tat etwas auf uns zu halten.

Freilich, außerhalb der Klasse wurden manche Streiche getrieben; jedoch hatte mein Bruder zu viel Einfluß auf mich, als daß ich mich daran beteiligt hätte. Wenigstens anfänglich, solange wir gute Brüderschaft miteinander hielten. Doch dauerte dies nicht lange.

Mein Bruder war noch immer der katholischen Lehre ergeben, die bei ihm noch tiefere Wurzeln geschlagen hatte als bei mir. Es lag daran, daß die Natur meines Bruders überaus radikal und extrem war. Alles trank er bis

Digitized by Google

auf die Neige aus. So war ihm das innerste Wesen des Katholizismus, die Weltverneinung, aufgegangen. Er hatte sich in seinem Seminar genug kasteit, um für das Asketische empfänglich zu sein. Auch brachte er es fertig, sich selbst zu zwingen und nötigenfalls zu verleugnen.

In der ersten Zeit traten die Gegensätze zwischen uns nicht schroff hervor; denn der Reiz der Neuheit, den unsere Wiedervereinigung am Gymnasium hatte, machte mich rücksichtsvoll und nachgiebig. Als aber jener Reiz entschwunden war und wir vertrauter miteinander lebten, fielen diese Rücksichten. Mit einem geschwätzigen Stolze redete ich meinem Atheismus das Wort und verletzte meinen Bruder gerade in dem, was sein Schwerstes, Heiligstes und Ältestes war. Aber ich wollte ihn ja überzeugen. Alle seine Gedanken, Worte und Werke zeugten von seiner Hauptidee und seinem Hauptgefühl, wie dies die Art entschiedener Naturen ist. Auch bei mir zeugte alles laut von meinem Atheismus. So stieß man sich zuerst an allen Ecken und Enden. Endlich ward man dessen müde, nach einigen heftigen Reden schwieg man gänzlich und war sich sehr entfremdet.

Das Übel wurde für mich dadurch größer, daß sich meine Mutter, gemäß ihrem Glauben, auf die Seite meines Bruders stellte. Sie litten beide meinetwegen, sie konnten nicht mit mir gehen, und ich nicht mit ihnen; also blieb ich allein. In der Familie war mein jüngstes Schwesterchen meine einzige Gefährtin.

Nun hatte ich in der Schule noch meinen wackeren August Bauer. Der war und blieb auch katholisch; er war überhaupt keiner von denen, die ihre Richtung ändern können, er ging immer geradezu. Aber wir vermieden es aus Zartsinn, unsere auseinandergehenden Meinungen übermäßig zu betonen. Wir schonten uns. Was freilich einen Nachteil hatte: unsere Freundschaft, die mit der katholischen Lehre in uns groß geworden war, ermangelte nunmehr dieses Berührungspunktes.

August Bauer war festgefügt. Und als er in dem Alter stand, wo die Neigungen sich aussprechen, liebte er lauter Dinge, die fest und begrenzt dastehen und den Geist nicht zum Ausschweifen und Schwärmen bringen. Er liebte Mathematik und Geschichte. Gerade diese zwei Wissenschaften aber haßte ich zu jener Zeit mit einem ganz entschiedenen Hasse.

Daraus ergibt sich, daß August Bauer und ich nach neuen Stützen suchen mußten, um die sich die Pflanze unserer Freundschaft schlänge. Aber es fand sich wenig. Man sucht, wenigstens in diesen Jahren, nur sich selbst im andern, liebt sich dann doppelt und hält dies für Freundschaft.

Natürlich lebten wir doch noch in einem gewissen Kontakt. Aber es gab Gelegenheiten, bei denen wir innerlich sehr weit auseinander kamen. So bei der nächsten Schulbeichte.

Es ist Gesetz an den bayrischen Gymnasien, dreimal im Schuljahre zur Beichte zu gehen, und niemand fragt, ob es so dein Glaube sei, ob du die Sache von Herzen tuest oder nicht. Unter meinen Kameraden gab es mehrere, die nicht mehr an die Wirksamkeit der katholischen Beichte glaubten. Sie alle mußten wider ihren Willen zum Beichten gehen.

Digitized by Google

Auguſt Bauer fragte mich: „Was wirſt du tun? Wirſt du lügen?“

„Ich werde dem Beichtvater erklären, daß ich dies alles nicht glaube; er wird mir dann den Beichtzettel auch ſo geben.“

„Wir werden ſehen,“ meinte Auguſt Bauer und ſtellte ſich mit mir an dem gleichen Beichtſtuhl auf. Als die Reihe an mich kam, ſpürte ich ein gewiſſes Herzklopfen, zum Teil eine Erbſchaft von früheren, ernſtgemeinten Beichten her, ein Reſt der Gewöhnung, zum Teil Furcht vor der eigenen Kühnheit und vor dem Neuen, Ungewohnten meines Handelns. Ohne die Anklageformel zu beten, legte ich dem Geiſtlichen meinen Geiſteszuſtand dar, mit der Bitte, mir den Beichtzettel zu geben. Er antwortete, daß er nicht tun wolle noch dürfe, was ich von ihm verlange. Ich ſolle mich meinem Religionslehrer eröffnen. Daraufhin zuckte ich die Achſeln und ging. Natürlich folgte ich dieſem Rate nicht; denn obwohl mein Religionslehrer ein rechtſchaffener, ja verehrungswürdiger Mann war, hätte ein Eingeſtändnis der Sache vielleicht mit der Dimiſſion vom Gymnaſium geendigt.

Alſo war es ſicher, daß ich einen Beichtzettel brauchte. Schnellen Entſchluſſes ging ich zu einem anderen Beichtvater, ſagte meine Formeln her, dazu einige Dutzend Sünden, die ich mir in der Eile ausgedacht hatte. Dies war ein richtiger Humbug, und nach der Anſicht der katholiſchen Geiſtlichen iſt es auch ein Sakrilegium. Ich beging dieſes Sakrilegium in der Folge noch öfter — und mit mir mehrere meiner Schulgenoſſen —, dem Zwange gehorchend; bis wir die vernünftigeren unter den Beichtvätern herausgefunden hatten, die uns den Beichtzettel ohne Sakrilegium zugeſtanden. Wie ſolches im Intereſſe der Vornehmheit der Religion lag.

Auguſt Bauer hatte, da er damals mit mir am Beichtſtuhle ſtand, die Sache mit angeſehen, begriffen und beurteilt. Als ein redlicher Menſch machte er ſich vielen Kummer über jenes Schulgeſetz, aber auch über mich, ſeinen Freund; denn ſelbſt der beſte Katholik neigt ein wenig dazu, die außerhalb der Kirche Stehenden als Schuldige zu betrachten.

(Fortſetzung folgt)

Digitized by Google

Der Novalis

Aus den Papieren eines Altmodischen. Von Hermann Hesse

Mit Zeichnungen von J. Wackerle

(Schluß)

4

Unvermutet schnell wie immer war der Sommer heraufgekommen. Die Studenten reisten nach allen Seiten fort in die Heimat oder auf Vetternreisen. Der fleißige Hauslehrer, obwohl auch er einige Wochen Urlaub erhalten hatte, war in Tübingen geblieben, um zu arbeiten. Der heiße August brannte auf den Dächern und glühte in den engen, gepflasterten Gassen der Stadt. Der Kandidat Rettig hatte sein Examen gemacht und war noch am letzten Tage des Semesters zu Brachvogel gekommen, um den Rest seines Novalistalers zu holen.

Brachvogel bewohnte nun etwas vereinsamt eine Ferienbude in der Münzgasse und saß arbeitsam bald hinter dem Studiertisch bald in der Bibliothek. Da kam ein Brief von Hermann Rosius und brachte ein frisches Stück Leben in sein stilles Dasein. Der Brief lautete:

Mein Herzensfreund!

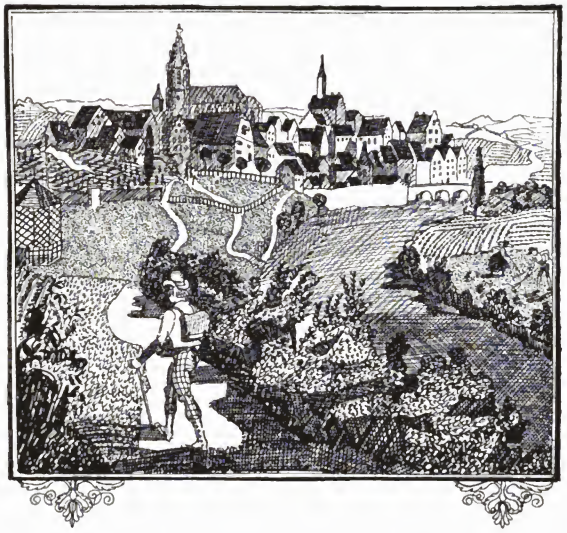
Wie lebst Du in Tübingen? Denke es mir dort jetzt sehr still. Fördert Deine Arbeit? Was mich betrifft, so hab' ich bis jetzt kaum ein Buch berührt. Jetzt aber spüre ich großes Verlangen, einmal zusammenhängend und mit Muße Novalis zu lesen. Du mußt ihn mir, oder mindestens einen Band davon, mitbringen.

Ja, mitbringen! Denn ich erwarte, daß Du mich nächster Tage besuchst, ich bitte Dich herzlich darum. Die Sache mit dem Mädchen scheint Fortschritte zu machen, und ich möchte Dich hier haben, zunächst damit Du Dich mitfreust, aber auch damit Du mir mit Deiner geschickteren Art und Deiner größeren gesellschaftlichen Erfahrung beistehst. Ich bin in alledem so unbeholfen. Mein lieber Vater hat Raum für einen Gast, wenn wir uns ein bißchen behelfen. Bitte komm gewiß, und so bald als möglich!

Der Hauslehrer las die Einladung mit Freude und beschloß, ihr ohne Verzug zu folgen. Lachend und Wanderlieder singend packte er noch am selben Tage sein Ränzel. Den erbetenen Novalis beschloß er nach einigem Zaudern dem Freunde nicht nur mitzubringen, sondern gleich zu dedizieren.

Am folgenden Morgen machte er sich zu Fuß auf den Weg nach dem Heimatstädtchen des Kameraden, das ein paar Meilen weiter neckarabwärts lag. Die weiße Landstraße glänzte hellauf in der Morgensonne, die schönen Neckarufer lagen grün und fruchtbar im Leuchten des Hochsommertages. Von heiß zu ersteigenden Höhen aus sah der Wanderer den blanken, gewundenen Lauf des Flusses durch gilbende Fruchtfelder und schattige Obstgärten sich strecken, oft auch von steilen Weinbergen gesäumt. Kirchturmspitzen funkelten blendend

Digitized by Google



von entfernten Dörfern herüber, in den Feldern und Rebhügeln war rege Arbeit, ruhig und waldig begrenzten die höheren Berge der Alb die Aussicht.

In der frischen, empfänglichen Seele des jungen Reisenden spiegelte sich diese ganze frohe und farbige Welt reich und glücklich wieder. Erinnerung, Ahnung und Hoffnung schmolz ihm mit der Schönheit der sichtbaren Welt unvermerkt und wohllaut zusammen, und werdende Lieder bewegten keimend den Sinn des jungen, fröhlichen Menschen. Er war ein geborener Wanderer, rüstig, gelenkig, zäh und bereit, alles Begegnende von der freundlichen Seite zu fassen. Auch war sein Auge offen für alle Schönheiten der Landschaft und empfänglich für die feinen Reize der Berglinien, der Beleuchtungen, Laubfarben und der blauen Töne der Ferne.

Während des Dahinschreitens erinnerte er sich mit Vergnügen der Reisebilder im Heinrich von Ofterdingen, den er schon zweimal gelesen hatte. Die geistvoll zarten Verse der „Zueignung" mit ihrem rätselhaft süßen Liebreiz und ihrem innig musikalischen Wohlklang fielen ihm ein. Vielleicht wußte er nicht, wie ähnlich er selbst dem jungen Ofterdingen jener Dichtung war. Was ihm zum

Digitized by Google

Manne noch fehlte, eben das gab seinem Wesen die harmlos liebenswerte Frische. Der Duft der frühen Jugend lag auf ihm, dem noch kein großer Schmerz die Unbefangenheit genommen und dafür die Weihe der Reife gegeben hatte.

Am späten Nachmittag erreichte er das Städtchen, in welchem Rosius auf ihn wartete. Über das Gewirre der alten und neuen Dächer ragte der behagliche Kirchturm, mit einer humoristisch wirkenden Zwiebel gekrönt. Züge von Gänsen und Enten bevölkerten Gassen und Hofwinkel sowie den sanft strömenden Neckar, den eine ehrwürdig graue, steinerne Brücke überspannte.

Der alte Rosius war ein kleiner Kaufmann oder eigentlich ein Krämer gewesen, hatte sich jedoch seit einigen Jahren zur Ruhe gesetzt und wohnte in einem zur Hälfte vermieteten neuen Häuschen, das Brachvogel nach einigem Fragen fand und betrat.

Nun wurde er von dem überraschten Freunde mit Jauchzen empfangen, auch der stille alte Vater drückte ihm die Hand und bewegte die hart gefalteten Lippen zu einem altmodischen Willkommspruch. Darauf brachte Hermann den Gast in die Stube, welche sie teilen sollten. Der Hauslehrer packte unter lustigem Geplauder seinen Marschranzen aus, der neben einiger Leibwäsche und einem Gehrocke auch die zwei Bände Novalis enthielt.

„Ah, der Novalis!“ rief Rosius erfreut und nahm einen Band in die Hände, in welchen Brachvogel schon in Tübingen die Dedikation geschrieben hatte. Sie fiel ihm sogleich ins Auge, und er umarmte den Spender dankbar.

Weder dieser noch der Beschenkte ist heute mehr am Leben, aber die Widmung von Brachvogels Hand steht noch in dem Bande auf dem inneren Einbanddeckel zu lesen:

„Theophil B. seinem Freunde Hermann Rosius, im Sommer 1838.“

Und darunter:

„Der echte Dichter ist allwissend; er ist eine wirkliche Welt im Kleinen.“ (Novalis.)

Digitized by Google

5

Wenn ich statt der Geschichte meines Novalis diejenige des Theophil Brachvogel und seines Freundes schriebe, so müßte ich nun dessen Ferienaufenthalt, den ersten Besuch und Kaffee beim Herrn Amtmann, Brachvogels erste Begegnung mit jener schönen Helene Elster und vieles andere schildern und erzählen, worauf ich nur ungern verzichte. Doch muß ich mir die eingehende Darstellung dieser und anderer Ereignisse versagen. Ich würde sonst Bände brauchen, bis ich meine Geschichte aktenmäßig zu ihrem vorläufigen Ende, das heißt bis auf den heutigen Tag, geführt hätte.

So betrachte ich denn meinen Novalis und suche in ihm weitere Spuren des Lebens von damals.

Die am Ende des vorigen Kapitels zitierte Widmung Brachvogels, die im ersten Bande steht, zeigt Spuren davon, daß ein Versuch gemacht wurde, sie auszuradieren. Die gute Tinte hatte sich jedoch zu tief in das weiche Papier gefressen und widerstand dem Tilgungsversuch. Widmung und Spruch blieb stehen.

Was bedeutet für den Käufer, Besitzer und Leser eines alten Buches der vom Radiermesser zerschabte erste Buchstabe einer vor sechzig Jahren geschriebenen Widmung? Nichts. Eine minimale Verunzierung, der man außerdem leicht durch Überkleben nachhelfen kann.

Ich habe aber jene Stelle nicht überkleben lassen. Sie bedeutet für mich und für unsere Erzählung ein ganzes Kapitel, ein dunkles, schmerzliches, dessen Bericht mir schwer fällt, da ich für die Hände und Schicksale, mit denen mein Buch damals Berührung fand, seit langem eine stille Liebe hege.

— Drei Wochen nach jenem vergnügten Abend seiner Ankunft war der Hauslehrer Brachvogel nicht mehr derselbe jugendlich sorglose, naiv heitere Mensch wie zuvor. Er hatte einige von den Dingen erfahren, deren schnelles Erleben älter macht als eine ganze Reihe von stillen Jahren. Er war um ein Glück, eine Schuld und ein Leid reicher und um einen Freund und eine Jugend ärmer geworden. Der Novalis war wieder in seinem Besitze, und er selbst hat jenen Radierversuch an der noch frischen Widmung gemacht.

Er war mit Helene Elster verlobt, und der arme Hermann Rossius hatte seinen Freund und seine Liebste auf denselben Tag verloren. Oder doch nicht am selben Tage; denn nach dem Bruch der Freundschaft war um das schöne Mädchen noch ein kurzes verstecktes und verzweifeltes Ringen gewesen. Dann hatte der hübsche, lebensfrohe Brachvogel den Sieg gewonnen, und die erbitterte Rivalität der entzweiten Herzensfreunde hatte sich, namentlich auf des armen Theologen Seite, in ein herbes, trauriges Verzichten und Verlorengeben verwandelt.

Hatte Theophil eine Untreue begangen? Er selbst litt an dieser Frage, und mußte Ja und Nein zugleich antworten. Ja — denn er hätte am ersten Tage, nachdem er mit dem Mädchen gesprochen hatte, fliehen und dem Freunde seine

Digitized by Google

älteren Rechte lassen können. Später konnte von Untreue oder irgendwelcher bewußten Sünde nicht mehr die Rede sein, da war Recht und Unrecht und war auch die Freundschaft im Brande der drängenden Leidenschaft geschmolzen und vergessen.

Ich sann manchmal darüber nach, wieviel Schuld ihm beizumessen sei; und nach meiner Meinung ist seine Schuld nicht klein, denn ich weiß nichts so Heiliges und Unantastbares als eine herzliche Freundschaft unter Jünglingen. Aber Theophil war jung, und sein ganzes Wesen mag in jenen Jahren nach der entscheidenden Frauenliebe gedrängt haben. Und wer will rechnen, wie schwer trotz seines Glückes sich die verratene Freundschaft an ihm gerächt hat?

Ich denke mir, daß sein des Leidens und Unrechthabens nicht gewohntes Herz gezittert haben muß, als Rosius ihm das geschenkte Buch mit anderen kleinen Freundschaftsreliquien zurücksandte, dies Buch, über dem sie so viele reiche schwärmerische Stunden miteinander zugebracht hatten. Und ich denke mir, daß sein Herz zitterte, als er wieder allein in Tübingen in seiner Wohnung saß und vergeblich die Widmung vom Deckel des Buches zu tilgen versuchte — so vergeblich, wie das vergiftete Andenken an den ehemaligen Freundesbund aus seinem Herzen. Ich denke mir auch, daß er seiner oft zu Besuch in Tübingen weilenden Braut manchmal eines der Gedichte oder Märchen von Novalis vorlas, und wie mag da ihm und ihr zumute gewesen sein, als sie zum erstenmal nach dem Buche griff und die Widmung und jenen Namen und den Versuch, ihn auszulöschen, sah?

Rosius fand zwei Jahre später eine andere Liebe, und seine Hochzeit fand wenige Monate nach der Brachvogelschen im Jahre 1842 statt. Beide Freunde nahm das Leben des Amtes und der Familie in Anspruch, die Erinnerungen wurden milder und bleicher, aber sie sahen sich nicht wieder, und einer hörte vom anderen jeweils nur zufällig aus dritter Hand.

Über dem geschäftig zufriedenen häuslichen Leben mag auch der stille Dichter fast vergessen worden sein, er stand viele Jahre lang wenig benützt in der Hausbibliothek Brachvogels. In diesen Jahrzehnten begannen die älteren Verehrer jener frühromantischen Poesie allmählich auszusterben, ohne daß neue ihnen gefolgt wären. Unter der damals heraufkommenden Jugend kannten wenige von Novalis mehr als den Namen, auch der heranwachsende Sohn Brachvogels nicht, der die beiden schlichten Bände, obwohl er sonst ein Leser war, unberührt im väterlichen Bücherschranke stehen ließ. Es schien, als wäre es mit dem Ruhm des seit fünfzig Jahren begrabenen Dichters vorüber. Für ihn schien die trostlose Zeit des Antiquierens gekommen, jenes rasche traurige Sinken vom Lächerlichwerden zum Langweiligwerden und von da vollends zum Vergessenwerden.

So stand unser Buch zehn Jahre und zwanzig Jahre. Seine Blätter bekamen einen leisen Cremebezug, jenen Edelrost alternder Bücher, der dem Vergilben vorangeht. Das vielgeschmähte Löschpapier hielt sich aber vortrefflich. So wenig edel es war, sieht es doch heute noch frischer und weißer aus

Digitized by Google

als die Mehrzahl der jammervollen Drucke aus den ſiebziger und achtziger Jahren, die einem unter der Hand braun werden.

6

Annähernd zwanzig Jahre ſtanden die beiden einfachen Sedezbände ſtill und von niemandem begehrt im Bücherkaſten. Was ſind zwanzig Jahre in der Geſchichte eines guten Buches! Vielleicht ruhten ſie doch nicht vollkommen, vielleicht nahm ſie der vielbeſchäftigte Lehrer und Hausvater doch noch zuweilen vom Brett und überglitt mit ernſten Augen die ſchon alternden Blätter, wenn Erinnerung und Jugendheimweh des Nachts am Studiertiſch ihn überfielen.

Dann wunderte er ſich vielleicht betrübt darüber, wie raſch der zarte Dichter aus dem Andenken der Welt verſchwunden und wie ſelten ſein Name noch in jemandes Munde war; er ahnte nicht, daß Jahrzehnte ſpäter die ernſte Schönheit dieſer Dichtungen neue Freunde und laute Verehrer und Verkünder finden würde. Ich denke, in einer ſolchen Stunde des Rückwärtsſinnens ſchrieb er auf eine leere Halbſeite des zweiten Bandes den Vers, den ich dort oft mit Bewegung las:

Wie weht aus deinen ſüßen Reimen
Ein Duft der Jugendzeit mich an,
Die mir in bunten Dichterträumen
So leicht und unvermerkt zerrann!
Du biſt mir wie aus Maientagen
Im Herbſt ein Gruß von Blumen zart,
Du willſt mir ernſt und leiſe ſagen,
Wie fern mir meine Jugend ward.

Digitized by Google

Manchmal griff vielleicht auch die schöne Hausfrau nach dem Novalis. Ich weiß es nicht, doch glaube ich es gerne, denn auf ihrem Bilde, das ich in meinen Jünglingszeiten manchmal sah, hat sie jenen geistigen, zarten Träumerzug im vornehmen Gesicht, aus dem wir gern eine rege, dem Schönen zugeneigte Seele erraten. Es macht mir Vergnügen, zu denken, sie habe die hellbraunen Bändchen zuweilen in ihren weißen Fingern gehalten.

Jedenfalls blieb das Buch im Brachvogelschen Hause und war dort noch vorhanden, als der Sohn des Hauses Anno 1862 von Tübingen aus darum schrieb. Er war wie sein Vater Philolog und mochte gelegentlich bei irgendwelchen litterarhistorischen Studien auf Novalis aufmerksam geworden sein. Dessen Werke wurden ihm denn nun von Hause zugeschickt.

Unser Exemplar zeigt keine Spuren, die auf einen starken damaligen Gebrauch schließen lassen, vor allem keinerlei Notizen aus den folgenden Jahren. Es scheint, daß der Dichter auf den in jener antiromantischen Zeit erwachsenen Studenten wenig Eindruck gemacht habe. In seinem Besitze schlummerte das Buch, wie ein Edelstein schlummert, solange kein Lichtstrahl seine verborgenen Feuer weckt. Es scheint damals sogar manchmal Mißbrauch gelitten zu haben, denn jenen Tübinger Jahren schreibe ich die Verwahrlosung der Einbände zu, welche manche verwischte Halbkreise und Kreise wie von darauf gestellten Trinkgläsern aufweisen. Dennoch blieb mein Novalis noch manche Jahre im Besitze des jüngeren Brachvogel und erlebte sogar dessen teilweise Bekehrung.

Digitized by Google

Dieser Brachvogel junior war ein kühler, kritischer Geist und von früh an ein wenig Sonderling. Er hatte kaum sein Tübinger Examen gemacht, als der Vater plötzlich einer kurzen Krankheit erlag. Die Mutter war schon ein Jahr zuvor gestorben, nach einer zwanzigjährigen Ehe noch schön und von Freunden bewundert. Der junge Gelehrte sah sich plötzlich verwaist und auf sich selbst gestellt. Von seiner Neigung getrieben und durch ein beträchtliches Vermögen unabhängig gemacht, verließ er bald die Heimat und reiste allein nach dem Süden. Wohl nur ein Zufall war es, daß beim Verkaufe der väterlichen Bibliothek der Novalis zurückblieb und mit in die Reisekoffer kam.

Über die nun folgenden Jahre gab mir ein Tagebuch genauere Nachricht, das Brachvogel während seiner italienischen Jahre ziemlich fleißig führte. Doch ist nur auf den letzten Blättern desselben flüchtig von unserem Novalis die Rede. Brachvogel hielt sich mehrere Jahre in Rom auf, besuchte Süditalien und Sizilien und schien wenig mehr an die Heimat und Vergangenheit zu denken. Wenigstens berichtet sein Tagebuch nur von italienischen Angelegenheiten, Studien und Reisen, und berührt das Gedächtnis der Eltern fast nur jeweils bei der Wiederkehr ihrer Todestage. Im fünften Jahre seiner Abwesenheit jedoch scheint je und je ein Hauch von Heimweh dem Vereinsamten das Herz bewegt zu haben.

Damals hielt er sich mehrere Monate in Venedig auf, mit Bibliotheksstudien beschäftigt, während die Welt von Tag zu Tage lebhafter durch die Nachrichten vom französischen Kriege erregt wurde. Ohne daß ihn diese eben stark erschüttert hätten, ward doch der gelehrte Sonderling mehr als sonst des fernen Vaterlandes erinnert, und es kamen Stunden, in den Jugendgedenken und Heimaterinnerung ihn überraschten. In einem dieser Augenblicke fiel ihm der ganz vergessene Dichter durch Zufall wieder in die Hand. Schlicht und rauh berichtet davon das Tagebuch:

„Heute fand ich unter den Schmökern im unteren Kasten den alten Novalis und fühlte Lust, nach Jahren wieder einmal etwas derart zu lesen. Unter den Fragmenten fielen mir einige geistreiche unter vielem Wust von Sentimentalem auf. Dann begann ich den sonderbaren Ofterdingen zu lesen."

Und zehn Tage später:

„Fortsetzung der Novalislektüre bis zum Schluß des ersten Teiles vom Ofterdingen. Ich hatte lange keinen deutschen Dichter mehr gelesen und kann mich nun dem eigentümlichen Eindruck nicht ganz entziehen."

Digitized by Google

7

Es scheint, daß Brachvogel dem Dichter längere Zeit treu geblieben ist. Eines Tages wenigstens nahm er ihn, in Florenz, wieder zur Hand und fand das Märchen von Hyazinth und Rosenblüte. Er fand denn auch jene Stelle, an welcher vor mehr als dreißig Jahren sein Vater das Datum eines Bebenhauser Maitages eingeschrieben hatte, und schrieb daneben: „Settignano bei Florenz, 19. Juni 1873."

Nun hatte er in Florenz einen Freund. Es war ein Deutscher, namens Hans Geltner, der mit einer schönen Toskanerin verheiratet war. Dieser saß im Winter 1874 im Spital am Krankenbett Brachvogels und sah ihn am 2. März 1875 dort sterben. Er erbte mit ein paar anderen deutschen Büchern auch den Novalis, der nun wieder vergessen und ungebraucht jahrelang im Regal stand.

Während dieser Jahre war in Geltners Hause eine schöne, blonde Tochter herangewachsen, die ich selber noch wohl gekannt habe. Sie war schlank und schmeidig, von ganz deutscher Schönheit, und fand beizeiten manche Verehrer.

Als ich damals nach Florenz kam und die Geltners besuchte, stach auch mir ihr schönes einfaches Wesen ins Auge, so daß ich sie bald den Madonnen des

Digitized by Google

Quattrocento, denen zuliebe ich hergereiſt war, ohne Schwanken vorzog. Es fügte ſich, daß ich ſchließlich täglich ins Haus kam, oft mit deutſchen Freunden, oft allein.

Da fiel mir denn eines Tages der zweibändige Novalis in die Hände. Geltner war erſtaunt, als ich ihm erzählte, daß der ſcheinbar verſchollene Romantiker neueſtens in Deutſchland wieder verehrt und geleſen werde. Manchen Abend ſaßen wir nun in dem kleinen, ummauerten Garten um den ſchattigen Steintiſch, und ich las die feinen, tiefen Gedichte des alten Novalis vor. Über dieſer Lektüre kam ich oft mit der Tochter Maria ins Geſpräch, und in dieſen

Digitized by Google

Gesprächen kamen wir einander so nahe, daß ich von Tag zu Tage mich selber wunderte, mit ihr noch nicht von Liebe gesprochen zu haben. Es waren schöne Märchentage, wie mir seither keine mehr geworden sind.

Um diese Zeit traf mein Freund Gustav Merkel in Florenz ein. Wir begrüßten uns herzlich und lebten die ersten Tage nur füreinander. Er war ein lieber und flotter Mensch, beweglich, hübsch, geistreich, dabei gutmütig, und wir haben manchen Fiasko Landwein burschikos unter Geplauder und Gesang miteinander ausgetrunken.

Die Sehnsucht nach Maria trieb mich bald wieder in ihr Haus. Ich brachte Merkel mit, der dort gefiel und bald gleich mir fast alltäglich bei Geltners verkehrte.

Eines Abends las ich nun dort die „Lehrlinge zu Sais" vor. In der daran anschließenden Unterhaltung machte Gustav einen wenig ehrerbietigen Witz über Novalis und seine Dichtung, der mir weh tat. Da zu meinem Erstaunen Maria nicht widersprach, sondern sogar mitlachte, hielt ich an mich und schwieg. Als aber Gustav weggegangen war, trat ich im Garten zu ihr und hielt es ihr vor. Sie war ein wenig verlegen und vermied meinen Blick.

„Sie haben ja recht," sagte sie, „aber sehen Sie, Ihr Freund ist zu gescheit und vor allem zu witzig, als daß man ihm widersprechen könnte. Ich mußte einfach mitlachen. Und wozu sollte ich auch mit so liebenswürdigen Gästen Streit anfangen?"

„Aber war es nicht wie ein Verrat, Maria?"

„Sie sind komisch!" und dann: „Andiamo!"

Mehr sagte sie nicht. Aber als ich nun gute Nacht sagte und langsam durch den Corso dei Tintori nach Hause ging, war ich froh, daß ich noch nie mit Maria über meine Liebe gesprochen hatte, und hatte eine schlechte Nacht.

Es ging alles rasch und ruhig seinen Gang, und ich sah mit sonderbar gespannter Neugierde zu. Ich sah, wie Gustav immer häufiger zu Tisch geladen wurde und neben Maria zu sitzen kam. Ich sah, wie er abends mit ihr im Garten spazierte, ich sah ihn in der Badia eine Bleistiftkopie des schönen Sankt Bernhardskopfes von Filippino Lippi anfertigen und in den Trödlerläden alte Emailsachen kaufen, die er ihr dann schenkte. Und eines Tages sah ich auch die Einladungskarte zu ihrem Verlobungsfest, von Maria selber geschrieben, vor mir auf meinem Schreibtisch liegen. Draußen klang laut das Straßengetriebe der fröhlichen Stadt Florenz und flogen helle, leichte Wolken zärtlich spielend durch die warme Luft, ich aber saß lang und las immer wieder diese freundlichen, kurzen, entzückend nett geschriebenen Zeilen der Einladungskarte. Am Abend ging ich hin und gratulierte.

Noch einmal tauchte in dieser Umgebung der Novalis auf, das war am folgenden Abend. Ich habe es nicht vergessen. Wir saßen noch beim Obst und plauderten, woran ich freilich wenig teilnahm. Ich schnitzelte seit einer Viertelstunde zerstreut und traurig an einem großen Pfirsich herum, mit einem winzigen Obstmesserchen, dessen bronzener Griff die Form der Florentiner

Digitized by Google

Wappenlilie hatte. Da stand Gustav vom Stuhl auf, holte den Novalis herbei und fing an zu blättern.

„Ich muß doch zeigen," sagte er lächelnd, „daß ich kein Barbar bin, sondern eurem alten Symbolisten doch auch einen Reiz abgewonnen habe. Ich las dieser Tage in dem Schmöker und fand ein wundervolles Gedicht, das ich euch — und speziell dir, Maria — vorlesen möchte."

Mir wurde sehr schwül ums Herz, denn ich ahnte wohl, welches Gedicht es sein würde — dasselbe, das ich einst im Sinn gehabt hatte bei guter Gelegenheit der schönen Maria vorzulesen. Ich hatte es aber nie gewagt.

Richtig, er las es, und Maria hielt den Blick ihrer großen, schönen Augen auf ihn gerichtet und lächelte, und ich Unbeteiligter litt in dieser Minute mehr als in allen den vorhergegangenen Tagen. Er las:

Ich sehe dich in tausend Bildern,
Maria, lieblich ausgedrückt,
Doch keins von allen kann dich schildern,
Wie meine Seele dich erblickt.
Ich weiß nur, daß der Welt Getümmel
Seitdem mir wie ein Traum verweht
Und ein unnennbar süßer Himmel
Mir ewig im Gemüte steht.

* * *

Meine Chronik geht zu Ende, und ich hätte sie am liebsten mit den lieben Versen jenes schönen Marienliedes beschlossen. Ich muß aber noch berichten, daß schon nach drei Monaten Marias Hochzeit war. Gustav reiste mit ihr in die Schweiz und führte sie im Spätherbst nach Deutschland mit sich.

Ich hatte indessen längst von Florenz und von Maria Abschied genommen und mir von Geltner den Novalis als Andenken erbeten, den er mir gerne überließ. Seither ist er in meinem Besitz geblieben, hat mich auf mancher Reise begleitet und steht jetzt in meiner Romantikersammlung eingereiht, gerade zwischen den Gedichten der Sophie Mereau und den Werken des Malers Philipp Otto Runge.

Es war meine Schuld, daß zwischen Gustav Merkel und mir eine Entfremdung eintrat, zu der die räumliche Trennung noch beitrug. Wenigstens brachte ich es nicht über mich, damals seine Briefe zu beantworten, so daß auch er müde wurde und schwieg.

Digitized by Google

Doch dauerte das nur anderthalb Jahre. Dann geſchah das Schreckliche, daß die ſchöne Maria mitten im Glücke auf einer ſommerlichen Gondelluſtfahrt verunglückte und umkam. Da kam Guſtav zu mir, und wir haben ſeither die Erinnerung an ſie und an jene Florentiner Zeiten und an alles Teure unſerer allmählich in die Ferne entrückten Jugendzeiten brüderlich mit ihm geteilt.

Digitized by Google

Die Verweltlichung des Staates

Von Oskar Muser

I

Wer den modernen Staat als unseren Staat anerkennt und die konsequente Ausgestaltung seines eigentlichen Wesens erstrebt, muß auch dessen volle Verweltlichung — nicht sehr glücklich die „Trennung des Staates von der Kirche" genannt — wollen. Diese ist die logische Konsequenz aus dem ureigensten Grundgedanken des modernen Staates. Es ist ein Unglück für unsere Kultur, daß so viele neuzeitliche Menschen bis weit in die Reihen der Liberalen hinein den modernen Staat nur dem Namen nach akzeptieren, die Tiefe seiner Seele aber nicht zu ergründen vermögen, oder sich vor der Gewalt der Ideen fürchten, die in dieser nach äußerem Leben drängen. Ja, man kann ohne Übertreibung behaupten: Der Staat selbst scheut sich, sich in allen seinen Konsequenzen zu besahen. Es genügt nicht, den modernen Staat prinzipiell zuzugestehen, man muß ihn auch sich tatsächlich ausleben, zur Wahrheit werden lassen. Vor allem ist die volle Erkenntnis seines Grundwesens notwendig. Diese zu schaffen, sollte zu den selbstverständlichsten Bildungsaufgaben des Staates gehören; er müßte, vorab in seinen Schulen, in vollster Freiheit und Unabhängigkeit sich zum vollen Verständnis der heranwachsenden und der herangewachsenen Staatsbürger bringen wollen und bringen.

Der moderne Staat — und nur von ihm, nicht von einem beliebigen, also auch nicht von dem mittelalterlichen Staatswesen sprechen wir — ist der Staat der Denk- und Gewissensfreiheit. Durch die verfassungsmäßige Garantierung dieser Freiheit stellt er sich in einen prinzipiell revolutionären Gegensatz zu dem mittelalterlicher Gesellschaftsorganismus, durch sie und seine grundsätzliche Entkonfessionalisierung wurde er erst zum modernen Staat. Er war prinzipiell ein ganz anderer geworden, als er vorher gewesen war, und diese fundamentalste, wenn auch zunächst nur mehr theoretische, Umwandlung seines innersten Wesens mit allen ihren Konsequenzen veränderte, ohne daß es dazu einer äußeren Formulierung des gegebenen Tatbestandes bedurfte, von selbst seine inneren Beziehungen zur Kirche. Diese waren in einem Boden verankert, der jetzt abgegraben wurde; sie waren der Ausdruck historischer Realitäten, die aufhörten, zu sein; sie wurden zur tatsächlichen Unwahrheit. Der prinzipiell entkonfessionalisierte Staat steht der Kirche ganz anders gegenüber als das Staatsgebilde, das sich bewußt und absichtlich in den Dienst der konfessionell kirchlichen Interessen hatte einspannen lassen. Der Staat, der die Denk- und Gewissensfreiheit proklamiert und staatsgrnndgesetzlich festlegt, kündigt den früheren staatlichen Kirchendienst; er läßt die Herstellung der Beziehungen des einzelnen zum Jenseits aufhören, „Staatssache" zu sein, er scheidet sie aus der Sphäre staatlicher Funktionen aus und macht sie zur ausschließlichen Angelegenheit des einzelnen Individuums. Der moderne Staat hat lediglich Normen

Digitized by Google

zur Regelung des Verhältnisses der Menschen zueinander, nicht zu „Gott", zu statuieren. Die Beziehungen zu diesem zu finden und zu regeln, bleibt von Staats wegen jedem einzelnen überlassen. Für den Staat entscheidet über den wahren Wert des Menschen nicht dessen Verhältnis zu „Gott", sondern, wie Jodl treffend bemerkt, „zuerst und zuletzt sein Verhältnis zur Menschheit." Das Gebiet staatlicher Einwirkung hat sich nur auf das „Diesseits" zu erstrecken. Der moderne Staat hat tüchtige Erdenbewohner heranzubilden, nicht Himmelsaspiranten. Die staatliche Schule hat deshalb die Menschen in den Kreis ihrer Diesseitspflichten einzuführen und zu deren Bewältigung zu befähigen, die Vorbereitung für das „Jenseits" liegt außerhalb der Sphäre *staatlicher* Aufgaben, sie bleibe den *Kirchen* überlassen, die sich ihrer in vollster Freiheit annehmen mögen. Mit anderen Worten: Die Pflege konfessionellen *Glaubens*lebens gehört nicht zu den Aufgaben des *Staates*; das menschliche Gemeinschaftsleben und der Bestand des Staates selbst sind davon völlig unabhängig. Die Erziehung der Menschheit aber zu moralischem *Handeln* — Moral selbstredend nicht in dem eng begrenzten Sinn der Sittlichkeitsvereine verstanden — ist eine seiner vorzüglichsten Pflichten, schon deshalb, weil ohne sittliches Verhalten der einzelnen die Existenz einer gesunden Gesellschaft und damit des Staates selbst undenkbar ist. Der moderne Staat hat deshalb nur die Denk- und Gewissensfreiheit, nicht die unbedingte *Handlungs*freiheit garantiert. So tritt eine naturgemäße Aufgabenverteilung zwischen Staat und Kirche ein. Die letztere konfessionalisiert, der erstere moralisiert (dieses Wort in gutem Sinn gebraucht). Daß die Kirchen neben ihren konfessionellen Glaubenslehren auch sittliche Unterweisung geben können, ist selbstverständlich. Aber dadurch wird die staatliche Pflicht der sittlichen Volkserziehung nicht aufgehoben. Diese wird auf rein menschlicher, nicht konfessionell dogmatischer Grundlage aufgebaut sein, deswegen nicht bloß den Bedürfnissen des modernen Gemeinschaftslebens zu genügen, sondern auch die Lücke auszufüllen haben, die in den vielen Tausenden entsteht, die allen Konfessionalismus und Dogmatismus und damit die in diesen verankerte Sittenlehre ablehnen und dem sittlichen Nihilismus verfallen müßten, wenn nicht anderweitig für Ersatz gesorgt würde. Die volle Verweltlichung des modernen Staates, das heißt, die konsequente Umsetzung seines Ideenbestandes in lebendige Institutionen des staatlichen Gesellschaftslebens, ist deshalb nicht eine Entreligionisierung der Menschheit, denn abgesehen davon, daß — was unsere Gegner beharrlich verschweigen oder ignorieren — durch die *Kirchen*, denen ja die freie Pflege konfessionellen Lebens überlassen bleibt, die Befriedigung der Glaubensbedürfnisse, soweit solche vorhanden sind, erfolgen kann, stellt der Staat den wesentlichsten Teil des sogenannten „religiösen" Unterrichtes — die *sittliche* Erziehung — in seinen Aufgabenkreis ein. Diese muß den ganzen Menschen in der tiefsten Seele erfassen und erwärmen, sie darf nicht, wie die Gegner willkürlich und fälschlicherweise so gerne unterstellen, ein trockenes, kraft- und saftloses, das Gemüt unberührt lassendes weltlich-dogmatisches Moralisieren sein. Daß und wie sich eine solche, von allem

Digitized by Google

konfessionellen Dogmatismus losgelöste sittliche Erziehung bewerkstelligen läßt, kann hier, als außerhalb des Rahmens unserer nächsten Aufgabe liegend, nicht erörtert werden. Aber schon hier sei bemerkt: Der Staat, der die Denk- und Gewissensfreiheit, damit auch das Recht der „Ungläubigkeit" proklamiert, spricht damit selbst kategorisch aus, daß die konfessionelle Gläubigkeit nicht die unentbehrliche Grundlage der Moral sein kann, denn sonst würde er ja mit der Einräumung des Rechtes auf „Unglauben" die Grundlage der Moral zerstören, ein moralisches Verbrechen an den ihm anvertrauten Menschenkindern begehen und seinen eigenen Bestand in Frage stellen.

Ich wiederhole: Die volle Verweltlichung des Staates ist nichts anderes als die seinem prinzipiellen Wesen entsprechende Normierung seines Aufgabenkreises und die Ausschaltung von Funktionen, denen sich der konfessionell gebundene mittelalterliche Staat unterziehen mochte, die aber dem modernen Staatswesen nicht mehr zukommen. Der Entwicklungsgang des modernen Staates war ein fortgesetzter Emanzipationskampf gegen kirchliche Bevormundung. Die Philosophie und die Naturwissenschaften haben sich prinzipiell den Fesseln der Theologie entwunden; die Pädagogik muß nachfolgen. Aber immer und immer wieder strauchelt die leider stereotype Oberflächlichkeit der Betrachtungsweise an dem Bedenken, die Ausschaltung des Konfessionsunterrichtes aus dem staatlichen Lehrplan werde zu einer Verkümmerung des „religiösen" Lebens unseres Volkes führen, als ob die „Religion" mit allen ihren Lebensnerven gerade am staatlichen Konfessionsunterricht hinge, als ob ferner nicht die Kirchen ihre Tätigkeit in freiester Weise entfalten könnten und die sittliche Volkserziehung in ganz anderer und gründlicherer Weise als bisher eine Sorge und Gegenstand des staatlichen Schulunterrichtes sein würde.

Selbstverständlich werden auch in der Schule des modernen Staates die jungen Menschen den wesentlichen Gehalt der verschiedenen Religionssysteme kennen lernen und erfahren, was die Religionen im Zeitlauf der Geschichte geschaffen haben. Es ist dies eine Aufgabe des kulturgeschichtlichen Unterrichtes, der dann die einzelnen Religionssysteme nach den Grundsätzen historischer Wahrhaftigkeit darzustellen hätte, während jetzt in dem konfessionellen Unterricht, wenn dieser sich überhaupt mit ihnen beschäftigt, das konfessionelle Parteiinteresse verzerrt und entstellt, was seinen einseitig konfessionellen Unterrichtstendenzen zu verzerren und zu entstellen zweckdienlich erscheint. Das Bestreben, um jeden Preis die eigene „einzig wahre Religion" zu glorifizieren und zu diesem Zweck alle anderen als grandiose Verirrungen menschlichen Geistes zu diskreditieren, nicht die Absicht, der Wahrheit in jedem Fall, insbesondere auch dann zu dienen, wenn sie der eigenen Sache gefährlich werden könnte, bestimmt und dirigiert das konfessionelle Unterrichtssystem: Konfessionelle Parteilichkeit statt wissenschaftlicher Objektivität.

Wir wollen an dieser Stelle den Irrtum nicht bloßlegen, als ob der „Religionsunterricht", in Wahrheit „Konfessionsunterricht", mit seinem Auswendiglernen unverstandener und vielfach unverständlicher Katechismussatzungen

Digitized by Google

und Gesangbuchverse die innere Erhebung und Beseligung des Menschenherzens, die, wenn nicht das Wesen, so doch zweifellos unerläßliche Begleiterscheinungen echter Religiosität sind, zu zeitigen vermöchte. Aber, und darauf ist ein Hauptgewicht zu legen, es kommt für unsere Frage gar nicht darauf an, wie ein „Religionsunterricht" beschaffen sein könnte und sollte, sondern wie er tatsächlich beschaffen ist. Wie wir für unsere Betrachtung nicht irgendeinen beliebigen, sondern den modernen Staat zum Ausgangspunkt der Untersuchung zu machen hatten, so dürfen wir auch unser Urteil nicht durch die Fiktion eines möglichen, eines idealisierten Religionsunterrichtes bestechen lassen. Der konkrete, nicht ein gedanklich konstruierter „Religionsunterricht" ist in die Rechnung einzustellen. Dieser aber beschränkte sich erfahrungsgemäß nicht darauf, wirkliche Glaubenslehren einzuprägen, sondern in ihm werden in der Form und unter dem Vorwand „religiöser" Unterweisung und ohne die Möglichkeit irgendeines staatlichen Einspruchsrechtes alle die Dinge gelehrt, die der in der Frage, was zur „Religion" gehöre, souveräne Klerikalismus zu lehren für gut findet. Man schaue doch einmal der Tatsache schärfer in das Gesicht, daß der Ultramontanismus kecklich seine Identität mit dem Katholizismus behauptet, sich demgemäß — es braucht dies nicht in plumper Form zu geschehen — das Recht herausnimmt, den Geist ultramontaner Weltanschauung in die Kindesseele einzupflanzen und die Aspirationen des Ultramontanismus als berechtigte katholische Glaubensforderungen aufzustellen, auf deren Realisierung hinzuwirken katholische Glaubens- und Gewissenspflicht sei. Die ultramontane Auffassung des Verhältnisses von Staat und Kirche, die direkte und unverblümte Negation und Verwerfung der Denk- und Gewissensfreiheit, und damit in Wahrheit des modernen Staates, die Einspannung der Wissenschaft und ihrer Lehre — man denke an die Philosophie, Geschichte, Naturwissenschaften — in die straffen Fesseln klerikaler Diktatur, die Notwendigkeit der Unterwerfung der Kunst unter die Normalschablone eines engbrüstigen verklerikalisierten Banausentums, die Pflicht grundsätzlicher geistiger Abstinenz allen Niederschlägen neuzeitlichen Geisteslebens gegenüber, soweit diese nicht von den Aposteln der Index-hygiene als bazillenfrei abgestempelt sind, die Pflicht der systematischen Abgewöhnung einer eigenen selbständigen Überzeugung, und damit der Unterlassung der Gründung einer Persönlichkeit, — alle diese und noch viele andere Dinge ähnlichen Geistes werden an der staatlichen Schule des zwanzigsten Jahrhunderts gelehrt, mehr oder weniger erkennbar eingewickelt in die Pillen angeblich religiöser Glaubensfürsorge! Der Staat läßt an seinen eigenen Bildungs- und Erziehungsanstalten die Pflanzschulen etablieren und mit seinen Mitteln (Kultusbeiträge usw.) alimentieren, in denen die künftigen Staatsbürger gegen ihn selbst erzogen werden! Die Leute, die den Konfessionsunterricht an der staatlichen Schule nicht vermissen möchten, sollten sich denn doch vor allem die Frage vorlegen, ob sie es verantworten können, daß der Staat an seinem eigenen Herzen — und die Schule ist sein Herz — seine Feinde großzieht! Der offizielle Katholizismus ist nichts anderes und will nichts

Digitized by Google

anderes sein als der Jesuitismus. Man macht ein Gesetz, das die Jesuiten vom Deutschen Reiche fern halten soll, und dem Jesuitismus überliefert man die Staatsschule.

Und ferner: Der Staat sollte doch an seinen Schulen in allen Fächern nur lehren lassen, was er auch zu verantworten imstande ist. Weiß er nicht, wie die Konfessionellen gegenseitig über ihre Lehren und ihre Pädagogik den Stab brechen, sich gegenseitig mit dem Vorwurf belasten, daß sie eine sittliche Verwüstung an unserem Volke vornähmen? — Statt vieler Belege nur einen, den ich meinem Buch „Die Trennung von Staat und Kirche" entlehne, woselbst es heißt:

Einer der bedeutendsten protestantischen positiven Theologen, Professor Dr. W. Herrmann in Marburg, hat vor kurzem ein in dritter Auflage erschienenes durchaus wissenschaftlich gehaltenes Buch „Römische und evangelische Sittlichkeit" herausgegeben, in dem er sehr scharfe Anklagen gegen die katholische Sittenlehre erhebt. Wenn ich einige davon zitiere, so geschieht es nicht in der Absicht, persönlich Stellung zu ihnen zu nehmen, sondern um sie als bedeutsame Belege dafür ins Feld zu führen, daß aus durchaus sachkundigem Munde eine so schwere Verurteilung der Sittenlehre erfolgt, die an den staatlichen Schulen gelehrt wird, daß der Staat im Interesse der sittlichen Erziehung seiner Jugend nicht achtlos daran vorübergehen darf, sie vielmehr bei der Regelung des Verhältnisses seiner Schule zu der Kirche berücksichtigen muß. Herrmann wirft der katholischen Kirche (Vorrede) die „Pflege sittlicher Korruption" vor. „Die gewaltsame Herrschaft dessen, was die katholische Kirche religiösen Glauben nennt, schließt die Geradheit und Aufrichtigkeit aus, ohne die kein Mensch sittliche Klarheit gewinnen kann . . . Das Schlimmste an der römischen Kirche sind nicht die Greuel, die sie gerne verhüllt sehen möchte, sondern die Grundsätze, deren sie sich rühmt." . . . „Mit dem ‚Glauben' der römischen Kirche wollen wir nichts gemein haben. Wir kennen diesen römischen Glauben aus eigener Erfahrung als eine tiefe Verderbnis der Seele, aus der wir Rettung suchen bei Gott" (Seite 10). „Wir sehen, daß die römische Kirche jetzt den sittlichen Kampf in den einzelnen Menschen lähmt, und dadurch viel mehr zum politischen und sozialen Verfall ganzer Völker beiträgt, als durch den Rückgang der intellektuellen Kultur, den sie, trotz der Proteste deutscher Katholiken, als eine ihrer Existenzbedingungen anzusehen und zu pflegen fortfährt" (Seite 11). „Was die römische Kirche offiziell Sittlichkeit nennt, ist ein Absterben sittlicher Gesinnung" (Seite 12). „Der religiöse Gedanke wird hier (bei der katholischen Kirche) so verdreht, daß er auf eine Vernichtung der sittlichen Gesinnung hinauskommt" (Seite 16). Professor Herrmann will diese „schwere Anklage" aus der Stellung der katholischen Kirche zur Wahrhaftigkeit und an dem sogenannten Probabilismus beweisen. „Die katholische Kirche fordert zur Gewissenlosigkeit auf" (Seite 35). „Nichts ist so dringend, als der Kampf gegen die römische Sittlichkeit, die in den Menschen alles unterdrückt, was ihnen eine Zukunft gibt: Das selbständige Gewissen, den

Digitized by Google

Mut der Verantwortung usw." (Seite 51). Ich könnte Auslassungen ähnlicher Art aus dem anderen Lager über den Protestantismus anführen. Und nun die Frage: Wie kann es der Staat verantworten, seine Schule und damit die junge Menschheit und die künftigen Staatsbürger, einem Erziehungssystem auszuliefern, über dessen Wert und pädagogische Brauchbarkeit die Konfessionellen in der absprechendsten Weise urteilen? Wir unterlassen es an dieser Stelle, die gegenseitigen konfessionellen Abschätzungen auf ihre Wahrheit zu untersuchen, es genügt, auf die grelle Dissonanz hinzuweisen, die zwischen den konfessionellen Werturteilen von Männern besteht, denen eine gewisse Kompetenz, als berufene Sachverständige zu sprechen, nicht wird abgesprochen werden können, und an deren Urteil deshalb ein seiner großen Verantwortung sich bewußtes Staatswesen nicht achtlos sollte vorbeigehen dürfen. Wenn schon der moderne Staat als solcher kraft seines Wesens mit allem Konfessionalismus nichts sollte zu tun haben, so müßte er diesen erst recht von seinen Schulen fern halten, wenn er an die Wertschätzung denkt, die die Konfessionellen gegenseitig ihrem Erziehungssystem zuteil werden lassen.

Die Entkonfessionalisiernng der staatlichen Schule ist eine Seite der auf die volle Verweltlichung des Staates gerichteten Tätigkeit. In einem späteren Artikel werden wir das Problem noch von anderen Seiten zu beleuchten und zu entwickeln haben.

Frank Norris: The Octopus!

Von Johannes V. Jensen

Noch heutigentages wiederholt sich die Entdeckung Amerikas; denn jedesmal, wenn die Menschheit, nach einem Flugversuch in die Welt der leeren Ideen, Nahrung suchend zur Wirklichkeit zurückkehrt, wird „Amerika" von neuem entdeckt.

Aber auch rein praktisch gesprochen verhält es sich so. Was wie eine Mythe vor uns steht, was sich ein für allemal durch Kolumbus Reise und durch die geographische Aneignung Amerikas zugetragen hat, wiederholt sich heutzutage im kleinen, aber darum nicht weniger bedeutend, und wird fortfahren, sich zu wiederholen, so lange es in Nordamerika noch Land zu kultivieren gibt. Wird aber das Areal nördlich vom Äquator einmal erschöpft sein, so ist noch ganz Südamerika da, das bis auf weiteres an einige wenige squatters, Portugiesen, Wilde und andere dagos verpachtet ist, die den Boden idyllisch bebauen, bis der Angelsachse mit seinem Dampfpflug kommt.

Digitized by Google

Die Geschichte der modernen Entdeckung geht auf folgende Weise vor sich: Ein Territorium südlich oder westlich von der amerikanischen Zivilisation, das bisher den Indianern überlassen war oder als Weideplatz für die Herden spanischer Gutsbesitzer gedient hat, wird dem Ackerbau, dem Weizen oder dem Mais geöffnet. Amerika fängt mit der Prärie an, mit dem Büffel und dem Indianer, dann kommt der Spanier mit seinem Rancho für je hundert Quadratmeilen, wo Viehzucht, Cowboys und Romantik entfaltet werden, und schließlich kommt der wirkliche Ackerbau, dem Städte, Industrie und alles übrige folgen. Zuletzt findet sich dann der Schilderer des Ganzen, der Dichter, ein, der wie gewöhnlich hinterher kommt.

Zuerst kommt die Eisenbahn. Der Zug fährt buchstäblich auf die Prärie hinaus und ist von nun an da. An der Spitze des Zuges befindet sich eine Maschine, die beim Fahren die Schienen niederlegt. Die hinteren Wagen sind mit den Stationsgebäuden beladen und allem, was sonst noch zu einer Eisenbahnlinie gehört. Außerdem führt die Bahn die wichtigsten elementaren Bestandteile zu beginnenden Städten mit sich, das Baumaterial und den eisernen Geldschrank für eine Bank, die wichtigsten Gegenstände zu einem Hotel und dergleichen. Mit dem Zuge kommt außerdem natürlich der erste Strom der begehrlichen settlers mitsamt den dazugehörigen Rechtsanwälten, Waffenhändlern, Ärzten und Abenteurern. In einer Nacht oder in zweien erheben sich Städte. Die Leute fahren direkt von der Bahn aus in mitgebrachten Wagen auf die Prärie hinaus und errichten dort ihr Zelt. Ein Jahr später steht hier eine zeitgemäße Farm, und der Weizen umwogt sie, so weit das Auge reicht. Mit dem Zuge des folgenden Jahres kommt die Prostitution und der Schwindel ins Land. Hier gibt es etwas zu plündern. Die gewaltige Überzahl aber wird von dem Ackerbauer, dem amerikanischen Bauern, gebildet. Das sind Männer, die vielleicht in jedem einzelnen Staat Land bebaut und es mit Vorteil wieder verkauft haben; sie haben von den neuen Gebieten gehört, haben sich genügend Aufklärung darüber verschafft und sind gekommen. Es gibt keine gesündere Unruhe als die, mit der der amerikanische Farmer seinen Aufenthalt wechselt; er hat das Problem gelöst, zu gleicher Zeit zu wohnen und zu wandern. Überall, wo er ist, da ist Amerika. Mag er nun Derrick, Broderson, Ostermann oder Annixter heißen, Namen, die auf den Ursprung aus vielen Nationen hindeuten, er ist und bleibt immer Amerikaner. Und er ist seiner Aufgabe gewachsen, er versteht sich auf den Ackerbau, hat ihn gelernt und praktisch betrieben, er hat Geld, kann die besten Maschinen kaufen und so viel Leute halten, wie er will. Er kauft nun also der Eisenbahn Land ab und bebaut es. Ohne seine Betriebsamkeit wäre die Bahn nicht angelegt, und er wiederum wäre nicht ohne die Bahn gekommen.

Nach etwa zehn Jahren breitet sich dann ein Weizendistrikt, ungefähr so groß wie das Königreich Dänemark oder noch größer, eine blühende Provinz mit einer kräftigen Bevölkerung in wachsendem Wohlstand. Die Stationsgebäude sind zu Handelsstädten geworden, von denen eine einzelne über hundert-

Digitized by Google

tausend Einwohner hat, die alle, obgleich sie in der Stadt wohnen, auf irgendeine Weise vom Weizen leben und das ihrige dazu beitragen, daß der Ackerbau so gut und großartig wie möglich betrieben wird. Es ist ein Staat in vollem Wachstum. Es ist Amerika in kleinem Maßstab. Und dies ereignet sich noch heutzutage, und zwar nicht in einer Gegend, sondern in vielen, es ist die tägliche Entdeckung Amerikas, die Wirklichkeit, die in Besitz genommen wird, die Nahrung für alle und von allen.

Der Weizendistrikt, von dem hier die Rede sein soll, erstreckt sich durch das ganze San Joaquintal in Kalifornien. Zufällig wissen wir gerade von diesem Distrikt mehr als von allen anderen aufblühenden Provinzen; das Land hat nämlich seinen Dichter gehabt. Und innerhalb der Litteratur steht Frank Norris als der Entdecker und Dichter des Weizens da.

Er tauchte zeitig in dem Distrikt auf. Nicht unter den ersten; denn man kann ja nicht von einem Schriftsteller verlangen, daß er Eisenbahnarbeiter sei. Er kam, als die Verhältnisse in dem neuen Weizenlande so weit fortgeschritten waren, daß ein Journalist sich betätigen konnte. Anfangs schwärmte er ehrbar für die malerischen Überreste der sterbenden spanischen Kultur und bemühte sich, der total flachen Prärie eine abgrundtiefe Mystik zu entlocken. Er besäte den Nachthimmel mit den Bruchstücken der Lektüre eines jeden jungen Mannes und klagte, daß er nicht verzehrt genug sei, die schönen Visionen zu ernten. Er räumt selbst seine Gebrechlichkeiten ein, denn in dem mächtigen Buche, das er geschrieben hat, The Octopus, findet man nicht allein den Stoff des Buches, sondern auch die Entwicklung des Verfassers, während er sich den Stoff aneignete. Das, was ist — der Ackerbau, die Eisenbahnen und der Kurs, kurz gesagt, der ewige Weizen —, macht keinen Eindruck auf das verlesene Gemüt des jungen Mannes obgleich er sozusagen im Mittelpunkt eines wogenden Weizenfeldes wohnt. Das ist ihm zu alltäglich, zu irdisch, zu gewöhnlich. Gebt ihm Homer. Um Helden möchte er bitten! Diese Tagelöhner, Dreschmaschinen und reitenden oder telephonierenden Händler mit ihrer demütigen Abhängigkeit vom Regen und von der Konjunktur des Kornmarktes sind ihm zuwider. Er sucht eine große Seele, einen Riesen der Vergangenheit . . . Kurz: Norris war auch jung, bevor er reif wurde.

Da ereignet es sich im San Joaquin Valley und in The Octopus, daß Krieg zwischen der Eisenbahn und den Farmern ausbricht! Es geschieht etwas, und Frank Norris wird vom Träumer und outsider zum teilnehmenden Menschen. Fort ist seine exzentrische Vorliebe für Halbmenschen und deren Wesen, er steht plötzlich gewaffnet mitten in Amerika, sehend und wild wie alle anderen gemeinen Nahrungserwerber, die Brot schaffen und essen. Er hat etwas, wofür er kämpfen, schreiben und sterben will.

Das Ereignis, das eingetreten war, bestand darin, daß die Eisenbahn, The Octopus, der Polyp, den Farmern das Anrecht auf ihren Grund und Boden streitig machte! Man kann sich keinen Konflikt denken, der mehr auf den Ursprung der Dinge zurückgriffe als dieser. Es wird immer eine Frage

Digitized by Google

bleiben, welche Macht der anderen ihre Existenz verdankt. Sie bedingen sich nämlich gegenseitig. Aber im San Joaquintal versuchte die Eisenbahn die Sachlage so zu verschieben, daß sie sich das Eigentumsrecht an dem Boden anmaßte, und zwar nicht, wie er war, als er den Farmern überlassen wurde, sondern, wie er sich nach zehnjähriger Bebauung entwickelt hatte. „Man" hatte die endgültige Regelung des Kaufes von Jahr zu Jahr verschoben, um jetzt, mit einem nur allzu interessierten juristischen Recht, den Boden zu erhöhtem Wert zu verkaufen, mit anderen Worten, die Farmer um ihre zehnjährige Arbeit zu betrügen. Und da die Farmer sich gegen diese Ausbeutung wehrten, schritt man dazu — die Eisenbahn ist unpersönlich — ihnen ihren Boden ganz zu nehmen. Da aber griffen die Farmer zu dem Recht, das uns von Urbeginn gegeben ist: zum Notwehrrecht, zur Büchse und zum Revolver! Aber das weitere muß man von Norris selbst lesen. Hier sind das Material, der Mann und das Buch eines geworden. Niemand, der The Octopus gelesen hat, wird den schrecklichen Unglückstag vergessen, an dem die Farmer auf ihrem eigenen Boden, den sie, bis an die Zähne bewaffnet, verteidigen, getötet werden; es ist, als ob man Harran, Annixter und Ostermann selbst gekannt hätte. Die Schilderung bleibt in unserer Erinnerung haften wie der Eindruck an etwas wirklich Geschehenes. Solch ein großer Dichter ist Norris! Aber für den, der sich selbst ein wenig mit produktiven Fähigkeiten beschäftigt und insofern Kenner ist, liegt das unvergeßlichste Erlebnis in der Verstandesweite und der unendlichen Liebe, mit der Norris in The Octopus einfache Leute aus dem Volk in die ewige Größe der Poesie emporhebt. Er hat mit der Klugheit eines Gottes das flammende Bad der Tragödie bereitet, aus dem die Kleinen als Menschen hervorsteigen. Sie fangen in der Erzählung alle als platte und gewöhnliche Alltagsmenschen an, aber sie enden als Ehrenmänner, die man nie vergißt, weil sie für ihre Sache sterben. Und dort, wo die Leichen hingestreckt liegen, Freund neben Feind, da hört jeder mörderische Haß und jedes Rachegefühl auf; es bleibt nichts anderes nach, als daß sie alle tot sind, und daß wir nun weinen müssen.

So wächst es aus The Octopus empor. So sprudeln die Quellen. Es ist die Sonnenwärme selbst, es ist der elementare Stoff, der demselben Gesetz folgt, ob nun Korn reift und Nahrung spendet, oder ob Menschen lieben und sterben.

Nur der, der der Fruchtbarkeit der Erde entgegentritt, wird bestraft, an dem rächt sich die Erde. Wenn er auch von derselben ursprünglichen Sonnenwärme getrieben wird, er muß vergehen, der Blitz wird ihm treffen! Die Natur ist die Größte.

In The Octopus wird die Entstehung des Weizenbaues beschrieben, und wie der Weizen Veranlassung gibt zu einem tragischen Konflikt zwischen den Farmern, die ihn bauen, und der Eisenbahn, die ihn verfrachtet und zu Ware macht. Wenn der Weizen aber „ins Rollen" gekommen ist, tritt er in den Handel und zeigt sich auf dem Weltschauplatze, auf der Börse

Digitized by Google

von Chicago; und hiervon handelt Frank Norris zweites Meisterbuch, The Pit.

Ein Finanzmann in Chicago, Jadwin, sieht eine Öffnung im Weizenmarkt, die ihm den Plan zu einem Corner gibt. Das heißt, er sieht die Möglichkeit, durch verborgene Operationen mit seinem Kapital die ganze Weizenproduktion des Jahres in seiner Hand zu sammeln, so daß er den Weltpreis diktieren kann. Der Natur der Ware zufolge ist dies ein Unternehmen, dessen Wirkung sich in der ganzen zivilisierten Welt geltend macht, nicht allein im Handel, sondern überall, wo Brot gegessen wird. Wenn Jadwin die Weizenausfuhr nach Europa verhindert, hungert das Proletariat in Italien. Ein Druck seiner Hand auf die Börse macht sich nicht allein in Form von Zeitungsartikeln in der ganzen Welt geltend, sondern jeder Mensch spürt ihn wie eine beängstigende Berührung seiner Halspulsader: kann er sich Brot kaufen? Dies ist in einem schrecklichen Grade Wirklichkeit. Ein Corner in Lebensmitteln ist von größerer praktischer Bedeutung als die Thronreden der europäischen Monarchen.

Die Finanzsperre glückt Jadwin zu Anfang, dank seiner glänzenden Begabung und seiner blutigen Härte. Während er aber eine cäsarenhafte Energie entfaltet und eine dementsprechende, ganz natürliche Herrschergabe, mit der er sich eine solche Kleinigkeit wie die Weltbörse unterwirft, verliert er sein Privatleben aus den Augen. Norris zeigt mit viel Feinheit, wie jeder Schritt, den er auf dem Schlachtfelde der Spekulation vorwärts macht, ihn mehr und mehr von seiner jungen, verfeinerten Frau entfernt. Sie liebt die Musik und die Kunst ... und es verkehrt ein Schwärmer bei ihnen, ein schwärmerisches Individuum mit schönen Redensarten auf den Lippen. Sie spielen zusammen Orgel, während Jadwin damit beschäftigt ist, Börsenmatadoren die Gelbsucht anzuzüchten. Jadwin steht im Begriff, die Welt zu gewinnen, aber in dem Augenblick, wo er sich die Eisenkrone aufs Haupt setzen wird, wird seine verzogene, seidenrauschende Frau mit einem Schauspieler durchgehen. Aber die Natur ist barmherzig und zerschmettert Jadwin, legt ihn wieder an ihre Brust und gibt ihm die Tränen und den Anfang zurück.

Es glückt ihm wirklich, allen Weizen in seiner Hand zu vereinigen. Und nun will er ihn teuer verkaufen, teurer, als man es je erlebt hat. Da sprengt eine einzige neue Weizenernte die Sperre! Bei den wahnsinnig steigenden Preisen hat jeder Mensch in Amerika, der über ein Stück Land verfügt, Weizen gesät. Und jetzt ist er reif, Millionen von Bushels werden plötzlich auf den Markt geworfen. Ein Fallen des Preises ist unvermeidlich, und Jadwin steht mit seinen Millionen von Bushels da und kann nicht einmal zu dem Preise verkaufen, zu dem er eingekauft hat! Es ist der Strudel, in dem er ertrinkt, es ist The Pit. Mit Norris Worten:

„Es ist der Weizen, der Weizen. Er rührte sich von neuem. Von den Gutshöfen in Illinois und Jowa, von den Landsitzen in Kansas und Nebraska, von allen Strecken des westlichen Amerikas erhob sich der Weizen wie die Wogen einer Flut. Er schwoll und schritt vorwärts in seiner Allmacht wie der leibliche

Digitized by Google

Bruder des Erdbebens, wie der Zwillingsbruder des Vulkanes, wie ein Verwandter des Wirbelsturmes, er erhob sich wie eine unermeßliche Weltmacht, wie eine ungeheure Woge, der Ernährer der Nationen!"

Und diese gewaltige Naturmacht, das Element selbst, schlägt Jadwin das Kaiserschwert aus der Hand — gibt ihm dafür aber die wahre Frucht des Lebens zurück, die Liebe einer Frau. Denn das Weib ist selbst die große Natur!

Das Riesenwerk: Die Geschichte des Weizens war von Norris als eine Trilogie geplant, aber der letzte Band, der von den Verheerungen des Weizens, von Hungersnot und sozialem Elend in Europa handeln sollte, wurde nie geschrieben. Norris starb im Jahre 1902.

An dem Tage, als ich im Herbst 1902 in San Francisco an Land ging, waren die Zeitungen voll langer Artikel über einen jungen kalifornischen Schriftsteller, der gerade am Tage vorher gestorben war. Auf den Bildern sah man einen jungen Mann mit schmalem Kopf, energischem Untergesicht und klugen, warmen Augen. Es war Frank Norris. Ich hatte seinen Namen noch nie gehört. Alle Zeitungen waren sich darüber einig, seinen Tod als eine der sinnlosen Launen der Natur zu beklagen, an denen der Erdbebenstaat so reich ist. Genug, er war gestorben, an Blinddarmentzündung oder dergleichen. Später, als ich seine Werke kennen gelernt hatte, hätte ich blutige Tränen weinen mögen, daß eine Seele von so mächtiger Kraft und Güte nicht mehr ist. Frank Norris kurzer Lebenslauf, über den ich keine völlige Aufklärung erhalten habe, und der die Öffentlichkeit auch nichts weiter anzugehen braucht, zeigt den Typus der litterarischen Karriere eines jungen Amerikaners. Er begann als Journalist in Kalifornien, erregte gelegentlich Aufsehen durch irgendeine short story und wurde von einem Verleger im Osten entdeckt, für den er einige Jahre Manuskripte prüfte. Er verdiente mit einem Roman Geld und scheint in Europa gereist zu sein, gelesen, gegrübelt zu haben ... Plötzlich schlug er dann mit den beiden vollreifen Werken The Octopus und The Pit durch, die das Vorbild zu einer ganzen neuamerikanischen Litteratur geworden sind.

Es ist hier kein Platz, der Entwicklung in Norris Werken ausführlich nachzuforschen. Daß eine da ist, davon kann man sich leicht überzeugen; das künstlerische Wachstum in seiner Produktion erinnert an ein Schneckenhaus, das im kleinen anfängt und zu kolossalen Windungen anschwillt, immer aber demselben Plane folgt. Zwei seiner Jugendwerke, Blix und Me Teague, zeigen ihm schmächtig und unfertig. Hier wird er gleichzeitig von seinem Stoff und von seiner Methode hin und her geworfen, aber es sind bereits alle Elemente vorhanden, aus denen er später als vollentfaltetes Talent sein Hauptwerk formt. In Blix, einer augenscheinlich autobiographischen Studie, wird man in das Gedankenleben eines anspruchslosen jungen Mannes eingeführt, der noch von San Franciscos Horizont eingeschlossen ist, in dem es aber nach Befreiung stürmt. In diesem jugendlich liebenswürdigen und merkwürdig richtunglosen Buch findet man die erste Anlage zu der später so hoch kultivierten Betrachtung über die Frau, die The Octopus und The Pit auszeichnen. Blix, ein

Digitized by Google

junges kalifornisches Mädchen, ist mit derselben verliebten Sorgfalt und keuschen Stärke gestaltet, wie Hilma Tree in The Octopus und Laura Dearborn in The Pit, ohne jedoch die monumentale Größe dieser beiden Gestalten zu besitzen. Niemand versteht es wie Norris, die Frau zu schildern. Es gibt keine bestrickendere, in aller Stille wunderbarere Liebesgeschichte als die, die sich zwischen Annixter und Hilma Tree abspielt. Alle wilden und feinen, alle bewahrenden Kräfte werden bei der Begegnung dieser beiden ausgelöst. Es ist, als ob sie die Landschaft hervorbrächten, wo sie sich durch ihre Wärme finden; man sieht sie allein auf Erden stehen. Hier ist Norris so groß, weil er der Erste ist, hier hat er nichts gelernt, sondern es ist das Allerursprünglichste in seinem Wesen, das ihn zu einem Bewunderer des Weibes, der Fruchtbarkeit und der Erde gemacht hat.

In Mc Teague begegnet uns mehr von Norris Methode als von seinem Wesen. Hier finden wir das, was er gelernt hat: Zola, den Naturalismus, das Milieu. Und doch hat der große, dicke Proletarier und Zahnarzt Mc Teague Züge aufzuweisen, die auf Norris spätere tiefe Menschenschilderung hindeuten. Er hat bereits hier die Schrecken geahnt, die in der menschlichen Natur verborgen liegen, und denen so leicht der Weg geöffnet wird.

Außer diesen Anfangsbüchern und einigen kleineren Erzählungen, alle mit Norris überlegener Mischung von Wärme und bissigem Humor geformt, hat er einen extra schauerlichen Nordpolroman und die festliche Seeräubergeschichte Moran geschrieben. Hier kuistert er wie eine Katze im Dunkeln von Abenteuerlust und gieriger Mordstimmung, hier schwelgt er in grenzenloser Sehnsucht, in Schandtaten auf dem Meere und in echter, riesenhafter Liebe. Es ist indessen kein gewöhnlicher Hintertreppenroman, obgleich er alle dazugehörigen Ingredienzen hat; er ist geschrieben von einem Manne mit reinen Instinkten und einem hochentwickelten Sinn für Stilschönheit. Und noch mehr kann man daraus lesen: Moran besitzt alle Stimmungen, die sich eines jungen Mannes bemächtigen, wenn er sich vom Übergang einer geistig ästhetischen Anschauung des Daseins zum Begehren des Daseins selbst befindet. Und darum findet man auch in Moran Vorstudien zu Norris späterem großen Werk: Die Geschichte des Weizens.

Digitized by Google

Erinnerungen eines österreichischen Offiziers aus dem Sechsundsechziger Kriege

Von A. von Vestenhof

Mit Skizzen aus Briefen und Tagebüchern des Verfassers

2. Königgrätz

Eine schnurgerade Straße führte von unserem Aufnahmsposten nach Střesetič. Sie stand voll Pfützen, denn in der Nacht war ein Gewitter niedergegangen, und ab und zu fiel ein feiner Staubregen.

Etwa achthundert Schritte vor dem großen Dorfe, bei einem hohen Kreuz inmitten dreier alter Linden hatte ich meine Feldwache aufgestellt — auf der Anhöhe hinter Střesetič ritten zwei unserer Dragoner in ihren weißen Mänteln in großen Kreisen herum, — ab und zu bäumte sich eines der Pferde, ein Zeichen, daß die Preußen auf sie schossen, — dann verschwanden sie für eine Weile, — kamen aber immer wieder.

Gegen Mittag steckten beide die Köpfe zusammen, standen wohl auch in den Bügeln auf — offenbar sahen sie etwas Verdächtigeres —, dann ritten sie zurück und verschwanden in der Niederung. — Gleich darauf knatterten oben Schüsse, und von meinem und dem Nachbarposten rechts vom zweiunddreißigsten Regiment (Budapester) kamen die Patrouilleurs zurück mit der Meldung, daß die Preußen vorgegangen und nun vorn im Dorfe seien. Es wären mindestens fünfzig Mann. Während ich noch mit ihnen sprach, zwitscherten auch schon die Gewehrkugeln über uns weg und rissen kleine Äßchen von den jungen Pflaumenbäumen, die die Straßenränder säumten. Die Schützen mußten in dem hohen Getreide stecken, wo das Terrain etwas anstieg; von daher kamen die Kugeln. —

Ich ließ einen Teil meiner Leute dorthin ausschwärmen. Sie schossen aber nicht, nur einer gab einen Schuß ab und duckte sich wieder hinter die hohen Halme.

Digitized by Google

Zwei Soldaten hatten ihre Tornister abgelegt und waren auf eine der Linden gestiegen, sahen aber nur aus einer kleinen Mulde Rauch aufsteigen. — „Sehr weit," sagten sie, „wenigstens achthundert Schritte." Trotzdem wurde drüben weitergefeuert, und auf der Straße selbst war's nicht recht geheuer, — fort und fort spritzten kleine Schlammgarben in die Höhe. Sie mußten von dem Dorf aus gesehen haben, wo wir standen, und nun schossen sie auf die kleinen Baumkronen der Allee in der Nähe des Kreuzes.

Während dieser Schießerei machte Leutnant C. mir seinen Antrittsbesuch.

Er war gleich nach Skalitz der bewiesenen Tapferkeit wegen zum Leutnant befördert und mit der großen Silbernen dekoriert worden.

Er trug noch seine Soldatenmontur und sein Gewehr, aber am Bajonett funkelte ein schönes goldenes Portepee und auf dem grauen Mantel die Medaille am rotweißen Bande.

Ich freute mich herzlich und gratulierte ihm, schickte ihn aber gleich wieder fort. Später schlief dann das Schießen ein; aber meine Patrouillen konnten nicht mehr vorwärts, und ein Versuch, mit Gewalt ins Dorf zu kommen, mißlang.

Es war stark besetzt, und ich sah die preußischen Mützen in Mengen über die Mauer ragen und wußte nun wenigstens, woran ich war.

Auch ein Zug Ulanen mit einem Leutnant — er war noch jünger als ich —, den man mir zur Unterstützung gesandt hatte, versuchte vergeblich, im Bogen um den Ort herumzukommen. Er wurde angeschossen und mußte umkehren.

Franz brachte mir gegen Abend ein Stück gekochte Gans und meine Ration Wein und Zwieback; ich konnte aber nichts essen. Dann überwältigte mich der Schlaf.

Tags zuvor hatte ich Inspektion gehabt und bis spät nachts herumlaufen müssen, um die Proviantwagen zu suchen. Die Leute kamen erst um eins dazu, das Fleisch am Feuer zu rösten. Und so schlief ich ein, nachdem mir der Zugsführer geschworen hatte, aufzupassen und mich beim Dunkelwerden zu wecken. Als ich erwachte, war's stockfinster und totenstill, nur die Leute tuschelten leise in den Straßengräben und hatten die Gewehre im Arm.

Ich ging mit dem Zugsführer nach vorne, um nach den Posten zu sehen.

Im Dorfe wäre kein Licht, meldeten die, nichts rühre sich, nur höre man ab und zu eine Gans schnattern. Vor uns lägen noch zwei Patrouillen, auch sie hätten nichts gemeldet.

Mir war der Zustand unbehaglich, und so beriet ich mit dem Zugsführer über einen Versuch, das Dorf zu gewinnen, um wenigstens die Leute unter Dach und aus dem ewigen Staubregen zu bringen.

Gegen ein Uhr ließ ich einen kleinen Posten beim Kreuz zurück und ging mit etwa zwanzig Mann vorwärts.

Meinen Säbel hatte ich Franz gegeben, um keinen Lärm zu machen, auch der Zugführer hatte seinen Tornister und den Säbel abgelegt, und so schlichen wir zwei allein voraus — (wenn gepfiffen werde, sollten die Leute nachkommen) —,

Digitized by Google

so leise wie möglich. Ich war wie verrückt von der Geschichte. — Die alten Indianergeschichten waren alle wieder lebendig geworden. — Und ich faßte meinen Revolver fester.

Einige Schritte vor dem Ortseingang stand ein verlassener Leiterwagen auf drei Rädern (das vierte hatte der Bauer wahrscheinlich versteckt, damit man ihm den Wagen nicht nehme). Von dort aus beobachtete ich eine Weile. — Nichts. —

So kam ich in den Ort — knapp neben mir erklang das helle Zwitschern eines erwachenden Vögelchens —; gleich darauf hörte ich das leise Geräusch vieler tappenden Schritte. Niemand war mehr da, der Ort war verlassen. Als wir an die rückwärtige Ortslisiere gelangt waren, sah ich kaum fünfzig Schritte vor mir vier preußische Ulanen beisammen stehen. — Ich erkannte sie, weil sie Fähnchen hatten.

So dunkel es auch war, sie hoben sich doch vom Himmel ab, wie Zielscheiben.

Einer von ihnen war abgesessen und sprach ab und zu mit den anderen. Ich konnte ihn aber nicht verstehen. Alle guckten mit langen Hälsen nach uns herüber: irgend etwas mußte ihnen doch verdächtig erschienen sein. Ich überlegte einen Moment, ob ich sie zusammenschießen lassen solle; — die Leute neben mir hatten schon ihre Gewehre auf die Mauer gelegt, und ich sah ihre lichten Gesichter mir zugewendet.

Warum ich nicht das Zeichen gab?

War's recht oder nicht?

Gescheit jedenfalls. Denn der Hauptmann hatte mir eingeschärft, ich solle das unnötige Herumknallen lassen.

Plötzlich stieß einer ein rauhes Wort aus, sie warfen die Pferde so schnell wie möglich herum und rissen aus. Der Mann zu Fuß rannte ihnen nach, — sei es, daß sein Pferd ihn mitriß, oder daß er sich nicht die Zeit nahm, aufzusitzen. Jedenfalls hatte er gut daran getan: ich glaube nicht, daß er aufs Pferd gekommen wäre.

Hinter dem Ort fiel der Hügelrücken ab, und so konnten sie im Nu verschwinden. Deswegen hatten sie auch so nahe heranreiten müssen — sonst wären sie gewiß weiter weggeblieben.

Wie die vier sich später gebrüstet haben werden, daß sie den Österreichern so geschickt entkommen wären. Hätten die gewußt, wie nahe ihnen das Verhängnis war, und was sie rettete . . .!

Einige Zeit später kam ein Mann mit Kaffee — er hatte ihn irgendwo gekocht —, auch Franz brachte mir ein Glas voll, auch Schnaps. Mir war schon ganz elend, und auch mein Fuß schmerzte mir wieder. Dann verkrochen sich alle, mit Ausnahme der Posten, in eine leere Scheune, und der Zugführer erzählte Geschichten, damit sie nicht einschliefen.

Auch eine Alte kam und brachte wieder Kaffee und uralte Golatschen.

Als dann bei Sonnenaufgang das Regiment vorrückte und die Vorposten aufnahm, waren wir alle ziemlich trocken und frisch.

Digitized by Google

Etwa um halb elf (meine Uhr und mein Geld hatte Franz) rückten wir in unsere Stellung am äußersten linken Flügel unserer Schlachtlinie ein.

Rechts seitwärts von uns war ein großer Wald (Svieper Wald) von hohen Tannen. Dort setzten wir die Gewehre in Pyramiden, und die Leute traten ab.

Über der hügeligen Ebene vor uns lagerte ein schwerer, gelber Dunst. Dort, so fern, daß wir nur das Donnern der Geschütze hören konnten, wurde gekämpft. In diesem Geräusch, das die Luft erfüllte, verlor sich das Kleingewehrfeuer und wurde immer schwächer und unbestimmter; aber es war da, das hörte man. Die Preußen weichen, hieß es. Anfangs vorsichtig, wurden diese Stimmen immer lauter, und als zuletzt ein sächsischer Hauptmann, der seinen Arm in der Binde trug, mit seinem Diener an uns vorüberkam und berichtete, daß die Österreicher vorwärts drängten — wir hatten ihn umringt, und jeder wollte ihm die Hand geben, diesem Boten des Glückes —, fingen wir an, zu hoffen.

Aber ganz würden wir erst daran glauben können, wenn der Tag zu Ende wäre. So sagten die Alten.

Auch die Soldaten mußten davon gehört haben, denn sie begannen zu lachen und Unsinn zu treiben. Vor der ersten Gewehrreihe hatten sich die Tambours zusammengetan und rissen ihre alten Possen.

Einer, der sich einen Generalshut aus Papier gemacht hatte, saß auf einem zweiten, der das Pferd vorstellte, ein Trommelschlegel war das Fernrohr und ein scheußliches Stück Papier die Landkarte. Danach disponierte er mit seinen Adjutanten, die auf Trommeln ritten. Er hatte sich überdies einen großen Schnurrbart angeklebt und ahmte die Stimme unseres Obersten nach. Es war zum Kranklachen.

Ein Reiter meldete, daß die Munitionswagen gekommen seien: hinten, da und dort stünden sie.

Ich und Leutnant E. sollten mit den Spielleuten Patronen fassen gehen. Damit hatte die Komödie vorn ein Ende.

Doch wir konnten die Wagen nicht finden; das kleine Tal, wo sie stehen sollten, erfüllte eine einzige ungeheure Reitermasse. Die Leute waren abgesessen, und die abgezäumten Pferde rauften die trockenen Stoppeln. Es waren viele Divisionen (zu vier Regimentern), die da standen.

Da: ein Kanonenschuß, ein zweiter . . . — Ich nahm meine Mannschaft zusammen und eilte mit leeren Säcken zurück. Unsere Batterie war schon in vollem Feuer, nach den vielen ringsumher einschlagenden Geschossen zu schießen, einem starken Gegner gegenüber. Das Regiment stand schon unter Gewehr, und wir liefen in unsere Einteilung. Niemand fragte mich, wo die Patronen seien; wir hätten noch genug: fünf Stück pro Mann, hieß es.

Ich stand etwa in der Höhe der zurückgezogenen Protzen und konnte daher das prachtvolle Schießen unserer Kanoniere genau sehen. Wie das ging! Wie ein Uhrwerk! Besonders interessierte mich das Zubringen der Munition. Ein kleiner starker Kerl stand auf dem Munitionswagen hinter dem aufgeklappten

Digitized by Google

Deckel und reichte die Pulversäcke und Geschosse den Leuten, die von den Geschützen her kamen.

Ich sah auch, worauf sie schossen: drüben auf einem Hügel ein Rauch-

schwaden, ab und zu ein Pulverblitz, und immer mitten drin die weißen Rauchballen unserer Granaten. Der Rauch dort wird immer dünner, ich kann die Geschütze stehen sehen, drei, vier, die nicht mehr feuern.

Ein Reiter jagt von der Batterie zurück zu dem Munitionswagen — da bäumt sich das Pferd, der Mann auf dem Karren biegt sich unnatürlich

Digitized by Google

nach rückwärts, gleich darauf in dem Kasten ein betäubendes Krachen und ein Pulverblitz; der Karren ist in die Luft geflogen.

Alles hat das gesehen, und ein dumpfes Murmeln geht durch die Reihen. Die anderen haben Glück. Zu viel.

Vom Gegner fährt eine neue Batterie auf — ich sehe die Pferde im Galopp ihre Bogen machen —; das ganze Feld ist bedeckt von ihnen, wie in einer Reitschule. — Da beginnt aber unsere brave Batterie ein unerhörtes Feuern in das Gewimmel vorne hinein. Dort war noch kein Dampf und die Luft rein, wir konnten also alles deutlich sehen: mitten drin krepierten die Granaten. — Die Pferde rollen übereinander, und dann über einer riesigen Feuergarbe eine dicke, turmhohe, weiße Rauchwolke: die Batterie hatte sich revanchiert.

Das Regiment schwenkt die Gewehre, und die Offiziere applaudieren wie im Theater.

Als wir wieder zum Gegner hinsahen, waren die Batterien zurückgezogen worden und schossen aus einer Deckung und wahrscheinlich anderswohin.

Sie mußten entsetzlich viel verloren haben in diesen wenigen Minuten, denn neben vielen schwarzen Punkten lag auch ein Haufen Pferde, der sich noch unruhig bewegte, und schwarze unerkennbare Trümmer. Ein Pferd irrte in einem unregelmäßigen Trab herum und fiel dann nieder. Aber das Gewehrfeuer kam näher und näher, und auch die feindlichen Batterien begannen wieder zu feuern. Ein Husar jagte zwischen uns durch zur Batterie. Noch eine Salve, — und dann zogen die Kanoniere die Geschütze vom Kamm herunter, die Protzen kamen, und dann jagte die Batterie zurück, durchquerte das flache Tal und verschwand. Mit ihr unsere Zuversicht auf Sieg.

Niemand sprach davon, aber in den Mienen unserer Hauptleute lasen wir, daß es mit unserer Sache schlecht stand.

Wenige Minuten danach rückte das Regiment seitwärts in den Wald. Ich wurde in die Kette kommandiert.

Meine Leute hatte ich in einer langen Schützenlinie etwas vorgenommen und wartete in dem lichten Wald auf das, was kommen würde. Die Mannschaft war trotz allem voll Eifer und sah ihre Gewehre nach.

Über uns ein Rauschen in den Wipfeln, dann ein Krachen von brechendem Holz, — da, dort dumpfe, schwere Schläge von stürzenden Bäumen: des Gegners Artillerie schoß in den Wald.

Da: Gestalten vor uns, die schräg von rechts auf uns zuliefen; endlich der Feind!

Noch zur rechten Zeit erkannte ich, daß es Österreicher waren, Leute von einem Regiment mit roten Aufschlägen. Sie hatten die Zähne zusammengebissen, und ihre Augen rollten, weit aufgerissen. — Zuerst einige, dann ganze Gruppen ... Sie winkten uns mit den Händen: zurück! Immerhin aber sah man, daß sie noch einer Führung folgten, denn die Unteroffiziere, ich kannte sie an ihren weißen Handschuhen, hielten sie noch in Trupps beisammen und sprachen mit ihnen.

Digitized by Google

Vergeblich der Versuch sie aufzuhalten: sie durchbrachen meine Kette und verloren sich hinter uns zwischen den Stämmen.

Wäre jetzt der Gegner herangekommen, ich glaube, wir hätten bis zuletzt standgehalten; aber allein unter diesem brechenden, splitternden Krachen, in diesem schauerlichen, ab und zu von Blitzen erhellten Dämmerlicht, das erstickende Rauchschwaden durchzogen ... Selbst ich mußte eine Veränderung haben, mußte irgend etwas tun ... Ich rief meinen Leuten zu: „vorwärts!" Die bei mir waren, gehorchten, die am rechten Flügel aber blieben liegen, einer von den äußersten feuerte sein Gewehr ab, darauf andere, — dann sprangen sie zurück, hinter die rückwärts liegenden Bäume.

Ich lief hin, um zu sehen, was dort los sei; aber bevor ich hinkam, waren sie fort, und dann zerrannen auch die anderen, nur mein Zugführer blieb bei mir. Und so gingen wir auch. Aus war's!

Als wir den Wald verließen, fanden wir das Tal bedeckt von Flüchtenden, die die gegenüberliegende Höhe hinaufströmten. Dort traf ich meinen Hauptmann; ich ging eine Zeitlang neben ihm her, einen tief eingeschnittenen Hohlweg empor. Zwischen uns durch fuhr eine Granate und warf ihn rechts, mich links an die Böschung, vor uns riß sie zwei Leute nieder, dann platzte sie, und ein Sprengstück traf den Hauptmann von Patzelt, der oben auf dem Wegrand ging, in die Ferse. Er lachte nur und sagte, es sei nichts dabei, und ging mit einem Mann, der ihn stützte, weiter. Er war ein hübscher, eleganter Offizier, zwei Tage später starb er am Wundstarrkrampf. So hörte ich.

Außer Hauptmann von Patzelt hatten wir noch einen Leutnant verloren. Er war ein alter Feldwebel und im Krieg avanciert. Niemand von uns kannte ihn. Nicht einmal seinen Namen weiß ich mehr. Unsere Verluste waren relativ gering, nur das zweite Bataillon hatte viel verloren und war zum Schluß, nachdem sich ihm ein Bataillon Preußen ergeben hatte, selbst gefangen genommen worden, als sein Kommandant, der tapfere Major Fischer vom See, verwundet wurde. Er hatte noch so viel Besinnung behalten, um, bevor die unvermeidliche Katastrophe hereinbrach — denn das Bataillon war schon abgeschnitten —, die Fahne von dem Stock zu reißen und sie im Futter seines Waffenrockes zu verbergen.

Die Fahnenstange zerschlug der Fahnenträger an dem nächsten Baum in kleine Stücke, die Lanzenspitze vergrub er unter dem Moos. Im Dom von Caslau sind unter Glas die blutbefleckten Fetzen der Reliquie aufbewahrt.

Als ich auf dem Plateau ankam, gesellten sich etwa zwanzig Soldaten meines Regimentes zu mir, die ich, so gut es ging, ordnete und dann zu dem Rand führte, wo wir stehen blieben. Einige luden ihre Gewehre von neuem, und sie schienen mir ganz bereit, wieder von vorne anzufangen. Von hier aus konnte man unsere alte Batteriestellung genau sehen. Jetzt war alles leer und von einer Verfolgung nichts zu spüren.

Nur ab und zu sauste noch eine Granate über unsere Köpfe weg; über dem Walde quollen an drei, vier Stellen gewaltige braunrote Rauchsäulen aus

Digitized by Google

den grünen Wipfeln wie Wasserhosen in die blaue Luft: sie bezeichneten die Stellen, wo der Kampf noch tobte. Im Zentrum brüllten die Geschütze: es war unsere Armeereserve, die dort bis zum letzten Mann aufgerieben wurde.

Dann gingen wir weiter.

In dem Gewühl verlor ich meine Mannschaft bis auf zwei Leute. Die blieben bei mir. Auch meinen Zugführer fand ich wieder. Niemand sprach. —

So krochen wir weiter, ab und zu stehen bleibend und uns anstarrend und wieder die Augen von einander abwendend, widerwillig, angeekelt von dem verfluchten Weichen.

Ich habe das Gefühl: hätte irgendwer sich unser mit einigen Worten bemächtigt, uns gesagt, was wir tun sollten, wir alle, diese wort- und führerlosen Zehntausende und aber Zehntausende von zähnekürschenden, beschämten Soldaten, wir hätten es getan, was der Eine, Große von uns verlangt hätte. So kam ich, ohne zu denken, ohne auf irgend etwas zu achten, über blinkende Wasserflächen, ohne schwimmen zu können, über Palissaden, ohne fliegen zu können, kam mit dem Menschenstrom durch die winkeligen Gassen der Festung, ich weiß nicht wie, um mich endlich auf einer nassen Wiese, mit dem Rücken an eine Ziegelmauer gelehnt, hinzuwerfen. So dämmerte es. Feuer begannen vor mir aufzuflackern, ein scheußlicher Geruch erfüllte die stille Luft. Er kam von zertretenem Gras und nassen Kleidern, von kaltem Pulverrauch und noch etwas ärgerem: dem ekeln, süßen, warmen Dampf, den ich später noch oft zu riechen bekam, in jenen ewig verfluchten Winkeln und Gemächern, wohin sich Verlorene flüchten, um dort an sich das eigene Urteil zu vollziehen mit Pulver und Blei.

Mein Zugführer stand vor mir. Er meldete, fünfundsechzig Mann vom Regiment seien gesammelt und hätten dort die Gewehre zusammengesetzt. Dabei wies er mit der Hand in die dämmerige Ebene.

Die Leute bäten um etwas zu essen; seit gestern früh hätten sie nichts gehabt. Woher etwas nehmen? Auf dem Wege zu ihnen begegnete ich dem Hauptmann Beer. Er hatte auch etwa hundert Leute bei sich, und ich stellte mich unter sein Kommando. Er würde schon alles besorgen, ich solle mich ausruhen, schlafen. Morgen würde schon alles ins Gleis kommen.

An einem kleinen Feuer befolgte ich seinen Rat. —

Noch nachts wurde ich geweckt; ein freiwilliger Kadett Kafka, der Sohn eines Zahnarztes in Prag, brachte mir ein daumengroßes Stück Speck — mehr hatte er nicht —; dann schlief ich wieder ein trotz der blendenden Helle der in Pausen von den Festungswällen aufsteigenden Leuchtkugeln und Raketen, die den Verirrten draußen den Weg wiesen, und erwachte erst, als die Sonne aufging — allein —; die Leute unter Hauptmann Beer waren fort. Fremde Abteilungen marschierten auf der Straße — eine lange, trübselige Kolonne von kleinen Trupps, von einzelnen, von Wagen mit Verwundeten, — dazwischen aber auch schon ganze Bataillone mit ihren Kommandanten.

Digitized by Google

An einer Straßenkreuzung stand ein Generalstabsoffizier als Wegweiser: in Zwittau würde ich mein Regiment finden. — — — — — — — — — — „Hier auf dieser Straße fort, dann fragen!“ — Ich ging langsam weiter und musterte die Kolonne, und wenn ich Leute vom Regiment sah, so rief ich sie zu mir, sehr viele kamen auch von selbst. Mit etwa dreißig Mann ging ich dann weiter — an allen Kreuzungen standen die Wegweiser — traf dann gegen Mittag die Oberleutnante Kiesshaber und von Metternich: sie würden gleich nachkommen. Ersteren fand ich später beim Regiment — letzterer verschell — er hatte sich kurz vor Zwittau von Kiesshaber getrennt, und dann hatte ihn niemand mehr gesehen. Er war ganz frisch und gesund, als ich ihn zuletzt sah. Ein hübscher, junger Offizier — ein Preuße, glaube ich. Ich denke nicht, daß er fahnenflüchtig wurde — das hätte er tags zuvor bequemer haben können. Viele unserer Offiziere waren aus dem Reich — es muß hart für sie gewesen sein, gegen ihre Landsleute fechten zu müssen. Es standen sich Brüder gegenüber, Väter und Söhne.

Mehr und mehr lichtete sich die Straße, zuletzt waren wir allein.

Links am Weg ein großer Bauernhof — dort fielen wir ein. Die Leute mußten zu essen haben, wir fanden Brot, Eier, Butter, und einen großen Leiterwagen mit Pferden. Ein gescheiter, fixer Unteroffizier, ich glaube, von der elften Kompanie, sprach mit dem Bauern, der sich anfangs sehr wehrte, und bewog ihn zuletzt, uns nach Zwittau zu fahren. In meinem Verbandzeug hatte ich zwei vergessene Dukaten gefunden, die mir wahrscheinlich Mama hineingesteckt hatte. Als er die sah, war er zu allem zu haben, um so mehr, als ihm vorgestellt wurde, daß die Preußen ohnedies seine Pferde nehmen würden, wenn sie kämen. So könne er sie retten.

Also Stroh auf den Wagen und die Tornister der Mannschaft, die abwechselnd aufsaß.

Etwa zwei bis drei Meilen vor Zwittau, vor dem Eingang in ein kleines Städtchen (den Namen habe ich vergessen), traf ich das Regiment in einer Aufnahmsstellung. Auch den Franz, der mich sofort zum Regimentsarzt schleppte. Dort wurde ich frisch verbunden und sollte dann in den Sanitätswagen. Auf mein Bitten gestattete aber Oberst von Catty, daß ich auf dem Kassawagen hinter dem Regiment herfahren und, wenn's zu etwas käme, wieder in die Einteilung treten dürfe. Er war sehr lieb mit mir, mußte also, obzwar ich ein elendes Gewissen hatte, da ich doch sehr spät gekommen war, zufrieden mit mir sein.

Auch Hauptmann Beer traf ich und noch andere, die mir alle die Hand gaben. Ersterer wunderte sich sehr, mich noch wiederzufinden. Er hätte am Sanitätsplatz Auftrag gegeben, mich aufzusuchen und ins Spital zu schaffen, da er mich für unfähig hielt, noch weiterzumarschieren; und so war er ohne mich abgezogen.

Ich kroch also wohlgemut in den Kassawagen und etablierte mich dort, so gut es ging. Es war ein kleines Fäßchen Rotwein dort und einige Säcke

Digitized by Google

Zwieback. Als der Wagen nach einigen Stunden Halt machte, war ich wieder ganz munter. Leutnant Sobotka, unser Regimentsadjutant, schien auf mich gewartet zu haben. In Gegenwart unseres Obersten und noch einiger Herren wurde mir die Kasse übergeben; die schwere Eisenkiste wurde herabgehoben und die versiegelten Notenpakete in meine Handtasche gepackt. Es hätten sich die Trains hinter Zwittau gestaut, und ich könne leichter durchkommen als der schwere Wagen. Überdies hätten die Preußen die Verfolgung aufgenommen.

Vorläufig solle ich in der Stadt im Hotel Krone Quartier nehmen und dann nach eigenem Ermessen handeln, insbesondere auf das Geld, sechsunddreißigtausend Gulden, achten, und für den Fall, daß der Rückzug nach Olmütz fortgesetzt werden sollte, es so weit als möglich nach rückwärts zu bringen trachten. Dann wurde ich mit der Kassawache (einem Unteroffizier und zwei Mann) auf einen kleinen Wagen gesetzt; und so ging's in die Stadt ins Hotel. Angenehm war mir die Geschichte nicht.

Zwittau ist ein hübsches, altes Städtchen. Aus meinem schönen Zimmer im ersten Stock, in dem ich es mir sofort so bequem wie möglich machte (eigentlich war es für einen General bestimmt), sah ich den menschenleeren Platz mit seinen Laubengängen unter den alten Häusern und dem plätschernden Brunnen in der Mitte vor mir liegen.

Nachdem ich tüchtig gegessen hatte, legte ich mich in das schöne Bett. — Seit Wochen hatte ich keines mehr gehabt. — — — — — — — — — —

Kanonendonner und das Sausen von Granaten weckten mich; ich stürzte zum Fenster: da kam schon ein Bauer mit zwei Pferden hergerast; auf einem saß er wie ein Affe. Hintennach hüpften die Stränge über die Katzenköpfe.

In der nächsten Minute war auch schon der vorher so stille Platz angefüllt mit Fahrzeugen aller Art. An dem engen Ausgang, bei dem unmittelbar das Hotel lag, staute sich die Masse, die Räder fuhren krachend ineinander, die Fuhrleute schrieen, fluchten ... Höchste Zeit! Hinunter zum Wagen! Ratlos stand dort die Wache. — Es sei unmöglich, durchzukommen, der Hauseingang sei durch Wagen verrammelt. Ich hatte meine Tasche an ihren Riemen über den Rücken gehängt; also zu Fuß weiter! Unter den Lauben außerhalb der Einfahrt sah ich eine Lücke in dem Gewirr, erwischte die Leitseile eines verlassenen kleinen Gespannes. — Hinauf! — Hüh! —

Da faßte mich jemand beim Arm — es war das Stubenmädchen des Hotels, ein hübsches junges Ding. — Ich solle sie mitnehmen — sie war außer sich vor Angst —, und ich mußte alle Kraft aufwenden, um ihre Hände von mir loszumachen. — Solange geschossen werde, solle sie im Keller bleiben, dann solle sie nur wieder heraufkommen, niemand würde ihr etwas tun.

Mir war's furchtbar leid um sie, als sie noch eine Weile neben dem Wagen herlief. Währenddessen hatten die drei Soldaten alles, was im Wege stand, auf die Seite geschmissen, und so gewann ich, zuerst unter den Lauben durchfahrend, die wagenerfüllte Straße und dann das offene Feld.

Digitized by Google

Als ich dann später bemerkte, daß in die unabsehbaren Wagenkolonnen Ruhe gekommen war, fuhr ich in eine Lücke hinein.

Es begann zu dämmern. Rechts und links von der Straße sah ich aufgefahrene Geschütze, große Massen von Infanterie, alles bereit, sofort in Aktion zu treten.

Trainoffiziere und Unteroffiziere griffen da und dort ein, wenn es notwendig war, kurz, die Sache ging wieder ihren Gang. Der Weg war furchtbar zerfahren, und ich wäre gerne ausgebogen, aber ich wußte nichts Besseres, als weiterzuschleichen. Schwer fiel mir aufs Herz, daß ich mit meinem Wagen einen großen Sack Reis und die Fourage für den Regimentsstab hatte zurücklassen müssen. Was würde der Oberst sagen! Vor einer kleinen Brücke sah ich im Licht einer Stallaterne eine kleine Gruppe Offiziere, darunter einen Generalstäbler —

„Wohin zur Brigade Kreichern?"

„Hieher!" war die Antwort.

So bog ich aus, über die kleine Brücke. Im Straßengraben lag ein Leiterwagen, darauf ein großes Faß. Ich war abgesessen, um mich über den Weg zu informieren, dann bat ich, das Faß mitnehmen zu dürfen, ich hätte das und jenes verloren.

Der Hauptmann lachte und sagte: „Bitte."

Es war ein großes Faß, und es ging schwer mit dem Aufladen. Was es war, wußte ich nicht; aber die Soldaten, die am Spundloch schnupperten, sagten, es wäre Wein.

Dann verabschiedete ich mich von dem freundlichen Hauptmann und fuhr weiter. Die ganze lange Nacht hindurch. Abwechselnd kutschierten die zwei Soldaten — einer war mir in Zwittau abhanden gekommen. Ich mußte geschlafen haben; denn bevor der Wagen hielt, zeigte mir ein Soldat von weitem eine rastende Truppe: es war das Regiment.

Der Oberst kam mir entgegengelaufen, und sein erstes Wort war: „Haben Sie die Kassa?" Ich wies auf meine versperrte Tasche und meldete auch gleich das Faß Wein.

Etwas voreilig . . . Aber ich hatte Angst, er könne nach dem Reis und nach seiner Fourage fragen.

Ich war sehr gespannt, als man dem Ding den Boden einschlug. Wenn es Essig oder Spiritus oder sonst etwas wäre? O Gott!

Es war großartiger Wein. Wirklich!

Seit dieser Zeit galt ich beim Regiment als großer Schlaukopf.

Dieser Ruhm hielt nicht lange. In dem faulen Frieden, der später kam, fiel er wie Zunder von mir.

Digitized by Google

Rundschau

„Nord und Süd?"

Die Scheidung, die zwischen der nördlichen und südlichen Bevölkerung von Frankreich, Spanien, Italien in bezug auf Tüchtigkeit und nachhaltige Kraft häufig schon gemacht worden ist, hat ihre guten Gründe, trifft aber aus ganz den gleichen Gründen für Deutschland selbst nicht zu. Denn in jenen drei Ländern leben in den nördlichen Distrikten germanische Nachfahren aus den Zeiten der Völkerwanderung; in Germanien selbst stammen alle Süddeutschen aus dem Norden, der Norden wieder wimmelt von süddeutschen Kolonisten.

Durch das ganze Mittelalter lief im Westfrankenreich die Sprachgrenze vom Ärmelkanal her aufwärts an den Flüßchen Canche und Lys; nur selten haben sich unter den Merowingern Frankendörfer über die Seine oder gar Loire nach Süden vorgeschoben. Was von fränkischem Samen überhaupt mit dem vorkommenen, erst in der Naturalwirtschaft erstarkenden galloromanischen Element sich mischte, blieb in Nordfrankreich haften. Eine fast noch wichtigere Auffrischung des Blutes erfolgte dann von der Normandie her, wo eine von echten Wikingern herstammende, vorzüglich fruchtbare, kraftvolle Rasse gedieh, die Männer stark und mutig, die Frauen so schön und feurig, daß Balzac gelegentlich ein Drittel aller Pariser Kurtisanen als von normännischer Herkunft anspricht. Bekannt in der Litteratur sind auch die fünf riesenhaften normännischen Landsleute, mit denen Flaubert wie mit einer Garde aufzutreten pflegte. Ein außerordentlich lebendiges und zähes Volkstum wuchs ferner in Aquitanien an der Garonne und an der Küste des Mittelmeeres am Rarbonne, im alten Septimanien, an beiden Stellen als westgotische Aussaat, deren Niederschlag sich im Gascognertum erhalten hat. Rief doch angesichts einer verkümmerten Baumschule Heinrich IV.: „Pflanzt Gascogner, die kommen überall fort." In der Nordwestecke Spaniens wiederum, der Provinz Galicia, blitzen heute noch zuweilen unter goldenem Blondhaar blaue Suevenaugen, Abkömmlinge jener Markmannen, die mit Vandalen und Alanen im Jahre 409 die Pyrenäen überschritten. In Asturien sitzen, unfern vom prächtigen Baskenvolk, Reste der Westgoten, ebenso in Katalonien, das man längst als „Gotolannien" hat erklären wollen. Karl der Große hatte in der „spanischen Mark" nur alten germanischen Besitz an sich gezogen; der katalonische Volkscharakter, unternehmend, beweglich, zu Unruhen geneigt, die letzthin erst Barcelona mit ihrem Lärm erfüllten, scheidet sich scharf gegen die geschäftsträgen, ausbeuterischen Kastilianer des Innern. In der Lombardei vollends ward unter Barbarossa noch ein deutscher Dialekt gesprochen; die Rückeroberung Mailands blieb auf Jahrhunderte hinaus ein unerläßlicher Programmpunkt deutscher Königswahlen; auch Maximilian I. hat in seiner fabrigen, unzulänglichen Art sich mit ihr abgegeben.

Woher aber hatten die Alemannen ihren Namen? Von jenem sueviſchen Bundesbain Alab, den im heutigen Mecklenburg-Strelitz die Semnonen, das sueviſche Zentralvolk, büteten. Die Semnonen zogen im zweiten Jahrhundert von ihren alten Sitzen zwiſchen Oder und Elbe über den Main südwärts und ballten sich mit Chatten, mit Resten der alten Usipeter und Tenkterer, mit Juthungen zusammen zu dem außerordentlich kriegerischen Stamm, der zunächst Ala(b)mannen hieß und heute noch in den südlichen Hängen des Schwarzwaldes, in den westlichen der Rauhen Alb so genannt wird. Im württembergiſchen Volkstum lassen sich insonderheit zwei Typen auf jene norddeutsche Herkunft zurückführen: von den Semnonen stammen jene langbeinigen Bauern, wie man sie heute noch in der westlichen Mark Brandenburg hinter dem Pfluge hergehen sieht; diese Württemberger sind also

Digitized by Google

von Natur, mögen ſie wollen oder nicht, richtige Märker. Von den Chatten ſtammen jene nicht ſo hochgewachſenen, doch breitrückigen, untерſetzten Geſtalten, die man früher im Schwäbiſchen gern als „Knöpfe“ bezeichnete. Der Schmied von Luibas, der im Bauernkrieg eine Rolle ſpielte, hieß im ganzen Allgäu „der Knopf“, und ebenſo hieß mit ſeinem Spottnamen der Schwäbiſche Bund, der alte Dickſack. Tacitus nannte die Chatten „einen abgehärteten Menſchenſchlag von gedrungenem Gliederbau, trotzigem Blick und großer Tatkraft, für Germanen reich an Beſonnenheit und Überlegung“. Dieſe Züge laſſen ſich dort heute noch unſchwer an den Knöpfen nachweiſen.

Auch die Bayern ſind zu vier Fünfteln norddeutſch, denn die fünf großen Geſchlechter, die vor der Zeit Ludwigs des Deutſchen und ſpäter um die bayriſche Herzogswürde rangen, werden von der Geſchichte auf die fünf zerſpellten Volksteile zurückgeführt, aus denen im ſechſten Jahrhundert die Bajuwaren zuſammenwuchſen. Landſäſſig waren Reſte der keltiſchen, aus dem Bojenheim (Böheim, Böhmen) durch die Sueven verdrängten Bojer mit römiſchem Einſchlag; hinzu traten Heruler, die von den däniſchen Inſeln einſt ſich gehoben, Angier, deren Name heut noch auf der Inſel Rügen lebt, gotiſche Skiren, die weiter oſtwärts nahe der Weichſel gehauſt hatten, endlich die Markmannen als Erben des großen Suevenbundes, deſſen Kernvolk wir oben ſchon erwähnt haben. Das Blond-Bajuwariſche iſt alſo nichts ſpezifiſch Süddeutſches; die Völker, die ſüdlich oder nördlich des Maines wohnen, haben keine Urſache, ſich irgend etwas vorzuwerfen oder voreinander voraus haben zu wollen. Und wieviel Keime ſind erſt recht in den Zeiten beglaubigter Geſchichte her- und hinüber gewandert! Im Badiſchen an der Bergſtraße, die ſich an Schwarz- und Odenwald ſeit zwei Jahrtauſenden entlang zieht, findet man dicht bei Lahr die ſtattliche Gemeinde Friesenheim, dicht bei Heidelberg die drei rotweinreichen Dörfer Groß-, Mittel- und Lützel (Klein)-Sachſen, alles natürlich uralte Siedlungen entweder aus Karls des Großen Tagen, der viele Sachſen ſüdwärts verpflanzte, oder in der ſpäteren Kaiſerzeit dort angeſetzte Trupps, die über Berg nach Italien gezogen und für geleiſtete gute Dienſte mit Königshufen belohnt worden waren. Es hat mich ſelten etwas derartig frappiert, wie bei Friesenheimern und ſonſt in jenem badiſchen Strich dem Wörtchen „äuneweg“ zu begegnen, genau mit derſelben Bedeutung, die innerhalb der engliſchredenden Welt „anyway“ hat, ſo viel wie: immerhin, irgendwie, auf jeden Fall. Von der Nordſeekante weſtlich nach Britannien und wieder ſüdlich zum Schwarzwald getragen, hat jenes Wort ſich lautlich wohl etwas verſchieden entwickelt, doch ſeinen alten Sinn behalten, zum Beweiſe, daß auch die Süddeutſchen Norddeutſche ſind.

Welch eine reiche Rückſaat hat das in der Kultur ſchneller vorangekommene Land ſüdlich des Maines dann gar in die rechtselbiſchen Koloniſtendörfer ausgeſtreut. Mit Wlamen, Holländern, Weſtfalen zogen mehr und mehr auch Franken und Schwaben in die Nordoſt-, wie Bayern in die Südoſtmarken. Der Ritter von Tiefenau, den der Deutſchorden jenſeits der Weichſel mit dreihundert kulmiſchen Hufen belehnte, war ein Schwabe. Wie Götz von Berlichingen in ſeinen Erinnerungen „Kei Meisle“ niederſchreibt, ſo iſt das Plattdrücken der Doppellaute in früben oſtpreußiſchen Urkunden (zum Beiſpiel „nicht anbeten und wirdigen die Götter“), ebenſo der volle Anlaut in „Schpieß“ und „Schtein“ ſüddeutſchen Urſprunges. „I bin bees“ hört man ſtatt „bös“ von manchem Schwabenmädel, und was „die Preiße“ betrifft, ſtimmen die Bayern tapfer mit ein. Süddeutſcher Dialekt iſt mit den von Rhein und Main herſtammenden, rückwärts wandernden polniſchen Juden nach Oſtpreußen gedrungen, wie zum Beiſpiel das Wörtchen „eppis“, und nun denke man an die ſiebzehntauſend Salzburger, die nach Preußiſch-Littauen verpflanzt wurden, an die Bamberger in Poſen, die leider katholiſch verpolackt ſind, an die ſchwäbiſchen Sied-

Digitized by Google

lungen, die der Alte Fritz in Westpreußen anlegte, wo man heute noch in manchen Dörfern „Häfeläh" für „Töpfchen" sagt und „hieller" (selbiger) für „jener", an die Pfälzer und Schweizer, die er in der Kurmark ansetzte. Der Historiker wird vielleicht einwenden, daß es ja zunächst überhaupt nur Nordgermanen gab, weil unsere Vorfahren südlich des Maines in der Urzeit nicht saßen. Um so wichtiger sind Nachweise jener Volksaufmischungen von Süden her, seit wir in unsere große Kolonialzeit eintraten.

Gothus

Jungfräuliche Zeugung

Das Problem der jungfräulichen Zeugung, mit dem sich früher ausschließlich die Theologen zu beschäftigen pflegten, hat in den letzten Jahrzehnten auch einige Physiologen gereizt und zu Untersuchungen veranlaßt, deren Resultate zuerst angezweifelt, dann aber, nachgeprüft und als richtig befunden, sowohl die gelehrte als auch die ungelehrte Welt in Staunen versetzten.

Es gibt also noch Wunder, deren Richtigkeit von der exakten Wissenschaft nachgeprüft und wiederholt werden kann, riefen einige gläubige Theologen aus, und ihre sonst so feindliche Stellung der modernen Forschung gegenüber wandelte sich über Nacht in ein salbungsvolles Wohlwollen. Einer dieser kirchlichen Enthusiasten sah sich sogar veranlaßt, einen Physiologen, dem das Experiment der jungfräulichen Zeugung gelungen war und der in dem Rufe des religiösen Indifferentismus stand, zu besuchen und ihn zu weiteren Experimenten mit dem Hinweise auf dies gottgefällige Werk anzueifern.

Der Physiologe antwortete dem Theologen, daß seine Untersuchungen nur im Dienste der Wissenschaft stünden, und ließ durchblicken, daß der Weg, den die moderne Forschung in dieser Frage eingeschlagen hat, sich niemals mit dem von der Theologie verfolgten kreuzen dürfte.

Und in der Tat, das Problem der jungfräulichen Zeugung ist trotz der Wunder, die es zu bergen scheint, durchaus kein Wunder, sondern ein Vorgang, der mit wissenschaftlichen Mitteln von einem jeden Fachmanne wiederholt werden kann, ohne jede übernatürliche Assistenz. Außerdem berechtigen die gemachten Erfahrungen keineswegs zu den Hoffnungen, die manche Enthusiasten unter den Theologen diesem Probleme entgegenbringen.

Einer der bedeutendsten Forscher auf diesem Gebiete, Professor Jacques Loeb von der California-Universität, hat die Ergebnisse seiner mehrjährigen Arbeiten über jungfräuliche Zeugung in einem Bande zusammengefaßt, der unter dem Titel: „Untersuchungen über künstliche Parthenogenese und das Wesen des Befruchtungsvorganges" (Leipzig, Verlag Johann Ambrosius Barth) kürzlich erschienen ist. Dieses Buch dürfte nicht nur die Fachgelehrten, sondern auch weitere Kreise interessieren.

Vorläufig beschränken sich die Untersuchungen Loebs auf Mollusken und Würmer, aber schon bei diesen Untersuchungen zeigen sich die außerordentlichen Schwierigkeiten, mit denen das Experiment — falls es gelingen soll — zu kämpfen hat. Denn es ist in der Tat nicht so einfach, wenn man einen sonst in der Natur begründeten natürlichen Vorgang durch künstliche Hilfsmittel nachzuahmen versucht, wenn man sozusagen einen Stellvertreter für den Schöpfer ausfindig machen will. Man könnte die Frage aufwerfen, wozu alle diese Mühe und Geistesverschwendung, um einen Vorgang künstlich nachzuahmen, den die Natur ohne jede Schwierigkeit und besondere Anstrengung selbst so gründlich hervorbringt? Alle Lebewesen vollziehen ja mit mehr oder weniger großer Neigung und Liebe den Prozeß der Befruchtung; wozu denn ihnen ins Handwerk pfuschen! Gibt es denn nicht aktuellere Aufgaben zu lösen?

Die Wissenschaft kennt aber derartige geschäftsmäßige Gesichtspunkte nicht, sie stellt

Digitized by Google

sich ihre Aufgaben ohne Rücksicht auf Nützlichkeitsgründe. Es ist interessant, all diesen Versuchen nachzuspüren, die gemacht und unzählige Male wiederholt werden mußten, bevor es gelang, eine richtige Methode ausfindig zu machen, um auf künstlichem Wege eine Befruchtung fertig zu bringen.

Bei den Experimenten über Parthenogenese, sagt Loeb — ist die größte Vorsicht notwendig, um die Möglichkeit einer Verunreinigung der Eier durch Spermatozoen auszuschließen. Vor allem muß man Männchen und Weibchen voneinander sondern — was bei Würmern und Mollusken nicht so einfach ist — und die äußerste Vorsicht den Instrumenten widmen. Sobald die Tiere durch Sammler ins Laboratorium gebracht werden, hat man eine strenge Sonderung der Geschlechter vorgenommen und nur die Weibchen behalten, gewaschen und eine ganze Nacht einem Strome von Seewasser ausgesetzt, um, soweit wie möglich, jedes Spermatozoon zu entfernen, welches vielleicht noch auf der Oberfläche des Weibchens sein könnte. Am nächsten Tage war das Tier zum Experimentieren fertig. An diesem Tage vermied der Experimentator vor Beginn des Versuches jede Berührung mit ähnlichen Tieren. Hände und Instrumente wurden genau sterilisiert und darauf der hintere Teil des Tieres, welcher die Eier enthält, abgeschnitten und zwei Minuten lang in destilliertem Wasser gewaschen. Wäre irgendein Spermatozoon auf der Oberfläche des Tieres geblieben, so würde das destillierte Wasser es getötet haben.

Es wurden darauf die Eier herausgehebt und wiederum einer genauen Reinigung unterworfen und unter weiteren großen Vorsichtsmaßregeln gegen Verunreinigung das Experiment weitergeführt. Die Eier wurden in eine künstliche Lösung getan, und nach Verlauf einer kurzen Zeit zeigten sie dieselben Vorgänge, die sich bei den auf natürlichem Wege befruchteten einzustellen pflegen, das heißt, sie begannen sich normal zu entwickeln und erreichten dann ein lebensfähiges individuelles Stadium.

Die Untersuchungen von Loeb eröffnen der Biologie ganz neue und nicht geahnte Perspektiven. Zwar sind sie noch weit entfernt, das Problem der künstlichen Befruchtung endgültig zu lösen, aber der erste Schritt auf diesem Wege ist bereits mit großem Erfolge getan worden. Bei der künstlichen Befruchtung handelt es sich nicht darum, den natürlichen Vorgang nachzuahmen, sondern ihn durch andere Mittel, die chemisch-physikalischer Natur sind, zu ersetzen. Falls diese Methode sich bewährt, so dürfte mit der Zeit die Rolle der Männchen beim Prozesse der Befruchtung ganz entbehrlich werden. Eine chemische Lösung würde dasselbe erreichen können. Man würde vielleicht auf diesem Wege dahin gelangen, den Prozeß der Vermehrung ganz unabhängig von dem Männchen zu gestalten, was auch in rein wirtschaftlicher Hinsicht von einer großen Bedeutung werden kann. Man denke nur an den einen Fall, man könnte durch künstliche Befruchtung eine Vermehrung der als Nahrungsmittel dienenden Tiere bewirken, man wäre dann nicht mehr auf die Laichzeit der Fische und die Brunstzeit der Tiere angewiesen.

Und noch mehr! Während von den vorhandenen Eiern der Weibchen nur ein ganz geringer Teil bei der natürlichen Befruchtung zur Entwicklung gelangt, könnte man durch Vervollkommnung des künstlichen Befruchtungsvorganges alle Eier zur Entwicklung bringen. Eine Fleischteuerung wäre dann unmöglich, es sei denn, daß gesetzliche Bestimmungen diese Art der Befruchtung als unlauteren Wettbewerb verhindern würden.

Es ist durchaus kein unerreichbares Ideal, das wir zuletzt skizziert haben. Denn Loeb selbst sagt an einer Stelle: „Zum Schluß können wir die Frage stellen, ob wir erwarten dürfen, künstliche Parthenogenesis bei Säugetieren erzeugen zu können. Jansik hat Furchung der unbefruchteten Eier von Säugetieren gefunden. Dies ist ähnlich wie die oben erwähnte Tatsache, daß die unbefruchteten Eier der Seeigel Furchung zeigen können, wenn sie lange genug im Seewasser

Digitized by Google

bleiben. Ich halte es für möglich . . ., daß durch eine vorübergehende Veränderung in den Zonen des Blutes auch eine vollständige Partbenegenesis bei Säugetieren zustande kommen könnte."

Nur technische, nicht aber prinzipielle Schwierigkeiten scheinen nach Loeb zu bestehen, wenn irgendeine Grenze für das Gelingen weiterer Versuche sich einstellen sollte.

Die Untersuchungen über künstliche Parthenogenese sind aber nicht bloß von unmittelbarer Bedeutung, sie eröffnen der Wissenschaft noch viel weitgehendere Perspektiven. Die Frage nach der Entstehung der organischen Materie, die Jahrhunderte hindurch im Brennpunkte der Biologie sich befindet, ohne endgültig gelöst zu werden, dürfte durch die Versuche von Loeb in ein neues Stadium gebracht werden.

Aber nicht nur auf die Entstehung des Lebens, sondern auch auf seine mannigfache Zusammensetzung und Wandelbarkeit werfen die Untersuchungen von Loeb ein interessantes Licht, und es wäre zu wünschen, daß eine immer größere Anzahl von Forschern diesen Versuchen sich zuwende; denn nicht nur das gesunde Leben, sondern auch seine Nachtseite, die Entstehung und Verhütung der Krankheiten, dürfte von der Fortführung dieser Versuche eine Klärung erfahren.

Dr. Julius Reiner

Das moderne Kunst-Schnell-Referat.

Die Reichshauptstädte befinden sich augenblicklich im Zustande der Kunstausstellungshausse. Hüben und drüben und noch darüber hinaus, oft drei Stockwerke hoch, türmt sich eine kaum übersehbare Menge von Gemälden und Zeichnungen. Ganze Jahrhunderte der Malerei und Plastik treten dem Beschauer in Tausenden von Nummern entgegen. Ratlos — wortlos und schließlich auch — geistlos droht er in dem Ozean von Öl, Kreide oder Aquatinta zu versinken. Da ergreift er mit beiden Händen — nein pardon! nur mit der einen, da die andere naturgemäß den Katalog, diesen einzigen und amtlichen Pfadfinder, umklammert hält — den Strohhalm, welcher sich ihm hilfsbereit als Rettungsanker entgegenstreckt, die Kritik. Sie ist der Nester, der große Schatten von Druckerschwärze, den alle derartigen Über- und Unternehmungen — meist mit ungeahnter Schnelligkeit — auf das Papier werfen, bestimmt, die geistige Nahrung von Tausenden und Abertausenden zu bilden, sie im Kunstbegreifen und Genießen — stets in bestem Futterzustande zu erhalten.

Wie entsteht ein solches Referat? Helfen wir dem armen, vielgeplagten Skribenten, geben wir ihm ein Rezept, um cito, tute et jucunde, wie die alte Medizin es nennt, auch den weitestgehenden Forderungen an sein Wissen und Können zu entsprechen.

Vor allem ist unbedingt erforderlich, daß der Kunstkritiker, bevor er sich an die Arbeit macht, recht schlechter Laune sei. So eignet sich ein trüber Vormittag nach mangelhaft durchschlafener Nacht, bei schlecht geheiztem Zimmer in hervorragendem Maße für sein Unternehmen. Gelegentliche Unterbrechungen während der Arbeit durch eine Kohlenrechnung, einen falsch verbundenen telephonischen Anruf, das nötige Nachgießen von Tinte mit obligater folgender Verunreinigung des „Operationsfeldes" fördern das Werk in jeder Weise, indem sie die Stimmung konstant auf demselben barometrischen Minimum zu erhalten bemüht sind.

Gilt es nun zum Beispiel über die „Jahrhundert-Ausstellung" in der Nationalgalerie zu berichten, so gehört dies immerhin zu den leichteren Aufgaben und erfordert nicht einmal unbedingt die persönliche Anwesenheit des Kritikers in jenen heiligen Hallen.

Bedingung bleibt allerdings, daß er den illustrierten Katalog, sowie ein kurzes, natürlich „erschöpfendes" Kompendium der Kunstgeschichte aller Zeiten und Völker zur Hand hat. Besitzt er ältere Kataloge früherer ähnlicher Ausstellungen oder auch nur auswärtiger Sammlungen desselben Charakters, so fördert

Digitized by Google

dies die Arbeit ungemein, da jedes „Nachempfinden“ maßgebender Anschauungen anderer die eigene Gehirnarbeit wesentlich abkürzt. Rasch orientiert der Kritiker sich also aus dem oben erwähnten vorhandenen Büchermaterial welche Gemälde eines Meisters, — nennen wir ihn A., diesmal nicht in der Ausstellung vertreten sind. Daran anschließend beginnt er mit dem Ausdruck des Bedauerns, der lebhaften Enttäuschung, dieses oder jenes Gemälde, welches „zu dem Besten gehört, was A. je geschaffen“, nicht vorzufinden. Es „hätte den ganzen Entwicklungsgang von A. wie kaum ein anderes uns noch einmal klar vor Augen geführt“ — kurz, der Kritiker ist untröstlich.

Er geht dann weiterhin auf die vorhandenen Werke über und tut gut, gleich hier eine kleine Konzession zu machen, etwa in der Form „daß es trotz mancher Unbegreiflichkeiten doch noch gelungen ist, der großen Bedeutung, die A. nun einmal für die gegenwärtige Zeit hat, einigermaßen gerecht zu werden . . .“

Bekannte, allgemein beliebte und geschätzte Bilder darf der gute Kunstrezensent beileibe nicht erwähnen. Er geht über sie am besten mit vornehmer Geringschätzung hinweg. Eines besonderen Eindruckes sicher ist hingegen stets der Hinweis auf ein möglichst versteckt hängendes, gänzlich unbekanntes, um nicht zu sagen gleichgültiges Gemälde. Dies ist dann mit einmal „die Perle“ — „der kostbare Schatz im Acker von brauner Sauce“ — „die Summe künstlerischen Könnens und Empfindens“. In dieses „legte A. alles, was er je geschaffen, gedacht — gelebt hatte“.

Verfügt das Bild noch zufällig — wenn auch nur andeutungsweise — über einige Beleuchtungseffekte, etwa ein dunkles Zimmer mit seitlich einfallendem Fensterlicht, oder enthält es gar die Wiedergabe kostbarer Stoffe, orientalischer Teppiche, seidener Gewänder, so „knüpft A. damit zielbewußt an die alten Meister an“. Wenn möglich und irgend zu rechtfertigen, „hat A. dies dann als einer der Ersten getan“ und „seiner Zeit weit vorauseilend“ oder „das Wesen der Renaissance voll und ganz in sich aufnehmend“. Sehr wirksam ist dabei in Parentheſe ein namentliches Aufführen von sechs bis acht alten Niederländern — natürlich der unbekanntesten, kaum je gehörten.

Es ist übrigens nicht gut, zu viel über einen Maler zu sagen, das sieht leicht oberflächlich und ungerecht aus und verrät — lehrt der Künstler noch — ein gewisses Protektionsbedürfnis.

So wendet man sich denn mit einem kühnen Übergang, je unvermittelter um so besser, zu dem Künstler B. — Nicht unelegant ist es auch, zu diesem Behuf eine „Schule“ zu entdecken, Abhängigkeitsverhältnisse zwischen zwei völlig antipoden Künstlern, die in Wirklichkeit nie bestanden haben, zu konstruieren, und von „weittragendem Einfluß, dem sich auch B., wie jeder wirklich schöpferische Geist, nun einmal nicht ganz entziehen konnte“, zu sprechen.

Selbstverständlich muß dabei hinzugefügt werden, daß B. — wie auch vorher A. — „sein hohes Vorbild C. oder D. nicht entfernt hat erreichen können“. Jedoch weisen „bestimmte Linienwerte“ — ein absolut nicht zu umgehender Ausdruck — oder „die Anordnung des Sujets“, „die Durchsichtigkeit der Lustbehandlung“ unverkennbar auf C. oder D. hin als „das Genie, welches für die Kunst das Morgenrot einer neuen großen Zeit bedeutete . . .“

Mit Hilfe des Kataloges mache man dazwischen immer wieder einige — natürlich bisher möglichst unbeachtete — Werke namhaft, klage hier und da über „unbegreifliche Mängel in der Placierung bestimmter Gemälde“ und lasse diskret einfließen, daß auch diesmal „die Museumsverwaltung sich wohl höher stehenden Einflüssen nicht immer habe entziehen können“. Das bedeutet einen besonders glücklichen politischen Zug und führt dazu, den Berichterstatter als überaus gut qualifiziert und orientiert erscheinen zu lassen.

Auch kleine philosophische Seitensprünge sind stets wirksam und dürfen nicht vergessen werden.

Digitized by Google

So reflektiere man in der Abteilung „Hamburg“ zum Beispiel darüber — zeige sich direkt erstaunt — „daß die stimmungsvollen Farbentöne der satten Elbniederung“ — „das Grau in Grau der Dünen und Uferbildungen . . . jene Generation von Malern so wenig zu fesseln vermochte“. „Ist dies nicht charakteristisch für die Biedermeierzeit“ — fährt der Kritiker dann rhetorisch fragend fort —, „jene Zeit, die im engsten Raume die größte Kraftentfaltung aufwies, wo alle Lebensäußerungen sich in starren Grenzen eines räumlich und zeitlich begrenzten Gesichtsfeldes zumeist abspielten . . .“

Die Wirkung solcher Sätze ist enorm. Der Leser schlägt dabei wiederholt mit der flachen Hand auf den Tisch oder an die soeben in dieser erfolgreichen Weise befruchtete Denkerstirn und muß sich unwillkürlich sagen: „Das ist ja kein Referat mehr, das ist ein kulturhistorisches Essay. Wer ist der Mann, der so etwas vermag?“

Auch ist jedem Kritiker nur zu empfehlen, nicht in der Kunstgeschichte allein, sondern auch in der Weltgeschichte bewandert zu sein. Sie ist nicht umsonst das „Weltgericht“ und der Kritiker damit der Weltenrichter, der oberste Interpret eines jedem anderen Sterblichen in seinen tiefsten Tiefen vollständig verschlossenen Wissens.

Vermag der Referent noch über einige dramatische Töne zu verfügen, hat er es in der Hand, dem Kranz der „wilden Leidenschaften“ einige Blätter zu entrupfen und sie dem völlig entgeisterten Leser „ins Gesicht“ zu schleudern — zeigt er sich nicht nur als ein Künstler des Stiles, sondern zugleich als ein Stratege des Gedankens —, dann ist überhaupt der höchste Gipfel kunstvollen Rezensierens erreicht.

Die ganze Tonleiter des Kunstausdruckes von dem „markigen Pinsel eines Franz Hals“ — „der unübertroffenen, oft peinlich berührenden Korrektheit Adolf Menzels“ — bis hinüber zu den „durchsichtigen Tinten Arnold Böcklins“ — den „farbenfrohen Flecken der Modernen“ — sie muß dem geborenen Referenten jederzeit und mühelos zu Gebote stehen. Dabei möge er nicht vergessen, bestimmte, von ihm besonders in den Vordergrund gestellte Künstler stets mit Vornamen zu erwähnen, da hierdurch bei dem Hörer die Vorstellung eines intimeren Verhältnisses gerade dieses Malers zu dem Referenten hervorgerufen wird.

Nun kommt der Schluß! Er muß die Krönung des Ganzen darstellen, in ihm zeigt sich die echte, die vornehme Meisterschaft. Sollen doch die letzten Sätze, sagen wir besser Thesen, zu einem glänzenden Abgang für den Referenten werden.

Da ist es nun unpraktisch, den Gegenstand selbst heranzuziehen, dagegen stets wirksam, das Äußere, den Rahmen des Ganzen einer mehr oder weniger vernichtenden Kritik zu unterwerfen.

Der Übergang gestaltet sich dann zweckmäßig so: „Leider bleibt es uns auch diesmal nicht erspart . . .“ Oder: „wir können es zum Schluß nicht unterlassen, so ungern wir dies tun, auf einige fühlbare Mängel hinzuweisen, für welche die Schuld den . . .“ — Es folgt der Name des betreffenden Abteilungsdirigenten, Dezernenten usw.

Entweder hängen die meisten Bilder „schlecht belichtet“, beziehungsweise „zu hoch“, oder die „ganze Anordnung ist vollkommen undurchsichtig“, „völlig ungleichwertige Werke bedrücken einander förmlich“, usw.

Der in dieser Weise je verschämter, umso unverblümter ausgesprochene Tadel ist nur die Introduktion zu dem in kräftigen, alles erschlagenden Ausdrücken abgefaßten Anathema, das der Kritiker zu allerletzt über den — — Katalog verhängt. Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, er kann gehen.

So ist es denn schließlich dieses kleine, anspruchslose, freundliche Büchlein, dem der Rezensent seine Kunst, sein Wissen bis zu diesem Augenblicke verdankt, über das sich nun die ganze vollgefüllte Schale seines rezensentlichen Zornes ergießt. „Falsche Numerierung“ — „zu allgemeine Bezeichnung des

Digitized by Google

Inhaltes der Bildwerke, vorzüglich der Porträts." Solche Vorwürfe lassen sich im einzelnen nie beweisen, aber auch nie widerlegen. Das ist eine große Hauptsache, da „Entgegnungen" und „Erwiderungen auf Entgegnungen" zwar für den Leser des Blattes sehr spannend sind, das Interesse an dem Gegenstand sozusagen noch steigern, bei der Redaktion jedoch — dies bleibt immer der klingende Punkt — meist einen üblen Eindruck hinterlassen. Natürlich ist auch stets „der Preis des Kataloges über alle Begriffe hinausgeschraubt", „der armen Witwe," „dem mittellosen Akademiker es zur absoluten Unmöglichkeit machend", sich in den Besitz dieses so notwendigen Requisits zu setzen. Ja es darf sogar unter Umständen das „häufige Vergessen des Kataloges" beim Fortgang vom Hause den leitenden Persönlichkeiten in die Schuhe geschoben, sie können dafür haftbar erklärt werden.

Alles jedoch nimmt einmal ein Ende. So eilt denn auch der Kritiker zu den Schlußsätzen.

Früher bevorzugte man entlegene, gänzlich unkontrollierbare Zitate aus den ästhetischen Schriften Schillers oder Nietzsches, um damit dem eigenen Elaborat die höhere Würze und Weihe zu verleihen. Das bleibt jedoch immer eine Entlehnung fremden geistigen Eigentums; und der richtige Kritiker von Geblüt hat das nicht nötig, er schafft sich seine Werte selbst, er gibt den Klassikern darin nichts nach.

So beginnt er nicht übel mit „abschließend müssen wir sagen" und fährt vielleicht in gehobener Stimmung fort, „daß solchen Ausstellungen eine merkwürdige Kraft innewohnt, das Vermögen, alte Zeiten, früher Kunstepochen zu uns reden zu lassen, ihre eigene Sprache, ihren Dialekt gleichsam der Netzhaut unserer Seele einzuverleiben . . ."

Erschüttert, völlig durchrüttelt, für Stunden und Tage zu jeder profanen Arbeit unfähig, legt der Leser das Blatt nicht fort, nein, er schneidet sich den Artikel bedutsam aus, sendet ihn Muttern oder Schwiegermuttern, kauft sich auf jedem Bahnhof, in jeder Zeitungsexpedition immer neue Exemplare der betreffenden Nummer, verschenkt, verleiht, verschickt sie und trägt damit Kultur und Kunstverständnis in die weitesten Kreise, sich für das eigene, also zum Kunstspender gewordene Haupt eine Art von Gloriole schaffend.

Kann der Referent diese Wirkung nicht erzielen, ist es ihm nicht möglich, seine Aufsätze zu Meisterwerken der modernen Litteratur zu gestalten, immer aufs neue originell und amüsant, vernichtend und gewährend zu erscheinen, so hat er seinen Beruf glatt verfehlt, so ist er seiner hohen, völkerbeglückenden und erziehenden Aufgabe einfach nicht gewachsen.

Gottlob kommt dies ja eigentlich nie vor. Sollte aber nun doch zufällig einmal ein Kritiker an sich und seiner hohen Aufgabe verzagen, sollte ein letzter Bodensatz von Wohlwollen und Gutmütigkeit ihn immer wieder daran scheitern lassen, seinen Bannstrahl tagaus tagein zu schleudern, so werden ihm unsere Grundsätze helfen.

Ein moderner Macchiavell, stellen sie sozusagen die „offene Tür" zu dem großen Reiche der Kritik dar und begegnen in ihrer anspruchslosen bescheidenen Fassung sicherlich einem lange gefühlten Bedürfnis. Ihr letzter Zweck wäre erreicht, wenn es ihnen gelänge, das Zustandekommen eines Schnellreferates noch mehr zu beschleunigen, auch auf diesem rein geistigen Gebiet gewissermaßen den „Pferdebetrieb" abzuschaffen und dafür den „elektrischen" einzuführen.

Damit würde dann der Kritiker selbst weit hinauswachsen über das, was er bisher gewesen ist. Er würde erhaben sein über die Forderungen von Zeit und Raum und jenseits all der kleinen Nichtigkeiten des täglichen Lebens stehen. Er würde dann so weit kommen, uns eine neue — kritiklose — Kunst zu geben. Wenn dieser Fall eingetreten sein wird, dann, ja dann wollen wir weiter sehen.

Dr. Erwin Franck

Digitized by Google

Glossen

Die Probe

Zu einem seltsamen Versuch
erstand ich mir ein Nadelbuch.

Und zu dem Buch ein altes zwar,
doch äußerst kühnes Dromedar.

Ein Reicher auch daneben stand,
zween Säcke Gold in jeder Hand.

Der Reiche ging sodann herfür
und klopfte an die Himmelstür.

Drauf Petrus sprach: „Geschrieben steht,
daß ein Kamel weit eher geht

durchs Nadelöhr, als du, du Heid',
durch diese Türe groß und breit."

Ich, glaubend fest an Gottes Wort,
ermunterte das Tier sofort,

ihm zeigend hinterm Nadelöhr
ein Zuckerbörnchen als Douceur.

Und in der Tat! Das Vieh ging durch,
obzwar sich quetschend wie ein Lurch!

Der Reiche aber sah ganz stier
und sagte nichts als: „Wehe mir!"

Chr. Morgenstern

„Der neuerworbene Donatello"

(Szene hinter den Kulissen unserer Museen)

Der Generaldirektor zum Rechnungsrat: „Den neuen Donatello überweisen wir der Wilhelms-Galerie . . ." (Der Generaldirektor legt sich aufs Sofa und überdenkt den europäischen Kunstmarkt.)

Der Direktor der Wilhelms-Galerie zum Direktorialassistenten: „Herr Doktor! Hier ist das Schreiben der Generaldirektion — Sie nehmen sich wohl des Donatello an?" (Der Direktor schreibt an seinen Privatbriefen weiter.)

Der Direktorialassistent zum wissenschaftlichen Hilfsarbeiter: „Lieber Herr Kollege — vielleicht sind Sie so freundlich und lassen den Donatello aufstellen?" (Der Direktorialassistent arbeitet an seinem großen Buche weiter.)

Der wissenschaftliche Hilfsarbeiter zum Volontärassistenten: „Hier können Sie mal was Selbständiges leisten . . . Bauen Sie den Donatello, bitte, auf!" (Der wissenschaftliche Hilfsarbeiter schreibt seinen Zeitschriftenaufsatz weiter.)

Der Volontärassistent zum Museumsdiener: „Ach, Müller — stellen Sie das neue Dings mal recht nett auf!" (Der Volontärassistent gibt dem Museumsdiener eine Zigarre und geht frühstücken.)

Der Museumsdiener zu sich: „M. w.!" (Der Museumsdiener stellt mit Hilfe seiner langjährigen Kunstmuseums- und Personalerfahrung den neuen Donatello in Saal V auf, geht dann zum Volontärassistenten): „Det wär' jeschafft, Herr Doktor!" (Der Volontärassistent gibt dem Museumsdiener noch eine Zigarre — dieser geht frühstücken —.)

Der Volontärassistent zum wissenschaftlichen Hilfsarbeiter: „Ich habe den Donatello aufgestellt!" (Der Volontärassistent schreibt einen Zeitungsartikel „Unsere Neuerwerbungen".)

Der wissenschaftliche Hilfsarbeiter zum Direktorialassistenten: „Ich habe den Donatello aufgestellt!" (Der wissenschaftliche Hilfsarbeiter schreibt einen Zeitschriftenaufsatz „Über die Datierung des neuerworbenen Donatello".)

Der Direktorialassistent zum Direktor: „Ich habe den Donatello aufgestellt!" (Der Direktorialassistent macht eine Anmerkung zu seinem Buche: „Vergleiche auch den neuen Donatello der Wilhelms-Galerie.")

Der Direktor zum Sekretär: „Ich habe den Donatello aufgestellt. Teilen Sie

Digitized by Google

das der Generaldirektion mit!" (Der Direktor schreibt seinem Freunde: „Lieber Herr Kollege! Eben habe ich den neuen Donatello aufgestellt . . .")

* * *

(Es vergehen Monate . . . Da erscheint plötzlich der Generaldirektor, um sich den neuen Donatello anzusehen. Der Direktor empfängt ihn, hinter ihm die übrigen.)

Der Generaldirektor zum Direktor: „Wo haben Sie denn unseren neuen Donatello aufgestellt?" (Der Direktor sieht verzweifelt den Direktorialassistenten an, dieser den wissenschaftlichen Hilfsarbeiter, dieser den Volontärassistenten, dieser den Museumsdiener, dieser — grinst — und öffnet die Tür zu Saal V.

Der Direktor in der Tür zum Generaldirektor: „Hier habe ich den neuen Donatello . . ."

Der Generaldirektor ebenfort zum Direktor: „Das haben Sie wieder vorzüglich gemacht . . ."

(Sie treten alle vor den neuen Donatello . . . Dem Generaldirektor fällt der Kneifer von der Nase — er zerschmettert mit dem nächsten Blick den Direktor, dieser den Direktorialassistenten, dieser den wissenschaftlichen Hilfsarbeiter, dieser den Volontärassistenten, dieser den Museumsdiener. Auf dem Platz für den neuen Donatello steht . . . Gustav Eberleins Wagnerdenkmal: „Gipsmodell, Geschenk des Künstlers an die Wilhelms-Galerie.")

Schreckenspause — „vier Herzschläge lang" —

Der Museumsdiener (laut zu sich): „Verflucht! Da ha' ick wohl den falschen jefaßt?"

(Der Vorhang fällt sehr schnell.)

W W

Mensch und Affe

Nach sechsjähriger Hausgemeinschaft mit dem Cay, einem vom Kapuzineraffen wenig oder nicht verschiedenen Affen, liefert Rengger den folgenden Beitrag zur Charakteristik der Affenpsyche.

„Bei guter Behandlung gibt er sich seinem Herrn mit dem größten Zutrauen hin. Zahme Affen, die zugleich nie mißhandelt worden sind, zeigen auch gegen Fremde Zutrauen. Der Cay schließt sich aber nicht nur an den Menschen an, sondern auch an Haustiere. Er zeigt auch seine Anhänglichkeit an den Gefährten, indem er zum Beispiel den Hund des Hauses bei Balgereien mit anderen Hunden nicht ohne Mut verteidigt.

„Einen ganz anderen Charakter nimmt der Cay an, wenn er öfters Mißhandlungen erleidet. Fühlt er sich dann stark genug, so treibt er Gewalt mit Gewalt zurück. Fürchtet er aber seinen Gegner, so nimmt er seine Zuflucht zur Verstellung und sucht sich erst dann an ihm zu rächen, wenn er ihn unvermutet, zum Beispiel bei scheinbar bestem Einvernehmen, überfallen kann. Oft geneckte Affen zerren auch Hunde und Katzen beim Schwanze, wobei sie um so größere Freude zeigen, je mehr sie das Tier quälen können. Wird der Cay seiner Naschhaftigkeit wegen bestraft, so fängt er an, heimlich zu stehlen. Wenn er seinen Raub ungesehen verzehren kann, so gebärdet er sich (so fühlt er sich?) nachher so unschuldig und furchtlos, wie wenn nichts geschehen wäre. Was er einmal besitzt, läßt er nicht so leicht wieder los. Gegen Personen aber, die er haßt, verteidigt er sogar den Besitz auch der für ihn nutzlosesten Dinge. Endlich sind noch Neugierde und Zerstörungssucht zwei Leidenschaften, welchen der Cay in hohem Grade unterworfen ist.

„Er hat ferner einen selbständigen (?) Charakter. Nicht nur widersetzt er sich hartnäckig jedem fremden Willen und folgt bloß seinem eigenen, sondern er sucht auch andere Geschöpfe, bald durch Liebkosungen, bald durch drohende Gebärden, diesem zu unterwerfen. Er ahmt den Menschen gewöhnlich nur in solchen Handlungen nach, durch die er seine Lüste, vor-

Digitized by Google

züglich die Naschhaftigkeit, befriedigen kann. Handlungen, die ihm keinen Nutzen bringen, ahmt dieser Affe nur selten nach."

Man könnte bei der Lektüre dieser psychologischen Skizze sich versucht fühlen, an das miserable Sittenzeugnis zu denken, das ein unfähiger Pädagog seinem mißratenen Zögling ausgestellt hat. Man könnte auch an eine Charakterstudie einer kulturell tiefstehenden Völkerschaft denken. Schließlich — könnte man nicht geradezu meinen, ein Kapitel aus Lamettrie oder aus dem Système de la nature vor sich zu haben? Ein komplettes Kapitel!

Neben der Triebfeder des Interesses fehlt nicht der — ihm fast gleich starke — Machttrieb. Neben mehr oder weniger angeborenen Affekten fehlen die erworbenen nicht. Neben deren Betätigung als soziale (Zutrauen, Anhänglichkeit, Hilfswilligkeit) und antisoziale Affekte (Verstellung, Bosshaftigkeit, Mißgunst usw.) finden sich Faktoren, deren Wirksamkeit wiederum gar keine oder die ursprünglich gleiche Disposition zum Guten wie zum Bösen voraussetzen. Kurz: ein vollständiger Stammbaum der — an sich sittlich indifferenten — Leidenschaften, wie ihn Helvetius nicht schöner hätte entwerfen können!

Nun, heutzutage wird es gewiß niemand mehr einfallen, auf jedes Wort des Système de la nature zu schwören. Aber es würde doch wohl Mangel an Selbstkritik verraten, wollte man unbekümmert und stillvergnügt bei sich denken: Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute, Räuber, Ungerechte, Ehebrecher oder auch wie dieser Affe.

Dr. Wolfgang Arnd

Aus der Kunststadt

Folgendes sind die Konkurrenzen, staatliche und städtische, bei denen Herr Professor Hildebrand als Juror mitgewirkt hat:

1. Dillingen. Den Preis erhielt Bradl.
2. Brunnen am Kostor. Den Preis erhielten Düll und Petzold.
3. Isartorplatz. Den Preis erhielt Killer.
4. Ausbach. Den Preis erhielt Behn.
5. Gebsattelbrücke erhielt Schneider.
6. Christophorusgruppe erhielt Blecker.
7. Passau erhielt Bradl.
8. Bennosäule erhielten Düll und Petzold.
9. Thierschplatz erhielt Kurz.
10. Maximiliansplatz. Den einen ersten Preis erhielt Sattler.
11. Sendlingerbrunnen erhielten Sattler und Ebbinghaus.

Sind die Namen der Preisgekrönten gesperrt gedruckt, so will das sagen, daß diese Künstler als Schüler Professor Hildebrands oder wenigstens seiner Kunstrichtung nahestehend angesprochen werden können. Bei den anderen preisgekrönten Herren ist das nicht der Fall.

Hiernach möge sich nun jeder selbst ein Urteil bilden, ob die Erregung in weiten Kreisen der hiesigen Künstlerschaft über das „Cliquenwesen" durch die schiedsrichterliche Tätigkeit des Herrn Professor Hildebrand zu Recht oder zu Unrecht gesteigert wurde.

Anderen Zuschriften gegenüber stellen wir noch einmal fest, daß wir nie behauptet haben, Herr Professor Hildebrand geböre zu der „Clique", welche die Künstler verbitterte. Wir haben nur behauptet, daß die dem Cliquenwesen gegenüber schon vorhandene Erregung durch die schiedsrichterliche Tätigkeit des Herrn Professor Hildebrand noch gesteigert wurde. Wer nicht selbst erregt ist, dürfte ohne weiteres erkennen, daß dies zweierlei ist. Und schließlich ist es nicht, wie einige zu glauben scheinen, unsere Meinung, als seien die in Heft 4 genannten Künstler Herrn Professor Hildebrands wegen von München fortgezogen. Vielmehr war aus unserer Glosse für jeden Unbefangenen zu ersehen, daß unserer Meinung nach diese Künstler München verließen, weil sie nicht genug zu tun hatten, was wiederum mit dem „Cliquenwesen" zusammenhängt.

Hiermit schließen wir die Akten über diese Angelegenheit.

Die Redaktion

Digitized by Google

Das Praeputium Christi

Mit Stannen konnte man kürzlich in den Tageszeitungen lesen, daß in Würzburg gegen einen Buchhändler wegen Ausstellung der Broschüre: „Die heilige Vorhaut Christi im Kult und in der Theologie der Papstkirche" Anklage erhoben worden ist. Glücklicherweise wurde der Mann freigesprochen; das Gericht hat mit hübscher Subtilität angenommen, daß es noch lange nicht „Ärgernis" heißt, wenn man Menschen „ärgert". Gerade so gut wie die erwähnte Broschüre hätte auch die „Civiltà cattolica" und die „Römische Quartalsschrift für christliche Altertumskunde und für Kirchengeschichte" aus dem Jahre 1906 nicht ausgestellt werden dürfen, in denen zum Beispiel Professor Hartmann Grisar S. J. Abhandlungen über die Vorhaut Christi veröffentlichte. Die Veranlassung dazu war bedeutsam genug. Grisar ist es zu verdanken, daß Pius X. und Kardinal Satelli gestatteten, daß der Schatz in der Sancta Sanctorum im Lateran geöffnet und aufgenommen werden durfte. Über die kunsthistorische Bedeutung dieser kostbaren und kunstvollen Reliquienbehälter hat Grisar zunächst in der „Civiltà cattolica" einige mit Abbildungen geschmückte Aufsätze veröffentlicht. Ein besonderer Aufsatz in der noch nicht abgeschlossenen Folge ist auch dem inschriftlich in die Zeit eines Episcopus Paschalis datierten Kästchen gewidmet, in dem einst die Reliquie der Beschneidung ruhte, — denn die Reliquie selbst befindet sich jetzt in der Dorfkirche zu Calcata. Sagen wir sofort, daß auch dieses Mitglied der Gesellschaft Jesu die Reliquie für eine „angebliche" hält. Die moderne scholastische Theologie braucht sich daher nicht mehr mit der Streitfrage zu beschäftigen, warum das Praeputium bei der Auferstehung aller Leibesteile Christi nicht mit aufgenommen wurde — wenn es echt wäre —, worüber das gleichstrebende Mittelalter ganze Bücher verfaßt hat. Jedenfalls gibt auch Grisar zu, daß die mit der Verehrung der Reliquie verknüpften Ablaßverleihungen echt sind. Aber auch Grisar hält dafür, daß die Reliquie aus der Dorfkirche von Calcata entfernt und gänzlich aus dem Kultus ausgeschieden werden solle. Vernunftgründe für dieses Verhalten existieren bei Grisar natürlich nicht; kommt doch eigentlich diese Reliquie in ihrer Unmöglichkeit der in irgendeiner Dorfkirche verehrten Spreße von der Leiter gleich, die Jakob im Traume gesehen hat, oder einer als Reliquie gesammelten Feder von den Flügeln, die der Engel bei der Verkündigung verloren hat, worüber sich schon ein byzantinischer Dichter aufhält! Warum will nun Grisar die Entfernung? „Es berührt das katholische Gefühl leicht unangenehm, wenn man in protestantischen oder ungläubigen Blättern Berichte von Reisenden liest, wie ihnen die Reliquie in Calcata unter großen religiösen Ehrenbezeigungen gezeigt wurde, und wie sie dabei im stillen ihrem Spott über die Katholiken Luft machten. Wenn man in Italien nur wüßte, wie die Akatholiken, bei dem jetzigen Reiseverkehr durch die Kunstsachen und die landschaftlichen Reize angezogen, auch (wirklich?) durch Studieninteressen und durch andere, vielleicht nicht ganz reine Motive verführt (Quis tulerit Gracchos de seditione querentes!), in alle Winkel des Landes eindringen und dabei die Kultusübungen beobachten."

Also der Spott im stillen berührt den gläubigen Katholiken unangenehm. Warum setzt man sich ihm aus? Wie sagt doch der gewisse Molière: Que diable avait-il faire cette galère?

X Y Z

Verantwortlich: Für die Redaktion Hans Fischer (Kurt Aram), für den Inseratenteil Otto Friedrich, beide in München. — Verlag von Albert Langen in München. — Redaktion und Expedition: München, Kaulbachstraße 91. — Druck von Streeker & Schröder in Stuttgart.

Digitized by Google

Nationaldemokratie und Sozialdemokratie

Von Theodor Barth

Anton Menger hat in einer nachgelassenen Schrift über „Volkspolitik" die Behauptung aufgestellt: „Heute, am Anfange des zwanzigsten Jahrhunderts, ist der Sieg der breiten Volksmassen über die absolute oder halbabsolute Fürstengewalt zwar noch nicht errungen, aber gesichert. Deshalb ist es wohl an der Zeit, nunmehr auch den Volksmassen die Mittel zu zeigen, durch die sie ihre Zwecke erreichen und dauernd behaupten können." Die Ankündigung eines bereits gesicherten Sieges hat etwas Animierendes, und wenn ein hervorragender Gelehrter der Herold ist, so wird man leicht geneigt, seinem Optimismus weit entgegenzukommen.

Die geschichtliche Entwicklung, die unsere Generation durchmacht, scheint auch für viele Länder Mengers apodiktische Behauptung zu unterstützen. Der Sieg der demokratischen Ideen in England, in Frankreich, in Italien ist offenbar, ihr Vordringen selbst in Österreich unverkennbar. Der Zusammenbruch des Absolutismus in Rußland ist tatsächlich erfolgt. Ein Teil dieses russischen Reiches, Finnland, hat den Zusammenbruch benutzt, um sich sogar zu einer radikalen Demokratie mit aktivem und passivem Frauenstimmrecht umzubilden.

Aber wie steht es mit dem halbabsolutistischen Preußen und dem politisch von ihm abhängigen Deutschen Reich? Ist auch hier der Sieg der breiten Volksmassen über die halbabsolute Fürstengewalt bereits gesichert? Daß dieser Sieg noch nicht errungen ist, liegt auf der Hand, und wenn er innerlich gesichert ist, wie kann er äußerlich errungen werden? Das ist die Frage aller Fragen in der deutschen Politik.

Daß die Demokratisierung des Staatslebens auch in Preußen und in Deutschland auf die Dauer nicht aufgehalten werden kann, darf man wohl als ausgemacht ansehen. Die gewaltige Verkehrsmittelrevolution unserer Tage muß diese Demokratisierung im Gefolge haben, ebenso wie sie den Zusammenschluß der kleinen Staatsgebilde zu nationalen Großstaaten, wie sie insbesondere die Einigung Italiens und Deutschlands zur historischen Notwendigkeit werden ließ. Aber wie ist es zu erklären, daß das zu einer wirtschaftlichen Weltmacht herangewachsene Deutschland, während es sich an die neuen ökonomischen Existenzbedingungen eines modernen Industriestaates mit bewunderungswürdiger Energie anzupassen wußte, in seiner demokratischen Fortbildung so weit selbst hinter bescheidenen Erwartungen zurückgeblieben ist? An diesem Mißverhältnis zwischen fortgeschrittener wirtschaftlicher und zurückgebliebener politischer Entwicklung krankt das Deutsche Reich und sein führender Bundesstaat Preußen fortgesetzt, und diese Krankheit wird um so gefährlicher, je länger sie dauert. Wo steckt des Rätsels Lösung?

Wo immer sich in anderen Großstaaten die Demokratie oder, um mit Abraham Lincoln zu reden, das government for the people by the people durchgesetzt hat, geschah dies, gestützt auf die breiten Volksmassen. Aber diese Volksmassen

Digitized by Google

traten dabei auf als die Vertreter der Gesamtinteressen des Volkes, aller seiner Klassen. Die Demokratie, wo immer sie zum Siege gelangt ist, gerierte sich als Nationaldemokratie. Eine Klassenpartei hat bisher noch nirgends in der Welt eine Demokratie ins Leben gerufen. Hier haben wir vielleicht den Schlüssel zu der anormalen konstitutionellen Entwicklung Deutschlands zu suchen. Ehe sich bei uns eine nationaldemokratische Partei in voller Kraft entwickeln konnte, setzte die Sozialdemokratie mit ihrem ausschließenden proletarischen Klasseninteresse ein, entzog den anderen Parteien die wertvollsten demokratischen Kräfte, organisierte diese in einer einseitigen Klassenpartei und schuf damit den Begriff der Klassendemokratie im ausgesprochenen Gegensatz zur Nationaldemokratie.

Diese Demokratie der proletarischen Klasse ist allmählich zur numerisch stärksten Partei des Reiches herangewachsen. Ihr Selbstvertrauen stieg ins Ungemessene. Sie hielt das weitere Wachstum ihrer Macht für eine naturgeschichtliche Notwendigkeit und träumte von einem in absehbarer Zeit zu erreichenden automatischen Übergang der Herrschaft von den alten historischen Mächten auf das Proletariat. Die Sozialdemokratie war berauscht von ihren Zahlenerfolgen. Aus dieser Stimmung entwickelte sich ein Übermut, der die Klasse, die die Sozialdemokratie vertrat und allein vertreten wollte, schließlich in direkten Gegensatz nicht nur zu den Interessen aller anderen Klassen, sondern auch zum gesamten Nationalinteresse brachte. Aus diesem Gegensatz erwuchs den alten Herrschaftsklassen, die durch die moderne wirtschaftliche Entwicklung bereits politisch zur Abdankung oder wenigstens zur Teilung ihrer Macht mit den Volksmassen verurteilt zu sein schienen, neue Kraft und machte es ihnen möglich, sich in der Herrschaft zu behaupten und das Vordringen der Demokratie überhaupt aufzuhalten.

Die Lehre von der naturnotwendigen Herrschaft des Proletariats im Verlaufe der kapitalistischen Entwicklung hat nicht wenig dazu beigetragen, in den Reihen der Sozialdemokratie politischen Fanatismus zu erzeugen, dessen agitatorische Kraft an sich nicht unterschätzt werden soll. Aber dieser selbe Fanatismus mit seiner bornierten Einseitigkeit versperrt den Volksmassen den Weg zur politischen Macht. Die mystische Vorstellung von der Vorausbestimmung des Proletariats zur Herrschaft hat eine Intransigenz und eine Selbstgerechtigkeit großgezogen, wie sie religiösen Sekten eigen ist, aber politische Parteien niemals zu dauernden Erfolgen geführt hat. Der italienische Sozialdemokrat Turati bezeichnete vor einigen Jahren in den „Sozialistischen Monatsheften“ die „exaltierte Betonung der unmittelbaren und totalen Eroberung der Macht, das Blendwerk proletarischer Diktaturen“, als die wesentlichste Ursache, weshalb die deutsche Sozialdemokratie trotz ihrer numerischen Stärke so machtlos sei. Die proletarische Prädestinationslehre hat die deutsche Sozialdemokratie dazu verführt, dem einseitigen Klassencharakter ihrer Partei und dem Klassenkampf eine entscheidende Bedeutung für den schließlichen endlichen Sieg beizumessen. Die Oberpriester des Marxismus verkündeten dem Volke, daß dem Proletariat nur aus seiner Isolierung, aus seinem Gegensatz zu allen anderen Klassen, die man als eine einzige reaktionäre Masse bezeichnet, das Heil erwachsen könne. Um

Digitized by Google

die Absonderung als Vorzug gelten lassen zu können, wurde jeder soziale Fortschritt, jede soziale Reform, die auf dem Boden der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung erwachsen war, als etwas Minderwertiges, widerwillig Abgezwungenes hingestellt, das, gemessen an den Freuden des sozialistischen Paradieses, kaum der Beachtung wert erscheine.

So arbeiteten die sozialdemokratischen Dogmatiker planmäßig an einer Vertiefung des Gegensatzes zwischen den in der Sozialdemokratie organisierten Arbeitermassen und den übrigen Teilen der Bevölkerung. Man suchte jede allmähliche Reformarbeit zu diskreditieren und spielte, um wiederum Turati zu zitieren, mit der Idee einer „Revolution, die man wundertätigen Zauberkräften überläßt". So hat es die deutsche Sozialdemokratie nach und nach erreicht, daß sie selbst jene Teile der Bevölkerung, die von der Notwendigkeit und der Gerechtigkeit demokratischer Reformen zugunsten der arbeitenden Klassen überzeugt sind und bereit sein würden, ihr eigenes Klasseninteresse den Forderungen einer ausgleichenden Gerechtigkeit unterzuordnen, dermaßen abzustoßen, daß sie sich ernsthaft die Frage vorlegen, ob sie nicht auf ihre demokratischen Ideale Verzicht leisten und den reaktionären Machthabern Konzessionen machen müssen, weil es aussichtslos erscheine, mit den Sozialdemokraten zusammen eine demokratische Politik zu treiben, die nicht auf eine proletarische Diktatur hinausläuft.

„Habemus confitentem!" — höre ich schon die sozialistischen Tempelhüter rufen — hier haben wir das Zugeständnis, daß auf die bürgerliche Demokratie kein Verlaß ist. Darauf kann die Antwort nicht nachdrücklich genug lauten: Gewiß, wenn sich die Sozialdemokratie nicht entschließen kann, aus ihrem Klassenturm herauszukommen und mit der bürgerlichen Demokratie unter Verzicht auf die Phantasterei der proletarischen Diktatur zu kooperieren, so drängt sie den gesamten Liberalismus nach rechts und ertötet allmählich den ernsthaften Willen für demokratische Reformen.

Der Prozeß ist bei den letzten Reichstagswahlen eingeleitet worden. Die Abneigung gegen die Sozialdemokratie hat bereits zu dem beklagenswerten Resultat geführt, daß selbst freisinnige Wählerschaften bei den Stichwahlen eher den schlimmsten Reaktionären — Junkern, Mittelständlern, Bündlern, Antisemiten — ihre Stimmen gaben als dem Sozialdemokraten. Es wird ganz wesentlich von der Haltung der Sozialdemokratie in den nächsten Jahren abhängen, ob die Neigung, in der Sozialdemokratie das größte aller politischen Übel zu sehen, in der deutschen Wählerschaft noch weiter um sich greift. Geschieht das, so wird die Reaktion, die geistige, wirtschaftliche und rein politische, gute Tage haben. Aber daß der intellektuelle, wirtschaftliche und moralische Aufstieg der Volksmassen dadurch nicht erleichtert, sondern hintangehalten und ihre Beteiligung an der realen politischen Macht im Staatsleben in eine unbestimmte Ferne gerückt wird, sollte niemandem zweifelhaft erscheinen, der nicht unheilbar der proletarischen Prädestinationslehre verfallen ist. Der schon angeführte Turati hat unumwunden zugestanden, daß „ohne die moralische Unterstützung eines großen Teiles des Bürgertums die Möglichkeit von Reformen

Digitized by Google

und sozialen Fortschritten ausgeschlossen" sei. Demselben Gedanken hat der englische Sozialistenführer Keir Hardie einmal in dem Satze Ausdruck gegeben: „Keine Revolution kann Erfolg haben, die nicht die öffentliche Meinung hinter sich hat, und wenn diese Meinung heranreift, so durchbricht sie sogar die Mauern des Selbstinteresses."

Werden unsere orthodoxen Sozialdemokraten diese Binsenwahrheiten begreifen lernen? Wenn man die offiziellen Wortführer hört, sollte man fast daran verzweifeln. Die Genossin Rosa Luxemburg hat jüngst das große Wort gelassen ausgesprochen: „Der Ausfall der Wahlen hat uns gelehrt, daß wir viel schneller unserem Sieg entgegengehen, als wir vor dem fünfundzwanzigsten Januar angenommen haben." Das ist der orthodoxe Standpunkt, dem alle Dinge zum besten dienen müssen, Sieg oder Niederlage, Verlust oder Gewinn von Mandaten; selbst der Rückgang der abgegebenen Stimmen würde nur als eine heilsame Purifizierung, als Ausschaltung der schädlichen Mitläufer angesehen werden.

Daß sich diese sozialistische Orthodoxie ändere, darauf darf man nicht hoffen. Aber wird sie ihren Einfluß auf die Massen behaupten können? Der Mißerfolg der letzten Reichstagswahlen hat augenscheinlich in der sozialdemokratischen Partei doch eine viel stärkere geistige Aufrüttelung bewirkt, als Strenggläubige merken lassen möchten. Das alte Selbstvertrauen wird nur noch künstlich aufrechterhalten. Man sieht das auch den Reden der Sozialistenführer im Reichstag an. Trotz aller äußeren Heftigkeit ist etwas Müdes und Gequältes in ihnen. Es steckt in ihnen nicht mehr die Beredsamkeit des Erfolges. Die Ausfälle gegen die bürgerliche Gesellschaft, die früher Entrüstung weckten, werden jetzt mit spöttischem Gelächter beantwortet. Das Prestige ist enorm gesunken, trotz des Zuwachses von einer Viertelmillion Stimmen. Als die Schlacht von Austerlitz gewonnen war, da sagte Napoleon zu Talleyrand, nun könne er als Minister des Auswärtigen wirksame diplomatische Noten schreiben. Der Erfolg macht es auch Stümpern möglich, eine dankbare Rolle zu spielen. Aber der Mißerfolg stellt selbst das Genie auf eine ernste Probe.

Die deutsche Sozialdemokratie hat nach einem Aufstieg ohne Rückschläge jetzt zum erstenmal eine schwere Niederlage erfahren. Wird sie diese Niederlage eigensinnig wie die alten Bourbonen überdauern, ohne etwas gelernt und etwas vergessen zu haben? Wird sie die alten marxistischen Kreise auf öder, dürrer Heide weiter ziehen, während rings umher schöne grüne Weide liegt? Mit anderen Worten: wird sie es lernen, ihren einseitigen Klassencharakter aufzugeben, um aus einer demokratischen Klassenpartei eine demokratische Nationalpartei zu werden, wie es in gewissem Sinne die sozialdemokratischen Parteien des Auslandes, speziell ein großer Teil der Sozialdemokratie Frankreichs, geworden sind? Läßt sich das nicht erreichen, dann wird die Erfüllung der Prophezeiung Mengers, soweit Deutschland in Frage kommt, noch recht lange auf sich warten lassen.

Digitized by Google

Deutschland, Frankreich und Marokko

Von Francis de Pressensé
Mitglied der französischen Kammer

In der internationalen Lage Europas beim Aufgang des zwanzigsten Jahrhunderts gibt es kein dringlicheres Problem, kein vitaleres, als das der deutsch-französischen Beziehungen. Die schlimmste Folge des Krieges von 1870 ist noch nicht die Verlängerung und Erschwerung des bewaffneten Friedens, der auf der zivilisierten Welt erdrückend und drohend lastet und dazu dient, die soziale Entwicklung der großen Demokratien zu verwirren: die schlimmste Folge ist die anscheinend unheilbare Verfeindung zweier Nationen, deren beiderseitige Geistesart dazu geschaffen wäre, sich zu verstehen und sich zu ergänzen, und die in gegenseitiger Verkennung und Herausforderung nicht beharren können, ohne den höheren Interessen der Zivilisation Abbruch zu tun.

Eine solche Feindseligkeit fälscht die auswärtige Politik der beiden Länder; sie schadet der Beständigkeit des europäischen Gleichgewichtes; sie verdirbt die öffentliche Meinung der beiden Völker. Nichts ist der wahren Vaterlandsliebe fremder, nichts ihr mehr zuwider, nichts erniedrigt und verroht so sehr einen der Grundinstinkte der Volksseele wie der enge und wilde Nationalismus, der auf dem einen Rheinufer Alldeutschtum, auf dem anderen Chauvinismus heißt. Er macht aus der Tugend des nationalen Empfindens ein Laster. Er errichtet unübersteigliche Hindernisse auf der Bahn des Fortschrittes. Zu oft, vielmehr immer, dient er in den geschickten, wenig bedenklichen Händen der rückschrittlichen Parteien dazu, wenigstens ebensosehr wie ihren auswärtigen Ehrgeiz ihre reaktionären Absichten im Inneren zu begünstigen.

Seit dem Ende der Kriege, die Revolution und erstes Kaiserreich miteinander führten, hatte sich schrittweise eine wohltuende Annäherung zwischen den beiden Völkern vollzogen. Die geistigen, nicht wägbaren Kräfte, die auf die Länge mehr vermögen als die materielle Macht und der Unverstand der Unwissenheit und des Hasses, hatten endlich das Übergewicht erhalten. In Frankreich hegte das Volk in seiner Überlieferung die tiefste Sympathie für die Einheitsbestrebungen und die freiheitlichen Forderungen der deutschen Demokratie. Eine täglich zahlreichere Auslese der Besten erwies den ruhmreichen Taten des germanischen Geistes warme Huldigung.

Die Romantik hatte trotz allen ihren Fehlern das Verdienst, daß sie den belebenden Einfluß der deutschen Dichtung vorausempfand. Goethe, Schiller, Heine erschienen als Zauberer eines erquickenden Frühlings. Die klare, reine und lichte Welle des deutschen Liedes erfrischte nach der Trockenheit des pseudoklassischen Geistes. Die Musik mit den köstlichen Gesängen eines Mozart, eines Haydn, eines Weber, mit den großartigen, pathetischen Accenten eines Beethoven, mit den ergreifenden Melodien eines Schumann, auch mit den etwas künstlichen Geschicklichkeiten eines Mendelssohn und eines Meyerbeer und bald

Digitized by Google

auch mit den erhabenen Schöpfungen eines Wagner: die Musik war im Zuge, in der französischen Seele tiefe Akkorde erzittern zu lassen.

Nirgends hatte die deutsche Philosophie sympathischere und verständnisvollere Aufnahme gefunden als bei uns. Eine ganze Generation hatte unter dem geradezu berauschenden Einfluß Hegels und seiner Entwicklungslehre gestanden. Die „Kritik der reinen Vernunft" hatte in aller Stille eine Umwälzung bewirkt. Eben sie untergrub die sozusagen diplomatischen Kombinationen des Eklektizismus. Sie hat das Heraufkommen des kantischen Neokritizismus vorbereitet, der sich zuletzt in das Reich des französischen Denkens geteilt hat mit den mehr oder weniger echten Abkömmlingen des Positivismus und den mehr oder weniger treuen Schülern Schopenhauers. Jeder weiß von den breiten und tiefen Wirkungen der deutschen Wissenschaft und Gelehrsamkeit auf die hohe französische Bildung.

Ich will mich bei dem Anteil nicht aufhalten, den während dieses glücklichen, fruchtbaren Zeitraumes das französische Genie seinerseits an der Entwicklung des deutschen genommen hatte. Nur verzeichnen möchte ich, wie, nach Abschluß der unheilvollen Unterbrechung durch die Eroberungskriege, die von dieser ungeheuerlichen Inkonsequenz befreite französische Revolution ihren Einfluß auf die Völker zurückgewann. Wie viele Keime, die sie ausgesät hatte, gingen nun auf und trugen Frucht im gut gepflügten Boden! Sogar die große deutsche Einheitsbewegung verdankte nicht nur den entscheidenden Anstoß, sondern selbst einige ihrer leitenden Grundsätze und etwas von ihrer siegreichen Gewalt der französischen Revolution.

Da, auf einmal, kam der Krieg: und nicht nur der kurze, heftige Krieg, der nur ein Zwischenfall ist, der wie ein Gewitter losbricht und vielleicht manchmal einen erheiterten Himmel und eine erfrischende Luft zurückläßt, sondern der dauernde Krieg, der erbliche Krieg, der Krieg in der heuchlerischen Gestalt des Friedens, der Krieg, der sich nährt von tückischer Hetze, gehässigen Verleumdungen, machiavellistischen Abmachungen, und der nicht nur dem erschöpften Staatsschatz weit teurer zu stehen kommt, sondern vor allem dem menschlichen Ideal, das er fälscht, und dem Nationalgeist, den er verdirbt. Trotz der scheinbar korrekten Beziehungen und den Beteuerungen in Protokollen drängt sich einem in gewissen Augenblicken die Meinung auf, daß zwei große, der Zivilisation vorangehende Völker keine andere geschichtliche Sendung mehr hätten, als sich für einen unerbittlichen Zusammenprall zu rüsten; daß das Recht der Vergeltung der letzte Ausdruck ihres Menschenrechtes sei; und daß Wissenschaft, Kunst, Litteratur, Philosophie, daß der Geist selbst, anstatt über der dunkeln, trüben Region unserer Mißverständnisse und Konflikte zu schweben, sich in den starren Panzer einer schweren Rüstung schließen und einzig darauf bedacht sein müsse, traurigen Groll zu nähren und grausame Schlachten vorzubereiten. Immerhin müssen wir den Männern, die während dieser langen Periode für die Geschicke der beiden Länder verantwortlich waren, gerecht werden. Wirklich verstanden sie, das Unheil, das für unvermeidlich galt, zu verzögern, hinauszuschieben und endlich zu vermeiden. Weder gab das Deutsche Reich sich dem Erobererwahn hin, der Napoleon über

Digitized by Google

so viele Triumphe zum Sühnefelsen von Saukt Helena führte, noch unterlag die französische Republik dem Rachewahnsinn, der kein Heil gegen die Mißbräuche der Gewalt erblickt, denn in derselben Gewaltsamkeit, und schließlich nur einen endlosen Kreis von Repressalien schließt. Mehrere Male war Grund zu Befürchtungen vorhanden: einmal, daß die unbedenkliche Voraussicht gewisser Strategen Deutschland, das augenscheinlich noch eine unbestreitbare militärische Überlegenheit über Frankreich besaß, auf Frankreich losließe, das sein Heer erst wieder auf die Höhe brachte; ein andermal, daß die vorgeblich patriotische Demagogie irgendeines gewissenlosen und unfähigen Charlatans Frankreich in Abenteuer stürzte.

Das eine wie das andere Unglück ist uns erspart geblieben. Sechsunddreißig Jahre sind verflossen, ohne daß der Frieden gebrochen worden ist. Mehr als eine Generation war da, seit die Aguren den Krieg für eine bestimmte Stunde vorhersagten. Und das ist nicht nur ein glücklicher Zufall, ein Spielgewinn, sondern es ist das Ergebnis stets tätiger Kräfte und daher die Gewähr für die Dauer zunehmenden Einverständnisses. Es ist die tatsächliche Widerlegung eines gefährlichen Pessimismus, es ist der Beweis, daß kein Schicksalsgesetz den Krieg will: selbst nicht innerhalb einer Gesellschaft, die für Konflikte ein fruchtbarer Boden ist, selbst nicht bei einer militärischen Organisation, die von Zeit zu Zeit das Bedürfnis nach einer Bluttaufe schafft, um damit das Räderwerk zu ölen; selbst nicht unter einer politischen Regierungsform, die oft zum Kriege als einer Ablenkung von inneren Schwierigkeiten greift. Schließlich hängt es von der Kaltblütigkeit und Vernunft von Staatsmännern ab, die doch dem Ideal des Friedens noch sehr fremd sind, vor allem aber von dem festen Willen der Völker, die Logik des Bösen zu durchkreuzen und Kataklysmen zu beschwören. Der internationale Horizont weist heute wohl schwarze Punkte auf; und doch, dem aufmerksamen, unparteiischen Beobachter ist es klar, daß der kontinentale Friede gegenwärtig — und zwar ganz unabhängig von den Absichten der verantwortlichen Staatslenker — mehr Bürgschaften und stärkere Bürgen hat als zu irgendeiner Zeit seit 1870. —

Als sich der Dreibund bildete, zeigte er den widersprechenden Charakter, daß er gleichzeitig für ein störendes Element gelten konnte und für ein Anzeichen beginnender Sicherheit. Insofern als er die ohnehin fürchterliche Macht der deutschen Bayonette noch vermehrte und dem vereinsamten Frankreich samt den nicht am Vertrage beteiligten Staaten eine feste Liga entgegenstellte, bildete er vielleicht eine Gefahr. Das Bewußtsein einer allzu erdrückenden Überlegenheit schafft manchmal wohl eine Versuchung, eine fast unwiderstehliche Lockung. An sich kann es für die Weltordnung nicht gut sein, wenn ein einzelner Wille, mag man ihm noch so viel Geradheit und gute Absicht zutrauen, über Krieg und Frieden unbeschränkt verfügt.

Und doch, durch sein bloßes Dasein legte der Dreibund den Grundstein einer Organisation. Er enthielt den Keim eines einigen Europas. Das Vorgehen eines einzelnen Staates ersetzte er durch eine gemeinsame Aktion, die nicht nur

Digitized by Google

für den Fall vereinbart, sondern endgültig und durch bestimmte Abmachungen geregelt war. Er begrenzte das Feld der möglichen Konflikte. Gleichzeitig machte er die Schaffung eines Gegengewichtes, die Bildung eines regelrechten Gleichgewichtes notwendiger und leichter.

An dem Tage, da diese unvermeidliche Gegenpartei ins Leben gerufen wurde in der französisch-russischen Entente, aus der dann das Bündnis ward, ist ein neuer Schritt geschehen auf dem Wege zur Errichtung und Befestigung einer stabilen europäischen Lage. Gewiß hätte ich viel zu sagen über die von Anfang an bestehenden Unvollkommenheiten, über die inneren Widersprüche dieses Paktes, und besonders über die schweren Irrtümer bei seiner Anwendung, die gleich zu Anfang sein Wesen vergiftet, seine innersten Gründe gefälscht und seine Wirkungen in Frage gestellt haben.

Dennoch steht fest, daß die beiden unvollkommenen Organismen, Dreibund und französisch-russisches Bündnis, den Frieden des Kontinentes befestigt und ihn über die gefährlichen Schwankungen hinausgehoben haben, denen der Wille, sei es auch ein guter Wille, eines einzelnen ausgesetzt ist. Übrigens hat der zweite Vertrag einen neuen Charakter angenommen, und die meisten seiner Unzulänglichkeiten abgelegt: teils unter dem Einfluß der Ereignisse, die die innere Verfassung Rußlands verändert haben und noch gründlicher verändern werden, teils und besonders durch die Wiederherstellung des „herzlichen Einvernehmens" zwischen Frankreich und England. Dieses Einvernehmen, geschlossen zwischen zwei Nationen, die Herrinnen ihrer Geschicke und von Grund aus freiheitliebend und demokratisch sind, wohnt die besondere Kraft inne, die eine der wertvollsten internationalen Wohltaten aus ihr macht, daß es schon in sich und von vornherein friedlich ist, daß es selbstsüchtige Pläne zu zweien ausschließt und nur den gemeinsamen und allgemeinen Interessen der Menschheit dienen kann, die von jeder reaktionären oder uneinigen Politik bedroht sind.

Dies ist die Lage auf dem Kontinent. Die neuen Bürgschaften des Friedens liegen nicht einzig im Gleichgewicht der beiden Gruppen. Zu derselben Stunde, da diese Kombinationen zustande kamen, fanden große Veränderungen in den Beziehungen der einzelnen Glieder beider Gruppen statt. Deutschland hat es immer für möglich und richtig gehalten, die Abmachungen seines Dreibundes durch eine dynastische Intimität der Hohenzollern mit den Romanows zu vervollständigen. Seine Verbündeten haben es für gut befunden, zu Frankreich und zu England gute Beziehungen zu erhalten oder herzustellen. Italien hat nicht nur Bündnisse, sondern gleichzeitig auch Freundschaften. Es glaubt dabei keine Gewissens- oder Anstandspflicht zu verletzen. Der Reichskanzler Fürst Bülow, der verantwortliche Wächter der heiligen Bundeslade, hat Italien recht gegeben in seinem berühmten Vergleich von der Extratour, die ein gescheiter Ehemann, dem beleidigendes Mißtrauen fernliege, einer anständigen Frau nachsehe.

Alles dies zeitigt ein verwickeltes Europa, mit einem Kreuz-und-quer aus den Fäden aller dieser Versicherungen, Rück- und Gegenversicherungen. Wer

Digitized by Google

die Gleichmäßigkeit liebt, wird Anstoß daran nehmen. Ich meinerseits lobe mir ein System, das in die Starrheit der diplomatischen Kombinationen etwas von der Mannigfaltigkeit und Geschmeidigkeit des Lebens bringt, und das dem Willen zum Frieden zahlreiche Stützpunkte bietet.

Um so skandalöser wäre es, wenn solcher Lage der Konflikt entstiege, der in der voraufgegangenen Ära nicht ausgebrochen ist. Und man könnte wirklich nicht ruhig zusehen, wenn eine schließlich doch in zweiter Linie stehende Frage wie die marokkanische zwischen Frankreich und Deutschland den Bruch oder den Zwist bewirken würde, den in sechsunddreißig Jahren weder die grollende Erinnerung an 1871 noch die elsässische Frage herbeiführen konnten.

Nicht, daß ich in der Geschichte so wenig bewandert wäre, um die Rolle der Zwischenfälle und die Tatsache zu verkennen, daß manchmal ein geringer Anlaß unversehens Stürme entfesselt, die von den schwerstwiegenden Beweggründen und den begründetsten Vorgefühlen nicht zum Ausbruch gebracht worden waren. Wenn dies der Anteil ist, den die Ironie der Dinge in der Geschichte der armen Menschheit hat, so steht es doch der Vernunft und der Voraussicht der Staatsmänner und Nationen zu, solche leidige Überraschungen seltener zu machen und ihnen vorzubeugen. Wer kann aufrichtig glauben, daß diese Aufgabe die Kräfte der beiden Regierungen und der beiden Völker übersteige?

Eine Stunde hat kürzlich geschlagen, da die marokkanische Frage, falsch gestellt, falsch eingeleitet, falsch behandelt, Frankreich und Deutschland beinahe die grausamste Prüfung auferlegt hätte. Um an den Rand dieses Abgrundes zu gelangen, hatte es auf beiden Seiten einer Reihe unentschuldbarer Fehler bedurft. Auf beiden Seiten hatte Verstimmung, die uns ja immer schlecht berät, den Streit vergiftet. Ich will hier so wenig, wie ich es auf der Tribüne der Deputiertenkammer getan habe, die groben Fehler in der Diplomatie des Herrn Delcassé verschweigen. Dieser Minister hatte sich lange Zeit mit subalterner Gelehrigkeit und Untertänigkeit innerhalb des russischen Bündnisses bewegt. Mit Gleichgültigkeit — um nicht mehr zu sagen — hatte er den Bemühungen um eine englisch-französische Annäherung zugesehen. Als das Einvernehmen moralisch schon da war, verhandelte er über die Art und Weise der Amtsführung, nahm es nun für sich in Anspruch und verfiel auf den tollen Gedanken, ihm eine angreiferische Spitze gegen Deutschland zu geben. Dieses glaubte er als belanglose Größe behandeln zu dürfen bei der Verwirklichung seines großen Planes, an die er nun in Marokko ging; des großen Leitgedankens seiner siebenjährigen Regierung am Quai d'Orsay. Wohl ließ er nach Berlin eine kurze Mitteilung des englisch-französischen Protokolles gelangen und der Folgerungen, die er in Marokko daraus zu ziehen vorhatte. Anstatt aber aus halben Worten die diskrete Aufforderung zu näherer Aussprache herauszuhören, die Fürst Bülow in eine banal höfliche Empfangsbestätigung gekleidet hatte, ließ er es bei dem einen ungenügenden Schritt.

Deutschland verlangte in diesem Augenblick nur eine Aussprache, Herr Delcassé aber sprach mit allen, außer mit Deutschland. Es war ein Vorgehen,

Digitized by Google

das Ärger erregen mußte, da er mit England, Italien, Spanien wegen Marokko verhandelte und gegen das Berliner Kabinett hermetisches Schweigen bewahrte. Es war unzulässig, den Rechten des Deutschen Reiches, das die Madrider Konvention mitunterzeichnet hatte, nicht Rechnung zu tragen, so wenig wie seinen Ansprüchen, die den Menschen oft eifersüchtiger und kitzlicher machen als ein wohlbegründetes Recht. Kaiser Wilhelm war natürlich der Mann, sich durch Verhandlungen verletzt zu fühlen, zu denen alle anderen berufen und bei denen er allein ausgeschlossen war. Deutschland, das im marokkanischen Handel die dritte oder sogar die zweite Stelle einnimmt, konnte mit Recht eine Stimme im Rat beanspruchen. Der Vorkämpfer der Seemacht und der Weltpolitik des jungen Reiches konnte bei einer Verschiebung des Gleichgewichtes im Mittelmeerbassin schwer gleichgültig bleiben. Der Herrscher, der sich in Konstantinopel und anderswo als Freund und Beschützer der Staaten des Islams erklärt hatte, mußte wegen des Schicksals des scherifischen Reiches natürlich in Unruhe kommen. Endlich hat eine ganze alldeutsche Kolonialpartei schon längst von der Besitzergreifung eines Teiles der marokkanischen Küste geträumt, und das Erwachen aus diesem Traume mußte schmerzlich sein. Dies alles würde sicherlich noch nicht genügen, Deutschland eine Art Prioritäts- und Vorkaufsrecht auf Marokko zu übertragen; dennoch war es höchst ungeschickt, es von der Regelung der Geschicke dieses Reiches ausschließen zu wollen. Darum wurde die Haltung des Herrn Delcassé einfach unverzeihlich, als er, vom Fürsten Bülow mehrmals zur Wiederaufnahme der Verhandlung gedrängt, in einem mürrischen Schweigen verharrte, auf die offenkundige Gefahr hin, einen Bruch herbeizuführen, dem er scheinbar trotzte, oder den er sogar wollte. Frankreich fühlte es, das Parlament kam in Bewegung, und nie hat sich eine vollkommenere Einhelligkeit gebildet, um einen gefährlichen Störenfried aus dem Sattel zu heben, ihn in die Wirklichkeit zurückzurufen und zur Ohnmacht zu verurteilen.

Indes auch Deutschland schien es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, möglichst viel falsche Schritte zu tun. Die Kundgebung Kaiser Wilhelms II. sah aus, als wollte sie Feuer aufs Pulver werfen. Die Handlungen und Gebärden eines ungestümen Herrschers, die Sprache der offiziösen Presse und der chauvinistischen Organe, — alles dies schuf eine Atmosphäre, in der die vom Parlament dem französischen Kabinett vorgeschriebene Mäßigung besonders schwierig und verdienstvoll ward. Immerhin wurden die Dinge schließlich beigelegt. Man kam zu sich, faßte sich, die Leidenschaften glätteten sich. Es ward verhandelt: das war das wesentliche, die notwendige aber auch hinreichende Bedingung für eine Übereinkunft. Aus diesen langen Vorverhandlungen ging ein Protokoll hervor, das die einzelnen Punkte des Einvernehmens feststellte, die Regelung der Fragen internationaler Natur einer Konferenz vorbehielt und die Wirksamkeit der beiden Vertragsmächte bei dieser im voraus entwarf.

Jetzt konnte man glauben, das Schiff sei im Hafen, aber das war Einbildung. Bald blies wieder Sturmwind, und es schien, als ob die Konferenz, anstatt eine friedliche Transaktion zu verzeichnen, einem Bruch als Vorwort

Digitized by Google

dienen sollte. Die Leute, die in Frankreich die regelrechte Aufteilung Marokkos zu ihrem Nutzen betrieben und die nicht gerade unter zu vielen Bedenken leiden, erlangten wohl manchmal wieder genügend Einfluß auf Herrn Rouvier, um den Gang der Verhandlungen zu verzögern oder in Frage zu stellen. Feststellen aber muß man, daß in dieser Phase Deutschland seinerseits die schwerste Verantwortung auf sich nahm.

Auf die Geschichte der Konferenz von Algeciras will ich nicht zurückkommen. Ich habe es bedauert, daß in die nicht ganz erloschene Asche der Frage geblasen und die Schlacht nochmals eröffnet worden ist, in einer viel mehr polemischen als historischen Veröffentlichung, aus der durch die Menge von offiziellen Indiskretionen weder Ungenauigkeiten noch Parteigeist verbannt worden sind. Es genügt, festzustellen, daß nach vielen Hin und Her die gesunde Vernunft die Oberhand bekam. Die Schlußakte von Algeciras hat einen Ausgleich bescheinigt, der das Interesse aller schont, dabei aber Frankreich die Vorrechte zuerkennt, mit der schon seine territoriale Lage und die Verträge es bekleidet hatten.

Die loyale Anwendung dieses Abkommens kann Streitigkeiten zum Erlöschen bringen, die auf marokkanischer Erde ein Skandal und eine Gefahr für die dem Islam gegenüber schließlich doch solidarischen Europäer sind. Gab man sich etwa einem Traum hin, wenn man darin nicht nur den möglichen Ausgangspunkt für eine materielle und politische Regeneration des scherifischen Reiches sah, sondern auch die Erstlinge der so wünschenswerten Annäherung zwischen Frankreich und Deutschland?

Bis jetzt haben diese Hoffnungen ihre Verwirklichung leider nicht gefunden. Man ist nicht vom Fleck gekommen; man hat sich gezankt; insgeheim hat man gewisse feindliche Manöver wieder aufgenommen. Dem alten Mißtrauen hat man freie Bahn gegeben. Die Langsamkeit, mit der die Reformen in Gang gebracht wurden, — eine Langsamkeit, an der vielleicht die verantwortlichen Männer nicht alle Schuld tragen, — hat die fatalistische Skepsis und die spöttische Kaltblütigkeit des Maghzen gerechtfertigt und allen möglichen Zwischenfällen beide Türen geöffnet.

In diesem Augenblick und nach einer ganzen Reihe mehr oder weniger schwerer Vorkommnisse, die alle sowohl die zunehmende Anarchie des Landes als den bösen Willen der Regierung bezeugten, mahnte ein rohes Verbrechen an die Notwendigkeit energischer Maßnahmen. Auf Grund eines seit unvordenklichen Zeiten überlieferten Völkerrechtes im Gebiete des Islams gibt ein solches Attentat der Nation des Opfers besondere Rechte oder vielmehr Pflichten. Die Erfüllung dieser Pflichten hätte nicht die kleinste Mißhelligkeit zeitigen dürfen. Wenn es zu beklagen war, daß gewisse französische Preßorgane ihre Spalten zu gehässigen und grundlosen Unterstellungen hergaben, die Deutschlands Rolle und die seiner Agenten in dieser schmerzlichen Angelegenheit betrafen, so ist es nicht weniger beklagenswert, wenn gewisse deutsche Blätter sich stellen, als verständen sie Frankreichs Lage nicht, und ihm aus etwas, was nur seine Pflicht war, einen Vorwurf machen.

Digitized by Google

Glücklicherweise verzog sich diese leichte Wolke sehr rasch. Die Regierung der Republik hat in ihren Handlungen wie in ihrer Sprache die Grenzen der strengsten und weisesten Zurückhaltung beobachtet. Die kaiserliche Regierung ihrerseits sah ihr Verhalten mit dieser vorwurfsfreien Haltung loyalerweise in Übereinstimmung gebracht. Die Abgeordnetenkammer hat das Wesen der Intervention klar definiert. Herr Pichon hatte in treffenden Ausdrücken jeden Gedanken an Eroberungen ausgeschieden. Er hat erklärt, daß Frankreich Udschda nur als Pfand okkupiert, und zwar nur deshalb, um dadurch die an den Maghzen gestellten Forderungen zu verwirklichen. Sobald Frankreich zufriedengestellt ist, wird es ohne Verzug seine Truppen zurückziehen. Es handelt also in dem Sinne, in dem das deutsche Protokoll selbst und die Akte von Algeciras ihm ein Recht sui generis zuerkennen. Jeden Gedanken an Annektion oder unbegrenzte Okkupation weist es feierlich zurück.

Es läßt sich wahrhaftig nicht erkennen, was Frankreich weniger hätte tun können, wenn es nicht den Schutz seiner Landesangehörigen aufgeben wollte. Eine Flottendemonstration an der Küste des Atlantischen Ozeans hätte nichts sein können als eine klägliche Parade, schlimmer als Untätigkeit. Sollte sie aber ernst und wirksam sein, dann hätte man sie bald als Übergriff auf ein reserviertes Gebiet aufgefaßt, und Vorwände zu internationalen Verwicklungen wären daraus entstanden. Es wäre ferner nicht vernünftig gewesen, von der Republik zu verlangen, sie solle bei dieser Gelegenheit auf volle Bewegungsfreiheit verzichten und sich an die Kabinette oder an ihre Vertreter in Tanger wenden, zum Zwecke eines gemeinsamen, vorher verabredeten Vorgehens, durch das die Aktion des einzelnen noch niemals ersetzt worden ist, wenn es sich um die Sicherheit der Landesangehörigen handelte. Dadurch, daß die Regierung der Republik vom Sultan neben gerechtem Schadenersatz Garantien für die Zukunft forderte, und daß sie die Bildung der durch die Konferenz von Algeciras eingesetzten Polizei beschleunigte, hat sie um keinen Zoll ihr Recht oder die Anstandsformen überschritten. Schließlich muß man sich beglückwünschen zu der vollkommen friedlichen Art und Weise, wie sich, ohne einen Flintenschuß, die Besetzung von Udschda vollzogen hat; sie zeugt gleichzeitig für die gute Gesinnung der Häuptlinge und der Soldaten und die Resignation der Eingeborenen.

Soweit also geht es gut. — Heißt dies, daß nichts mehr zu fürchten sei, und daß es angebracht sei, einen unerschütterlichen Glauben an die Zukunft zu bekennen? Nichts liegt mir ferner als ein so törichter optimistischer Schluß. Im Gegenteil ist es für die Friedensfreunde angezeigt, doppelt wachsam und entschlossen zu sein. In Frankreich müssen wir eine immerwährende Kontrolle über den diplomatischen und militärischen Gang der Angelegenheit ausüben, damit sie nicht der heuchlerische Köder für eine Eroberung werde. Herr Pichon hat Verpflichtungen übernommen. Die Kammer hat sie durch Herrn Ribot zur Kenntnis genommen. Es ist abgemacht, daß Frankreich nur die Forderungen eintreibt, die es dem Sultan aufgezählt hat. Nicht mehr und nicht weniger.

Digitized by Google

Sobald die Genugtuung erlangt ist, ist die Zurückziehung der Truppen selbstverständlich. Sie unter diesen Umständen nur um einen Tag zu verzögern, wäre ein treuloser Wortbruch gegen Marokko, Europa und uns selbst. Nun höre ich schon das gellende Geschrei der Koalition derer, die auf die marokkanische Eroberung spekulieren, der unersättlichen Kolonialfreunde, der Geschäftspatrioten, der Militaristen und der Chauvinisten, sobald diese Eventualität da sein wird. Die einen werden sagen: „So ein Reinfall! Ihr habt einen Fuß schon drin und zieht ihn wieder zurück; da ihr schon dort seid, bleibt auch dort im Namen der Zukunft unseres afrikanischen Reiches." Andere: „Welche Schmach! Wo die französische Fahne schon einmal geweht hat, kann sie sich nicht wieder senken. Bleibt dort, im Namen der nationalen Ehre!" Wieder andere: „Was für eine Feigheit! Ihr reißt aus, nicht um Wort zu halten, sondern vor der herrischen Rüge, vielleicht vor den Drohungen des Erbfeindes. Bleibt dort, im Namen von Frankreichs Würde!"

Dann wird die kraftvolle Anstrengung aller guten Bürger vonnöten sein. Wir Sozialisten möchten glauben, daß bei dieser Arbeit Herr Ribot uns seine Mitwirkung nicht versagen wird, er, dessen Wort den Versprechungen des Ministeriums als Paß und Deckung diente. Dies ist nicht meine einzige Sorge. Zweck der Okkupation ist es, durch Druck Zugeständnisse zu erpressen. Gewiß vertraut die Regierung nicht bloß auf die moralische Wirkung dieser energischen Maßregel. Der marokkanische Staat ist einer von jenen weitläufigen, wenig zentralisierten Organismen, in denen die einzelnen Teile nicht durch Interessen eng verbunden sind. Es kann sein, daß in Fez, in Tanger, in Marekesch die Besetzung von Udschda keinen Gegenschlag bewirkt. Das kommt dann daher, daß Frankreich, um die Wirkung dieser Pfändung härter zu machen und zu beschleunigen, Marokko die Kosten tragen läßt. Ein einquartierter Soldat, den man füttern muß, ist ein unbequemer Gast, der den widerspenstigen Gläubiger rasch zur Zahlung bringt.

Ich wünschte, es ginge so in Udschda. Aber schließlich kann der Maghzen sich auf ein stillschweigendes oder formelles Non possumus versteifen. Und was soll dann geschehen? Bei Strafe der Lächerlichkeit kann man eine ohnmächtige Okkupation nicht ewig währen lassen. Notwendig muß man dann etwas anderes ausfindig machen. Gar manche Stimmen werden sich dann erheben, auf das Loch im Atlasgebirge deuten und auf die Tatsache, daß Udschda der Eingangsort in das Tal ist, das nach Fez führt. Diese Ratschläge annehmen und gegen die Hauptstadt vorgehen, das hieße die Verträge brechen, die provisorische Beschlagnahme eines Pfandes in eine endgültige Eroberung umwandeln und sich in ein furchtbares Unternehmen einlassen, das Millionen, eine ungeheure Truppenmacht und lange Jahre erfordern, uns in Europa den entsetzlichsten Wagnissen aussetzen und die internationale Streitfrage wieder aufrollen und sie vergiften würde. Das ist unmöglich, ganz und gar unmöglich! Schon jetzt muß das recht laut gesagt und in dieser Beziehung nicht die geringste Illusion geduldet werden.

Digitized by Google

Nicht daß Frankreich deswegen dazu verurteilt wäre, ohnmächtig die Frechheit des Maghzen hinzunehmen. Es wird in diesem Fall seine Sache sein, die wirksamsten Zwangsmaßregeln zu finden und anzuwenden, unter der zwiefachen Bedingung, daß sie weder die gegenüber dem Lande unter der Kaution des Herrn Ribot eingegangenen Verpflichtungen verletzen oder vergewaltigen, noch die Verpflichtungen gegenüber den Mächten, die Frankreich in Algeciras unterschrieben hat. Es ist sogar nicht unmöglich, die und jene Eventualität vorauszusehen, in der es, ohne daß im geringsten verstoßen würde gegen das Recht jeder Nation, die Sicherheit ihrer Angehörigen selbst zu wahren, doch am Platze wäre, und zwar aus Klugheit und Redlichkeit, die Vertragsmächte mit dem modus operandi zu befassen. Eine strenge Redlichkeit wird nebenbei den Vorteil haben, im voraus jedes faule Manöver auszuschließen, allen unterirdischen Machenschaften vorzubeugen und den Maghzen zu rascher Kapitulation zu verurteilen. Nur unter dieser Bedingung lassen sich die Gefahren einer trotz allem verwickelten und schwierigen Lage beschwören. Marokko ist kürzlich der Mittelpunkt einer atmosphärischen Depression, eines Herdes von Stürmen gewesen. Das Verbrechen einer fanatischen Menge und eines feigen Paschas hat den Horizont neuerdings verdunkelt. Zum Glück scheinen Franzosen und Deutsche das kalte Blut wieder zu haben, dessen Fehlen der Krisis von 1905 einen so drohenden Charakter gab. So kann dieser Zwischenfall, anstatt uns ans Kap der Stürme zurückzuwerfen, dazu beitragen, die letzten Mißverständnisse zu zerstreuen und eine freundschaftliche Lösung der marokkanischen Schwierigkeiten zu beschleunigen. In Frankreich arbeiten zahlreiche unabhängige Geister, und dazu eine große Partei: die sozialistische, vorsätzlich und folgerichtig an der Wiederannäherung an Deutschland. Allen Deklamationen und allen Listen des besiegten und entehrten Nationalismus wird es nicht gelingen, diese große Arbeit zu vereiteln. Wenn es uns nicht schon jetzt gelingt — und zwar aus manchen Gründen, darunter auch unsere Achtung vor dem Menschenrecht —, zwischen den beiden Ländern ein vollkommenes Einverständnis herbeizuführen, haben wir doch wenigstens schon so ziemlich die Gewißheit, dem tiefsten Unglück und der äußersten Schmach, nämlich dem Kriege, vorbeugen zu können.

Auf Deutschland kommt es jetzt an und darauf, daß wir dort einem Seelenzustand begegnen, der sich mit einem Wollen wie dem unseren verträgt. Ein Land, wo jemand sagen kann: Voluntas regis suprema lex —, es sagen und danach handeln kann, solch ein Land hat es gewiß schwerer als eine ihren Geschicken selbst gebietende Demokratie, den Kriegsdämon auszutreiben. Aber trotz allem hat das deutsche Genie noch Kraft genug, sein Ideal wieder aufzurichten und sich von dem Unteroffizierstum zu befreien. Niemand verlangt von ihm, es solle die unwiderruflich erworbenen Wohltaten seiner Einheit gefährden oder die notwendigen Einrichtungen der nationalen Verteidigung schwächen. Es handelt sich darum, Gespenster zu verjagen und zu begreifen, was wirklich ist. Es handelt darum, zwischen unseren beiden Nationen wieder eine Brücke zu bauen.

Digitized by Google

In Frankreich machen trotz dem törichten und taktlosen Gerede gewisser Generäle, denen Herr Clémenceau wider seinem Willen den Mund verbinden muß, diese Ideen tagtäglich riesige Fortschritte. Das Proletariat nährt sich von ihnen, die Intellektuellen treten ihnen bei. Wie wird es damit in Deutschland sein? Schon schließen die Bataillone der Sozialdemokratie sich unseren Ideen mit Wissen und Willen an. Was aber wird der von sich selbst so genannte Liberalismus tun, den Fürst Bülow nur zu dem Zweck aus dem Schattenreich beschworen zu haben scheint, um ihn an den Karren der konservativen Politik zu spannen? Wird er, über den Abfall der Nationalliberalen hinweg, den Anschluß an die ruhmreichen Traditionen seiner Väter wiederfinden, oder wird er sie in diesem Punkte, wie in so vielen anderen, verleugnen? Das weiß nur er selbst; und schließlich ist seine Entscheidung vor allem von Wichtigkeit für das Geschick dieses Bürgertums, das die in der politischen und sozialen Entwicklung Deutschlands ihm bestimmte Rolle so kläglich versäumt hatte.

Vielleicht sehen wir wieder unheilvoll und jäh irgendeinen Konflikt zwischen Frankreich und Deutschland ausbrechen. Aber wenigstens wird es nicht mehr gelingen, einen unübersteigbaren Abgrund zwischen den beiden Nationen aufzureißen und zwischen ihnen den Zustand fortwährender Feindschaft zu erhalten, der eine Beleidigung des Menschentums und ein schweres Unglück für die Zivilisation ist.

Berliner Weltausstellung

Von Georg Bernhard

„Ein Glühwurm fand sein Weibchen nicht, das hat den Schaden angericht." Irregeleitete Brunst ist immer von Übel. Der Glühwurm muß sein Weibchen finden und der Kunstkritiker den Künstler, den er liebend betreuen kann. Sonst gibt es eben ein Malheur. Ein Berliner Kunstkritiker fand für seinen Tätigkeitsdrang kein rechtes Objekt mehr. Embarras de richesse! Denn es gibt in Berlin Künstler genug, die einen väterlichen Berater verdammt nötig hätten. So kam denn der Kunstkritiker dazu, sich in Dinge zu mischen, die ihn gar nichts angehen. Und er schlug plötzlich (wie ein Blitz aus entwölkter Höhe) vor, im Jahre 1913 in Berlin eine Weltausstellung zu veranstalten.

* * *

Ich muß mich salvieren. Der Kritiker meinte nämlich, ihn gehe die Sache sehr wohl an. Und ich begreife ihn vollkommen. Sein Vorschlag entspringt einer Seelenstimmung, die modern zu werden beginnt. Eine Zeitlang hat alles kritisiert. Allmählich wird man der kritischen Tätigkeit überdrüssig! Der alte Eugen Richter wäre, wenn er lange genug gelebt hätte, vielleicht doch noch

Digitized by Google

eines Tages mit Vergnügen Reichsschatzsekretär geworden, und ein paar Journalisten in Berlin sehnen sich sehr danach, als Minister den Wahrheitsbeweis für ihre Zeitungsartikel antreten zu können. Derselbe Drang treibt hie und da einen Musikkritiker zum Komponieren und einen Präzeptor der bildenden Künste zum Malen. Solch ein Trieb zum Positiven regte unseren Kunstkritiker bedenklich an. Er blieb aber dabei im Pädagogischen. Manche Schulen verschaffen ihren Zöglingen Stellungen. Weshalb soll das der Kritiker mit seinen Schutzbefohlenen nicht tun? Der Berliner Kritiker regte seine Weltausstellung an, weil wir so viele Künstler hätten, die in der Lage seien, Ausstellungsplatz und Ausstellungsräume herrlich zu gestalten. Der Mann bekommt keine Provision, hofft auch auf keine solche. Ich weiß, er ist durchaus ideal und über jeden Verdacht erhaben. Es ist eben nichts weiter als irregeleiteter Drang ins Positive.

* * *

Wenn der Kritiker malt oder Lieder komponiert, so mögen solche Kunstleistungen manchmal nicht schön sein. Aber sie sind durchaus ungefährlich. Dagegen soll der weltfremde Pädagoge nicht ins Geschäftliche pfuschen. Da ist er nun einmal zu unerfahren. Und ich fürchte, der Berliner Kunstkritiker ist so unerfahren, daß er an Erfolge glaubt. Ich fürchte sogar, er hält es für einen Erfolg, daß ein paar kaufmännische Interessenvereinigungen seine Idee aufgegriffen und enthusiastisch begrüßt haben. Armer weltfremder Kritiker! Die Kaufleute sollte man in Urabstimmung hören. Die Leiter der Interessenvereinigungen sind immer für so etwas zu haben. Bringt's auch keinen Gewinn, so bringt's doch Ehren. (Diese Leute erklären den Smoking für das scheußlichste Kleidungsstück, nicht etwa aus ästhetischen Bedenken, sondern — weil er kein Knopfloch hat. Sie würden sogar eine Expedition nach dem Mars ausrüsten helfen, vorausgesetzt, daß das lenkbare Luftschiff — vom Schloßplatz in Berlin hochsteigen dürfte.) Auf die Komparserie braucht der Berliner Kritiker nicht stolz zu sein. Sie legitimiert sein Streben nicht.

* * *

Drei andere Männer haben sich für die Weltausstellung erklärt. Ein ellenlanger Aufruf ist unterzeichnet worden von dem Vizepräsidenten des deutschen Reichstages, dem Geheimen Regierungsrat Paasche, dem Kommerzienrat Ravené und dem Geheimen Kommerzienrat Goldberger. Herr Paasche ist ein schlechter Vizepräsident und hat eine Professur für Nationalökonomie an der Technischen Hochschule in Charlottenburg bekleidet. Aber sonst hat er keine Legitimation zum Arrangieren von Weltausstellungen. Herr Ravené trägt einen für jeden Berliner sehr wohlklingenden Namen; im Adreßbuch der Direktoren und Aufsichtsräte Deutschlands wird er als Großkaufmann und Rittergutsbesitzer bezeichnet. Er ist bei allen Veranstaltungen dabei, mit denen in der Öffentlichkeit Staat zu machen ist. Bleibt: Ludwig Max Goldberger. Der Mann wird

Digitized by Google

vielfach verkannt. Weil sein Name ebenfalls öfter hervortritt, als bescheidenen Menschen rätlich erscheint, halten ihn viele für einen Durchschnittsstreber. Seitdem ihm der Kaiser übelgenommen hat, daß er bei der Eröffnung der Gewerbeausstellung in seiner Gegenwart das Pincenez auf der Nase behielt, gilt er auch nicht mehr als recht hoffähig. Aber der Mann ist mehr, als er scheint. Vielleicht überhaupt der fähigste Kopf in der Berliner Kaufmannschaft. Ein Mann mit diesem Ehrgeiz, dieser Intelligenz und dieser geradezu enormen Arbeitskraft wäre in England lange Kabinettsmitglied. Da man ihm leider immer noch nichts Offizielles zu tun gibt, so sucht sein Tätigkeitsdrang Beschäftigung in allen möglichen Sparten. Er hat die Gewerbeausstellung vor elf Jahren geschaffen, ihn lockt's jetzt zur Weltausstellung. Sein Ehrgeiz ist ein höherer als der seiner Partner. Im Grunde genommen freut er sich am Werk. Die Belohnung ist für ihn von sekundärer, wenn auch nicht unerheblicher Bedeutung. Er hat auch sicher den Aufruf zur Weltausstellung angeregt. Leider mit dem einzigen Erfolg, daß der Berliner Kritiker sich darüber freut. Der preußische Staat macht Fehler über Fehler! Er stößt die fähigsten Köpfe von sich ab. Teils, weil dem Kaiser die Nase, teils weil den Behörden Religion und Überzeugung nicht gefällt. Die einen machen politische Opposition. Die anderen, die von Gemütsart ruhiger sind und auch ohne Staatsstellung satt zu essen haben, backen Pläne aus, die im besten Falle überflüssig sind.

* * *

Was soll uns eine Weltausstellung? Soll sie der deutschen Industrie Achtung erwerben? Wo genießt sie denn die noch nicht? Soll sie dazu dienen, den deutschen Industriellen Bestellungen zu verschaffen? Wer anders, denn als Globetrotter, nach Berlin zur Weltausstellung kommt, der besucht unser liebes Deutschland auch zum gewöhnlichen Wareneinkauf. Denn Zeit ist den modernen Menschen alles: Eine Stunde ist sechzig Minuten geblieben, und der Tag hat immer noch vierundzwanzig Stunden, trotz aller Entwicklung der Technik. Aber Raum? Der Raum existiert nicht mehr für uns. Und wer in Südafrika deutsche Maschinen bestellen will und glaubt, sie durchaus sehen zu müssen, der macht eben eine kleine Wasserpartie nach Deutschland. Für die Tausende, die das nicht wollen, oder es sich nicht leisten können, arbeiten unsere Katalogdruckereien ganz vortrefflich. Was brauchen wir da eine Weltausstellung!

* * *

Friedlicher Wettkampf der Nationen? Dieser Wettkampf währt alle Jahre hindurch jeden Tag. Daß er friedlich sei, kann niemand behaupten. Kaufmannsneid wird nur zu oft zu politischem Neid. Dazu brauchen wir auch keine Weltausstellung. Und wollt ihr der Nation einen Überblick über den Fortschritt der Leistungen geben, so baut Fachausstellungen. Wenn's sein muß: international. Stattet sie meinetwegen schön aus, gebt den Künstlern Nahrung,

Digitized by Google

wie es der Berliner Kritiker will. Aber alle Branchen und alle Nationen, das ist nutzlose, kostspielige Barbarei.

* * *

Über Weltausstellungen und Industrieausstellungen ist von Fachleuten bändeweise verhandelt worden. Die Franzosen haben es besonders gut verstanden, für jede von ihnen veranstaltete Ausstellung einen ihrer großen Nationalökonomen als Reklametrompeter zu benutzen. Mich wundert bloß, daß man bei uns zu diesem Mittel noch nicht gegriffen hat, und daß sich zu den Flottenprofessoren noch nicht die Ausstellungsprofessoren gesellt haben. (Hermann Paasche, dessen Spezialität Baumwolle und Zucker sind, scheint mir nicht groß und anerkannt genug zu sein.) Unter den französischen Ausstellungsökonomen figurieren sogar Blanqui und Proudhon. Ich will als Kleiner die Abhandlungen der Großen nicht noch mehren. Besonders da jetzt anscheinend die Kunstkritiker als Ausstellungsautoritäten eingesetzt werden sollen. Für mich hat die Sache dadurch einen Stich ins Lustige, und ich hoffe sicher, daß demnächst die Kritiker von Dresden, Frankfurt, Hamburg, München, Mannheim, Karlsruhe und Stuttgart sich mit dem Berliner Kritiker darüber streiten werden, ob ihre Domizile nicht viel günstiger für eine Weltausstellung seien als Berlin. Versteht sich: vom künstlerischen Standpunkt aus, der ja auch durchaus ausschlaggebend ist. Vielleicht einigt man sich dann, um keinem weh zu tun, auf — Neutral Moresnet. Möglicherweise aber gibt schließlich Dernburg den Ausschlag, der die deutsche Weltausstellung nach Windhuk zur wirtschaftlichen Hebung Deutsch-Südwestafrikas beruft.

* * *

Ich bin Berliner und schwärme für Groß-Berlin. Aber weil ich diese Stadt liebe, schüttelt es mich bei dem Gedanken, daß wir wirklich eine Weltausstellung hierher bekommen sollen, Denn so einfach, wie der Provinzler sich das vorstellt, ist es gar nicht, zu sagen: Wir wollen in Berlin eine Weltausstellung haben. Berlin ist groß. Es gibt da viele Grundbesitzer, und jeder will natürlich die Weltausstellung in der Nähe seines Grund und Bodens. Ich sehe Mord und Totschlag voraus. Tagelang wird das Zentrum Berlins abgesperrt sein müssen, weil die Adjazenten des Wedding (das ist das Abdeckereiviertel Berlins) gegen die Adjazenten des Tempelhofer Feldes (da gibt's Paraden, schreckliche Dichterhermen und einen Wasserfall, den August mit der Leine zieht, wie beim Kuhstall in der Sächsischen Schweiz) feldmarschmäßig losziehen und Unter den Linden mit ihnen zusammenstoßen. Die Linden können auch das Schlachtfeld der Manneu aus Charlottenburg, Wilmersdorf, Schöneberg einerseits und der Weißenseeer werden. Für die Ausrüstung sorgen die Terraingesellschaften. Darüber, daß eine Weltausstellung sein soll, sind sie ja alle einig. Sie wollen sich auch dem Berliner Kunstkritiker darin fügen, daß nach seinen Angaben und mit seinen Künstlern gebaut wird. Aber jeder Haus-

Digitized by Google

besitzer verlangt für sein Haus den Nutzen an der Geschichte, sonst spielt er nicht mit.

* * *

Man hat gesagt, der Vergnügungspark bei den Weltausstellungen müsse wegfallen. Und weist darauf hin, daß man auch in Paris schon um sieben Uhr abends die Ausstellung geschlossen habe. Man vergißt bloß die Kleinigkeit, daß einen Vergnügungspark in Paris errichten, Schutzleute nach Berlin tragen hieße. Der Fremde kann sich gar nicht besser amüsieren als in Paris selbst. In Berlin ist er nach zwölf Uhr gezwungen, sich sittlich zu langweilen oder sich über die Unsittlichkeit zu ärgern. Denn unsere Unsittlichkeit ist ein öffentliches Ärgernis. Nicht etwa, weil sie unsittlich, sondern weil sie plump und dumm ist. Wie deutscher Sekt: Am nächsten Morgen gibt's einen Kater. Wir müßten den Leuten schon etwas ganz Besonderes bieten. Und das erlaubt die Polizei nicht. Wir könnten es überdies ohne ausländische Gastspiele auch gar nicht. Und nun frage ich als Volkswirt: Muß unsere Industrie sich mühen, Geld ins Land zu bringen, damit die Weiblichkeit aus London, Paris, Madrid und New York (vielleicht auch aus Wien und Budapest) uns das Geld wieder abziehe? Das ist doch eine erste Frage, meine ich.

* * *

Nun noch der Zeitpunkt! Der Berliner Kritiker und die Herren Goldberger, Paasche und Ravené möchten gern das Jahr 1913 haben, weil Wilhelm II. dann sein fünfundzwanzigstes Regierungsjahr feierlich beenden wird. Weshalb man da gerade eine Weltausstellung machen will, ist mir unbegreiflich. Eine Parade oder eine Agrarausstellung würde doch viel besser passen. Industrieausstellungen jedenfalls zu allerletzt. Denn die Caprivischen Handelsverträge waren doch nur eine ganz kurze Episode innerhalb der fünfundzwanzig Jahre. Nachher ging's immer gegen die Industrie. Mit Ausnahmen natürlich! Krupp, die A. E. G., die Hapag und der Lloyd waren in der Sonne, aber die übrigen Industriezweige und der Handel standen im Schatten der Zölle. Weshalb also da eine Industrieausstellung? Der Kaiser hat sich auch bereits dagegen ausgesprochen. Das wird den Enthusiasmus etwas abschwächen. Die Industriellen haben auch schon beschlossen, erst eine Enquête zu veranstalten. Gott sei Dank! Der übliche Weg ist: erst eine Enquête über die Enquête, dann die Enquête selbst, dann möglichst Streit über die Ergebnisse der Enquête. Und dann wird glücklicherweise das Jahr 1913 vorüber sein. Vielleicht leben wir dann schon wieder im Beginn einer neuen Krisis. (Denn zwischen heut und 1913 liegen ja wieder sechs Jahre), und man wird freudig erkennen, vor welcher großen Dummheit man bewahrt geblieben ist. Künstlerträume sind eben nicht immer in Realität umzusetzen.

Digitized by Google

Karl Asenkofer

Geschichte einer Jugend von Karl Borromäus

(Fortsetzung)

Mit meinem Bruder nun und August Bauer hatte ich trotz der Verschiedenheiten unseres Wandels ein Erlebnis gemeinsam, das Stundengeben. Es war hierbei manches Ergötzliche. Da stellt sich so ein armer Stundenlehrer bei den Eltern vor und hört, daß sein künftiger Schüler „zwar gescheit, ja, man kann direkt sagen, intelligent, aber leider etwas leichtsinnig und zuweilen ein wenig träge" sei. Oder auch: daß er „eigentlich kein großes Genie" sei und (weil natürlich der Professor alles zu schnell erkläre) auch nicht gleich aufs erstemal die Dinge richtig auffassen könne. Aber dafür sei er recht fleißig; „ja, wissen Sie, er gibt sich ungemein viel Mühe." Wieder andere erzählen dem erstaunt aufhorchenden Stundenlehrer, daß ihr Sohn bis zum zweiten Lebensjahre ganz verwunderliche Geistesgaben verraten, daß er zum Beispiel mit anderthalb Jahren schon die Namen sämtlicher Speisen und Getränke gekannt habe. „Ist's möglich!" ruft höflich der Instruktor. „Ja, aber sehen Sie, dann hat er die Masern gehabt, das muß sich irgendwie aufs Gehirn geschlagen haben, denn seit der Zeit entwickelt er sich körperlich gut, wirklich recht gut, aber mit dem Verstande geht es nur mühsam ... Das heißt, nun ja, dumm ist er auch nicht, bloß schwerfällig."

Wie ihre Söhne behandelt werden sollten, darüber sind die Eltern ziemlich einig. „Mit Strenge richten Sie nichts aus; auch sein Professor nicht. Der behandelt seine Schüler, sozusagen, nicht individuell ... Verstehen Sie, so ... so eine psychologische Methode müssen Sie anwenden." — „O ja, ich verstehe wohl," erwidert eilfertig der Instruktor, „keine Massenerziehung, individuell, psychologisch ..." — „Und am Ehrgeiz müssen Sie ihn packen, nicht an den Ohren! Wie gesagt, psychologisch —"

O spanisches und Bambusrohr, was wärest du manchmal für ein guter Psychologe!

Wenn mein Bruder, ich und August Bauer uns unsere Erfahrungen auf dem Gebiete des Stundengebens berichteten, hatten wir also manchmal Anlaß zum Lachen. Und durch manchen boshaften Spott entschädigten wir uns für unsere mühevolle Tätigkeit. Übrigens betrachteten wir es als Ehrensache, daß keiner von unseren Schülern „durchfiel". Manchen davon liebten wir sogar. Denn zuweilen ist ein Junge recht vergeßlich, aber voller Zutraulichkeit und hat ein Herz vom reinsten Golde. Dann verzeiht ihm der Stundenlehrer seine langsamen Fortschritte eher als Schüler und Eltern, und wenn sich sein Schüler innerlich an ihm hält und sich an ihn schmiegt, erlebt er eine unsäglich zarte, keusche Freude. Oft auch verbirgt sich der Geist bei denen, die von Natur aus eine feine, reizbare, mißtrauische Seele haben, und die gegenüber allen aufdringlichen Autoritäten verschlossen, ablehnend und ganz widerspenstig werden.

Digitized by Google

Auch solche liebten wir; und ihr Wesen öffnete sich uns, wenn wir behutsam waren.

2

„Willst du mit mir in die Messe gehen?“ fragte mich mein älterer Bruder, als es am Weihnachtsabend gegen Mitternacht ging. Ich schlug es nicht aus. Fürs eine boten die verschneiten Straßen einen eigenen Anblick, wenn Laternenlicht darauf fiel; jedes Sternchen Schnee glitzerte, wie wenn es eine Offenbarung zu künden hätte; so daß es einem weh tat, darauf zu treten, zumal der Schnee wehleidig knirschte. Fürs andere hoffte ich, da wir in den Dom gingen, auf eine gute Musik.

Auf diese Musik hörte ich aber nur halben Ohres. Vor uns stand nämlich ein junges Mädchen in langem, gelbem Jackett. Sie sah sich des öfteren nach mir um, mit Augen von ich weiß nicht welcher Farbe. Grau und blau und braun konnte man sie finden. Neben ihr stand ein Dienstmädchen, das sie begleitet hatte. Manchmal neigte ich mich vor und sah dann im zitternden Schein der Kerzen ein schmales, blasses Gesicht, in dem die Augen weit und unschuldig auf die vielen Lichter gerichtet waren — wie bei Kindern, wenn du ihnen etwas ganz Wichtiges erzählst, was sie andächtig macht vor Erstaunen.

Es schien mir, als ob die Messe sehr kurz gewesen wäre, obzwar sie durchaus nicht kürzer war, als eben alle Messen sind. Die Leute erhoben sich eilig und strebten den Ausgängen zu, auch das Mädchen; ich hielt mich hinter ihm und zog meinen Bruder mit. Das ärgste Gedränge war um den Weihwasserkessel, der beim Tore stand. Das Mädchen konnte unmöglich zum Weihwasser, das begriff ich, deshalb schob ich mich hin, tauchte meine Hand zum Erstaunen meines Bruders tief und andächtig ein und bespritzte mich und das Mädchen mit Weihwasser. Für diese Gefälligkeit dankte sie mit lächelnder Zustimmung und sah mir dabei zum ersten Male voll ins Gesicht.

In diesem Augenblick trat ein Bild vor meine Seele: Am linken Ufer der Isar, in der Ehrhartstraße, tanzten etliche zwanzig kleine Mädchen und Knaben einen Ringelreihen. Dabei stand ein größeres Mädchen mit schmalem, blassem Gesicht; sie kommandierte, und dabei schien die wärmste Sommersonne auf sie herab, das ganze Wesen in Farbe und Linien verfeinernd. Ich sah zu, an einen Baum gelehnt. In diesen frühen Jahren nämlich war mein Herz ganz lächerlich voll Sehnsucht nach Zärtlichkeiten und nach Einverständnis mit den fröhlichen Leuten, und obwohl es wenige gab, die von mir wissen wollten, blieb ich überall stehen. Das Mädchen, dem ich jetzt mit meinem Bruder nachging, war das nämliche, das damals den Ringelreihen kommandiert hatte. Sie schritt bis an die Heilig-Geistkirche vor uns her, dort bog sie nach rechts ein, während wir durchs Tal, geradeaus, marschierten. Sie fühlte wohl, daß wir hinter ihr waren; denn als sich unsere Wege schieden, sah sie sich genau um. Da kam ein großer Mut über mich, ich griff nach meinem Hute und grüßte mit Ehrfurcht. Sie dankte mir mit Aufmerksamkeit.

Digitized by Google

Mein Erfolg war also unbestreitbar. Auch mein Bruder sah dies ein, er verstand, daß ich mir sehr wichtig vorkam, und betrachtete mich sogar mit einer gewissen Bewunderung von der Seite. Ich hüllte mich in vornehmes Schweigen.

An diesem Tage grub ich mich mit unglaublichem Behagen ins Bett. So geht es, wenn man einen lieben, glatten Tag zu Ende gelebt hat und auch der nächste Morgen nichts Unliebsames und Rauhes zu erwarten gibt. Besonders die Augenblicke vor dem Einschlafen sind köstlich. Man ist in Harmonie mit sich und dem Weltall.

Am Morgen nach dieser Nacht begab ich mich in die Ehrhartstraße, an eben die Stelle, wo ich seinerzeit den Ringelreihen mitangesehen hatte. Und genau zu der gleichen Minute erschien ebendort das Mädchen mit dem Dienstmädchen, wie wenn Ort und Zeit von uns bestimmt gewesen wären. Das war erstaunlich und setzte mich dennoch nicht in Verwunderung. Als ich grüßte und mich tief verneigte, dankte sie mir, rot vor Verwirrung; und ich hörte das Dienstmädchen flüstern: „Jenny, der Zufall!“ Also Jenny hieß sie.

So waren wir aneinander vorbeigegangen, und jetzt erst klopfte mir das Herz, daß ich die Arme einen Augenblick über die Brust kreuzte, wie um niederzudrücken, was da heraufdrängte. Zwanzig Schritte weiter wagte ich endlich umzuschauen. Da stand sie, noch nicht fern vom ersten Treffpunkte, und blickte nach mir aus. Ich grüßte wieder, sie dankte wieder, dann kam Bewegung in sie, und sie ging den Weg zurück, um in das Wohnhaus einzutreten.

Ungefähr das gleiche geschah nun acht Tage lang, bis zum Tage des Silvester. Mein Mut war unterdessen mit meinem Glückgefühl gewachsen. Sie ging heute der inneren Stadt zu, ich hinterdrein. Aber beim nächsten Dienstmanne machte ich halt, drückte ihm mit geheimnisvoller Miene fünfzig Pfennige in die Hand, dazu ein wohlvorbereitetes Billett mit wohlgesetzten Glückwünschen; damit schickte ich ihn zu dem jungen Mädchen. Sie las es, sah sich nach mir um und winkte dankend. Das Ganze hielt ich für ein großes Erlebnis.

Die Feiertage waren vorüber, und die Schule begann. Es fiel mir nicht schwer, zu ermitteln, wohin sie zur Schule ging. Dort erwartete ich sie nunmehr fast tagtäglich, wenn ich nicht Stunden zu geben hatte, grüßte sie und wurde gegrüßt, lief dann hinterdrein und ging noch ein oder zwei Stunden lang in der Ehrhartstraße auf und ab. Die Dienstboten der ganzen Straße lachten über mich.

Ich wagte nicht, das junge Mädchen anzureden, wegen des schrillen Kontrastes, in dem mein schäbiger Überzieher zu seinem gelben Jackett stand. Aber ich schrieb ihr viele Briefe, in gebundener und in ungebundener Rede. Das Dienstmädchen übernahm die Vermittlung. Sie selbst antwortete niemals anders als mit Kopfnicken und Grüßen vom Fenster aus.

An einem Sonntagmorgen aber erbarmte sie sich meiner Demut, Anhänglichkeit und Ausdauer. Sie ging da in eine Schule, um, ich wußte nicht, welchen Unterricht zu nehmen. Auf dem Wege dahin redete sie mich selbst an, da ich

Digitized by Google

es niemals gewagt hätte. „Ich möchte Sie nur bitten," sagte sie, „dem Dienstmädchen kein Trinkgeld mehr zu geben. Es ist nicht nötig."

Ich stotterte irgend etwas zur Antwort, hielt mich aber tapfer an ihrer Seite, und hörte anfangs zu, ohne zu hören. Endlich löste sich meine Zunge. Ich sprach langsam, fast wie für mich, und wie ein Mensch, der entschlossen ist, einen bedrohlich aufsteigenden Gedanken todesmutig zu Ende zu denken und zu sprechen ... Ob ich öffentlich mit ihr gehen dürfe, wenn ich einmal das Gymnasium hinter mir hätte — es seien nur zweieinhalb Jahre bis dorthin! — daß ich keine Liebe ohne schließliche Heirat verstände — es seien nur sechs, sieben Jahre bis dorthin! — und was ihre Eltern hierzu sagen möchten.

Es schien mir ganz selbstverständlich, daß man so geradehin sprechen müsse, und daß sich die Dinge in Wirklichkeit so einfach verhielten. Sie aber sagte ja und wiederum ja, bloß schien ihr der Zeitraum von zweieinhalb und sieben Jahren etwas länger vorzukommen als mir. Aber das tat ja wohl nichts zur Sache!

Zwei junge Herren im Sportsanzuge kamen des Weges. Sie fixierten uns aufmerksam, mit Wohlgefallen das Mädchen und mich sehr verächtlich. Als sie einen Schritt hinter uns waren, kehrten sie sich um und gingen uns nach. Der eine sagte lachend zum andern: „Was meinst du, die zwei passen zusammen. Er sieht aus wie ein Bettler so schäbig, und sie ist entschieden eine kleine Prinzessin."

Während meine Wangen sich in unsäglicher Scham röteten, wandte sich mein Blick ängstlich, ach so ängstlich und verstohlen auf meine Begleiterin. Ja, sie hatte es gehört; denn eben überflog ihr Auge meine Kleidung. Auch sie ward rot dabei und fing plötzlich an schneller zu gehen und einen breiteren Raum zwischen uns zu lassen: damit man nicht allzuleicht merke, daß ich mit ihr ging.

Wir waren nicht mehr weit von der Schule, und sie erbarmte sich ein weniges meiner Armseligkeit. „Wissen Sie," sagte sie in bedeutsamem Ton, „ich habe Physikstunde vom Professor soundso. Kennen Sie ihn?"

„Nein, ich kenne ihn nicht," antwortete ich dankbar. „Aber dem Namen nach kenne ich einen jüdischen Rabbiner, der ebenso heißt. Der ist es wohl nicht?"

„Nein, der ist es nicht."

Vor uns lag das Schulgebäude. „O, ich danke Ihnen, gnädiges Fräulein. Darf ich Sie wieder einmal begleiten?"

„Ach nein, es geht nicht, es geht nicht," entgegnete sie hastig. Ihr Blick examinierte dabei zum zweiten Male diskret meine Kleidung. Die beiden jungen Sportleute standen auch gar nicht fern von uns.

Sie trat ins Schulhaus, jene beiden aber gingen in ein gegenüberliegendes Restaurant; wobei ich mir gar nichts dachte.

Aber beim Heimgehen fühlte ich mich sehr niedergedrückt, wegen des Spottes, den ich erduldet hatte. Indessen ging ich gerade an einem Weißwarengeschäft

Digitized by Google

vorüber, in dessen Auslage eine Fülle hoher Stehkragen und moderner Krawatten hing. Heureka, dachte ich armer Narr, hier hängt vielleicht deine Rettung. Ich trat ein und kaufte einen Stehkragen und eine Krawatte. Aber auch nach diesen Erwerbungen wurde ich wieder traurig.

Zu Hause verkroch ich mich schweigsam in eine Ecke. Dort löste sich mein Weh in einem kleinen Liede aus:

Wärst du ein Bächlein!

Wärst du ein Bächlein, froh und frisch,
Das murmelnd kühl' geronnen,
Dann möcht' ich gern als muntrer Fisch
In deinen Wellen wohnen.

Und wenn auch das nicht könnte sein,
Ich ließ mir's schon genügen,
Könnt' ich als blanker Kieselstein
In deinen Wellen liegen.

Hierauf legte ich mich schlafen, obzwar nicht die Stunde hierfür war. Aber ich hatte eine Demütigung zu vergessen; da frommte mir der Schlaf.

Die Morgensonne des nächsten Tages gab mir meinen Mut zurück. Als ich in der Klasse war, fragte ich einen jüdischen Mitschüler, ob der Rabbiner X auch Physikstunden gebe, Sonntag morgens, in der und der Schule. „Nein," war die Antwort, „aber er gibt um die Zeit ebendort Religionsstunden." Ich wußte also, daß Jenny eine Jüdin war und sich gestern geschämt hatte, dies zu gestehen. Aber diese Mitteilung entsetzte mich keineswegs. Jenny kam mir nun um ein gut Teil interessanter vor.

Am gleichen Tage, nachdem ich meine Stunden gegeben hatte, eilte ich wie sonst in die Ehrhartstraße. Siehe da, die beiden jungen Herren von gestern standen schon am Hause, und Jenny war am Fenster. Und mein Gruß wurde nicht mehr erwidert. Meine glücklichen Rivalen sahen mich lächelnd herankommen, und nachdem ich an ihnen vorüber war, sagte der eine ziemlich laut zum andern: „Du, heute hat er einen neuen Stehkragen." „Und eine neue Krawatte," setzte der andere hinzu. „Soll ihm aber nichts mehr helfen," schlossen sie in siegesgewisser Einmütigkeit.

Auch ich spürte wohl, daß es mir nichts mehr helfen würde. Darüber trauerte ich sehr. Der Erinnerung zuliebe ging ich zuweilen noch in die Ehrhartstraße; aber jedesmal traf ich die zwei Rivalen dort an und wurde von ihnen mit spöttischem Lächeln empfangen. Ein Mitschüler, der die zwei kannte, sagte mir schließlich, daß sie aristokratischen Familien angehörten. Nun resignierte ich und stellte mir vor, daß ich dem Glücke Jennys nicht im Wege stehen dürfe, wenn es ihr jetzt bestimmt sei, Gräfin zu werden. So kalkulierte ich

Digitized by Google

in meiner Einfalt, und ich wurde selbst tief gerührt von dem Edelmute meiner Entsagung.

Während des kurzen Lebens meiner Liebeshoffnungen hatte ich alles andere um mich her gänzlich übersehen und vergessen. Jetzt, nach ihrem raschen Ende, hatte ich wieder Zeit, an die Familie Asenkofer zu denken, besonders an meinen älteren Bruder, den ich seit lange vernachlässigt hatte.

3

Voller Schwermut kam ich eines Tages nach Hause. Mein älterer Bruder saß am Fenster, wie es schien, auch in melancholische Gedanken versunken. Er bot mir guten Abend; denn die Sonne war im Sinken. Ihre Strahlen fielen auf seine feinen schwarzen Haare, auf sein blasses Gesicht. Die Stirn und der Blick der Augen gaben ihm das Aussehen eines im Innern längst entschiedenen, ernsten Menschen.

Einmal hatte ich in irgendeiner Ecke einen Streifen Papier gefunden, auf dem von meines Bruders Hand folgendes geschrieben war: „In der Theorie, in Gedanken, habe ich mit allem gebrochen, und ich bin auf den Satz gekommen: Erlaubt ist, was ich mir erlauben kann. Nun bin ich aber nicht so veranlagt, daß mich diese Erkenntnis zum Eroberer machen könnte. Im Leben, in der Praxis, bin ich gänzlich resigniert, und ich werde ein regelmäßiger Mensch sein; und obwohl ich oft von weiten Fahrten und ungeheuren Erlebnissen träume, bleibe ich dennoch ganz im engen Kreise. Bloß diese Regel habe ich: Ich will niemals schauspielern und nichts Fremdes annehmen. Was den ganzen Rest betrifft, so will ich nur reinliche Gedanken. Mehr verlange ich nicht vom Leben."

Diese wenigen Sätze waren, wie alles, was mein Bruder schrieb, in peinlich sauberer, fast schulmäßiger Schrift niedergelegt. Als ich ihn jetzt nachdenklich am Fenster sitzen sah, fiel mir dieses Bekenntnis wieder ein, und es rührte sich in meinem Herzen die Sehnsucht nach seiner Gesellschaft. Ich machte mir Vorwürfe, weil ich ihn die Zeit her so vernachlässigt hatte.

Nachdem ich einige Augenblicke schweigsam neben ihm zugebracht hatte, sagte ich: „Gehen wir spazieren; es ist zu heiß im Zimmer." Er wunderte sich ein wenig und willigte ein.

Also verließen wir die Wohnung und schritten die Rosenheimerstraße hinab, von gleichgültigen Dingen plaudernd. Beide nämlich fühlten wir voraus, daß wir heute noch viel Ernstes bereden würden; aber das hatte seine Zeit und hatte einen schweren Anfang. Wir empfanden eine gewisse Angst davor.

„Wie abgespannt diese Leute aussehen," sagte mein Bruder und wies auf die Arbeiter, die eben heimkehrten. „Und doch leben diese da reichlicher als unser Vater. Aber er hatte recht, niemand zu dienen, ganz recht. Wie eilig es diese Arbeiter haben, das allein schon ist erbärmlich."

Wir gingen an den Sommerkellern vorüber, aus denen sich die Militärmusik vernehmen ließ. „Gehen wir in die Gasteiganlagen," meinte ich, „wir werden die Musik noch hinüberhören."

Digitized by Google

Breit und rot lag die Sonnenscheibe in den Wolken und ragte nur mehr zur Hälfte aus ihnen empor. Wir schwiegen, in Erwartung des Wichtigen und Zärtlichen, zu dessen Geständnis uns einiger Mut vonnöten war. Auch um uns her ward es ruhiger, die weihevolle Dämmerung hob uns das Herz dabei, und die Musik, die zu uns heraüberklang, reinigte uns Sinn und Geist, so daß Platz war für einen einzigen Gedanken, besser gesagt, für ein einziges Gefühl: die Blutsverwandtschaft, die Bruderliebe.

Wir saßen in den Gasteiganlagen, auf einer der Bänke hinter der Kapelle. Meine weihevolle Stimmung war eben daran, in Langeweile überzugehen. Da fragte mein Bruder lächelnd: „Karl, wie geht es dir eigentlich mit deiner Liebe?“

Das war die rechte Frage, um mich lebendig zu machen. Sogleich begann ich meine kleine traurige Geschichte von der Jüdin Jenny, träumte mich hinein ins mondscheinige Erleben und in mein junges Leiden. Ich gab acht, daß ich nichts übersähe, was die Sache eindrucksvoll und bedeutend machen konnte. Ich gefiel mir so sehr in der Rolle des unglücklich Liebenden, daß ich aus lauter Freude am Erzählen versucht war, Lügen in die Tatsachen zu mengen. Auch legte ich besonderen Wert darauf, daß an dem schließlichen Verluste des Mädchens nur meine Armut schuld gewesen sei.

Mein Bruder hörte schweigsam auf meine Reden. Als ich zu Ende war, bemerkte er: „Eigentlich, glaube ich, hat sie dich gar nicht geliebt; denn die Armut könnte doch die Liebe nicht umbringen. Übrigens ärgere ich mich über das Mädchen, denn sie war schuld, daß wir zwei gar nicht mehr zusammenkamen.“ Ich neigte den Kopf und schwieg.

„Ich habe auch etwas verloren, was ich lange liebte,“ fuhr mein Bruder fort. „Nun bin ich nicht mehr katholisch.“

Erstaunt horchte ich auf und betrachtete fragend meinen Bruder. „Das ist doch gar nicht wunderlich,“ fuhr er fort. „Einige Zeit hielt mich Kant beim Glauben zurück, aber nun habe ich gemerkt, daß man ihn anders lesen muß als unser Religionsprofessor und die Theologen. Jetzt hoffe ich nur mehr auf die Naturwissenschaften und,“ setzte er mit fast bösem Lächeln hinzu, „ich habe keinen irrationellen Überschuß mehr in der Seele. Es tut mir leid, unserer Mutter wegen; denn ich werde nun kein Geistlicher mehr werden.“

„Es hat aber nichts auf sich mit dem ewigen Seelenheil,“ fuhr er nach langem Schweigen fort. „Es hat nichts auf sich damit. Das heißt, für mich wenigstens nicht.“

Er schien meine Anwesenheit beinahe vergessen zu haben.

„Nein,“ wiederholte er jetzt heftig, wie wenn er einen fremden Einwand zu bekämpfen habe, „nein, für mich nicht . . . und was Mutter betrifft, nun, sie ist eine edle Frau, aber das Leben ist einfach so erbärmlich, daß es zum Edelmut eine Täuschung braucht, einen Glauben. Das heißt: das Leben, — ihm kann man überhaupt kein Prädikat geben, es ist nur ein Begriff, auf uns kommt alles an . . .“

Digitized by Google

„Weißt du, Karl," fuhr er fort und wendete sich wieder an mich, „es gibt keinen Gott, der sich für das Leid bei uns zu Hause interessierte, wir müssen helfen: du und ich. Einstweilen darf es gar kein anderes Ziel geben."

Ich stimmte ihm begeistert bei. Er fing nun wieder etwas klarer zu sprechen an als vorher, etwas einfacher. Er wolle Ingenieur werden, vertraute er mir; denn mit der Technik und allem, was aus den Naturwissenschaften geschöpft werde, komme man heute am weitesten und er am ehesten zu seinem Ziele, zu der Rettung der Familie aus ihrer Not.

„Ich will dir sagen," schloß er sein langes Bekenntnis, „an dieser Not zu Hause sind die sozialen Verhältnisse schuld." Er betonte das Wort sozial und sah mich triumphierend an.

„Du hast recht," erwiderte ich voller Bewunderung, „die sozialen Verhältnisse, das ist's."

„Es ist unerträglich, so viel Elend, so viel hungerndes Volk zu sehen. Jeder muß Brot haben, jeder hat das Recht darauf, und die soziale Frage muß gelöst werden." So sprach mein Bruder mit erhobener Stimme. Als ich hörte, mit welcher Wärme er das Wort „sozial" jedesmal herausbrachte, geriet ich in eine sehr begeisterte Stimmung, und es schien mir, daß mit jenem Worte allein schon der Schlüssel zur Lösung der sozialen Frage gefunden sei.

Es ist nicht nötig, zu erzählen, wie lange wir in dieser Nacht noch plauderten und träumten, gemeinsame junge Träume; denn man weiß ja, daß auf noch nicht abgenutzte Gehirne und Herzen solcherlei berauschend wirkt — wie auf den Patriarchen der Wein, dessen Kraft er noch nicht kannte. Brot für die Familie Asenkofer und Brot für das ganze Volk, dies wünschten wir und nannten es seltsamerweise Sozialismus. Nichts war natürlicher, als daß wir zwei armen Schüler endlich hierbei anlangten, und daß es uns eine innige Genugtuung bereitete, uns einige Monate für Sozialisten zu halten.

Bleibt zu sagen übrig, daß ich damals meinen Arm fest um meinen älteren Bruder schlang; also, vereint in unseren Gedanken, besonders froh aber der wiedergeborenen Bruderliebe, wurden wir des Glückes voll und erreichten zu später Stunde unsere dürftige Behausung.

4

Die nächsten Zeiten gab ich, wie mein Bruder, mit warmem Eifer meine lateinischen oder griechischen Stunden, und es freute mich sogar, wenn sich meine Schüler als recht hartköpfig und begriffstützig erwiesen. Das gab mir nämlich die Sicherheit, daß sie meiner noch lange bedürfen und daß sie mir viel zu verdienen geben würden. Was ich eben gerne wollte. Es tat mir wohl bis in die Seele hinein, wenn ich an den Samstagen zehn oder gar fünfzehn löblich verdiente Mark vor meine Eltern hinlegen konnte. Dabei war vielleicht einige Eitelkeit in meinem Geben, aber in solchen Fällen läßt sich auch Eitelkeit nicht allzu schlecht an.

Digitized by Google

Da waren wir einmal am letzten Tage des Monats, und den Morgen darauf war der Mietzins fällig. Ich wußte sehr wohl, daß Vater dieses Mal das nötige Geld nicht in Händen hatte. Frischweg ward ich beim Vater eines meiner Schüler vorstellig und bat ihn, mir fünfundzwanzig Mark im voraus zu bezahlen. Der gute Mann tat noch mehr als das: er versprach mir, wie sonst so auch künftighin, an jedem Samstag meine Stunden zu bezahlen, nur mit einem sehr geringen Abzug, um so die Schuld in aller Gemächlichkeit zu tilgen. Auf dem Weg nach Hause genoß ich, mit meinem Vorschuß in der Tasche, einen jener in allem menschlichen Erleben und sonderlich in meiner Jugend so seltenen Augenblicke des wahrhaften Glückes. Welches darin zu liegen scheint, daß etwas Kleines und Reines, gewissermaßen Einfältiges und in sich Geschlossenes unseren Sinn ausfüllt, ungefähr so etwas wie mein Vorschuß und seine Bestimmung!

Ich erinnere mich ungemein deutlich an jenen Tag. Als ich heimkam, saß Vater am Tisch und drückte mit den Fingern seine Schläfen, wie wenn er das dorthin drängende, hämmernde Blut zurückdrängen wolle. Aber die Kopfschmerzen verließen ihn nicht. Es war hart, ihn so zu sehen; in allen Falten seines Gesichtes geschrieben stand ein gehemmter, durch die Verhältnisse verbogener Wille großen Zuges. „Hier, Vater," sagte ich, „hier ist der Zins, ich habe einen Vorschuß genommen." Sprach's und wandte mich schnell zur Türe, ohne Lob und Antwort abzuwarten.

Draußen erging ich mich in der Richtung zum östlichen Friedhofe. Dort trat ich ein und ergab mich der tiefen Stille um mich her. Offenbar wollte ich mein kleines Glück keinem Lebenden preisgeben. Auch auf das Leichenhaus, dessen weißes Gemäuer von der Sonne überglüht war, ging ich zu und betrachtete mir die aufgebahrten Toten. Neben mir machte eben ein Mann Halt und richtete, wie ich, seinen Blick auf den Leichnam einer Frau, die zugleich mit ihrem toten Kinde im Sarge lag. Der Mann neben mir seufzte hörbar; sein Kopf bewegte sich lebhaft, ich wußte aber im Augenblick nicht, ob dies ein Zittern wäre oder eine willkürliche Bewegung. „Sind Sie nicht wohl?" fragte ich ihn. „O doch!" versicherte er, „ich denke bloß darüber nach, ob der Tod etwas Wirkliches sei oder am Ende ein bloßes Wort, ein Abstraktum. Können Sie etwa von sich sagen: ‚ich bin tot'?"

„Nein —" erwiderte ich erstaunt.

„Nun also, der Tod ist unpersönlich, das heißt: ein bloßes Wort?"

„Vielleicht ist ‚ich' bloß ein Wort," sagte ich aufs Geratewohl, um überhaupt etwas zu sagen. „Übrigens verstehe ich Sie nicht recht."

„Und dann," fuhr er hastig fort, „wenn der Tod gar nichts Wirkliches ist, sondern ein Wort, dann ist zwischen mir und meiner Frau noch alles beim alten? Meinen Sie nicht?"

Ich schwieg verlegen.

„Was halten Sie übrigens vom Glück? Sind Sie arm genug dazu? Ha, ha," lachte er leise und gleichsam ingrimmig in sich hinein, „ha, ha, man muß wirklich sehr arm sein zum Glück, arm in jeder Beziehung. Das hat mich zum

Digitized by Google

Beispiel bei meiner Frau geärgert, daß sie sich so oft glücklich fühlte. Ein paar Stiefelchen, sage ich Ihnen, wenn die Fasson neu war, das machte sie schon glücklich. Kommen Sie, junger Mann, ich werde Ihnen meine Frau zeigen."

Ich folgte ihm, überzeugt, es mit einem Irren zu tun zu haben.

„Ja, junger Mann," schwätzte er weiter, „das Glück! Wenn meine Frau, als Mädchen, vor Freude über ein paar neue Stiefelchen in die Hände klatschte und rief: o! wie glücklich bin ich, o, wie glücklich! dachte ich mir: Wie köstlich naiv ist sie doch! Als wir zwei Jahre verheiratet waren und sie sich noch einmal so betrug, nannte ich sie . . . nun ja . . . ich nannte sie — widerwärtig. Wissen Sie," flüsterte er, „das war das einzige harte Wort, das ich ihr jemals gegeben habe, aber als sie es hörte, zuckte sie so schrecklich zusammen . . . o so schrecklich. Und sie wurde krank darauf; ein so weiches Herz hatte sie. Auch starb sie nicht viel später. Glauben Sie nun, daß ich ihr Mörder genannt werden kann?"

Ich erwiderte nichts und sah dem Armen teilnehmend ins eingefallene Gesicht, auf dem der Schweiß hervordrang.

„Nicht wahr," flüsterte er weiter, „das glauben Sie nicht? Manche verbringen zehn und fünfzehn Jahre miteinander in offenem Unfrieden, dann kommen zufällig drei, vier Glückstrahlen in ihr Haus, und von dem Augenblick an sind die ersten fünfzehn Jahre vergessen, wie ausgelöscht aus ihrem Gedächtnis. Ja, so geschieht es. Meine Frau aber konnte das einzige Wort nicht verwinden. Was kann ich dafür, daß gerade sie so weich war?" Er fing zu schluchzen an und hielt vor einem Grabhügel griechischen Stiles an. „Hier liegt meine Frau." Und dann zog er aus seiner Tasche das Bild eines Weibes und zeigte es mir. Sie sah sehr jung aus, seine Frau, und hatte Augen wie ein Reh. Er aber fieberte wieder und sagte: „Wenn nun der Tod doch nur ein Wort wäre, dann würde ich mich gerne töten. So aber muß ich mich damit trösten, daß andere viel länger miteinander hadern und schließlich doch ihrer Sache froh werden. Leben Sie wohl, junger Mann, leben Sie wohl."

Ich ging erschüttert von dannen. „Drei, vier Glückstrahlen," sagte ich zu mir selbst, „die müssen bei uns zu Hause auch noch kommen. Vielleicht sind sie schon da. Der Mann hat ganz recht: mit drei, vier Strahlen kann alles licht werden, wenn man den guten Willen hat, zu vergessen."

Noch lange nachher entsann ich mich des seltsamen Erlebnisses mit dem unglücklichen Irrsinnigen.

* * *

Während sich das alles zutrug, was hier erzählt ist, hatte mein Bruder das Gymnasium absolviert und bezog das Polytechnikum. Mutter hatte sich verhältnismäßig leicht in den Gedanken ergeben, in ihm, anstatt einen Geistlichen, einen künftigen Ingenieur zu sehen. Mein Bruder ließ sie nichts davon merken, daß er sich innerlich von der katholischen Lehre losgemacht hatte, damit sie sich nicht allzu viele Sorgen mache.

Digitized by Google

Ich war mittlerweile in die vorletzte Klasse des Gymnasiums aufgerückt. Damals begann ich unter meinen Mitschülern leidenschaftlich meinem sogenannten Sozialismus das Wort zu reden. Genau genommen, handelte es sich bloß um das tägliche Brot, das ich jedermann lebhaft wünschte, weil ich oft zu wenig davon gehabt hatte. Ich verstand nicht, daß es für meine Kameraden eine kleine Sache war, des Brotes zu genießen; denn wie hätten sie schätzen können, was ihnen niemals gemangelt hatte.

Meine Seele war damals überhaupt nach allem begierig, was Begeisterung schafft. Begeistert zu sein, dazu war ich um so mehr bereit, als ich dadurch einen gewissen leeren Raum ausfüllen wollte, den ich nach Gottes Auszug im Herzen spürte.

Auch für Bruderliebe fand sich ein guter Platz darin. In der Tat war meine Ergebenheit für den Bruder ungemein zärtlich. So haben wir nach jenem ersten Spaziergang noch manchen anderen gemacht, in lauen Sommernächten zuerst, und dann im Dunkel der Herbstnebel; in den großen Städten erwarten der Geist und das Gemüt die Stille später Stunden; dann nehmen sie ihren Flug wie die Leuchtkäfer. In solchen Nächten saßen wir am Fuße der Terrasse, die zum Friedensdenkmal emporführt. Das Licht der Laternen durchleuchtete den Nebelschleier und ließ die Glieder des Baues in göttlicher Harmonie hervortreten. Einmal fragte mich mein Bruder: „Was gefällt dir nun besser, der Nebel oder das Denkmal?“ — „Der Nebel,“ antwortete ich.

„Ja, so unsret bist du,“ sprach der Bruder in überlegenerem Tone, als es vielleicht seinem Alter zugekommen wäre. „Du liebst das Unbegrenzte; aber man sollte sich abschließen. Ich glaube nicht, daß ich dich in der Liebe zur Familie festhalten kann.“

In der Familie Asenkofer war sicherlich manches besser geworden, und manche verhaltene Zärtlichkeiten, an denen lange in gegenseitiger Verdrossenheit und schweigsam gesammelt worden war, lösten sich endlich, endlich aus! Es lag über der ganzen Familie ein feines Schimmern trostreicher Zukunft.

An einem Novemberabend dieses Jahres feierten wir das Geburtsfest meines älteren Bruders. Wir saßen alle zusammen um den gleichen Tisch und plauderten voll Güte, der eine mit dem anderen, von fröhlichen Aussichten auf bessere Tage. Hauptsächlich wurden wir hiezu durch die Tatsache verführt, daß Vater seit acht Tagen einen Gesellen beschäftigte und Muttern seitdem das mühsame „Liefern“ erspart blieb. Auf dem Gesichte Vaters hatten wir noch nie eine so freundliche Weichheit gesehen wie eben an diesem Abend. „Drei, vier Glückstrahlen machen alles licht,“ dachte ich bei mir. Allen tat es wohl, aber wir genossen es, ohne Vatern laut zu danken. Als er mit den Händen wiederholt seine Schläfen gedrückt hatte, fragte Mutter: „Ist es arg?“ Eine kurze Frage, aber so mitfühlend im Tone, wie es eben nur sein kann, wenn acht blutsverwandte Herzen eins sind in sehnsüchtigen Wünschen, aber bescheiden im Ausdruck. Vater nahm die Hände von der Stirn und zog die zwei Jüngsten an sich heran in einer schnellen, heftigen Umarmung.

Digitized by Google

Dann planderten wir fort und fort, bis wir endlich schläfrig wurden. Aber da wir einträchtig waren, hielten wir trotzdem noch ein Weilchen beisammen aus. Wir sagten uns nichts mehr. „Es ist gerade wie in der Kirche, vor der ‚Wandlung‘,“ bemerkte meine jüngste Schwester, die ich so sehr liebte. Ich gab ihr einen Kuß zur Belohnung. Auf diese Worte hin suchten wir alle unser Lager auf, ganz gesättigt von Hoffnungen; denn, wie gesagt: das war das erstemal, daß die Liebe uns so friedlich durchströmt hatte. So friedlich, daß wir ehrfürchtig und stille davor wurden „wie in der Kirche, vor der Wandlung“.

Ich wurde halb aus dem Schlafe geweckt durch einen schweren Fall, den ich zu vernehmen glaubte. Gleich darauf hörte ich einen entsetzlichen Schrei. Schlaftrunken sprang ich empor und öffnete die Augen rasch und weit. Am Boden lag Vater; sein Gesicht zuckte in Krämpfen, und von seinen Augen sah man nur das Weiße. Mein Bruder war über ihn gebückt und schrie von neuem. Da kam Mutter schon aus dem anderen Zimmer hereingestürzt. Die Krämpfe Vaters hörten eben auf, und er lag einem Toten gleich am Boden. Uns aber, die um ihn knieten, drehte sich das Herz im Leibe um. Einige Sekunden schrecklichen Schweigens. Nun aber schrie Mutter auf, ängstlich, herzzerreißend, schneidend, fast befehlend — o, über das Grausige dieses Schreis! — Hilf, großer Gott, hilf, hilf, hilf!

In dem Augenblicke warf die Morgensonne ihr erstes Strahlenbündel zum Fenster herein, und ihr Licht breitete sich über meinen Vater, der am Boden lag. Da sahen wir, daß er noch atmete. Dies und die Morgensonne gab uns einigen Mut zurück, und wir hoben Vatern behutsam auf sein Bett.

5

Nach langen Wochen, die schlaflos waren für uns alle, hatte sich Vater endlich ins Leben zurückgerettet. Er erkannte uns wieder, sprach zu uns, obzwar mit Mühe, sprach Worte, die traurig stimmten, weil sie nicht logisch waren. Doch war dies nicht die einzige Folge des überstandenen Gehirnschlages. Vater war und blieb gelähmt auf der ganzen linken Seite. Und während sich der Geist allmählich wieder aufraffte von seiner großen Erschütterung, war an der Lahmheit der Glieder nichts mehr zu heilen.

Nun lag dieser Mann hilflos auf seinem Bette und glaubte es dem Arzt immer von neuem, daß er in einem Monat, in zwei Monaten spätestens, gesund sein würde, während welcher Rede wir uns heimlich die Tränen aus den Augen wischten; denn immer wieder verrann ein Monat, verrannen zwei Monate, und der unglückliche Vater lag hilflos da wie zuvor.

Unterdessen verrichtete Mutter Wunder der Güte. Tag und Nacht war sie tätig. Sie nahm Wasch- und Putzplätze an; das Mittagessen, das sie bei den Leuten erhielt, brachte sie dem Vater heim, denn das Fleisch war teuer. „Mir,“ sagte sie lächelnd, „sind übrigens die Kartoffeln allein viel lieber.“ War sie

Digitized by Google

zu Hause, so durfte sie nicht von der Obhut des Kranken lassen, weil Vater in Furcht und Aufregung geriet, so oft sie von seiner Seite gehen wollte. Dazu die Sorge für die kleineren Kinder, die alle gekleidet und gespeist sein mußten. Wenn meine älteste Schwester die Wohnung in Ordnung brachte, konnte sie ihr nicht ruhig zusehen. „Du mußt auch ein wenig an die Luft," sagte sie und schickte sie spazieren, um dann die Arbeit selbst zu tun. Sie schlief viel zu wenig, weil Vater nachts sehr unruhig war und alle Augenblicke nach ihr verlangte; sie bediente ihn unermüdlich, mit einer heiteren Geduld. Freilich kam es dann vor, daß sie am hellen Tage im Stehen einschlief. Aber wenn in solchem Augenblicke die Jüngste kam und ihr triumphierend ein rotes oder blaues „Fleißbillett" von der Kinderschule zeigte, so bekundete sie ihr eine lebhafte Freude; man konnte meinen, sie halte dergleichen wirklich für ein sehr wichtiges Ereignis. Es war ihr Stolz, zu sagen: „Mein Mann und meine Kinder haben, als Vater noch gesund war und arbeitete, nie so gut gelebt wie jetzt." Und das war wirklich wahr.

O Frau Mutter! „Gold sah ich blinken in Eurem Auge." Nur an Euch brauche ich zu denken, tausend Sonnen erheben sich dann zugleich; adelig und hell, hell wird die Welt! Wie dankbar muß ich Euch sein, Frau Mutter, daß Ihr mich geboren habt! Was wäre ich ohne Euch, ich armer Narr und Mensch der Worte! —

Mein älterer Bruder war damals trostlos. Er hatte nämlich im Augenblicke keine Stunden, und als Studierendem der technischen Fächer war es ihm ziemlich schwer, welche zu finden. Was mich betraf, so verdiente ich verhältnismäßig viel; denn ich hatte gut bezahlte Stunden, und der Rektor, ein ausgezeichneter Mann, beeilte sich, sie zu vermehren. So gewann ich sechzig bis siebzig Mark im Monat und manchmal darüber; das alles lieferte ich unverweilt und unverkürzt an Muttern ab. Dermaßen hatte das tiefe Leid meine Seele erschüttert, daß ich gar nicht das Bewußtsein hatte, damit etwas Lobenswertes zu vollbringen.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Winterwälder

Von Knut Hamsun

Jetzt bin ich in die Wälder gegangen.

Nicht etwa, daß ich über etwas beleidigt wäre oder mich von der Bosheit der Menschen in besonderem Grade verletzt fühlte; aber wenn die Wälder nicht zu mir kommen, muß ich zu ihnen gehen. So ist es.

Ich könnte es vielleicht auch etwas großartiger ausdrücken, denn ich will mich hier aufhalten, um nachzudenken und große Eisen ins Feuer zu legen. Nietzsche hätte es ungefähr so ausgedrückt: „Bei dem letzten Wort, das ich zu den Menschen gesagt habe, haben sie mir Beifall gespendet, denn sie nickten dazu. Aber das war und blieb mein letztes Wort. Ich ging in die Wälder. Denn es war mir klar geworden, daß ich entweder etwas Unaufrichtiges oder etwas Dummes gesagt hatte."

Ich sprach mich nicht in dieser Weise aus, ich ging nur in die Wälder.

* * *

Glaubet nur ja nicht, daß sich hier etwas Besonderes zutrüge! Hier wirbeln die Schneeflocken ebenso herab wie in der Stadt, und die Vögel und Tiere sind ebenso mit sich selbst beschäftigt, vom Morgen bis zum Abend, ja vom Abend bis zum Morgen. Ich könnte drastische Beispiele davon erzählen, aber ich tue es nicht. Ich habe die Wälder der Einsamkeit wegen aufgesucht, und um meiner großen Eisen willen; ich will Ruhe haben. Wenn ich eines Tages einem Renntierbock begegne, dann werde ich vielleicht sagen: „Lieber Gott im Himmel, da ist ein Renntierbock, und er ist wütend!" Aber wenn dies einen zu starken Eindruck auf mich macht, dann sage ich: „Es ist ein Kalb oder ein Federvieh," und lüge mir selbst ordentlich was vor.

Hier sollte sich nichts zutragen!

Eines Tages war ich Zeuge, als zwei Lappen sich begegneten. Es waren ein Bursche und ein Mädchen. Im Anfang gebärdeten sie sich wie die Menschen. „Boris!" sagten sie zueinander und lächelten. Aber gleich darauf fielen sie im Schnee um und waren dann eine gute Weile meinen Augen entschwunden. „Du mußt nach ihnen sehen," dachte ich, als eine Viertelstunde vergangen war, „sie könnten im Schnee ersticken." Da standen sie auf und gingen weiter, jedes in seiner Richtung.

All meiner Lebetage habe ich noch keinen solchen Gruß gesehen.

* * *

Ich wohne Tag und Nacht in einer verlassenen Erdhütte, in die ich hineinkriechen muß. Sie ist wohl vor langer Zeit von irgend jemand errichtet worden, dem sie für kurze Zeit als Unterkunft gedient hat; vielleicht ist ein Mann verfolgt worden, und er hat sich hier ein paar Herbsttage lang versteckt

Digitized by Google

gehalten. Wir sind zu zweit in der Hütte, und wenn ich die kleine Madame nicht als Menschen rechne, dann ist nur einer da. Die kleine Madame ist eine Maus, mit der ich zusammenlebe, und ich habe ihr diesen Namen gegeben, um ihr meine Ehrerbietung auszudrücken. Sie ißt alles, was ich in die Winkel hineinlege, manchmal bleibt sie auch ruhig sitzen und schaut mich an.

Als ich ankam, war altes Heu in der Hütte gewesen; aber das überließ ich der kleinen Madame mit Vergnügen. Zu meinem eigenen Lager schnitt ich mir, wie es sich gehört, weiche Kiefernzweige. Ich habe Axt und Säge und auch das nötigste Kochgeschirr. Und ich habe einen mit Wolle gefütterten Schlafsack aus Schweinsleder. Auf dem Herd unterhalte ich die ganze Nacht Feuer. Meine Jacke, die daneben hängt, riecht am Morgen ganz frisch nach Harz. Wenn ich mir Kaffee machen will, gehe ich hinaus, fülle meinen Kessel mit Schnee und hänge ihn über das Feuer; dann habe ich Wasser.

Ist das nun auch ein Leben?

Da hast du dich verschnappt! Es ist ein Leben, von dem du keine Ahnung hast. Du hast deine Wohnung in der Stadt, jawohl! Und du hast sie mit allerlei Nippsachen und Bildern und Büchern ausgestattet, aber du hast Frau und Kinder und hunderterlei Ausgaben. Und wachend und träumend mußt du dich mit diesen Dingen herumschlagen und hast niemals Frieden. Ich aber habe Frieden. Behalte du nur deine geistigen Interessen und Bücher, deine Kunst und deine Zeitungen, behalte auch deine Kaffeehäuser und deinen Whisky, von dem mir nur immer übel wird! Ich lebe hier in den Wäldern und habe es gut. Wenn du mit geistreichen Fragen kommst und mich in die Enge treiben willst, dann antworte ich nur, daß zum Beispiel Gott der Schöpfer und die Menschen nichts als kleine Tüpfelchen und Staubkörnchen im Weltall seien. Weiter bist auch du nicht gekommen. Gehst du aber so weit, mich zu fragen, was die Ewigkeit sei, so bin ich auch darin ebenso weit gekommen wie du, und ich antworte: „Ewigkeit ist unerschaffene Zeit, vollständig unerschaffene Zeit."

* * *

Du liegst bis zehn oder elf Uhr zu Bett und bist trotzdem müde und matt, wenn du aufstehst. Ich sehe dich vor mir, wenn du auf die Straße hinaustrittst. Deine Augen, für die der Morgen zu früh angebrochen ist, blinzeln ins Tageslicht. Ich stehe morgens um fünf auf und habe vollständig ausgeschlafen. Es ist noch dunkel draußen, aber doch ist genug da, was des Betrachtens wert ist. Der Mond, die Sterne, die Wolken und die Wetterzeichen für den Tag. Ich bestimme das Wetter auf viele Stunden voraus. Aus welcher Tonart geht das Sausen der Luft? Klingt das Krachen im Eis des Glimmawassers hell und kurz, oder tief und lang? Ich höre prächtige Vorzeichen, und wenn es hell wird, lege ich die sichtbaren Zeichen mit den hörbaren zusammen und werde immer erfahrener.

Dann zeigt sich ein schmaler, heller Streifen ganz drunten im Osten. Die Sterne werden vom Himmel gleichsam aufgesaugt, und das Licht bekommt die

Digitized by Google

Herrschaft. Bald kreist ein Rabe über den Wäldern, und ich warne die kleine Madame, damit sie sich nicht vor der Hütte zeige; sonst wird sie aufgefressen.

Aber wenn Neuschnee gefallen ist, dann nehmen die Bäume und Gebüsche und die Felsblöcke die Gestalt unirdischer Ungeheuer an, die in der Nacht aus einer anderen Welt gekommen zu sein scheinen. Eine vom Sturm gefällte Fichte mit herausgerissenem Wurzelwerk sieht wie eine Hexe aus, die mitten in seltsamen Gebärden gelähmt worden ist.

Hier ist ein Hase vorbeigesprungen, und hier ist die Spur eines einzelnen Rentieres. Ich nehme meinen Schlafsack und hänge ihn hoch in einen Baum, wegen der kleinen Madame, die alles auffrißt, und folge dann der Rentierspur in den Wald hinein. Wie ich sehe, ist das Tier in aller Ruhe dahingewandelt, aber es hat ein bestimmtes Ziel gehabt und ist in gerader Richtung ostwärts gewandert, dem Tag entgegen. Am Skelbach, der sehr wild ist und niemals zufriert, hat das Rentier getrunken, am Hügel nach Moos gescharrt, ein wenig geruht und ist dann weitergezogen.

Und was dieses Rentier getan hat, das ist vielleicht mein einziges Wissen und Erlebnis dieses Tages. Aber es kommt mir wie etwas Rechtes vor. Die Tage sind kurz; schon um zwei Uhr tripple ich bei eingebrochener Dämmerung heimwärts. Der gute, stille Abend naht. Dann mache ich mich ans Kochen. Ich besitze übergenug Fleisch in drei blendend weißen Schneebanken, und außerdem habe ich auch noch, was besser ist: acht fette Rentierkäse nebst Butter und Fladenbrot.

Während der Kessel kocht, lege ich mich neben dem Feuer nieder und schlafe. Ich mache mein Mittagschläfchen vor dem Essen, und wenn ich aufwache, ist die Mahlzeit fertig. Es riecht nach Fleisch und Harz in der Hütte; die kleine Madame huscht auf dem Boden hin und her, und schließlich bekommt auch sie ihren Teil. Ich esse und zünde mir dann meine kleine Pfeife an.

Der Tag ist zu Ende. Alles ist gut gegangen, keinerlei Angst hat mich geplagt. In der großen Stille, die mich umgibt, bin ich der einzige wandernde Mensch, und ich werde geradezu groß und bedeutungsvoll, der Nächste Gottes. Und mit den Eisen, die ich schmieden will, geht es gut. Denn was Gott ans Rücksicht auf seinen Nächsten tut, das sind große Dinge.

Ich denke an das Rentier, an den Weg, den es gegangen ist, was es am Skelbach tat, und daß es dann seinen Weg fortsetzte. Dort ist es unter einigen Zweigen durchgeschlüpft, und sein Geweih hat an der Rinde Spuren hinterlassen. Hier hat ein Weidensumpf es gezwungen, einen Bogen zu machen, aber gleich hinter dem Sumpf hat es den Bogen wieder ausgeglichen und ist in gerader Richtung ostwärts weitergezogen. An all das denke ich jetzt.

Und du? Hast du als Abwechslung von der einen Zeitung zur anderen gelesen, was die öffentliche Meinung in Norwegen über die Altersversorgung sagt?

* * *

An stürmischen Tagen sitze ich drinnen und vertiefe mich in dies und das. Ich schreibe auch Briefe an den einen und den anderen Bekannten, schreibe, daß es

Digitized by Google

mir gut gehe, und daß ich hoffte, bald dasselbe von ihnen zu hören. Aber ich schicke die Briefe nicht ab; sie werden mit jedem Tag älter und immer älter. Doch das ist einerlei; ich habe sie an einen Bindfaden angebunden, der frei von der Decke herunterhängt, damit die kleine Madame die Briefe nicht zernagen könne.

Da kam eines Tages ein Mann dahergewandert. Hastig und mit furchtsamen Schritten kam er auf mich zu. Seine Kleider waren nicht ordentlich, und er hatte nichts um den Hals; es war ein Arbeiter. Er trug einen Sack. Was mochte darin sein? „Guten Tag!" sagen wir zueinander, und: „Schönes Wetter heute im Walde!"

„Ich hatte nicht erwartet, hier in der Erdhütte jemand anzutreffen," sagte der Mann. Er hatte gleich ein mürrisches, heftiges Wesen angenommen und schleuderte den Sack ohne Ehrerbietung zu Boden.

Er muß etwas von mir wissen, dachte ich, da er so großmaulig tut.

„Wohnen Sie schon lange hier, Herr?" fragte er. „Und werden Sie bald abreisen?"

„Gehört die Hütte vielleicht dir?" fragte ich meinerseits.

Da sah er mich groß an.

„Denn wenn die Hütte dir gehört, dann ist es etwas anderes," fuhr ich fort. „Aber ich habe nicht im Sinn, wenn ich abreise, sie mitzunehmen wie ein gewöhnlicher Taschendieb."

Dies sagte ich freundlich und scherzhaft, um mir nicht den Mund zu verbrennen.

Aber ich hatte akkurat das Richtige getroffen; denn der Mann verlor plötzlich seine Sicherheit. Auf irgendeine Weise hatte ich ihm zu verstehen gegeben, daß ich mehr von ihm wisse, als er von mir.

Als ich ihn nun zum Eintreten aufforderte, war er dankbar und sagte:

„Danke, aber ich bringe Ihnen nur Schnee hinein, Herr."

Und er rieb seine Stiefel ganz sauber ab, nahm seinen Sack und kroch hinein.

„Ich kann dir Kaffee kochen," sagte ich.

„Sie dürfen sich keine Mühe machen," erwiderte er und fing an, sich das Gesicht abzuwischen und vor Wärme zu pusten. „Aber ich habe in der Nacht einen langen Weg zurückgelegt."

„Willst du über das Gebirge?"

„Es kommt darauf an. In diesen Wintertagen gibt es wohl auf der anderen Seite des Gebirges auch keine Arbeit."

Er bekam Kaffee.

„Haben Sie wohl auch einen Bissen zu essen, Herr? Es ist eine Schande, daß ich bettle, Herr. Vielleicht etwas Fladenbrot? Ich hatte keine Zeit, etwas mitzunehmen."

„Ganz richtig, Fladenbrot, Butter und Rentierkäse. Bitte, nimm dir!"

„Ach ja, manchem geht es recht hart im Winter," sagte der Mann, während er aß.

Digitized by Google

„Du könntest vielleicht mit ein paar Briefen noch einmal in die Stadt zurückgehen?“ fragte ich. „Ich werde dich dafür bezahlen.“

„Nein, das kann ich wahrhaftig nicht,“ antwortete der Mann. „Nein, ich kann es nicht, denn über das Gebirge muß ich jedenfalls. Und ich habe gehört, daß es in Hillingen, im Hillingswalde, Arbeit gebe. Deshalb kann ich nicht umkehren.“

Ich muß ihn dazu bringen, wieder ein wenig großmaulig zu tun, dachte ich. Jetzt ist er nicht die Spur frech, und schließlich wird er mich noch um ein paar rote Heller anbetteln. Ich befühlte seinen Sack und sagte:

„Was trägst du denn da? Schwere Sachen?“

„Was geht Sie das an?“ antwortete er augenblicklich und zog den Sack an sich.

„Ich wollte nichts daraus stehlen, ich bin kein Dieb,“ sagte ich wieder scherzhaft.

„Ich schere mich den Kuckuck darum, was Sie sind,“ murmelte er.

Der Tag brach an.

Da ich Besuch hatte, wollte ich nicht in den Wald hinausgehen, sondern lieber bei ihm sitzen bleiben, um mit ihm zu plaudern und ihn auszufragen. Es war ein gewöhnlicher Mann, ohne Interesse für meine Eisen, mit schmutzigen Händen, unaufgeklärt und langweilig in seiner Rede. Die Sachen in dem Sack waren wohl gestohlen. Später merkte ich, daß er in vielen kleinen Dingen, die ihm das Leben gelehrt hatte, recht klug war. Er klagte, ihn friere es an den Fersen, und zog seine Stiefel aus. Da wunderte es mich nicht, daß ihn fror; seine Strümpfe hatten keine Fersen mehr, sie waren ganz zerlumpt. Er bat mich um ein Messer und schnitt damit die Fetzen weg; dann zog er die Strümpfe mit der unteren Seite nach oben an; die Sohle war auf dem Spann. Und nachdem er die Stiefel wieder darüber gezogen hatte, sagte er: „So, nun ist es gut und warm.“

Er tat nichts Schlimmes. Wenn er die Säge oder die Axt aus dem Winkel hervorholte und sie betrachtet hatte, dann legte er sie wieder dahin, wo er sie genommen hatte. Als er die Briefe betrachtet und die Adressen zu lesen versucht hatte, ließ er sie wieder los und schaukelte sie hin und her, wartete aber zuerst, bis der Bindfaden ganz ruhig herunter hing. Ich hatte keinerlei Grund zur Klage über ihn.

Er blieb über Mittag, und nachdem er mitgegessen hatte, sagte er:

„Seien Sie nicht böse, aber haben Sie nichts dagegen, wenn ich hinausgehe und mir ein paar Kiefernzweige abschneide, um mich darauf zu setzen?“

Er ging hinaus und schnitt einige weiche Zweige ab. Wir mußten das Heu der kleinen Madame etwas auf die Seite schieben, um für den Mann Platz zu schaffen.

Dann legten wir uns nieder, während das Kienholz auf dem Herd brannte, und plauderten.

Am Nachmittag machte er sich nicht auf den Weg, sondern blieb ruhig

Digitized by Google

liegen, wie wenn er die Zeit in die Länge ziehen wollte. Als die Dämmerung hereinbrach, trat er an die Hüttenöffnung.

„Glauben Sie, daß es heute nacht schneien wird?"

„Ich frage dich und du mich," entgegnete ich. „Aber es sieht nach Schnee aus, der Rauch wird heruntergedrückt."

Daß es vielleicht schneien werde, beunruhigte ihn. Er sagte, er wolle lieber heute nacht nicht mehr fortgehen. Aber plötzlich wurde er wütend. Ich hatte mich ausgestreckt und in Gedanken die Hand auf seinen Sack gelegt.

„Ich kann nicht verstehen, was Sie mit mir vorhaben, Herr!" schrie er und riß den Sack weg. „Rühren Sie meinen Sack nicht an, ich warne Sie!"

Ich erwiderte, daß ich mir nichts dabei gedacht hätte, und daß ich ihm nichts stehlen wolle.

„Etwas stehlen! Nein, das nicht, aber meinen Sie vielleicht, Herr, ich hätte Angst vor Ihnen, Herr? Glauben Sie doch das nicht, mein guter Mann! Hier können Sie sehen, was ich in dem Sack habe," sagte er und begann, mir die verschiedenen Dinge zu zeigen. Drei Paar neue Fausthandschuhe, ein Stück neues Tuch zu Kleidern, ein Säckchen Grütze, eine Speckseite, sechzehn Tabakrollen und einige große Klumpen Kandiszucker. Ganz unten im Sack war ein gutgemessener Scheffel Kaffeebohnen.

Es waren wohl lauter Waren aus einem Kaufladen, ausgenommen ein Paket zerdrücktes Fladenbrot, das vielleicht anderswoher genommen war.

„Da hast du ja selbst Fladenbrot," sagte ich.

„Wenn Sie etwas davon verstünden, Herr, dann würden Sie nicht so sprechen," erwiderte der Mann. „Wenn ich übers Gebirge muß, und ich wandere und wandere, muß ich da nicht etwas haben, was ich in den Mund stecken kann? Was Sie da sagen, ist der reine Hohn."

Vorsichtig und nett legte er eins nach dem anderen wieder in den Sack hinein; er gab sich Mühe, die Tabakrollen vor der Speckseite aufzubauen, damit der Kleiderstoff keine Fettflecken bekäme.

„Sie könnten mir vielleicht das Tuch abkaufen, Herr," sagte er. „Ich würde es billig geben; es ist Düffel und mir nur im Wege."

„Was willst du dafür haben?" fragte ich.

„Es reicht mindestens zu einem ganzen Anzug, vielleicht zu mehr," sagte er vor sich hin, indem er es aneinanderfaltete.

Ich sagte zu dem Mann:

„Du kommst eigentlich nur hierher und bringst die Welt und das Leben und geistige Interessen und die Zeitungen in die Wälder herein. Doch laß uns ein wenig miteinander plaudern. Sag einmal, hast du Angst, man könnte deine Spuren morgen entdecken, wenn es heute nacht schneite?"

„Das ist meine Sache. Ich bin auch früher schon über das Gebirge gegangen und kenne viele Wege," murmelte er. „Sie können den Stoff für ein paar Taler haben, Herr."

Ich schüttelte den Kopf, und der Mann legte den Stoff säuberlich wieder in den Sack hinein, ganz als ob er sein Eigentum wäre.

Digitized by Google

„Ich werde ihn zu Hosen zerschneiden. Dann ist es kein so großes Stück, und ich kann es leichter verkaufen," sagte er.

„Laß es lieber zu Hosen, Jacke und Weste an einem Stück, dann kannst du noch immer den Rest zu Hosen zerschneiden."

„Meinen Sie? Ja, das wäre vielleicht das beste."

Wir rechneten aus, wieviel man zu einem Anzug für einen erwachsenen Mann braucht. Wir nahmen den Bindfaden mit den Briefen herunter und maßen unsere Kleider damit, um die Sache recht genau zu berechnen. Dann machten wir einen Einschnitt in den Stoff und rissen ihn durch; außer einem vollständigen Anzug war noch reichlich Stoff zu zwei Paar Beinkleidern übrig.

Später bot mir der Mann noch anderes aus seinem Sack zum Kauf an, und ich kaufte von dem Kaffee, sowie einige Tabakrollen. Er steckte das Geld in einen ledernen Beutel. Der lotterleere Beutel und die armselige, umständliche Art, mit der er das Geld verwahrte und dann von außen noch einmal seine Tasche befühlte, fielen mir auf.

„Du hast mir nicht viel verkaufen können," sagte ich; „aber ich brauche sonst nichts."

„Ein Geschäft ist ein Geschäft," sagte er. „Und ich will mich nicht beklagen."

Er war recht keck.

Während er sich anschickte, aufzubrechen, um sein Tannenlager bei mir nicht mehr zu benützen, konnte ich nicht umhin, ihn zu bemitleiden wegen dieser ärmlichen Art, zu stehlen.

Ein Diebstahl aus Not, eine Speckseite und ein Stück Kleiderstoff, die er tief im Walde verhandeln wollte! Ach, wie wenig Bedeutung hat doch jetzt ein Diebstahl! Das kommt auch daher, daß die Strafe nach dem Gesetz für jede Art von Vergehen aufgehört hat, eine besondere Bedeutung zu haben. Es ist nur eine langweilige humane Strafe, das religiöse Element ist aus dem Gesetz ausgemerzt worden, ein Landrichter ist nichts Übernatürliches mehr. Ich denke an den letzten Richter, der die Bedeutung des Eides auslegte, wie es sich gehörte, damit es wirkte. Und da standen uns allen die Haare zu Berge. Kommt wieder mit etwas Zauberei daher, und mit dem sechsten Buch Mose, und mit der Sünde wider den Heiligen Geist, und mit Vorschriften, die mit dem Blut eines ungetauften Kindes geschrieben sind! Und stehlt einen Sack voll Geld und Silberzeug im Kaufladen, und versteckt den Sack tief im Gebirge, so daß an Herbstabenden ein blaues Flämmchen darüber züngelt! Aber kommt nicht mit drei Paar Fausthandschuhen und mit einem Schinken für den Hausgebrauch!

Der Mann ängstigte sich nun nicht mehr um seinen Sack. Er kroch ganz zur Hütte hinaus, um die Windrichtung zu studieren. Ich aber steckte den gekauften Kaffee und die Tabakrollen wieder in den Sack hinein, weil ich die Sachen nicht nötig hatte. Als er wieder hereinkam, sagte er:

„Ich glaube, ich will mich trösten und noch über Nacht dableiben, wenn Sie nichts dagegen haben, Herr."

Digitized by Google

Am Abend machte er keine Miene, seine eigenen Lebensmittel herauszuholen. Ich kochte Kaffee und gab ihm zu essen dazu.

„Sie sollten mich nicht frei halten, Herr," sagte er. Dann machte er sich an seinem Sack zu schaffen, packte den Speck noch besser ein, damit der Stoff nicht verdorben würde, nahm alsdann seinen Gürtelriemen ab, schnürte ihn kreuzweise um den Sack herum, so daß er einem Ränzel glich, das man über einer Schulter tragen konnte.

„Wenn ich jetzt das obere Ende des Sackes auf die andere Schulter nehme, trage ich leichter," sagte er.

Ich gab ihm die Briefe mit übers Gebirge, damit er sie drüben auf die Post gäbe. Er verwahrte sie gut und drückte nachher noch die Hand auf seine Tasche. Das Geld für die Briefmarken wickelte er in ein besonderes Papier und knotete das Päckchen in das obere Ende des Sackes.

„Wo bist du daheim?" fragte ich.

„Wo sollte so ein armer Tropf daheim sein? Ich wohne am Meere. Leider hab ich Frau und Kinder, da ist nichts zu machen."

„Wieviel Kinder hast du?"

„Vier. Das eine hat einen brandigen Arm, das andere — jedem fehlt irgend etwas. Deshalb geht es mir armem Tropfen auch nicht gut. Mein Weib ist krank; vor ein paar Tagen meinte sie, es gehe ans Sterben, und da verlangte sie das Abendmahl —"

Ein trauriger Klang mischte sich in seine Stimme. Aber der Ton war falsch, er log mich sicherlich an. Wenn sie nun aus dem Dorf kämen und ihn suchten, dann würde wohl kein Christenmensch das Herz haben, ihn anzuzeigen, weil er ja eine so große kranke Familie daheim hatte.

O Mensch! O Mensch, du bist schlimmer als die Mäuse!

Ich fragte nicht weiter, sondern bat ihn, etwas zu singen, ein Volkslied oder sonst etwas, da wir ja nun doch einmal beisammen säßen.

„Dazu bin ich jetzt nicht aufgelegt," sagte er. „Höchstens ein Lied aus dem Gesangbuch."

„Dann also ein Lied aus dem Gesangbuch."

„Jetzt nicht. Ich hätte Ihnen gewiß gern einen Gefallen getan, Herr, aber ..."

Eine wachsende Unruhe hatte ihn ergriffen. Nach einer kleinen Weile nahm er seinen Sack und ging hinaus. Ich dachte: da geht er nun, aber er hat den gewöhnlichen Gruß „Behüt Gott!" nicht gesagt. Es war doch recht gut, daß ich in den Wald herauskam, dachte ich. Hier ist mein Platz, und von diesem Tag an soll kein Mensch mehr meine Wege kreuzen.

Ich schloß mit mir selbst einen genauen Vertrag ab, mich nicht mehr mit den Menschen zu befassen. „Kleine Madame, komm hierher!" sagte ich. „Ich bezeuge dir hiermit meine Hochachtung und verpflichte mich, eine glückselige Verbindung auf Lebenszeit mit dir einzugehen, kleine Madame!"

Nach einer halben Stunde ungefähr kam der Mann doch wieder zurück. Er hatte keinen Sack mehr.

Digitized by Google

„Ich glaubte, du seiest auf und davon gegangen," sagte ich.

„Gegangen! Ich bin kein Hund," erwiderte er. „Auch früher schon bin ich mit Menschen zusammengewesen, und ich sage ‚Guten Tag', wenn ich komme und ‚Behüt Gott', wenn ich gehe. Sie sollten mich nicht reizen, Herr."

„Was hast du mit deinem Sack angefangen?"

„Ich habe ihn ein Stück weit vorausgetragen."

Es machte seiner Überlegung Ehre, daß er den Sack fortgebracht hatte, falls sich etwas ereignen sollte. Frei und frank konnte er leichter entkommen als mit einem Sack auf dem Rücken. Um ihn zu verhindern, mir noch mehr von seiner Armut vorzulügen, fragte ich:

„Vor ein paar Jahren bist du wohl ein Mordskerl gewesen? Ja, vielleicht gehst du jetzt deshalb davon."

„O ja, wies gerade kam. Keiner konnte eine Trantonne leichter aufheben als ich, und zu Weihnachten gab es auch keinen, der mich beim Tanzen ausgestochen hätte. Bst! Wer kommt!"

Wir lauschten. In einer einzigen Sekunde hatte er seine Augen scharf über die Türöffnung und das Loch im Dach hinschweifen lassen und sich entschlossen, die Gefahr an der Tür zu erwarten. Er war in höchster Spannung und sah prächtig aus; ich sah, wie sich seine Kinnladen bewegten.

„Es war nichts," sagte ich.

Entschlossen und stark wie ein Satan kroch er zur Hütte hinaus und blieb ein paar Minuten draußen. Als er wieder hereinkam, atmete er tief auf und sagte dann:

„Es war nichts."

Wir legten uns zur Nachtruhe nieder. „So, nun in Jesu Namen," sagte er und streckte sich auf seinem Lager aus. Ich schlief sogleich ein und lag eine gute Weile in tiefem Schlafe. Gegen Morgen trieb die Unruhe den Mann aber doch auf; ich hörte ihn „Behüt Gott!" murmeln und hinauskriechen.

Am Morgen verbrannte ich das Lager und machte einen ordentlichen Tannenrauch in der Hütte.

Und draußen lag Neuschnee.

* * *

Es gibt nichts Schöneres, als wieder allein zu sein und sich in aller Beschaulichkeit friedlich im Walde aufzuhalten, Kaffee zu kochen, das Pfeifchen zu stopfen und langsam und still etwas zu denken! „So, jetzt fülle ich den Kessel mit Schnee," denke ich, „und jetzt zermalme ich diese Kaffeebohnen mit einem Stein. Dann muß ich draußen im Schnee meinen Schlafsack gut ausklopfen, um die Wolle wieder weiß zu bekommen. Es handelt sich dabei weder um Litteratur noch um große Romane, noch um öffentliche Meinung, aber was tut das? Ich habe auch keine Eile, diesen Kaffee zu trinken. Litteratur! Als Rom über die Welt herrschte, war es ja in der Litteratur nur der lallende Lehrling von Griechenland. Aber Rom beherrschte die Welt. Ich sehe mich auch in einem anderen

Digitized by Google

Lande unserer Bekanntschaft um. Dieses führte einen Freiheitskrieg, von dem heute noch ein Glanz ausgeht, und der die höchste Malkunst der Welt hervorbrachte. Aber es hatte keine Litteratur und hat auch heute noch keine.

Tag um Tag werde ich gelehrter, erlange ich mehr Kenntnisse von den Bäumen und dem Moos und dem Schnee auf dem Felde, und alle diese Dinge werden mir zu Freunden. Ein Fichtenstumpf steht da und glänzt in der Sonne. Ich fühle, wie er mir immer vertrauter wird. Ich stehe neben ihm, gewinne ihn lieb, in meiner Seele regt sich etwas für ihn. Die Rinde ist gar schlimm abgerissen. Der Baum ist in einem Winter bei hohem Schnee schändlich weggehauen worden, deshalb ragt der Stumpf so nackt und lang in die Höhe. Ich versetze mich in Gedanken an die Stelle dieses Fichtenstumpfes und sehe ihn nun mitleidig an, und meine Augen haben vielleicht denselben einfachen tierischen Ausdruck wie Menschenaugen aus der Vorzeit.

Hier wirst du wohl die Gelegenheit ergreifen und mich parodieren. Über diesen Baumstumpf und mich kannst du viel Witziges sagen; aber im innersten Herzen weißt du doch, daß ich dir hierin wie in allem anderen überlegen bin, ausgenommen daß ich nicht so viele bürgerliche Kenntnisse habe und kein studierter Mann bin. Von Wald und Feld kannst du mich nichts lehren: da fühle ich, was noch kein Mensch gefühlt hat.

Es kommt vor, daß ich die Richtung verfehle und mich verirre. O ja, das kommt vor. Aber ich laufe nicht gleich vor der Tür im Kreis herum und danach aufs Geratewohl weiter. Das überlasse ich den Stadtkindern. Ich bin zwei Meilen weit weg, weit jenseits des Stelbaches, ehe ich anfange, mich zu verirren, und dann auch nur an einem Tag ohne Sonnenschein und vielleicht bei dichtem, wildem Schneegestöber, wo man weder Süden noch Norden am Himmel unterscheiden kann. Da gilt es, ein wenig zu verstehen, welche Zeichen und Merkmale dieser und dieser und der und jener Baum hat. O ja, die Kenntnisse! Das Harz der Fichten, die Rinde der Laubhölzer, das Moos, das an deren Wurzeln wächst, der Winkel der Zweige an der Süd- und Nordseite, wie die Steine bewachsen sind, wie das Adernnetz an den Blättern der Laubhölzer aussieht! Nach dem allen kann ich die Richtung finden, solange es noch Tag ist.

Wenn mich aber die Dämmerung überrascht, dann weiß ich, daß ich an diesem Tag nicht mehr heimfinden kann. „Wie wird es mir in der Nacht ergehen?“ frage ich mich. Ich trotte so weiter, bis ich ein warmes Versteck finde. Das beste ist ein steiler Felsblock mit Schutz gegen Wind und Wetter. Dahin trage ich ein paar Arme voll Fichtenzweige, knöpfe meine Jacke gut zu und kann es so lange aushalten. Wer dies nicht selbst versucht hat, der hat keine Ahnung von dem feinen Behagen, das einen in einer solchen Nacht durchströmt, wenn man in einem guten Schlupfwinkel sitzt. Um etwas zu tun, zünde ich meine Pfeife an, aber ich bin zu hungrig und kann daher den Tabak nicht ertragen; deshalb stecke ich etwas Harz in den Mund und kaue daran, während ich an dies und jenes denke. Der Schnee fegt noch immer draußen vorbei.

Digitized by Google

Wenn ich mit meinem Schlupfwinkel Glück gehabt habe, daß er in der rechten Richtung liegt, dann wirbelt der Schnee näher und immer näher heran und weht schließlich eine Wölbung als Dach über mir zusammen. Dann bin ich ganz gerettet und schlafe oder wache getrost; meinen Füßen kann der Frost nichts anhaben.

* * *

Zwei Männer tauchen vor meiner Hütte auf. Sie sind in großer Eile, und der eine ruft mir zu:

„Guten Tag! Ist nicht gestern ein Mann hier vorbeigekommen?"

Sein Gesicht gefiel mir nicht; ich war nicht sein Diener, und er fragte zu dumm.

„Hier können viele vorbeigegangen sein. Aber Sie meinen wohl, ob ich nicht einen Mann vorbeigehen *sah*."

Da hatte ich es ihm heimgegeben!

„Ich sagte, was ich meinte," erwiderte der Mann heftig, „und ich frage Sie außerdem noch als obrigkeitliche Person."

„Ja dann."

Ich wollte das Gespräch nicht fortsetzen und kroch daher in meine Hütte hinein. Die beiden Männer kamen hinter mir her. Der Vogt grinste und sagte:

„Sie haben also gestern einen Mann hier vorbeigehen *sehen*?"

„Nein," antwortete ich.

Die beiden sahen einander an und begannen zu ratschlagen; kurz nachher gingen sie miteinander zur Hütte hinaus und zurück in ihr Dorf.

Ich dachte: „Welche Zuverlässigkeit in seinem Fach hat doch dieser Vogt! Die Unbedeutendheit leuchtete ihm zu den Augen heraus. Es würden einige Sporteln für ihn herausschlüpfen für das Aufgreifen und Transportieren eines Gefangenen, und es wäre auch eine Ehre, die Sache ausgeführt zu haben. O, die ganze Menschheit müßte diesen Mann adoptieren, weil er ihr Sohn ist, nach ihrem Bilde geschaffen. Wo waren die Eisen? Er brauchte nur ein wenig mit der Kette zu klirren und sie wie die Schleppe eines Reitkleides über den Arm zu nehmen, um mir das Gefühl seiner haarsträubenden Macht, Menschen in Ketten legen zu können, beizubringen.

Und was sind das für Kaufleute, für Handelskönige heutzutage! Was ein Mann in einem Sack davontragen kann, das vermissen sie augenblicklich!

Von jetzt an sehne ich mich nach dem Frühling. Meine Erdhütte liegt doch immer noch zu nahe bei den Menschen, und ich will mir eine andere bauen, sobald der Boden aufgetaut ist. Ich habe mir dazu eine Stelle im Walde ausersehen, auf der anderen Seite des Skelbaches; ich glaube, das wird recht werden. Von dort aus ist es vier Meilen ins Dorf und drei über das Gebirge.

Digitized by Google

Der Disputierhannes

Oberschwäbisches Kulturbild

Von Karl Fischer

Der Schmied Franz Xaver Hartmuth zu Kleefeld hatte es seinem Hansel beizeiten gesagt, er sei schon ein rechter Streithammel, der an alles ein Häkchen mache, lerne er aber noch alle die studierten Kniffe und Pfiffe, so werde er ein richtiger Disputierhannes werden und für die Mängel anderer Leute vier Augen haben, für die seinigen aber kein halbes. Der Schulmeister hatte auch gemeint, der Hansel klopfe überall neugierig an, wie der Specht an faulen Bäumen, und die Dorfbuben wollten nichts von ihm wissen, denn nirgends hätten sie Ruhe vor ihm, er sei schlimmer wie ein Bataillon Flöhe. Daß der Hans wirklich zum Disputierhannes gedieh, daran hatte aber auch Kleefeld mit seinen neun Herrschaften sein redlich Anteil.

Die Abtei Buchau besaß da nämlich neun Untertanen, das Kloster Urspring vier, das Kloster Salmannsweiler fünf — einer davon war eben der Xaveri-Schmied — die Stadt Ehingen sechs, das Spital Ehingen acht, der Fürst von Fürstenberg achtzehn, der Graf Schenk von Castell neun, der Deutsche Orden vier, die Gemeinde selbst fünf. Diese neun Herrschaften hatten auch die Gerichtsbarkeit, die sie nacheinander in einer bestimmten Reihenfolge ausübten; ein einziger jedoch war für sein Haus sein eigener Gerichtsherr, wofür er seinem Schirmherrn, dem Baron in Erbach an der Donau, jährlich dreißig Kreuzer (fünfundachtzig Pfennige) zu entrichten hatte, war aber frei von allen anderen Abgaben und Lasten: von Rustikalsteuern, Leibeigenschaftsgeldern und Fallgebüren, von Zehnten und sonstigen Gefällen, von gemessenen und ungemessenen Fronden. Zwei Besonderheiten indessen erinnerten auch diesen Selbstherrlichen an die Buntheit jener Welt. Mußten die anderen Kleefelder von allem, was Halm und Stengel treibt, die zehnte, oder die vierte oder gar die dritte Garbe ihren Grundherrn geben, den Heu-, Öhmd- und Blutzehnten aber dem Pfarrer, den Obst-, Klee- und Flachszehnten dem Meßner und Schulmeister, so brauchte der Selbstherrliche nur für einen Acker ein paar Handschuhe, für einen anderen einen welschen Hahn dem Salmannsweilerschen Landvogt in Ehingen zu liefern. Für Baumgarten und Neuland jedoch war er Lehensmann des heiligen Kornelius und deshalb selbst der Fürstin-Äbtissin in Buchau leibeigen, seine Frau und Tochter dagegen dem Fürsten von Fürstenberg; alle drei aber mußten sie vor den Fürstenbergischen Hofmeister, sobald es um Rechtssachen außer dem Hause ging. Was für Handschuhe nun der Landvogt im besonderen verlangte, und was bei dem zwiespältigen Leibeigenwesen herauskam, das hing zum geringsten Teil von dem Selbstherrlichen ab.

Über all dies machte sich der Korneliermann viele Gedanken, und die wurden allemal laut, wenn der lustige Vetter, der Pater Sebastian, nach einem kleinen Imbiß im Baumgarten mit ihm auf und ab ging. Der Schmied-Hansel aber

Digitized by Google

liebte den Pater mehr noch, als er der Kornelierfrau, seiner verstorbenen Mutter Schwester, zugetan war; hatte er von ihr sein Vesperbrot, so schlich er sich in den Garten unter den großen Birnbaum und hörte dem Gespräch der beiden Männer, die kein Acht auf ihn hatten, so fleißig zu, wie er kaute. Die mitverschluckten Gesprächsbrocken aber wurden immer dicker, je länger er sie, sommers im Gras, winters hinter dem Ofen, in sich schlang. Von der Kaiserstadt an der Donau, der schönen Kaiserin und den vielen Fürsten, Grafen und Herren geistlichen und weltlichen Standes, deren es im Reich über anderthalb tausend und in oberschwäbischen Landen mehr denn zweihundert gebe, erklangen ihm die Ohren, und wie es in Recht und Gericht, Abgaben und Fronden so bunt ausschaue wie in Kleefeld. Überall aber fehle es an Leuten, die sich auskennten, und so müsse der gemeine Mann allerwärts das Gelage bezahlen, ohne daß er miteſſen und mittrinken und die Rechnung beſehen könne. Der Hanſel vernahm er oft genug, hätte wohl den Kopf dazu, wenn er nur wolle. Und er wollte, als Pater Sebastian sich erbot, ihn auf seine Kosten nach Ehingen ins Kollegium zu bringen, das die Benediktiner von Zwiefalten dort unterhielten. Dem Xaver war's auch recht. „Dein Rotkopf," meinte er, „paßt nicht vor die Esse, deine spitze Nase schaut besser in die Schriften als ins Feuer, und deine langen Rippen und Arme schicken sich besser zum Bücherschleppen als zum Hammerschwingen; beim Schmieden könnt'st ja ohnehin die Flöhe nicht husten hören. Also zum Schmied taugst du nichts, zu einem rechten Disputierhannes kannst du's aber immer noch bringen."

So kam der Schmied-Hanſel in das größte und schönste Gebäude der Stadt, das wie die Sankt-Blasius-Kirche mit ihrem spitzigen Turm auf dem hohen Felsrand über dem Schmiechental lag. Von den übrigen Herrlichkeiten der Stadt bekam er nicht viel zu sehen; und sich der Fernsicht über die Alb zu freuen, war seine Sache nicht.

Viel, viel Latein, nicht wenig Griechisch und sonst gelehrte Sachen lernte der Hanſel wohl, aber nichts von all dem, wozu er gekommen war. Daß die Stadt ein paarmal von den Franzosen niedergebrannt und geplündert worden, galt ihm schon mehr, und der Brand der Kollegiumskirche dünkte ihn eine Unterbrechung des Schul-Daseins, die der Wiederholung wohl wert sei. Endlich durfte er auch einmal etwas erleben: Kaiser Joseph hob das Nonnenkloster auf und ließ es samt der Kirche abbrechen; die Michaelskapelle und die Wolfgangskirche wurden geschlossen. Das sei vernünftig, meinte der Hans, es bliebe ja doch noch ein Dutzend Gotteshäuser übrig. Dem alten Herkommen, das er bei seinen Studiengenossen, die ihn übrigens ebensowenig mochten wie die Kleefelder, gerade so spitz herunterzumachen wußte, wie er alle Neuerungen scharf herauszustreichen verstand, war er zwar nicht grün, aber die Freistatt im Pfarrhof, wo nach weiland Kaiser Friedrichs III. Privileg Verbrecher eine Zuflucht haben sollten, dünkte ihn so übel nicht. Allmählich jedoch reifte bei ihm der Entschluß, seinem gelehrten Gefängnis den Rücken zu kehren und sich eine Gelegenheit zu suchen, wo er lernen könne, was seinen Zwecken diene. Nach

Digitized by Google

allem, was er hie und da herausgeholt hatte, schien ihm eine öffentliche Schreibstube das beste. Der Plan kam zur Ausführung, als der alte Schmied und der lustige Vetter bald nacheinander gestorben waren und ihm so viel Mittel zufielen, daß er an einer Kanzlei anklopfen konnte.

Es gab deren damals, als man 1789 schrieb, in Ehingen fünf. Die vornehmste war die der Reichsritterschaft des Donaukantons; ihr prächtiges Haus am Niklastor lag zwar nahe bei seinem Kollegium, aber sie schien ihm für seine Sache am fernsten zu liegen. Nicht weit davon, am Marktplatze, lagen zwei andere, ebenfalls stattliche Gebäude; das eine gehörte dem vorderösterreichischen Landtage und diente zu dessen Sitzungen, zu Archiv und Landeskasse; diese Trauben schienen indes dem Hans zu sauer; das andere, das Rathaus, enthielt die Stadtkanzlei. Aber Ammann, Bürgermeister und Rat standen unter dem kaiserlich königlichen Oberamt in Günzburg, und der vor kurzem eingesetzte rechtsgelehrte Syndikus machte dem jungen Wißbegierigen keinen Mut zum Ansprechen. In der Kanzlei des Spitalamtes sei auch nichts mehr für ihn zu holen, meinte er, seitdem die eigene Wirtschaft des Spitales aufgehoben war, von den anderen sieben kleinen „Pflegen" ganz zu schweigen. So blieb für seine Zukunftspläne nur die übrig, auf die er durch sein Untertanenverhältnis von vornherein hingewiesen war: die draußen auf dem Gänsberg, wo das Amtshaus des Salmannsweilerschen Landvogtes lag. Der Amtsbezirk umfaßte zwar nur drei Ortschaften, von denen zwei weit droben auf der Alb lagen, aber er hatte so mannigfache Gefälle und bot mit seinen vielerlei Geschäften dem Hans das, was er gerne erkunden wollte. Hier also klopfte er an und erhielt Einlaß.

Nach den nötigen Anweisungen übernahm er die Führung des Gerichtsprotokolles. Es stand nicht lange an, so merkte der Neuling, daß es besonders auf die Rubrik ankam, wo stand, was jeder Fall — Feldfrevel, Ehepakten, Kuhhändel, Straßenlärm usw. standen bunt untereinander — an Sporteln und Strafen einbrachte; Richter und Rechner müßten hiernach, meinte der Hans, nahe verwandt sein. So möchte es wohl auch kommen, meinte er weiter, daß die kaiserlichen Gerichte, wie das Hofgericht in Rottweil, das Landgericht auf der Leutkircher Heide und der Oberhof in Freiburg den reichs- und kreisständischen wie den ritterschaftlichen Gerichten allzeit Konkurrenz machten. Als er aber einmal vom hohen Reichskammergericht zu reden anhub, gab's eine laute Freude in der Schreibstube. Zu Wetzlar sei der Brauch, hieß es da, die Aktenbündel an aufgespannte Seile zu hängen, dabei komme es nur darauf an, welches Seil zuerst abfaule, dann nämlich würden die herabgefallenen Akten gelesen und bearbeitet.

Der Landvogt war ein studierter Rechtsgelehrter und erfahrener Amtmann, aber auch er hatte mit seinen gut geschulten Kanzlisten beinahe alle Tage Gerichtsrätsel zu lösen. Bei den Benediktinern in Zsny war eine gerichtliche Erhebung zu machen, sie mußte beim Grafen von Trauchburg geholt werden; als aber für eine der dortigen Stadtmühlen dasselbe zu geschehen hatte, wurde

Digitized by Google

man an die Abtei gewiesen, der dort wie in einem Teil der Reichsstadt das ganze Gericht zustehe. Im Deutschherrlichen Orte Altshausen saß ein Landkommissiär des Ordens; als man ihn in einer Rechtssache anging, lautete die Antwort: Altshausen ist freies Reichsdorf, also ist beim Schultheiß anzufragen. Wegen eines Klostergefälls, auf das die Abtei Petershausen Anspruch hatte, die unter österreichischer Hoheit stand, antwortete das kaiserlich königliche Oberamt in Stockach: Zürich ist Oberherr; bei einem Lehensbauer derselben Abtei aber hieß es: dessen Dorf liegt in der Landvogtei Thurgau, steht also unter dem Schutz der Eidgenossen. Die reichste Abwechslung fand sich indes in dem Gebiet der Reichsabtei Weingarten vor. In einem Teile desselben hatte das schweizerische Stift Maria-Einsiedeln, in einem anderen der vorderösterreichische Landvogt in Altdorf das hohe und niedere Gericht, wieder in einem anderen hatte die Abtei das niedere Gericht, während sich Maria-Einsiedeln und der Altdorfer Landvogt in das hohe teilten; in einem ihrer Dörfer hatte die Abtei jedoch nur das niedere Gericht über fünf Häuser.

Über all dem fing dem wißbegierigen Hans zu schwindeln an ob seiner vermeintlichen Sendung, er dachte einmal an ein Wort der Schrift: Durch die Sünden des Landes sind der Herren so viele. —

Eines Tages erschien der Landvogt sehr unwirsch auf der Kanzlei und teilte mit, daß der Wiener Schub wieder im Anzug sei, an dem diesmal das Amt auch seinen Anteil habe. Als der Kanzlist hörte, es handle sich bloß um einen Häuslerssohn aus Schmalstetten, schlug er vor, diesen kurzerhand an das kaiserlich königliche Oberamt in Günzburg als den geforderten Rekruten einzuliefern; in Hausen habe Ammann und Gericht vergangenes Jahr den Sohn aus dem Hirtenhaus nachts mit Gewalt geholt und auf einem Leiterwagen festgebunden dem Oberamt als Rekruten gebracht; der sei zwar nach ein paar Wochen wieder davongelaufen, aber die Hausener hätten ihren Mann gestellt, und ob unter den Landstreichern ein kaiserlich königlicher Deserteur mehr oder weniger sei, mache auch nichts aus. Der Landvogt behielt sich die Entscheidung vor und befahl dem Hans, der unterdes gewaltig die Ohren gespitzt hatte, sich zur Fahrt nach Rottenacker bereit zu halten, wo er bei einer Verhandlung mit dem württembergischen Vogt zu protokollieren habe.

Als der Landvogt das Zimmer verlassen hatte, begann der Hans nach dem Wiener Schub zu fragen. „Ach so," sagte der Kanzlist, „das sind die Bettler und Landstreicher aus dem Reich, die von der kaiserlich königlichen Regierung nach Bayern und von da nach Oberschwaben abgeschoben werden. Wenn die ersten Störche sich im Donautal zeigen, kommt der erste Jahresschub, und wenn sie wieder ziehen, der zweite. Und da die Zucht- und Arbeitshäuser in Buchloë und Ravensburg schon längst voll sind, das neue in Oberdischingen aber nur solche beherbergt, deren Herrschaften mit dem Grafen Vertrag haben, ist oft guter Rat teuer; man kann sie doch nicht alle die schöne Liesel in Buchloë küssen lassen, oder ins Kloster zu den dürren Brüdern schicken." — „Was ist denn das?" fragte nun der erstaunte Hans. „Die schöne Liesel," wurde er

Digitized by Google

belehrt, „ist ein eisernes Frauenzimmer, das jeden, der ihr auf einer bestimmten Stelle zu nahe kommt, umarmt und so herzhaft an sich drückt, daß er für eine gute Weile genug hat. Die Klöster aber zu den dürren Brüdern sind die Galgen, die gemauerten wie die beweglichen; stehen nämlich die Früchte auf dem Halm, so müssen jene ihre Sommervakanz haben und dafür diese aufgeschlagen werden. Auf der nächsten Fahrt nach Ulm kannst du sie von allen Arten sehen, mit und ohne Baumler, das ist die schönste Galgengegend hierzulande; und wenn du einmal ein Hochgerichtsfest mitmachen willst, hast du bald die beste Gelegenheit, da der Meister Vollmer nächstens in Dischingen drüben ein paar baumeln und ein paar andere brandmarken und mit Ruten aushauen läßt." Scharfer Peitschenknall machte dieser Belehrung ein Ende und mahnte zur Abfahrt.

Hans Hartmuth war gewiß keiner von denen, die blasen, was sie nicht brennt, er ließ sich lieber von anderen die Kastanien aus dem Feuer holen, aber alles, was er seither von Recht und Gericht, von Freiheit und Gerechtigkeit gesehen und gehört hatte, brachte ihn doch aus seinem selbstischen Gleichgewicht; auf dem holperigen Weg ins Donautal stieg alles in ihm auf, was er an unveräußerlichen Menschenrechten, von den Taten der Nordamerikaner und den Beschlüssen der Pariser Nationalversammlung wußte. Wo war, so fragte er sich, in Deutschlands öffentlichen Zuständen irgend etwas zu sehen, was nach individueller Freiheit, nach gesunder Vernunft und Zweckmäßigkeit ausgesehen hätte; wozu solche Staaten, Ständchen und Herrschaften, wozu solche Ämter und Gerichte?

Endlich hielt der Wagen. Nach Erledigung der Geschäfte saßen die Herren Vögte zusammen und klagten bei Braten und Wein über den schlechten Zeitgeist; die beiden Schreiber aber priesen, was jene verdammten, nachdem der Seewein die Zungen gelöst hatte. „Vor kurzem," bemerkte der Salmannsweilersche, „habe ich gelesen, Deutschland sei ein großer Jagdpark, in dem alles, was die Jagduniform trage, sich ziemlich Plaisir machen könne, was aber Pelz oder Federn trage, müsse sich verkriechen."

„Ja, ja," bestätigte der Württemberger, „derselbe Schriftsteller — es ist ein Landsmann von mir — hat auch gefragt, ob es zum Heiligtum unserer Verfassung gehöre, daß in Frankfurt ein Ochse gebraten, zerrissen und verteilt werden müsse, und ob die Würde des Reiches darauf beruhe, daß sich die Frankfurter bei der Kaiserkrönung auf Regimentsunkosten besaufen." — „Ein paar hundert Regierungen, ein paar hundert Höfe!" rief der andere aus, „was für eine Armee von Ministern, Geheimen und Regierungsräten, Amtmännern und Vögten, von Hofmarschällen, Kammerherren, Hofdamen, Pagen, Lakaien, Stall- und Jagdbediensteten gäbe das; schriebe man sie alle in ein Buch und ließe das drucken, es würde dreimal so dick wie das corpus iuris. Daß die vielen Höfe ebenso viel Quellen der Sittlichkeit seien, hat noch niemand gehört. Die Tausende von Regierungs-, Justiz- und Kameralämtern verschlingen nicht bloß Tausende von Zentnern Papier und Stückfässern Tinte, sondern auch

Digitized by Google

Tausende von Menschen, die — wie wir — was Gescheiteres tun könnten, als in den Kanzleien herumlungern."

„Weht daher der Wind?" unterbrach jetzt der Württemberger den Redefluß, dem er mit wachsendem Erstaunen zugehört hatte, und holte ein paar sorgfältig zusammengelegte Blätter aus seiner Brieftasche, während er sagte: „ich kann gleich fortfahren, wo du aufgehört hast. — Der Umstand," begann er zu lesen, „daß die produzierenden Klassen bei uns nicht zu dem Grade von Wichtigkeit gelangen können, zu dem sie nach der Natur der Dinge gelangen sollten, hat auch die üble Folge, daß sich viele Eltern verleiten lassen, ihre Söhne zu sogenannten gelehrten Bedienungen zu bestimmen. Da aber die Zahl der Bewerber immer größer wird, so wächst fortwährend die Furcht, sich durch Freimut zu schaden, und damit die Charakterlosigkeit, die Augendienerei und Kriecherei." — „Wie ist das mit den produzierenden Klassen?" warf der andere dazwischen. „Nur Geduld!" fuhr der Württemberger fort. „Hat man je gehört, daß in einem Milchhafen Bier gebraut wird? Jeder der Hunderte von deutschen Staaten will seine Kräfte nur zu seinem eigenen kleinen Vorteil gebrauchen; haben die anderen Schaden davon, um so besser; man baut verkrüppelte Fabrikchen, da man keine Fabriken bauen kann; man macht für einen Markt von ein paar Meilen Aus- und Einfuhrzölle wie die Engländer, deren Markt die ganze Welt ist. Auch unser Markt hätte die ganze Welt sein können, wenn unsere Fürsten und die Hansa zur rechten Zeit ihr gemeinschaftliches Interesse erkannt hätten! Daß Deutschland kein rationelles System von Kanälen und Landstraßen hat, verdankt es nur dem Unverstand und der Willkür. Landwirtschaft, Handel und Industrie werden durch unsere elende Verfassung niedergehalten. Das Volk kann sich weder zu einer vernünftigen wirtschaftlichen Tätigkeit noch zu dem ihm zukommenden Wohlstand erheben; in den engen Mauern ihrer Städte und Zwergstaaten verkrüppeln die Deutschen und reiben sich untereinander auf; manche suchen im Ausland, was ihnen die Heimat versagt; andere drehen sich wie die Türe auf der Angel und sprechen: Ein wenig Schlaf, ein wenig Schlummer, ein wenig Händefalten —"

„Wo stecken denn die beiden Schriftgelehrten?" dröhnte die Stimme des württembergischen Vogtes durch das Haus, „der Herr Landvogt will fahren!"

Wie Spreu vor dem Winde fuhren die beiden auseinander und verabschiedeten sich schnell mit zitternden Fingern und sprühenden Augen. Für den Salmannsweilerschen aber wurde die Heimfahrt noch stürmischer als die Herfahrt; und als die Pferde am Gänsberg in Schritt fielen, war ihm wie einem, der, an Händen und Füßen gebunden, in einem brennenden Hause sitzt.

Die Stille der Nacht und das Grau des Alltages dämpfte zwar die Glut, die sich so unerwartet in ihm angefacht hatte, aber verwerflich schien ihm sein seitheriges Dasein, und unerschüttert blieb sein Entschluß, ins Land der neuen Freiheit zu entkommen. Die Sorge für sein Wohlergehen verdoppelte dabei die Vorsicht, die ihm von Natur eigen war. Aber als das Königtum jenseits des Rheines gefallen war und die Revolutionsheere ihr Licht dem dunkeln

Digitized by Google

Osten entgegentrugen, litt es ihn nicht länger. Er verschwand eines Tages, mit Paß und Geld wohlversehen, allen Warnungen seines württembergischen Kollegen ungeachtet. „Hinein wirst du leicht kommen," war jedesmal sein Schlußsatz, „um so schwerer aber heraus." Und so geschah's.

„War das nicht eine Freude," erzählte er später selbst, „als ich die ersten Jakobiner mit ihren roten Mützen, an denen Fuchsschwänze herabhingen, zu Pferd das besetzte Land durchstreifen sah; war das nicht eine Lust, als ich den ersten bunten Freiheitsbaum erkannte, den freiheitstrunkene Menschen umtanzten. In Kolmar kamen die ersten Dämpfer. An der Sankt-Martins-Kirche hing über dem Hauptportal eine große schwarze Tafel mit der Aufschrift in Riesenbuchstaben: Temple de la raison. Auf dem Platze vor der Kirche lagen bunt durcheinander Altäre, Säulen, Statuen, Heiligenbilder, Kruzifixe, Bänke usw., alles durcheinander, zerschlagen und verdorben. Ein paar Neufranken hielten Wache, indem sie einen Beichtstuhl zum Schilderhaus gemacht hatten und vorübergehenden Mädchen schnöde Einladungen zur Beichte zuriefen. In die Kirche, die ganz ausgeräumt war, eingetreten, erblickte ich an Stelle des Hochaltares eine Schaubühne, auf der sich ein feuerspeiender Berg, das Sinnbild der Jakobiner, in künstlichem Aufbau erhob. Am Fuß des Berges standen auf Bretter gemalte und ausgeschnittene Figuren, welche die Freiheit, Wahrheit, Tapferkeit usw. darstellten. Plötzlich hörte man starken Trommelwirbel, und eine große Menge Trommler, von einer zahlreichen Wache gefolgt, rückte in die Kirche ein, daß ihr Gewölbe erdröhnte. Der Departementsverwalter und die anderen Beamten, mit dreifarbigen Schärpen und breiten Bändern geschmückt, die sie wie Ordensbänder über die Brust trugen, bestiegen eine Bühne zwischen zwei Kirchenpfeilern und winkten den Trommlern Stillschweigen. Sogleich begann auf dem hohen Chor Pauken- und Trompetenschall, die Orgel fiel ein, und das ganze Volk sang unter Begleitung vieler Blasinstrumente die Marseillaise, hinter jeder Strophe ein fröhliches ça ira. Dann begann ein Beamter einen Vortrag, verkündete eine republikanische Heldentat und ließ Lieder unter die Menge verteilen. Die Aufseher hielten darauf, daß fleißig Vive la republique gerufen, in die Hände geklatscht ward und die verteilten Lieder abgesungen wurden. Hierauf hielt ein Beamter eine lange Rede über die Pflichten des Bürgers; Gesänge und Instrumentalmusik machten den Beschluß. Die Trommler und die Wache — die Beamten in ihrer Mitte — zogen ab, wie sie gekommen waren. Ich folgte und kam auf die andere Seite der Kirche, wo sich ein Haufe Sanskulotten um eine hohe, rotbemalte Bühne lustig jagte; diese war von lärmenden Zuschauern so stark besetzt, daß sie das rote Geländer fast abdrückten und die Treppe, die hinaufführte, ganz füllten. Auf meine Frage, was das wäre, erhielt ich unter Hohnlachen die Antwort: ‚Die Guillotine! Vor der nimm deinen Rotkopf in Acht, er wackelt schon,' hieß es gleich hinterher. Und er hat allerdings oft genug gewackelt."

Nein, so hatte sich der Hans Freiheit und Gerechtigkeit gar nicht gedacht, wie er sie bei den Neufranken am eigenen Leibe erlebte. Und als es ihm

Digitized by Google

endlich gelungen war, ihnen wieder zu entkommen, war er froh, in einer der zweihundertfünfzig oberschwäbischen Herrschaften ein stilles Nest zu finden, indem er meinte, die alte deutsche Unfreiheit sei ihm doch lieber als die neue Freiheit von jenseits des Rheines. Er sei kein Disputierhannes mehr und möge keineswegs mehr so heißen.

Es währte freilich nicht lange, so fanden die Leute, mit dem Hannes sei es doch eine merkwürdige Sache: Hätte er früher alles Alte schlecht gemacht und für alles Neue gestritten, so gehe es jetzt umgekehrt. Mache er so fort, so könne er noch erster Schreiber bei der Ritterschaft werden. Und er wurde es. Die Herrlichkeit dauerte nur nicht lang. Als Napoleon in Südwestdeutschland alles aus den Fugen trieb, hatte es auch mit der Ritterschaft und ihrer Kanzlei in Oberschwaben ein Ende. Der Hans wurde auf schmale Kost gesetzt, fuhr aber fort, gegen die elenden Neuerer und politischen Pantoffelhelden zu streiten, und trug einen wohlgepflegten Zopf, als ihn alle Welt längst abgeschnitten hatte.

Tagebuch einer Reise um die Welt

Von Andrew Carnegie

I

Von New York nach San Francisco

(Von Jugendträumen, Shakespeare und Rennpferden — Mais, Vieh und Export — Bret Harte und Tennyson — Direkte Steuern und Weizen — „Und unser gutes Schiff fährt morgen!")

New York, den 12. Oktober (Samstag)

Ruck! Schnapp! So, der Schreibtisch ist zu, der Schlüssel umgedreht — und nun, meine lieben Pflegekinder, lebt wohl für ein Jahr! Du gute Schar, über die ich so manchen Tag mit väterlicher Sorge gewacht habe!

Ihre Bettchen sind Geschäftspapiere, und sie heißen: das Union-Eisenwerk, die Lucy-Öfen, die Keystone-Brückenwerke, das Union-Schmiedewerk, die Koks-werke und, last not least, der junge Herkules: das Edgar-Thomson-Stahlschienenwerk — lauter hübsche und kräftige Kinder und fähig, sich im Kampfe ums Dasein zu behaupten. Von ihrer Zukunft erwarte ich Großes. Doch für jetzt muß ich Abschied von ihnen nehmen, ich mache jetzt Ferien, und das Steigen und Fallen der Stahlpreise läßt mich kühl.

Vor Jahren stand ich einmal mit Vandy und Harry unten am Krater des Vesuv. Wir hatten uns da Eier gekocht und hatten auf unsere nächste Reise getrunken und machten aus, daß wir dann, statt heimzukehren wie diesmal, unsere Reise um den ganzen Erdball fortsetzen wollten.

Digitized by Google

Als ich das erstemal Schottland wieder sah, meine erste Europareise, — das war ein Ereignis in meinem Leben. Seit frühester Jugend stand es bei mir fest, diese Reise zu machen. Heute bin ich etwas älter geworden, aber auch die jetzige Reise erfüllt eine Jugendsehnsucht. Es ist doch ein Gefühl höchster Befriedigung, wenn man seine Jugendträume ausführt; nichts kann sich, glaube ich, damit vergleichen; es ist ein solcher Triumph, seine Luftschlösser in die Welt der Wirklichkeit zu versetzen. Andere Träume bleiben wohl noch übrig, und bei gelegener Zeit kommen auch sie daran; denn nichts kann diese früh eingeprägten Hoffnungen unterdrücken, solange man lebt; und wenn der Tod kommt, dann empfinden wir noch bis zum letzten Augenblick die Siegesfreude, daß wir treu unserem Stern gefolgt sind und mannhaft gekämpft haben.

Aber was mitnehmen für die langen müßigen Stunden? Reisende wissen, daß das Sehen eine anstrengende Sache ist, und daß die Ozeanwelle sehr monoton werden kann. Ich kann doch nicht eine ganze Bibliothek mit mir schleppen. Wohl, ich kann's. Sorgende Mutterliebe löst das Problem: sie gibt mir Shakespeare mit. In dreizehn dünnen, handlichen Bändchen. Komm also, mein Shakespeare, du allein von der ganzen Vergangenheit sollst mein Reisegefährte sein. Mich verlangt nach niemand sonst, wenn du mir nahe bist. Es gibt keine Stimmung, wo du mir nicht willkommen wärest. Du bist wirklich eine Bibliothek, und ich sehe mit Sehnsucht und Vergnügen so mancher Stunde auf einsamer See entgegen, nur in deiner Gesellschaft. Ein Liebhaber könnte sich ebensowenig nach etwas anderem als seiner Geliebten sehnen, wie ich mich nach dir sehne. — Ich habe Gewissensbisse: Du, Dichter hinter dem Pfluge,* der du mir so viel bist, habe ich dich vergessen? Nein, mein Robie, es ist nicht nötig, daß ich dich in meinen Koffer packe, ich kann dich auswendig von „A man's a man for a' that" bis zu „My Nannie's awa".

Pittsburg, den 17. Oktober

Was ist das? Ein Telegramm: Die „Belgia" segelt von San Francisco schon am vierundzwanzigsten ab statt am achtundzwanzigsten! Was soll man da tun? Wir fahren, und zwar über Omaha, und lassen Denver liegen. Ja, wir fahren durch, sind Freitagmorgen in Sankt Louis, dann weiter nach Omaha, um den Sonnabend-Morgen-Schnellzug nach San Francisco zu erreichen. Versäumen wir nur einen einzigen Anschluß, so kommen wir zu spät nach Frisko. Das wollen wir aber nicht. Wir haben der unbeständigen Göttin Fortuna so eifrig den Hof gemacht und uns ihres Lächelns versichert, wir wollen unser Vertrauen zu ihr nicht verlieren; komme, was da mag! Wir wollen einmal sehen, ob uns unser altes Glück nicht auch diesmal durchhelfen wird.

Omaha, den 19. Oktober (Sonnabend)

Einsteigen nach Frisko! Ein Zug mit drei Pullman-Wagen, alle gut besetzt, — aber was soll das Rangieren bedeuten, jetzt im letzten Augenblick? Wir glaubten,

* Robert Burns.

Digitized by Google

es gehe los? Es soll noch ein Wagen angehängt werden, der den „Rarus“, den besten Traber, und den „Sweetzer“, das schnellste Rennpferd der Welt, nach der pacifischen Küste bringen soll. — Welcher Fortschritt! Schatten der „Flora Temple“ und ihrer zwei Minuten vierzig Sekunden für die Meile auf der Rennbahn! Das war damals der Rekord, als ich mich für Rennpferde interessierte, das heißt, als ich selbst welche kaufte; denn in meiner Jugend ritt ich auf allem, was ich bekommen konnte, wenn es nur vier Beine hatte und laufen konnte. Das Interesse für Pferdefleisch scheint angeboren zu sein. Der „Rarus“ macht jetzt die Meile in zwei Minuten dreizehneinviertel Sekunden, und der „Ten Broeck“ hat die besten Pferde aus Lexington* um viele Sekunden geschlagen. Ich habe ihn selbst laufen sehen. So kommen wir in dieser schnelllebigen Zeit Sekunde um Sekunde über die Zeitmaße unserer Väter hinaus. Und seitdem ich dies geschrieben habe, ist wieder mehr als eine Sekunde abgeknapst worden. Amerikas Traber sind die schnellsten der Welt, und die Rennpferde würden es wahrscheinlich auch sein, wenn wir nur ernstlich anfangen wollten, sie hochzubringen. Unsere weichen Straßen sind für Rennen günstig, die englischen würden ein schnelles Pferd ruinieren.

Wir fahren den ganzen Tag durch die ungeheure Prärie; nur durch den Platte ist sie bewässert. Ich kann mir nichts Schöneres vorstellen als solche Maisfelder, die der Ernte harren, solche Viehherden, die grasen, wo sie wollen. Es ist ein herrlicher Tag, und das rotbraune Gewand, in das sich die Natur im Herbst hüllt, könnte sie nicht besser kleiden. Aber auf allen Seiten sehen wir Feuer: die Farmer zünden es an. Es ist die mühelosefte Art und Weise, Unkraut und Gestrüpp los zu werden; aber das scheint mir eine gefährliche Bequemlichkeit zu sein. Sie pflügen nur einen Streifen von zwanzig bis dreißig Fuß Breite um ihre Häuser, Scheuern und Heuschober auf und verlassen sich darauf, daß die Flammen nicht über diese Barriere springen würden!

Die dritte Nacht ist vorüber, und wir sind etwas weniger müde als zu Beginn unserer Reise. Die erste Nacht in einem Schlafwagen ist die anstrengendste, jede folgende ist schon leichter zu ertragen, und in der fünften und sechsten schläft man ganz gut. Was die Gewohnheit nicht alles vermag!

Sonntag, den 20. Oktober

Den ganzen Tag sind wir durch die Grasebenen von Nebraska gefahren. Endlose Herden von Vieh, nicht in Hürden eingezäunt. Die Landschaft gleicht, so weit das Auge sehen kann, einem braunen Meere; nur hie und da eine rohe Hütte als Unterschlupf für die Schafherden. Es ist kein Wunder, daß wir Ochsenfleisch exportieren, man kann die Ochsen hier ohne Mühe mästen. Pferde und Rindvieh gedeihen auf diesen reichen Grasflächen, als wüchse da Hafer. Keine Fliegen, keine Moskitos, nichts plagt und belästigt sie, und die klaren Flüsse, die durch die Täler strömen, sind die besten Tränken. Es ist selbstver-

* Berühmte Pferdezüchterei in Kentucky.

Digitized by Google

ständlich, daß unser Exporthandel sich noch in seinen Anfangsstadien befindet, aber das Geschäft ist jetzt völlig organisiert und nach festen Gesetzen geregelt. In Sherman sahen wir die großen Anschlagtafeln der Wyoming-County-Viehzüchtergenossenschaft; sie drohen jedem schwere Strafen an, der gegen ihre Gesetze verstößt; der „Chayenne-Herald" ist voll von Anzeigen der verschiedensten Marken, die von den Besitzern angenommen wurden. Große Gewinne werden bei diesem Geschäft erzielt — die beste Sicherheit für noch größere — aber nach alledem, was ich erfahren habe, erscheint es mir zweifelhaft, ob der Versuch, lebendes Vieh zu exportieren, Erfolg haben wird.

Wir sahen heute zahlreiche Antilopenherden; sie grasen mitten unter dem anderen Vieh und sind im allgemeinen zu zivilisiert, um in uns die Vorstellung aufkommen zu lassen: „die Antilope zu jagen, die über die Ebene flieht." Man könnte ebensogut ein Schaf jagen. Bei Anbruch der Nacht kamen wir höher und höher in die weltberühmten Rocky Mountains, und noch bevor es ganz dunkel wurde, erreichten wir bei Sherman den höchsten Gipfel, elftausend Fuß über dem Meeresspiegel. Aber unsere Vorstellung von den Rocky Mountains aus den Gemälden von Fremont à la „Napoleons Übergang über die Alpen" erhielt einen heftigen Stoß, wir haben nur eine Hochebene erklommen: kein Baum, keine Bergzacken, keine Schluchten; wenn man auf der Höhe ist, gibt es nur ebenen Boden, eine braune Ebene, „nur das und sonst nichts."

Dienstag, den 22. Oktober

Trostlose Einsamkeit in dieser großen Steppe! Sie reicht im Süden bis nach Mexiko, im Norden bis nach Britisch-Kolumbien und ist über fünfhundert Meilen* breit. Flüsse durchziehen sie und verlieren sich wieder im Sande, wir wissen nicht, wohin das Wasser abfließt, in welches große Becken. Welche Höhlen müssen da unter der Erde sein, die solche Wassermengen aufzunehmen vermögen! Und wohin fließen diese schließlich ab?

Auf der Station treffen wir schon ein Gemisch von Chinesen und Indianern: Shoshonen, Pinten, Winnemukos. Die Chinesen arbeiten auf der Strecke und scheinen dazu sehr geeignet zu sein. In Ogden bekamen wir einige Honigtrauben, die süßesten, die ich jemals gekostet habe.

Es war Mitternacht, als wir aus der Steppe herauskamen. Frühzeitig standen wir auf, um die Sierras zu sehen. Mein erster Blick fiel auf eine Schlucht, die ganz der Alleghany-Schlucht, unterhalb Bennington, gleicht. Man geht in einer Wüste zu Bett und wacht mit einem solchen himmlischen Anblick auf — in der Tat eine angenehme Überraschung. Wir fahren jetzt den westlichen Abhang hinab, noch zweihundertfünfundzwanzig Meilen von San Francisco entfernt, Minen zu beiden Seiten, zahllose Talschluchten mit geschäftigen Menschen. Holla, was ist denn das? Ein holländisches Haus! Schatten des Bret Harte! Wahres Kind des Genies, wie schade, daß du für immer diese

* Es sind überall englische Meilen gemeint.

Digitized by Google

Landschaft verlassen hast, um in der fremden Luft der atlantischen Küste dahinzuschwinden! Eine säuselnde Tanne der Sierras nach der Fifth Avenue* verpflanzt! Wie soll sie da wachsen! Wohl zeigt sie noch schwache Lebenszeichen; aber wie welk sind ihre Blätter! Und Früchte hängen gar nicht daran. Amerika hatte in Bret Harte seinen ausgesprochensten nationalen Dichter; sein Ansehen in Europa war ein Beweis für seine Originalität. Es ist Tatsache: Die amerikanischen Dichter waren bisher nur englische, „mit einer kleinen anderen Nuance". Tennyson könnte den „Psalm des Lebens", Browning die „Thanatopsis", aber wer könnte „Ihren Brief" oder den „Flynn von Virginia" oder den „Jim" geschrieben haben? Nur ein Amerikaner von Fleisch und Bein, niemand sonst. Wenn der Osten ihn nur freigeben wollte, wie die Edinburger Gesellschaft seinen größeren Prototypen, dann könnte er sich aufraffen und nach seiner heimatlichen Heide zurückkehren, zurück in die Armut, und wiedererstehen als der erste wahrhaft amerikanische Dichter. Dichter, Künstler überhaupt, scheinen ihr Bestes nur unter Druck abzugeben. Die Traube muß gepreßt werden, wenn wir Wein haben wollen. Gib einem Dichter die „Gesellschaft" unter die Füße, und er singt nicht mehr, oder er singt, wie Tennyson in seinen letzten Jahren gesungen hat, — Töne, die uns auf die Schande vorbereiten, die er auf einen Dichternamen gebracht hat. Armer, schwacher, kindischer alter Mann! Vergebt ihm aber um dessentwillen, was er als wahrer Dichter geschaffen hat. Er war adlig und wußte es nicht; jetzt ist er ein unechter Adliger und weiß es. Strafe genug für ihn, daß er nicht mehr auf Bergeshöhen steht und nicht mehr über die kleinlichen ehrgeizigen Streber der englischen Gesellschaft hinausragt „mit seinen Girlanden und rauschenden Prachtgewändern". Ach, sein Dichterkleid ist hin. Platz jetzt für die Karnevalsmaske, die gekleidet geht wie ein britischer Peer! Platz, er sitzt jetzt neben dem zuletzt geadelten Großbauern oder einem prinzipienlosen, politischen Achselträger in der buntscheckigen Versammlung des „House of Lords".

Das Wetter ist herrlich, der Himmel wolkenlos; der Zug hält, damit wir das berühmte Kap Horn sehen können. Die Eisenbahn zieht am äußersten Rande des Gebirges hin, und wir befinden uns hart an einem steilen Abhang von zweitausend Fuß Tiefe; ein schmales Gebirge schließt die Ebene von allen Seiten ein, und zu unseren Füßen rauscht der American River. Es ist schön hier, in der Tat, aber alle die Herrlichkeit zwischen Pock Saddle und San Francisco, mit Ausnahme des Einganges in den Weber-Cannon und wenigen Meilen aus seiner Umgebung, haben wir auch im Osten; überhaupt enttäuscht die Szenerie an der Pacificbahn die Erwartungen eines, der mit den Alleghanies vertraut ist.

Bei Colfax, zweihundert Meilen von San Francisco, halten wir an, um zu frühstücken, und machen unsere erste Bekanntschaft mit frischen kalifornischen Trauben und kalifornischem Lachs. Die Trauben, schwarze „Hamburger", können von den besten Treibhaustrauben Englands nicht übertroffen werden. Und welche

* Die vornehmste Straße von New York.

Digitized by Google

Menge für einen Vierteldollar! Wir versuchten dortigen Weißwein zum Diner und fanden ihn so gut wie „Sauterne". Bei solchen Trauben und einem solchen Klima kann es nur eine Frage weniger Jahre sein, bis der echt amerikanische Wein auf den Markt kommt; und was werden wir dann noch einführen? Wir importieren keine Seide, keine Wolle mehr, auch nicht mehr Uhren und Schmucksachen, und ich glaube, ich darf es wagen, dem ausländischen Stahl und Eisen Lebewohl zu sagen; Baumwolle haben wir schon lange selbst. Jetzt, wenn noch die Weine, besonders Champagner, dieser Modeartikel, fortfielen, — was sollen wir dann verzollen? Sollte Amerika, das der Menschheit schon so viele politische Lehren gegeben hat, bestimmt sein, der Welt eine Regierung zu zeigen, die sich nur nach den höchsten wirtschaftlichen Vorschriften richtet, das heißt: nur erhalten wird durch direkte Steuern! Nein, es bleiben noch unsere heimischen Produkte Tabak und Whisky; wir wollen das nächstbeste tun und diese beiden die ganzen Kosten der Regierung bezahlen lassen. Der Tag ist nicht mehr weit, wo wir aus diesen beiden sogenannten Luxusartikeln alle unsere Steuereinnahmen ziehen werden. Und dann werden die tugendhaften Bürger, die keines von beiden genießen, steuerfrei ausgehen. Jetzt, wo wir an der Schwelle ihrer Verwirklichung stehen, weiß ich nicht, ob nicht die völlige Abschaffung des Systems der inneren Verbrauchssteuern vorzuziehen wäre. Wir würden auf diese Weise etwa viertausend Beamte entbehren können, und von der Regierung gilt auch das Wort: je weniger desto besser.

Man kann sich keine größeren Gegensätze denken als die dürre Steppe oben und die fruchtbare Ebene hier unten. Oleander und Geranien grüßen uns mit ihrem Willkommlächeln, Trauben, Birnen, Pfirsiche, alles bunt durcheinander. Wir sind im Italien von Amerika — wir haben Sacramento erreicht. Nach der großen Flut, die es vor einigen Jahren fast ganz vernichtete, hat man mächtige Dämme gebaut, die die Stadt wie mit einer Mauer umgeben, und die sich bis jetzt als genügende Schutzwehr gegen das hohe Anschwellen des American River erwiesen haben, der seine Gewässer aus den Bergen herabgießt. Aber wenn auch Sacramento jetzt gegen Überschwemmungen gesichert ist, so ist es durchaus noch nicht unverwundbar: es ist den Angriffen des nicht weniger schrecklichen Dämons Feuer ausgesetzt. Solch eine Masse von brennbarem Material, zusammengehäuft und dann Stadt genannt, habe ich nie zuvor gesehen. Es ist eine Streichholzschachtel, und eines Tages werden wir von seiner Zerstörung hören. Bereiten wir uns also auf ein Extrablatt vor: „Großes Feuer in Sacramento, die ganze Stadt in Asche!" Aber dann wollen wir das nicht unvorhergesehen nennen.

Wir durcheilen die Talebene — und was für eine Talebene! — die, über hundert Meilen lang, Sacramento von San Francisco trennt! Sie ist gut ihre sechzig Meilen breit und so eben wie ein Billard. Hier sind die berühmten Weizenfelder. So weit das Auge reicht, sehen wir nichts als die golden wogenden Halme; die Weizenähren sind abgeschnitten, das Stroh hat man stehen lassen: es soll als Dung verbrannt werden. Stellt euch eine westliche Prärie vor,

Digitized by Google

mit Weizen statt Mais, und ihr habt das kalifornische Erntebild. Über hundert Meilen weit dehnt sich die Talebene, Weizen von einem Ende bis zum anderen, nichts als Weizen. Kommt in der Regenzeit, das heißt vom November bis zum Februar, nur genügend Regen, dann braucht der Hausvater sich um weiter nichts zu sorgen. Die Natur tut das übrige schon von selbst, eine reiche Ernte ist dann sicher. Einige Jahre hindurch herrschte etwas Regenmangel, aber um diesem einzigen noch übrigbleibenden Mißstande vorzubeugen, sollen auch die Flüsse zu dieser Art von Bewässerung benützt werden. Ist erst dafür gesorgt, dann dürften die Weizenähren an der pacifischen Küste mit den Jahren all das Gold und Silber, das dort gefunden wird, an Wert übertreffen. Douglas Jerolds bekannter Ausspruch paßt auf kein anderes Land so gut wie auf dieses; denn man braucht es in der Tat nur „mit der Hacke zu kitzeln, damit es mit einer Ernte lächele".

Wir erreichten zur festgesetzten Minute Oakland, das Jersey City* von San Francisco. Das Dampfboot hält an, und vor uns liegt das New York der pacifischen Küste. Aber statt der hellglänzenden Stadt, die wir uns ausgemalt hatten, die mit ihren hohen Türmen in Ruhe versänke, umstrahlt von den Herrlichkeiten der untergehenden Sonne — denken Sie sich unsere Überraschung: nicht einmal unser rauchiges Pittsburg könnte sich einer dichteren Rauchwolke rühmen. Ein Bekannter, der so freundlich war, uns bei unserer Ankunft in Oakland zu erwarten, suchte uns zu erklären, daß das nicht alles Rauch wäre, es sei meistenteils nur Nebel und käme von einem besonderen Wind, der zuweilen diese Wirkung hätte. Aber ich kann mich kaum irren, wenigstens, was das anlangt. „Nein, nein, mein lieber Herr, Sie mögen alles um San Francisco herum kennen, die Chinesen, die Minen, die Yosemite, aber erlauben Sie mir, bitte, daß ich auch etwas von Rauch verstehe." Wir kamen, nach siebentägigen Fahrt, in unser Hotel und suchten nach einem Bade und einem guten Dinner in angenehmer Gesellschaft noch so viel von der Stadt zu sehen, als vor „der kurzen Dämmerstunde" möglich war.

San Francisco, Palast-Hotel, Mittwochabend
den 23. Oktober

Wirklich ein Palast! Wo könnten wir seinesgleichen finden! Windsor-Hotel, du kannst dich verstecken! Du mußt deinem großen westlichen Rivalen die Palme reichen, was das Gebäude anlangt; sonst magst du deinen ersten Platz behalten. Es gibt kein anderes Hotelgebäude in der Welt, das diesem gleich wäre. Der Hof des Grand Hotel in Paris ist armselig im Vergleich zu dem des Palast-Hotels. Wenn es hell erleuchtet ist, dann ist der Gesamteindruck wunderbar. Die Einrichtung, die Säle, die Zimmer, alles ist herrlich, ja, dies Hotel scheint einem überall sagen zu wollen, daß es erbaut sei, um alles Geschaffene in den Schatten zu stellen, und daß die Millionen seines Besitzers ihm

* Vorstadt von New York, wo alle Bahnen münden.

Digitized by Google

dieſen Triumph geſtatteten. Es iſt in San Francisco ſo ſehr an ſeinem Platze, wie der Taj es in Sligo iſt. Aber ſo iſt der kaliforniſche Geldmann: Wenn er ſein Schäfchen im Trockenen hat, ſteckt er es in ein Hotel, ſo wie man in New York einen Marmorpalaſt oder ein Lagerhaus an der Bahn baut, oder in Cincinnati eine Muſikhalle, oder in Pittsburg eine Kirche oder noch ein Eiſenwerk. Jede Geſellſchaft hat ihre Eigenheiten. Die Hotels aber machen nicht den Eindruck, als ſeien ſie ganz paſſende Denkmäler für einen, der ſein Werk auf dieſer Welt bereits vollbracht hatte, als er ſie baute; ſie ſcheinen mir zu lebhaft, um für ihre Beſitzer behaglich zu ſein, und ich habe mir vorgenommen, wenn meine „Bauzeit“ kommt, ſoll es kein Hotel werden.

Wir gingen endlich zu Bett; aber wer könnte ſchlafen nach ſolch einem Tage, nach einer ſolchen Woche! Das ununterbrochene Fahren, das Summen und Klirren und Schüttern der Räder — faſt war es unſer Wiegenlied geworden —, wir waren ſo daran gewöhnt. Und dann die Telegramme von Hauſe, die uns Lebewohl ſagten, die warme, balſamiſche, italieniſche Luft, wir hatten den Winter hinter uns gelaſſen — das alles vertrieb uns den Schlaf. Und als endlich der Sandmann kam, gingen Traumgeſtalten von Indianern, Chineſen, Indiern, Elefanten, Kamelen in endloſer Reihe durch unſer Gehirn.

Wir waren am Goldenen Tor; wir hatten die Küſte des Stillen Ozeans erreicht, und vor uns lagen

„die Reichtümer von Ormus und Indien,
Wo der Orient mit verſchwenderiſcher Hand
Perlen und Gold ſchüttet auf ſeine Barbarenherrſcher.“

Und bei jedem Sternenſchimmer in der langen Nacht fiel mir immer der Refrain ein, der jede Szene orientaliſcher Herrlichkeit abſchloß, die uns unſere Phantaſie vorgaukelte:

„Und unſer gutes Schiff fährt morgen,
Und unſer gutes Schiff fährt morgen!“

Ich konnte machen, was ich wollte: die Worte der alten ſchottiſchen Ballade wollten mir nicht aus dem Sinn. Schlafen! Wer könnte ſchlafen in einer ſolchen Stunde? Der müßte kein Fleiſch und Blut haben, deſſen Puls nicht ſchneller ſchlüge und deſſen Begeiſterung nicht aufloderte, wenn er auserwählt iſt, ſich zuflüſtern zu dürfen: Nach Oſten, nach dem Orient! „Und unſer gutes Schiff fährt morgen!“

Digitized by Google

Traurige Liebe

Zeichnung von H. Klimſch

Ich hob mer mei Trutſchel ins Herz nei geſchloſſe.
Sie hot mer verſprochе, ne wollt mi net loſſe.
Do reit mich der Deifel, dem Schultze ſei Hans,
Der führt ſie zum Tanz, der führt ſie zum Tanz.

So geht's, wenn die Mädcher zum Tanzboden geh,
Da muß ma halt immer in Sorje bei ſteh,
Daß ſie ſich verliewe in annern Knecht.
So Mädcher ſein ſchlecht, ſo Mädcher ſein ſchlecht.

Es ſchmeckt mer kei Eſſe, es ſchmeckt mer kei Trinke,
Und wenn ich muß arweidе, da möcht ich verſinke,
Kurz, wenn ich mei Trutſchel net bald wieder ſeh,
Dann muß ich vergeh, dann muß ich vergeh.

Un wenn ich emal ſterwe, ich laß mich begrawe
Un laß mer vom Schreiner vier Brettercher ſchlache
Un laß mer zwa brennende Herze druf mole,
Ich kann's ja bezehle, ich kann's ja bezehle.

Dann laß ich aſtimme die Sterwegeſänge,
Do leit jo der Eſel die Quer und die Länge.
Im Lewe, do hot er manch Liewesaffäre,
In Dreck muß er were, in Dreck muß er were.

(Altes fränkiſches Bauernlied)

Digitized by Google

Giosuè Carducci

Von Gherardo Spannocchi

„Das heutige Italien fühlt sich in Schmach und Erniedrigung liegen: ich las es auf dem Antlitz blühender, schuldloser Jünglinge.“ So sagte Jakob Grimm, als er die Eindrücke niederschrieb, die ein Aufenthalt in Italien um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in ihm hervorrief. Um dieselbe Zeit, als der große deutsche Mann der Jugend Italiens dieses schöne Zeugnis gab und, was heute wieder neues Interesse gewonnen hat, „die Stärke und Freiheit Deutschlands durch eine in den Knoten der Politik noch nicht abzusehende, aber dennoch mögliche Wiederherstellung Italiens bedingt“ sah, begründete unter den Dichtern der apenninischen Halbinsel ein Jüngling seinen Ruf, der, bis ins Innerste erfüllt von dem Gedanken an die Schmach und Erniedrigung seines Vaterlandes, sein schönes und eigenartiges poetisches Talent von Anfang an ganz in den Dienst seiner Heimat stellte: Giosuè Carducci, dessen am sechzehnten Februar erfolgtes Hinscheiden ganz Italien in Trauer versetzte.

Es ist natürlich, daß die neuere Lyrik der Italiener bisher in Deutschland nur wenig bekannt wurde. Sind doch die Beziehungen zwischen den beiden Ländern erst wieder inniger, erst die richtigen geworden, seit ein Deutschland entstanden ist, das nicht auf die Unterdrückung, wohl aber auf die Freundschaft Italiens Gewicht legt. Und gerade der Teil des alten Reiches, der seinerzeit am nächsten mit Italien in Verbindung stand, war natürlicherweise immer am meisten daran interessiert, die Regungen des italienischen Patriotismus, auch wenn sie sich nur in der Poesie zeigten, nicht nur nicht weiter zu verbreiten, sondern schon in der Geburt zu ersticken. Was hätte Wien als Vermittler italienischen und deutschen Geistes sein können, und was ist es wirklich gewesen?! Doch die unnatürliche Herrschaft Österreichs über einen der schönsten Teile von Italien ist gebrochen, und auch der Deutsche im Süden hat keinen Grund mehr, in Italiens Bestrebungen Gefahr für sich selbst zu sehen. Frei und ungetrübten Blickes vermag er auf die Entwicklung eines Landes zu schauen, dessen Schicksale so viel Ähnlichkeit mit den deutschen haben. In dieser veränderten Stellung vermag er auch den leidenschaftlichen Ausbrüchen des italienischen Patriotismus gerechter zu werden, die Verwünschungen über die früher ausgeübte Fremdherrschaft milder, versöhnlicher anzuhören.

Auch Carducci Dichtungen kann daher heute in Deutschland eine bessere Aufnahme verheißen werden, als dies vielleicht noch vor wenigen Jahrzehnten möglich gewesen wäre. Denn gerade die vorzüglichsten seiner Dichtungen sind politisch, und einzelne davon wahre Glutausbrüche der Begeisterung für die Auferstehung seines Vaterlandes und des Hasses gegen den fremden Herrscher, vor allem aber auch gegen Priester und Papst. Carducci Dichtung ruht ganz auf politischem Grunde. In die Schilderung der Landschaft, in die Trauer um den gestorbenen Bruder, in die phantastischen Bilder von der Gestaltung unseres Erdballes mischt sich ihm der Gedanke an sein Vaterland. Italiens Wiedergeburt

Digitized by Google

ist sein ein und alles, ist ihm „Religion", wie Mazzini es einmal ausdrückte. „Wie die Liebe zur Dichtung," sagt er selbst, „sich gleichzeitig mit der Liebe zur Heimat in mir entwickelte, war ich darauf bedacht, jene, so gut ich konnte, dieser dienen zu lassen. Ich sah gar wohl, was das heiße: der Muse ihr Feld verengern, ihr manche bunte Feder aus dem Gefieder reißen, ihr sozusagen den Schein der Vasallin geben; aber ich fühlte den Stolz, ein Sohn Italiens zu sein, ich ahnte, daß ich nicht als Knecht sterben würde; und ich nahm den Gesang auf mich, wie man eine Schuld auf sich nimmt."

Giosuè Carducci ist von Geburt Toskaner. In Val di Castello bei Pietrasanta, einem kleinen Orte in den Maremmen, kam er am 27. Juli 1835 als Sohn eines Arztes zur Welt. „Mein Vater," so beginnt er, charakteristisch genug, seine Jugenderinnerungen, „war ein glühender Verehrer Manzonis, im übrigen einer von den nicht vielen in Toskana, die infolge der Ereignisse von 1831 Gefängnis und Verbannung zu erdulden hatten. Bis zu meinem vierzehnten Jahre hatte ich fast keinen anderen Lehrer als ihn, der mir nichts als Latein beibrachte, mir indes viel Freiheit und Zeit zur Lektüre ließ. Neben den Werken Manzonis las ich die Ilias, die Äneis, das befreite Jerusalem, die römische Geschichte von Rollin, die Geschichte der französischen Revolution von Thiers, — die Gedichte mit unsäglichem Entzücken, die Geschichtswerke mit einem Ernst, daß ich alles übrige vergaß; und dank gelegentlichen Unterhaltungen meines Vaters mit Freunden und Gästen verstand ich als Knabe nur zu viel davon. So von epischer Glut und republikanischer und revolutionärer Leidenschaft befallen, fühlte ich das Bedürfnis, meinen Idealismus in Aktion umzusetzen, und organisierte daher mit meinen Brüdern und anderen Knaben der Nachbarschaft unaufhörlich Republiken, immer neue Republiken, bald welche mit Archonten, bald mit Konsuln, bald mit Tribunen, damit nur ja die Revolution normale Lebensbedingung und Kampf der Parteien und Bürgerkrieg stets an der Tagesordnung wäre." Diese kindlichen Passionen sind nicht ohne Interesse in der Autobiographie eines so streitlustigen Schriftstellers, der an anderer Stelle von sich sagt, daß er von Natur zur Opposition neige und sich in der Majorität wie ein Fisch auf dem Trockenen fühle. Manzonis „Katholische Moral", Silvio Pellicos „Menschenpflichten" und ähnliche Schriften, deren Lektüre der „manzonische Vater" als Buße für die republikanischen Extravaganzen verordnete, wenn er den jungen Heißsporn einsperrte, waren für diesen ein Gegenstand katilinarischen Hasses.

Im Jahre 1849 siedelte der Vater nach Florenz über, wo der Jüngling seine Ausbildung zuerst in einer Priesterschule erhielt, um später auf der Universität Pisa Philosophie zu studieren. 1857 kam er als Lehrer der Rhetorik an das Gymnasium von San Miniato al Tedesco bei Florenz. 1860 wurde er am Lyzeum von Pistoia als Lehrer für Griechisch und Latein angestellt und wenige Monate darauf als Professor der italienischen Litteratur an die Universität Bologna berufen; also schon mit fünfundzwanzig Jahren erhielt er diese Stelle, in der er seitdem ununterbrochen bis kurz vor seinem Tode gewirkt hat. In Bologna studierte er, wie er selbst berichtet, die revolutionäre

Digitized by Google

Bewegung in Geschichte und Litteratur und befestigte sich dabei in seinem Standpunkt als Dichter. „Als ich fühlte, daß meine heidnischen Sünden schon (und in wieviel glänzenderer Weise!) von den edelsten Geistern Europas begangen worden waren; daß dieses Heidentum, dieser Kultus der Form im Grunde nichts anderes sei als die Liebe zur edeln Natur, von der die einsame, semitische Abstraktion so lange und mit so wilder Feindschaft den Geist des Menschen abgewandt hatte — da wurde dieses erste, dunkle, fast skeptische Oppositionsgefühl zum Begriff, zur Ursache, zur Behauptung: der Hymnus ‚An Phöbus Apollo' wurde zum Hymnus ‚An Satan'. O schöne Jahre von 1861 bis 1865, verlebt in friedlicher und unbekannter Einsamkeit unter Studien und im Familienkreise, dem du noch vorstandest, o meine verehrungswürdige Mutter, die mich lehrte, den Alfieri immer wieder zu lesen, und die mir keinen Aberglauben verpredigte! Da zogen die mächtigen Gedankenstürme durch meine Seele wie Maigewitter, denen fruchtbare Regen und glänzende Iriebogen folgen, und wie ein Duften der sprossenden Erde und ein Knospen und Blühen allerorten. Und aus den gemalten Initialen eines Kodex des vierzehnten Jahrhunderts strahlten mich die Gedanken der Renaissance an, wie die kecken Nymphenangen der Alten aus Blumenkelchen: da sprang aus den Zeilen eines geistlichen Lobgesanges feurig die satanische Strophe hervor."

Wenn nun Carducci seine gelehrten Studien weiter trieb, so gab er doch bald wieder den Entschluß auf, die Poesie zu verlassen und sich ausschließlich der Wissenschaft zu widmen. „Wenn die alte Liebe mich wieder zum Sündigen verleitete, so tat ich es wenigstens verkappt, unter dem Pseudonym ‚Enotrio Romano', um durch die Verse dem Ansehen nicht zu schaden, das mir vielleicht meine Prosa gab. So wurden die ‚Levia gravia' geschrieben; man sieht darin den Mann, der weder an die Poesie noch an sich selbst glaubt und es doch versucht." Trat der Dichter in der weniger bedeutenden Sammlung der „Juvenilia" (1857) nach seinen eigenen Worten nur als Schildknappe der Klassiker auf, so zieht er in diesen neuen Liedern zum erstenmal auf Wache. Neben den mehr persönlichen Ergüssen der „Levia gravia" verarbeitete er Anregungen politischer und sozialer Art in einem anderen Zyklus (Decennalia), der gesondert 1870, später unter dem Titel Giambi ed Epodi mit jenen vereinigt erschien. Die „Levia gravia" (1867) sind besser als die „Juvenilia"; das Studium der italienischen Klassiker hat dem Dichter manche Frucht getragen. In seinen früheren Gesängen von Tatendrang und Kampflust beseelt, neigt er hier oft jener Resignation zu, die als erschütternder Grundton die Weisen des unglücklichen Leopardi durchzieht. Doch gibt sich Carduccis kräftiges Naturell stets nur vorübergehend diesem Gefühl hin. Der ihm innewohnende Tatendrang läßt den Dichter nicht in stumpfen Quietismus versinken. Vor allem ist es seine politische Überzeugung, die ihn zum Kampfe reizt. Ungestüm klingt aus vielen Liedern der Zorn des Patrioten, der erleben mußte, daß — der diplomatisch-klugen Rücksicht auf die Verträge mit Frankreich folgend — die Truppen Viktor Emanuels gegen die Freischaren Garibaldis kämpften, der den

Digitized by Google

tollkühnen Vorsatz hegte, die Franzosen aus Rom zu vertreiben. Die vorsichtige Politik der konservativen Regierung erscheint dem Dichter als feige Schwäche. Aus Erbitterung ist Carducci ganz zum Republikaner geworden. Seiner früheren Begeisterung für Viktor Emanuel sind Enttäuschung und Wut gefolgt, die nach ein paar Jahren in den Giambi ed Epodi zum schärfsten Ausdruck kommen.

Er erfaßte es als seine Mission, die Gefühle und Gesinnungen poetisch zu nähren und zu kräftigen, die ein erneutes Italien zu seiner Verjüngung brauchte — vor allem aber verwaltete er sein Dichteramt als ein Strafamt gegen alle Ausgeburten der reaktionären Gesinnung, gegen das „feile Gesindel", das den italienischen Thron mit Bücklingen umkroch, gegen die Schar der Sbirren und das wohlgedrillte Angebervolk, gegen die ganze „Würmerbrutanstalt" der Aspiranten und Stellenjäger, gegen den nörgelnden, plagenden, schröpfenden Pöbel der bureaukratischen Lohndiener. Und es gehörte auch die ganze Erregbarkeit des Italieners, diese südliche Entflammtheit des Naturells dazu, um den poetischen Ausdruck der Entrüstung zu solchem Schwung, zu dieser Energie und Schlagfertigkeit zu steigern. Wie scharf sausten durch die damals noch stickende Luft Italiens die Geißelhiebe seiner blutigen Satire um die sich duckenden Köpfe, um die schmerzlich aufhüpfenden Beine derer, denen sie zugedacht waren — und wie verstand er es, ohne besondere Virtuosität der Reimkunst, doch mit einer wahrhaft bachantischen Wut die gepeitschten Rudel seiner Züchtlinge nach rhythmischem Takt und Maß vor sich herzutreiben! Dabei war Carducci durchaus ein Dichter voll ernster Begeisterung, er scherzte nicht anders als mit blitzendem Auge und strafenden Mienen.

Aus seinen politischen Gedichten tönt ein schmerzliches Lachen, das dem Herzen fremd bleibt. Es ist der zu den Narrenfesten der Nation gepfiffene Takt, der schneidige Hohn des Satirikers, der gegen die Niedertracht lauten Protest erhebt. Die politische Luft sucht er durch das Wetter seiner Dichtungen zu reinigen, damit die Überzeugung wieder in ihr zu atmen vermöge, so drückend und schwer sie auch allen Besseren auf die Brust fällt. Ein ehrlicher Dichter ist Carducci vor allem — und dem starken Gefühl für Wahrheit entstammt seine Inspiration. Sein Scherz ist kein Ausdruck freien Behagens, sondern nur sarkastische Notwehr gegen den Druck der Zustände. Wie Giusti, möchte er am liebsten den Zorn den Sakramenten zuzählen. Der Zorn aber ist keine populäre Regung: dazu ist er zu unbequem. Gerade für ihn findet jedoch Carduccis Dichtung die stärksten Akzente, und seine Sprache erhebt sich zu einem eigenen brausenden Wohllaut, wenn dieser stolze Affekt die Pulse seines Verses beschleunigt. Seine Zynismen und seine bitterdreisten Scherze wirft er dann in den Ausdruck seiner lodernsten Erregung wie Salz in die Flamme, daß sie nur noch prasselnder in die Höhe fahre. Selbständig, ja gelegentlich isoliert, beharrt er mit einer gewissen spröden Männlichkeit bei seinen litterarischen und politischen Überzeugungen, immer ein wackerer Schwimmer *gegen* den Strom, ob nun die Strömung Servilismus oder Demagogie heiße. Nie fragt er auf dem Markt nach, was gerade gelte, welche Litteraturmode eben im Schwange

Digitized by Google

sei, wie die Kurse der Meinungen und Anschauungen stünden. Alles, was an die Lüge grenzt, was auch nur unbestimmt und verwaschen in der Gesinnung ist, erregt seinen Unwillen. Wie haßt er die Weltschmerzpoeten, diese Gefühlsfälscher mit sentimentalen Mienen, die Dulder in Glacéhandschuhen; wie treffend parodiert er die Blasiertheit, die zum guten Ton gehöre! Wo er eine Maske sieht, ist er bei der Hand, sie abzureißen; die Spreu der Phrase bläst er mit verächtlicher Lippenbewegung hinweg.

Zu noch größerer Selbständigkeit durchgedrungen zeigt sich Carduccis Talent in der kleinen Sammlung der Nuove Poesie (1873). Hier begegnet man einer Fülle neuer Motive in neuer Behandlung. Zu kühnem Ritt ins klassische Land besteigt der Dichter seinen ungezügelten Pegasus, mit spöttischem Seitenblick auf die zierlich gesträhnten italienischen Klepper, die sich vor den Augen der Schönen tummeln und vor seinem Anblick scheuen, wenn er dahinfliegt, dem antiken Tempel entgegen, der ihm von ferne winkt. Und die Sehnsucht nach Ruhm wird wieder lebendig in ihm, nach der Melancholie der Levia gravia. Die besten unter den Nuove Poesie sind das „Maremmenidyll" und die „Hellenischen Lenze", in denen die dichterische Begeisterung endlich nicht mehr durch die Parteikämpfe getrübt wird und eine Melodie der Sprache entwickelt, die vielleicht auch die beste Übersetzung nicht vollkommen wiederzugeben vermag. Plastisch wie eine antike Statue und dabei farbenhell wie ein Rubens tritt die blonde Maria der Maremmenidylle vor uns hin, auf dem Hintergrunde des gesunden, einfachen Bauernlebens im Stile des alten Latiums:

Wie mir des neuen Frühlings ros'ger Strahl
Ins Zimmer flutet, lächelst du mir zu,
Blonde Maria, plötzlich noch einmal.

Wie warst du schön, o Mädchen, wenn du mir
Entgegenkamst durch wall'nde Saatenfluren,
In Händen einen Kranz von bunter Zier;

So hoch und lachend! Aus den Wimpern fuhren
Wildscheue Blitze, wenn du tief und groß
Die Augen aufschlugst, leuchtend und azuren.

Beinahe einzig in der modernen italienischen Poesie ist in diesen „Neuen Gedichten" die lyrische Verherrlichung des Weines; man wird an die Alten, an die besten der unzähligen deutschen Trinklieder erinnert, was freilich seine nüchternen Zeit- und Landesgenossen dem Dichter nicht verziehen haben. Ist doch ihrer gestitteten Anständigkeit das Gefühl für das Poetische in der Bacchusgabe ganz abhanden gekommen.

Bevor wir zu Carduccis unsterblichem Hauptwerk übergehen, sei noch bemerkt, daß man durch die „Neuen Gedichte" auch in Deutschland auf ihn aufmerksam wurde. Karl Hillebrand schrieb über ihn in der „Allgemeinen

Digitized by Google

Zeitung" und erklärte ihn für den größten Dichter, den Italien seit Leopardis, Europa seit Heines Tod hervorgebracht habe.

Und nun nach den „Neuen Gedichten" die Odi barbare (1876 bis 1898), durch ihren Inhalt ein glänzender Beweis dafür, daß Carducci's poetische Gaben in den Nuove Poesie noch lange nicht ihre volle Macht entfaltet hatten; was die Form anbetrifft, ein Erzeugnis der fortwährenden Entwicklung unseres Dichters, wie er es mit weitem und freiem Blick schon seit seinen ersten Schritten geahnt hatte. Carducci wurde von seinem Genius und seinen Studien zu diesem Ziele gebracht, ohne die Absicht, eine Revolution in der Kunst herbeizuführen. Der Stil zwingt den Leser nicht mehr, den Zusammenhang in den verwickelten Wendungen der Strophe zu suchen; die Mythologie ist mäßiger, klarer, passender; man merkt, daß der Dichter dem reinen Strom der Eingebung folgt. Es hat nicht mehr den Anschein, als ob er sich von Zeit zu Zeit an den Leser wende mit der Frage: Nun, wie habe ich diesen Gedanken von Tibull und dieses Bild von Horaz in meinem toskanischen Vers wiedergegeben? Das ist in wenigen Worten der große Unterschied zwischen den früheren Gedichten und den Odi barbare. Hier ist seit Dantes Vita Nuova sicherlich die erste italienische Lyrik, die in jeder Hinsicht befriedigt.

Weit entfernt von sklavischer Nachahmung, die sich ängstlich innerhalb der Ideenkreise des Altertums hielte, gibt Carducci vielmehr von seiner Individualität nicht das geringste preis; in den wesentlichen Punkten aber, die der griechisch-römischen Dichtung ihre Größe und ewige Mustergültigkeit verleihen, ist er ihr eifriger und gelehriger Schüler. Und so zeichnen sich denn seine Oden durch Vorzüge aus, die in der italienischen Lyrik, und nicht in dieser allein, zu den Seltenheiten gehören. Ich meine damit die strenge Planmäßigkeit und Geschlossenheit der Komposition, die Harmonie zwischen Form und Inhalt, die sichere Durchführung einer poetischen Stimmung, und nicht zum mindesten die Plastik der Darstellung, die in den beschreibenden Partien glänzend hervortritt. Es sind immer italienische Gegenstände, die Carducci wählt, und auch in seinem Antikisieren ist er mehr Lateiner als Grieche. Es geht wie ein Luftzug aus Virgils Georgiken durch seine italischen Gedichte. Seine landschaftlichen Schilderungen Toskanas und der fetten Romagna sind von unnachahmlicher Frische und Kraft. Und der Dichter ist nie größer, als wenn er, diesen Lokalton anschlagend, sich auf das besonderste beschränkt; denn er bedurfte der Beschränkung, wenn er nicht allgemein werden, der Rhetorik anheimfallen sollte. Nächst dem Historischen und Lokalen aber ist es das Persönliche, in dem seine Muse sich am wohltuendsten zeigt. Carducci, der so große Anlagen zum Epiker hat, ist eigentlich nie recht aus der Lyrik herausgewachsen. Sein Zorn, seine Liebe, seine Trauer sind doch immer die Grundtöne seiner Lieder. Die Trauer namentlich klingt immer wieder durch.

Daß sich Carducci durchaus nicht auf antike Vorstellungen und Stoffe beschränkt, sondern auch das Modernste, dem engbrüstige Dichterlinge meist aus dem Wege gehen, zu bewältigen versteht, zeigen zum Beispiel die alkäischen

Digitized by Google

Strophen, in denen das Treiben auf dem Bahnhofe an einem düsteren Novembermorgen geschildert wird, und zwar in einer Weise, daß man nicht den geringsten Widerspruch zwischen Stoff und Form empfindet:

O, die Laternen dort, wie sie langgereiht
So trübe blinzelnd hinter den Bäumen stehn
Und durch die regenschweren Zweige
Gähnend ihr Licht in den Pfützen spiegeln!

Mit kläglich scharfem, zischendem Tone pfeift
Das Dampfroß vor mir. Bleiern herunterhängt
Der Himmel, und der Herbstesmorgen
Schauert mich an wie ein großes Spukbild.

(Übersetzt von Paul Heyse)

Die Dinge zu sehen und darzustellen, das ist die Hauptsache, die Carducci von den klassischen Meistern lernte; die antikisierende Form ist durchaus nicht das Wesentliche, wie man vielfach geglaubt hat, sondern nur eine natürliche Konsequenz der Gefühlsweise unseres Dichters. Sonst müßte der Klassizismus heutzutage in Italien eine ziemlich verbreitete Richtung genannt werden; brachte es doch Carduccis Vorgehen in die Mode, an Stelle der nationalen Reimstrophen antike Odenformen anzuwenden, die freilich bei den Nachahmern — Mazzoni, Panzacchi usw. — nur als ein willkürlich gewähltes Gewand für mehr oder weniger unbedeutende Gedanken erscheinen. Carducci hat sonach vollkommen recht, wenn er sich auf das entschiedenste dagegen verwahrt, daß er das Haupt einer Schule wäre, was ihm bisweilen in den Reihen seiner Gegner nachgesagt wird.

Wie viele unter seinen Zeitgenossen, weist Carducci zugleich klassische und romantische Elemente auf; romantisch ist er in seiner Auflehnung gegen das Herkömmliche, klassisch in seiner Vergötterung der Antike; und es ist zum großen Teil diese Vereinigung, die aus ihm eine so bedeutende und interessante Erscheinung macht. Echt romantisch ist jene wunderbare Unfaßbarkeit und Unendlichkeit der Gefühle, das vollständige Aufgehen in den Phantasiegebilden, — diese Eigenschaften, die durchaus unserer Zeit gehören, und kraft deren Carducci eine merkwürdige Übereinstimmung mit deutscher Gefühlsweise zeigt. Aber das klassische Element ist bei ihm doch vorwiegend, und darin liegt der Hauptunterschied zwischen ihm und dem großen Vertreter der modernen deutschen Kunst, Richard Wagner, mit dem er sonst so viele Berührungspunkte hat. Näher ist unser Dichter wohl mit Böcklin verwandt — gewiß ein lehrreicher Vergleich, der bis jetzt noch nie ausgeführt worden ist. Die Italiener haben stets ihr Hauptaugenmerk auf die Vorzüglichkeit der Form gelegt; daher kann auch das tiefste Gefühl Carducci nicht so weit hinreißen, daß er die Form auflöste. Und man täusche sich nicht: selbst wo es ihm gelingt, mittelalterlich fromme Legenden oder Invokationen nachzudichten, ist er doch immer südlich klar und bestimmt. Auch die antike Mythologie, die bei Heine immer durch den ver-

Digitized by Google

schleiernden Nebel zweier Jahrtausende angesehen wird, tritt bei Carducci nackt und hell in festen Umrissen hervor. Kein nordischer Mondschein wirft sein flimmernd unsicheres Licht auf ihre Marmorgestalten, wie auf Heines Bacchus und seine Bacchanten. Die Kobolde gar, Elfen und Wichtelmännchen, der ganze deutsche Hexenspuk ist Carducci eine fremde Welt. Nicht als ob er die Größe des Mittelalters nicht verstünde; aber es ist nur das Antike im Mittelalter, was ihn reizt: in der Form der präzise, knappe Ausdruck des Trecento, im Inhalt der Streit des römischen Kaisertums gegen die alten lateinischen Republiken.

In den Oden „An den Quellen des Clitumnus“ und „Auf der Adda“ findet man die unmittelbare Beobachtung und Erfassung der Natur mit der innersten Anschauung der Geschichte vereint; und das alles so glücklich verschmolzen in einer merkwürdigen Form von unermeßlichem Pantheismus! Wenn Carducci in seinem Leben nichts anderes geschaffen hätte als diese beiden Oden, würden sie allein schon die Behauptung rechtfertigen, er habe in die italienische Lyrik etwas eingeführt, was unbedingt vor ihm nicht darin gewesen sei. Und die Landschaften, denen man hier begegnet, sind mehr als lebendige und machtvolle Beschreibungen der Natur, es sind wunderbare Nachschöpfungen:*

Ströme freudig dahin, bläuliche Adda, heut':
In des westlichen Strahls rosigem Widerschein
Schifft die zärtlichste Liebe,
Trägst du Lydia dem Abend zu.

Lodi weichet zurück, und sein Gemäuer klebt
Schwarz an das grüne Geländ und an den Hügel sich an.
Lebet wohl, die so viel ihr
Von der Menschheit Geschicken saht.

Adler von Rom, wohin zogt ihr? Des schwäbischen
Kaisers Adler wohin? Korischer blasser Mann,
Sprich, wo blieben die deinen?
Doch du, bläuliche Adda, strömst.

Ströme freudig dahin, bläuliche Adda, heut':
In des westlichen Strahls rosigem Widerschein
Schiffet Lydia, die Lüfte
Füllt ambrosischer Liebeshauch.

Wie bei jedem wirklich schöpferischen Geiste, dessen Produktion nicht von Zufall oder Laune, sondern von innerer Notwendigkeit regiert wird, läßt sich

* Diese Strophen entnehme ich, mit der gütigen Erlaubnis des Insel-Verlags in Leipzig, der demnächst erscheinenden Carducci-Übersetzung von Bettina Jacobson, die sich schon durch ihre Verdeutschung von Dantes Vita Nuova (Halle 1877) und Petrarcas „Sonetten und Kanzonen“ (Leipzig 1904) einen Namen gemacht hat.

Digitized by Google

auch bei unserem Dichter jedes neue Werk nur als Resultat eines künstlerischen Entwicklungsprozesses würdigen, dessen einzelne Stadien eine feste Kontinuität aufweisen. Ein so origineller Genius vollends, wie der seine, macht diese retrospektive Betrachtungsweise unerläßlich. Im Jahre 1897 erschien eine Ode von ihm an „Die Kirche von Polenta", auch sie, wie viele unter den früheren, im Gewande der sapphischen Strophe, auch sie reich an historischen und litterarischen Anspielungen, auch sie gedankentief und formvollendet. Aber sie preist die zivilisatorische Macht der Kirche und klingt aus in ein weiches „Ave Maria", das von himmlischem Frieden durchhaucht ist. Diese letzten Strophen der Ode teile ich in der wahrhaft wundervollen Nachdichtung von Karl Mühling mit. Wir fühlen, daß der Dichter, durch seine Begeisterung allem irdischen Zwist und Zweifel entrückt, sich am Ende seines Lebenslaufes zu dem elysischen Geisterreich erhoben hat, in dem nur die größten Künstler aller Zeiten wohnen:

Sei gegrüßt, Marie! Wenn der fromme Gruß die
Luft durcheilt, entblößen die kleinen Menschen
Demutsvoll das Haupt, und die Stirne senken
Dante und Harold.

Eine Melodie wie von Flöten wehet
Leis' und unsichtbar zwischen Erd' und Himmel:
— Ob es Geister sind, die gewesen — sind und
Kommen in Zukunft? —

Sanft vergißt das Herz dann des Lebens Mühsal,
Durch das Denken weht's wie ein Hauch des Friedens,
Eine süße Lust nach dem Trost der Tränen
Dringt in die Seelen.

Tier und Mensch verstummt, und die ganze Welt schweigt,
Rosig dämmert auf in des Himmels Blau der
Abend. Wogend rauscht's durch die hohen Wipfel:
Ave Maria.

Digitized by Google

Fakire

Von Guſtav Meyrink

Mit vier Abbildungen

„Und ſie bewegt ſich doch“

Iſt jemand unvorſichtig genug, in einer Geſellſchaft das Wort „Fakir“ fallen zu laſſen, ſo entſteht ſofort ein wildes Durcheinander, und alles iſt emſig bemüht, die bekannte dumme Geſchichte von dem indiſchen Yogi zu erzählen, der ein Seil gen Himmel geworfen habe und daran emporgeklettert ſei.

Der Brahmane Agamya, der vor einiger Zeit Europa bereiſte und ſich in willkürlichem Stillhalten des Herzſchlages produzierte.

Digitized by Google

Natürlich weiß jeder längst, was dann folgte: drei Forscher hätten nämlich das Phänomen beobachtet und geprüft, der eine als Photograph, der zweite als Stenograph, der dritte als Zeichner, und obwohl der Augenschein bei allen dreien der gleiche gewesen, so hätten doch die lichtempfindlichen Platten des ersten weder ein Seil noch einen Kletterer, vielmehr nichts als einen teilnahmslos auf dem Boden hockenden Fakir gezeigt.

Alle kennen, wie gesagt, die Geschichte und haben sie selber zmal erzählt, aber niemand würde es riskieren, den selbstgefälligen Sprecher zu unterbrechen.

Ist der Redner am Schlusse angelangt, wickelt er — wie aus einem Knallbonbon den trefflichen Sinnspruch — aus seiner Erzählung die geistreiche Pointe:

„Suggestion".

Ein Fakir, der, durch langjähriges Fasten und — Betteln wohl trainiert, so etwas natürlich leicht vermag, suggeriert nämlich einer Reihe von Menschen bei wachem Bewußtsein und am hellichten Tage beliebige Vorgänge, die in „Wirklichkeit" — die photographische Platte ist Zeuge — gar nicht stattfinden. — Das ist doch ebenso einfach wie natürlich und überdies ungemein klar.

Überhaupt sind alle sogenannten „übersinnlichen" Begebnisse leicht erklärlich.

Italienische, französische, englische Gelehrte ersten Ranges, deren Namen aufzuzählen es an — Raum gebricht, mußten sich [und standen darin iseliert] jahrelang abmühen, derartige Phänomene, soweit sie in gleicher Form in unseren Breitegraden auftreten, zu prüfen und ihre Echtheit unumstößlich festzustellen; denn von dem „Volke der Denker" konnte man eine Mithilfe billig nicht verlangen. — Es hatte in den letzten Jahrzehnten so unvergleichlich wichtigere Dinge als die, die an den verborgenen Quellen des Lebens schlummern, zu besprechen und zu behandeln, als daß ihm auch nur eine Stunde freie Zeit übriggeblieben wäre.

Man denke doch nur, Politik —, noch einmal Politik, das Einführen und Wiederabschaffen der Antisepsis, das Einführen und Wiederabschaffen der Eiweißernährung, das Einführen und Immernochnichtabschaffen des Impfzwanges, die Erfindung des — Blinddarmes und der damit zusammenhängenden Finanz- und Unterleibs-Operationen, Argosy-Hosenträger und Grammophon, Schmückedein-Heim, Chinafeldzug, Algier, neue Uniformen äh cetera, Hilligenlei und das Herausschälen ethischer Kerne aus der Bibel, der Einsturz des Hotels in Nagold, das Steigen der Bierpreise und — heureka — das langersehnte Gelingen, die Syphilis auf die Affen zu übertragen!

Wie kann ein Volk, das Angelegenheiten von so unerhörter Tragweite zu erledigen hat, da noch Zeit für so läppische Dinge, wie es die übersinnlichen Erscheinungen sind, übrigbehalten!

Wenden daher auch wir uns von dem so sehr beschäftigten deutschen Volke ab und jenen tiefstehenden Wesen zu, die an den schmutzigen Wurzeln des Daseins wühlen und die erhabenen Güter der Nation nicht zu schätzen wissen.

Oh über diese Trüffelhunde!

Digitized by Google

Ein Sanyasin und eine Sanyasini mit ihren Begleitern

Um übrigens auf die Geschichte von dem Fakir mit dem Seil zurückzukommen: sie ist einfach unwahr und ist niemals vorgefallen, — ist rein erfunden —, von einem amerikanischen Journalisten, — und sie hat sich wie eine unverwüstliche Zecke in dem Gehirn kritikloser Europäer festgesogen.

Gibt es nun überhaupt Phänomene ähnlicher Art, — Phänomene, die zuweilen die bekannten Naturgesetze durch unbekannte ersetzen? —

Jawohl, es gibt solche. — Selbst auf die Gefahr hin, anderer Meinung zu sein als zum Beispiel jener deutsche Reiter, der kürzlich mit seiner Frau auf dem Pamirplateau und in Tibet herumgaloppierte, ohne daß es ihm viel genützt hätte, — selbst auf diese schreckliche Gefahr hin kann man voll Seelenruhe sagen: jawohl, es gibt solche. Sogar in Asien, nicht nur bei uns.

Allerdings selten und mit dem unwesentlichen Unterschied gegenüber dem erfundenen Experimente mit dem Seile, daß man sie ebensogut photographieren kann, wie irgendein anderes Begebnis. Denn nur Hypnotisierte oder Geisteskranke „sehen" Dinge, die — vorläufig noch nicht photographierbar sind. —

Hie und da taucht wohl in Europa ein „echter" Fakir, Derwisch, Yogi oder dergleichen auf, aber meistens kann er nichts, wie zum Beispiel vor ein paar

Digitized by Google

Jahren der unverwundbare Oberkellner „Hadji Soliman ben Assa“ aus Lyon, dessen Freundschaft ich mir einstens zugezogen und mit dem ich stundenlang gelacht, als berühmte Ärzte seine harmlosen Würfelnattern, das Stück zu zwanzig Pfennigen, für Giftschlangen hielten und um sein Leben besorgt waren, wenn er sich hatte in die Zunge beißen lassen.

Hie und da tritt auch der bayrische Alpenländler, — des Jodelns überdrüssig — abwechslungshalber als schweigsamer Orientale auf und bremst seinen Herzschlag, indem er sich den Biceps heimlich mit einer Drahtschlinge abschnürt.

Aber auch das ist die wahre Liebe nicht.

Ein wirklicher Yogi ist unzugänglich und öffentlichen Schaustellungen abgeneigt, wie beispielsweise folgender Bericht der „Civil and Military Gazette“ aus Lahore beleuchten mag:

„Vor einigen Tagen starb in Trevendrum ein Yogi (Sekte der Sanyasis), der unter den orthodoxen Hindus den Ruf hoher Heiligkeit genoß. Vor ungefähr drei Jahren war er erschienen, — niemand wußte, woher er stamme und zu welcher Kaste er gehöre, — und hatte sich unter einem Baume niedergelassen, um seinen religiösen Meditationen obzuliegen. Anfangs genoß er zwei- bis dreimal in der Woche etwas Milch oder Reis, bald aber stellte er auch diese Mahlzeiten ein und lebte sodann drei lange Jahre ohne eine Spur von Nahrung. — Während der ganzen Zeit saß er, ohne zu schlafen, Tag und Nacht vor einem Feuer, in sein Inneres versenkt, gab keinen Laut von sich und sah niemandem ins Gesicht. Selbst dem Maharadjah von Travancore, der ihn aufsuchte und Fragen an ihn richtete, gab er keine Antwort.“

Wenn die Fähigkeiten der Yogis sich nun auf weiter nichts erstreckten als auf Wachen, Beten und Fasten, so würde wahrscheinlich mancher die affenartige Erregtheit eines Börsenkulissiers, dem schon der israelitische „Lange Tag“ eine lästige Feier scheint, höher schätzen.

Die Sache hat zum Glück aber noch eine zweite, weniger offen zutage tretende Seite, nämlich die, daß sich einem solchen wie „geistesabwesend“ dasitzenden Menschen als Folge seiner fortgesetzten Gedankenkonzentration ein Reich innerlicher Wahrnehmung voll unbeschreiblichem Glanz und Reichtum erschließt, dem gegenüber alles Äußerliche verblaßt. — Ein Reich voll ununterbrochener Verzückungen, die — wie die Yogis bestätigen — weder von äußeren Mißhandlungen des Leibes, noch von Schlaf, Traum, Ohnmacht oder sogar vom Tode des Körpers auch nur im geringsten beeinflußt werden können.

Einigen Wißbegierigen, die durch irgendwelche Schicksalsfügungen mit echten Yogis in Sympathie zu treten vermochten, wurden Aufklärungen und Beweise zuteil, aus denen hervorging, daß tatsächlich diese Fakire nicht nur die merkwürdigsten Fähigkeiten inneren Wahrnehmens, sondern auch unerhörte Kräfte außerkörperlichen Wirkens besaßen.

Nach den früheren Berichten eines gewissen Dr. Honigberger, die nach und nach in weitere Kreise drangen, ließ sich einmal ein Hindu-Yogi namens Hari-Das

Digitized by Google

für die Dauer von mehreren Monaten begraben, um dann wieder lebendig zu werden. —

Auch ein indiſcher Brahmane (Agamya) brachte vor zwei Jahren in Berlin und Wien den Schlag ſeines Herzens und zugleich auch die Logik und Wahrheitsliebe der Zeitungsberichterſtatter zum Stillſtand. [Erſteres durch ungefähr eine Minute.] Doch dieſes Können beweiſt, wenn es überhaupt eine Yogifähigkeit iſt und nicht vielleicht auf die Rechnung der Giftwirkung gewiſſer eiferſüchtig geheim gehaltener Pflanzen geſetzt werden muß, — an ſich nichts als das Vorhandenſein mehr oder wenig tiefer Katalepſie. — So merkwürdig Hari-Das Fähigkeit — im großen — und die Agamyas — im kleinen — auch ſein mag, — ſolange ſie nicht von bewußtem (vorhergeſagtem) außerkörperlichem Wirken begleitet iſt, beweiſt ſie nichts, was nicht ſogar unſerer „Wiſſenſchaft“ bekannt oder vielmehr geläufig wäre.

Nächſtes Jahr wird Europa übrigens wieder der Ehre teilhaftig werden, „Seine Heiligkeit“, den Brahmanen Agamya, der ſich ſchwindelhafterweiſe die Ehrentitel „Guru“ und „Paramahamſa“ beilegt, abermals anſtaunen zu dürfen. — Agamya wird nach Europa reiſen, um noch einige Schüler für ſeine „Geheimſchule“ zu ſuchen. — Und ſchon dieſer Umſtand allein verrät jedem, der nur ein wenig in derlei Dingen bewandert iſt, zur Genüge, daß auch „Seine

Ein Yogi aus Mirzapore, Geſicht und Körper mit heiliger Aſche eingerieben

Digitized by Google

Heiligkeit" zu jenen Individuen gehören muß, die von Habsucht oder Eitelkeit getrieben umherziehen, Vorträge halten, okkulte Bücher schreiben und so tun, als seien sie Initiierte, besäßen die Mysterien oder stünden unter einer Mission, während sie in Wirklichkeit vollständig unwissend sind.

Besonders viele Europäer zählen jetzt zu dieser Klasse von Prophetchen, — sie machen sich interessant, gründen überflüssige „Brüderschaften" oder „Logen" und verzapfen — Weisheit. — Eine dünnbeinige Philosophie, die nicht einmal der ersten Attacke eines Stirner oder Nietzsche standhalten kann und aus Schriften von Böhme, Giechtel, Molinos, Jane Leade, St. Martin und vielen anderen willkürlich und schlecht zusammengestoppelt ist.

Besonders in Deutschland ist diese „Bewegung" nachgerade unerträglich geworden.

Daß unter solchen Auspizien die wahre Yogalehre, von der man bei uns noch immer keine Ahnung hat, nicht festen Fuß fassen kann und den Phänomenen des Mediumismus den Platz räumen muß, darf einen nicht wundernehmen.

Das Jahrhundert ist eben noch nicht gekommen, wo die Menschheit für den Einfluß der antiken großen Yogalehrer Hu-tsu, Chuang-tsu und Patañjali reif sein wird.

Die inneren Wahrnehmungen, sowie die verschiedenen Methoden, die man anwendet, um sich den „Siddhis" (die hohen Yogakräfte, die durch Innervierung der psychomotorischen Zentren im Menschen ausgelöst werden können) *schrittweise* zu nähern — der Weg zur vollkommenen *Beherrschung* dieser Fähigkeiten fällt nicht innerhalb unserer Willensgrenze und ist von vielen Faktoren abhängig —, werden in einem späteren Artikel* genauer geschildert werden, — vorläufig sollen nur einige Berichte über die Art, wie sich die merkwürdigen Kräfte kundgeben, in knappen Auszügen folgen.

Zu den interessantesten Beobachtungen [schon deshalb, weil die Phänomene sich aufs Haar mit jenen decken, welche in den letzten Jahrzehnten bei den genialen Experimenten moderner Naturforscher von Weltruf an den europäischen Versuchspersonen D. D. Home, Cook, Palladino, Politi usw. usw. zutage traten], sind die des ehemaligen französischen Oberrichters L. Jacolliot in Chandernagore zu zählen.

Aus Gründen, die hier zu weit führen würden, konnte seiner Zeit Jacolliot mit einem tamulischen Fakir namens Govinda-Swami frei experimentieren, und die erzielten Resultate waren erstaunlich.

Ich lasse Jacolliot selber sprechen und will nur bemerken, daß die Kräfte des Fakirs Govinda, von denen die Rede sein wird, trotzdem sie sich sehr intensiv äußerten, dennoch einen niedrigstehenden Charakter tragen und an Wert nicht an die der hochentwickelten Yogis (sogenannten Rajah-Yogis, die außerordentlich selten sind, und zu denen vielleicht momentan mehr vornehme Chinesen und sogar Europäer als Inder zählen), im entferntesten heranreichen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

* Voraussichtlich in Heft 10. Die Redaktion.

Digitized by Google

„Ich fragte den Fakir, ob er einen besonderen Platz einnehmen wolle. Er antwortete, es sei gleichgültig, und ich ging hierauf mit ihm auf die Terrasse meines Hauses, die heller war als das Zimmer und zu scharfer Beobachtung besser geeignet.

Auf meine Frage, ob er (der Fakir) etwas Näheres über die Kraft wisse, die sich in ihm offenbare und die Phänomene erzeuge, und ob er sich dabei gewisser Veränderungen im Gehirn oder Muskeln bewußt sei, antwortete er: ‚Es ist keine gewöhnliche Naturkraft, die dann wirkt, — ich bin nur das Instrument, ich rufe die . . . an, und dadurch kommt diese Kraft in Tätigkeit.' [Hierdurch dokumentiert Govinda-Swami, daß er kein hochstehender Yogi ist.]

Ich habe eine Menge Fakire ausgefragt und immer dieselbe Antwort erhalten. — Ich forderte nun Govinda-Swami auf, zu beginnen. Er streckte seine Hände gegen eine ungeheure Bronzevase aus, die mit Wasser gefüllt und viele Zentner schwer war, und innerhalb fünf Minuten begann diese sich zu bewegen und sich dem Fakir in langsamem, regelmäßigem Tempo zu nähern. — Wie die Entfernung kleiner wurde, gab sie laute metallische Klänge von sich, wie wenn jemand mit einem Eisenstab daran schlüge, und manchmal wurde das Geräusch so dicht und stark wie das Aufprasseln eines Hagelschauers. —

Ich verlangte das Stillstehen, Weitergehen und abermalige Stillstehen der Vase, und es geschah, wie ich befahl. Dann forderte ich, daß die Metalltöne nach genau zehn Sekunden wieder erklingen sollten, und überzeugte mich nach der Taschenuhr von der Präzision des Phänomens, — meinem Wunsch, daß die Schläge sich nach dem Takte einer Musikdose, die ich zu diesem Zwecke aufzog, richten sollten, wurde ebenfalls Folge geleistet, kurz, ich unterließ nichts, um die Überzeugung zu gewinnen, daß Govinda-Swami vollkommen Herr über die Äußerungen der sonderbaren Kraft war. — Dreimal erhob sich die enorm schwere Vase einige Zoll über den Boden und fiel lautlos wieder zurück, — und das Wasser darin schwankte niemals, so sehr das Gefäß auch schaukelte. Alles in hellem Tageslicht!"

— — — — — Andere Versuche:

„Wir schütteten feinen Sand auf den Fußboden und gaben ihm eine möglichst ebene Oberfläche, dann setzte ich mich mit Papier und Bleistift versehen an meinen Tisch. Der Fakir nahm ein Stück Holz und legte es vorsichtig auf den Sand. —

‚Gib Acht!' sagte er, ‚wenn das Holz sich von selber aufrichtet und du beschreibst sodann mit dem Bleistift auf dem Papier beliebige Figuren und Arabesken, so wird es unten auf dem Sand genau dieselben Bewegungen machen.' — Hierauf streckte er wieder seine Hände aus, und nach wenigen Minuten schon richtete sich das Holz, so wie er gesagt hatte, auf. Jede Figur, mochte sie noch so wirr und verzwickt sein, die ich nun auf mein Papier zeichnete, wurde in demselben Augenblick unten auf dem Fußboden von dem Holzstab in den Sand gegraben. — Hielt ich still, — so hielt auch der Stab inne. Der Fakir stand währenddessen weit davon entfernt an der Wand, und wenn

Digitized by Google

ich auch die Figuren, die ich zeichnete, sorgfältig mit der Hand verbarg, so störte das das Phänomen dennoch nicht im geringsten.

Schließlich forderte mich Govinda auf, irgendwelche Worte in Sanskrit zu denken, und sofort schrieb das Holz: Adicete Veikountam Haris (Vischnu schläft auf dem Berge Eikonta), genau, wie ich es mir gedacht hatte.

— —

Vor dem Ausgang lag ein Garten, in dessen Mitte ein Hinduwasserträger vermittels eines über eine Rolle laufenden Seiles Wasser aus dem Brunnen schöpfte. — Govinda streckte, ohne daß ihn der Hindu sehen konnte, seine Hände aus, und die Folge war, daß der Wasserträger das Seil nicht mehr bewegen konnte, trotzdem er alle seine Kraft aufbot. Wie die abergläubischen Hindu stets in Situationen, die ihnen auffallend scheinen, zu tun pflegen, so begann auch dieser sofort die volkstümlichen Formeln gegen die bösen Geister herzusagen, kaum aber hatte er den Mund geöffnet, als ihm auch schon die Worte in der Kehle stecken blieben und er keinen Ton herausbrachte. Erst als Govinda die Hände sinken ließ, drehte sich auch die Wasserrolle wieder."

— —

Ferner: „Der Fakir stellte den kleinen Kupferherd (solche sind oft in Indien in Gebrauch und dienen zum Verbrennen von Räucherwerk) in die Mitte der Terrasse und legte das Räucherwerk darauf. Dann nahm er seine gewöhnliche Stellung ein und begann seine Anrufungen. Als er damit zu Ende war, verharrte er in seiner Stellung, die linke Hand auf dem Herzen, die rechte auf seinen Bambusstock mit den sieben Knoten gestützt. Ich dachte, er werde wie früher einmal in kataleptischen Schlaf verfallen, aber es war nicht der Fall. Von Zeit zu Zeit drückte er seine Hand an die Stirne. Plötzlich gab es mir einen Ruck. Eine phosphoreszierende Wolke schien sich inmitten des Zimmers gebildet zu haben, und mit großer Schnelligkeit zuckten menschenähnliche Hände aus ihr hervor. — In einigen Minuten wurden diese Hände weniger dampfähnlich und gewannen an Deutlichkeit. Manche waren leuchtend und durchscheinend, sodaß man durch sie hindurch die Gegenstände sehen konnte, — andere wieder waren dicht und warfen Schatten, wie gewöhnliche materielle Dinge. Ich zählte ihrer sechzehn. Ich wollte den Fakir fragen, ob ich die Hände berühren könne, da trennte sich eine von ihnen los und drückte meine ausgestreckten Finger; — sie war klein und weich, wie die eines jungen Weibes. — Derlei Erscheinungen dauerten fast zwei Stunden an; eine Hand brach Blumen ab und warf sie mir zu, eine andere fuhr mir über's Gesicht, wieder andere schrieben Sätze, die einen Moment aufleuchteten und dann verschwanden, an die Wand. — Einige der Worte notierte ich schnell mit Bleistift, zum Beispiel: Dioyavapour gatwâ (Sanskrit: ‚Ich habe mich mit einem fluidischen Körper bekleidet')."

— —

Digitized by Google

Interessant ist auch folgende Erzählung des Mr. John Campbell Oman, ehemaligen Professors der Naturwissenschaften am Government College in Lahore:

„Vor ungefähr dreißig Jahren stand ein gewisser Hassan Khan im Geruche eines großen Wundertäters, obwohl seine Fähigkeiten sehr einseitiger Natur und banalen Charakters waren. Obwohl Mohammedaner, soll ihn, wie er angab, dennoch ein Hindu-Sadhu (eine Art Yogi) in diese Künste eingeweiht haben. Ich erhielt die Details seiner Geschichte von verschiedenen meiner europäischen Freunde, die ihn persönlich gekannt und seine Fähigkeiten in ihren eigenen Häusern geprüft hatten. — Er zeigte sein Können nur ungern und nahm nie Geld dafür. — Seine Kraft äußerte sich darin, daß er jederzeit imstande war, Gegenstände, besonders Wein und Lebensmittel, deren Art und Sorte man selbst bestimmen konnte, herbei zu ‚zaubern'. Unter vielen Fällen hier nur folgender:

Einer meiner europäischen Freunde saß zufällig einmal mit Hassan Khan in der Eisenbahn und verlangte plötzlich als Beweis der merkwürdigen Kraft Hassans (psychischer Apport) eine Flasche Wein.

„Strecke Deine Hand aus dem Coupéfenster," sagte sofort der Moslim, während der Zug in voller Fahrt war, und kaum war es geschehen, als meinem Freunde auch schon eine Flasche exquisiten Weines in die ausgestreckte Hand flog. — Gelegentlich ließ sich Hassan Khan herbei, darüber zu sprechen, wie er zu seinen Fähigkeiten gekommen.

„Als ich noch ein junger Bursche war," erzählte er, „kam eines Tages durch unser Dorf ein von Schmutz starrender Sadhu. — Die Jungen umringten und verhöhnten ihn, bis ich sie auseinanderjagte und ihnen vorhielt, daß jener Sadhu immerhin ein heiliger Mann, wenn auch ein Andersgläubiger sei. Der Sadhu sah mich daraufhin scharf an; und später, als er sich in der Nähe des Dorfes niedergelassen, trafen wir uns öfter, und er bot mir an, mir eine geheime Kraft zu übertragen, wenn ich seine Anordnungen strikt befolgen wolle, was ich denn auch tat. —

„Es begann nun unter seiner Leitung ein System von Fast- und anderen Übungen durch ungefähr vierzig Tage, dann hieß er mich in eine finstere Grotte in der Nähe des Dorfhügels gehen und ihm berichten, was ich drin erblickt. — Mit großer Angst gehorchte ich und kam mit der Nachricht zurück, ein grauenhaftes riesiges Auge darin gesehen zu haben. — ‚Es ist gut so, der Erfolg ist eingetreten,' war die Antwort des Sadhu, und ich war sehr neugierig, welche Kraft ich nun wohl bekommen werde. — Der Sadhu wies auf einige umherliegende Steine und befahl mir, mit dem Finger ein gewisses Zeichen darauf zu machen. Ich tat es, und nun wurde mir aufgetragen, nach Hause zu gehen und meinem „Djinn" (= abgespaltene psychische Kraft, wörtlich Dämon) zu befehlen, daß er die Steine herbeibringe. — Kaum hatte ich das getan, als zu meinem Entsetzen mir auch schon die Steine vor die Füße fielen. Ich lief zurück und berichtete dem Sadhu von dem Erfolg. ‚Jetzt besitzest du,' sagte er, ‚eine Kraft, die du jederzeit und an allen jenen Dingen, über die du das gewisse Zeichen gemacht hast, anwenden kannst. Wähle aber womöglich nur

Digitized by Google

Dinge, die du in kurzer Zeit selber aufbrauchen kannst, und gehe mit großer Vorsicht zu Werke, denn alles, was der „Djinn" bringt, bleibt nicht lange.' Des Sadhus Worte haben sich oft bewahrheitet, und oft schwebte ich in großer Gefahr, wenn die Kraft sich gegen mich selber wandte." — — —

Alle solchen und ähnlichen Berichte klingen natürlich unglaublich und lächerlich, bis man sich selbst einmal gründlich überzeugt hat. Dann aber vergeht einem gar bald das Lachen, wie es Professor Lombasso vergangen ist, als er sich die ersten unanfechtbaren Beweise verschafft hatte. — Seine eigenen Worte:

Charles de Russette, ein Fakir aus der Nähe von Simla aus guter französischer Familie, der vom Christentum zum Brahmanismus übertrat und sich dem praktischen Wege der Yoga widmete.

Digitized by Google

„Ich habe mich überzeugt, daß diese Phänomene kaum anders erklärbar sind als durch die Existenz außerirdischer Intelligenzen, die im Besitze von Kräften sind, für die etwa die Eigenschaften des Radiums eine Analogie bieten. — Die Lösung dieses Problems wird eines der gewaltigsten Ereignisse des Jahrhunderts sein, — sprechen eine deutliche Sprache.

Vor ungefähr sechzig Jahren hat die Bewegung, die sich mit den Fragen des Okkultismus befaßt, ihren Anfang genommen und ist seitdem unaufhaltsam im Steigen begriffen.

Die Zahl derer, die ihre ganze Lebensführung völlig anderen Anschauungen praktisch anzupassen jeden Augenblick bereit sind, wächst von Stunde zu Stunde, und fast unabsehbar breit ist der Strom schon geworden, von dem ich in vorstehenden Zeilen nur einen winzigen Nebenarm zeigen konnte.

Wer tieferen Einblick in diese Bewegung gewonnen, der sieht mit Schrecken — vielleicht auch mit ein wenig Schadenfreude über die Blindheit der Schulweisheit —, daß eine geistige Epidemie dicht vor den Toren steht und über Nacht mit einer Gewalt hereinbrechen kann, — daß man dann glauben wird, die Zeiten der Kinder-Kreuzzüge, der Camisarden und Wiedertäufer seien wiedergekommen.

In den Zeitungen faseln sie von der glücklichen Überwindung der Hexenjahrhunderte und ahnen nicht, daß es heute vielleicht hundertmal mehr Hexengläubige gibt als je im Mittelalter.

Der Himmel ist schwarz von Wolken, und auf den Zacken der Herrscherkronen flammt das Sankt-Elmsfeuer. Und sie sehen es nicht! Fakire über uns!

Der Rattenfänger von Hameln spielt bereits höhnisch die ersten Takte auf seiner Pfeife, und sie lachen dazu und meinen, einer blase auf einem hohlen Schlüssel. — Fakire über uns!

Schon hat die katholische Kirche mit Seherblick das kommende Gewitter erspäht und baut den ersten Blitzableiter. — Medien im Vatikan! —

Nur der protestantische Papst schläft noch den Schlaf der Aufklärung und quäkt aus dem Dusel:

Erstens gibt es keine mediumistischen Phänomene,
zweitens sind sie schädlich, und
drittens vertragen sie sich nicht mit unserer Lehre.

Digitized by Google

Rundſchau

Der Gottesſtaat auf Erden

Der Gottesſtaat auf Erden, der ſich in der neulichen Eröffnungsrede des Reichstagsboten Spahn deutlich ankündigte, wird auch als die Regulierung des bürgerlichen und ſtaatlichen Lebens nach chriſtlichen Grundſätzen in der Zentrumspreſſe unentwegt gefordert. Man kann in dieſem Fall mit Schiller ſagen: „Die alte Liesel kenn' ich am Geläut," denn der Gottesſtaat iſt keine fremde Größe. Wir dummen Deutſchen haben ſo unſäglich unter ſeiner Illuſion gelitten, ſind ſo furchtbar mit ihm geſtraft worden, daß es immer wieder mal der Mühe lohnt, ſeinen dreiſten Verberrlichern ins Geſicht zu leuchten.

Die Idee ſelbſt ſtammt vom heiligen Auguſtin, deſſen befangenem Blick der Zuſammenbruch der weſtrömiſchen Regierung und Verwaltungstechnik im erſten Jahrhundert der großen Völkerwanderung lediglich als eine Himmelsſtrafe für begangene Sünden erſchien. Die Einnahme ſeines Hippo Regius durch die Vandalen war ihm ein Weltuntergang. Dieſer ſatansgläubige Schiefdenker, der vom Germanentum nichts verſtand und an deſſen Zukunft nicht glaubte, iſt gleichwohl der Beherrſcher des deutſchen Geiſteslebens durchs ganze Mittelalter geworden. Die von ihm in zweiundzwanzig Büchern „de civitate Dei" niedergelegten Anſchauungen gaben deutſchen Kaiſern die Richtſchnur politiſchen Handelns. Ihre Quinteſſenz lautete, daß alles Diesſeitige zurückſtehen müſſe vor dem, was die Pfaffen als Jenſeits vorbereiteten. Die Aufgabe unſerer Ottonen war ſomit nicht Hebung des ihnen anvertrauten Volkes und ſeiner Wirtſchaft, ſondern „Ausbreitung des Gottesſtaates auf Erden". Wenn über den deutſchen Mittelgebirgsſtock bis in die Neuzeit niemals ordentliche Straßen gelegt wurden, Nord- und Süddeutſchland ſchon unter den Saliern in zwei getrennte Gebiete auseinanderzufallen begann, wenn das deutſche Reich von ſich aus niemals eine Marine beſaß, wenn die Regalien blind verſchleudert, die Oſtmarkenpolitik vernachläſſigt und hundert andere Unterlaſſungen begangen wurden, lag das immer daran, daß — mit wenigen Ausnahmen — die frommen Kaiſer alle Macht zur Stützung des mit Chriſtentum und Gott identiſch erachteten Papſtes vergeudeten, ein anderer Teil Deutſchlands Kräfte im unfruchtbaren Kampf gegen den Übermut Roms aufzehrte. Außer der Verhinderung des deutſchen Nationalſtaates war das hervorſtechendſte Reſultat jener Idee, mehr als Irdiſches auf Erden einzurichten, eine grauenhafte Verlogenheit. Denn da die Tendenz, öffentliches Leben nach den Grundſätzen des Evangeliums ordnen zu wollen, an der Vielgeſtaltigkeit moderner Anforderungen fortwährend Schiffbruch litt, blieb den kirchlichen Machthabern nur ein ſtarres Aufrechthalten wider beſſeres Wiſſen übrig. Das Evangelium zum Beiſpiel verbot, Zins zu nehmen; ſo verbot ihn das kanoniſche Recht. Aber während der fromme Bürger, der den Zins in Handel und Wandel nicht entbehren konnte, in dauerndem Schrecken vor Sünde gehalten ward, pumpten und liehen Biſchöfe und Klöſter, daß es eine Art hatte. Jeder neue Biſchof mußte, um in Rom gefällig zu ſein, dorthin ein erhebliches Geſchenk abführen und, weil die deutſche Naturalwirtſchaft dergleichen allzu mühſam bergab, meiſtens zu Rom für hohe Prozente das Geld aufnehmen von ſorgfältig für dieſe Gelegenheiten ausgebildeten, weitverzweigten Bankorganen. Das Geld wieder, das deutſche Bauern auf Perſonalkredit nahmen, um den Erpreſſungen ihrer Grundherren zu genügen, ſtammte vorwiegend von Klöſtern und Kapiteln, natürlich aus gutem Zins. Wenn die verliehen, war es gottwohlgefällig; wenn ein Bauer ſelbſt verlieh und Zins nahm, verfiel er in harte Kirchenſtrafen oder hatte doch vor ſolchen zu zittern. Die Hauptſache blieb: Papſt

Digitized by Google

iſt gleich Gott; Gott ſind alle Herrſcher untertan; alſo muß der Staat ſich ducken vor kirchlichen Befehlen, das Dogma gelten bis zum I-Punkt; jeder Selbſtändige wird verklagt, jeder nicht Widerrufende verbrannt. Niemals vielleicht iſt wahre Frömmigkeit ſeltener geweſen als unter dem Druck dieſes hochgeſpannten Anſpruches für das Jenſeits; erſt als aufgeklärte Fürſten und Völker begannen, ihre Augen vom Wolkenkuckucksheim abwendend, ſchlicht und recht irdiſch-diesſeitig zu wirtſchaften, hat mit Ehrlichkeit und Achtung vor den Geſetzen auch ernſte chriſtliche Tugend wieder zugenommen.

Einen echten Vorgeſchmack aber vom neuen „Gottesſtaat auf Erden" durften wir unlängſt genießen von ſeiten der frommen Firma Roeren-Erxberger. Das war in klaſſiſcher Manier Mißbrauch religiöſer Vorſtellungen zur Erlangung weltlichen Vortrittes, zur Demütigung ſtaatlicher Macht, ganz wie Graf Hoensbroech das im vierten Heft klar und überzeugend erläutert hat. rh

Bach in München

Wer den Stand der muſikaliſchen Bildung einer Stadt nach der Rolle beurteilt, die Bach in ihrem Muſikleben ſpielt, der muß München für eine ganz eminent unmuſikaliſche Stadt halten. Denn ſo wenig von Bach wie hier weiß und kennt wohl nirgend anderswo das Konzertpublikum, und bei den Kritikern iſt im ganzen auch nicht viel Verſtändnis für dieſe Kunſt zu finden. Es iſt vielleicht zwölf Jahre her, da hielt ſich der Kritiker der einflußreichſten münchner Zeitung darüber auf, daß Heinrich Porges mit ſeinem Chor einmal den Verſuch machte, ein paar Kantaten Bachs aufzuführen: für ſolche veraltete Sachen ſei doch dieſer Verein, der den Namen Liſzt auf ſeine Fahne geſchrieben hatte, nicht da. Dann hörte man viele Jahre nichts von Bach als alljährlich am Palmſonntag die Matthäuspaſſion in einer Aufführung, der einzig und allein die unvergeßliche Leiſtung Heinrich Vogls als Evangeliſten über ihre ſonſtige Verwahrloſung und Ahnungsloſigkeit hinweghalf; manchmal gab's auch die hohe Meſſe in nicht beſſerer Aufführung.

Vor einigen Jahren kam Siegfried Ochs aus Berlin, um in einem Konzerte den Münchnern zu zeigen, wie man Bachkantaten aufführt: mit herrlichem Gelingen, wenn man den für ſolche Aufgaben ganz ungeſchulten Chor des Porgesvereines mit in Rechnung zieht. Man hätte damals den für ſolche Aufgaben einzig befähigten Dirigenten dauernd in München halten können; aber man fand es offenbar gar nicht der Rede wert, denn man gab ſich keine Mühe, nur kleine Schwierigkeiten aus dem Weg zu räumen.

Felix Mottl hat bald nach ſeiner Herkunft ſich der Pflege Bachſcher Muſik angenommen, mit der deutlichen Abſicht, nach und nach hier dieſer Kunſt den Boden zu bereiten. Zwei Aufführungen von Kantaten hatten freilich wegen des abſolut ungenügenden Chormaterials nur den Wert einer Vorbereitung: aber immerhin ließen ſie einen ahnenden Blick tun in eine rieſenhafte Welt, neben der faſt alles übrige klein erſcheint.

Und der letzte Palmſonntag beſcherte uns nun auch die Matthäuspaſſion, zum erſtenmal ungekürzt, in einem Konzerte von fünfſtündiger Dauer. Mottl hatte ſeine ganze Perſönlichkeit eingeſetzt: von der erſten bis zur letzten Note klang alles lebendig und warm, und über das Ganze ſpannten ſich die großen Linien, die kein Dirigent ſo wie er beherrſcht. Trotzdem war die Aufführung in vielem erſt eine Anweiſung auf die Zukunft: unter den Soliſten war zwar manche ganz vortreffliche Leiſtung, aber außer Herrn Bender, der den Chriſtus ſang, hatte doch keiner die große objektive Ruhe und jene bis ins Kleinſte beherrſchte Sachlichkeit, die alles Perſönliche in den Hintergrund treten läßt.

Und bei dem Chor, den Lehrergeſangverein und Lehrerinnenſingchor vereinigt ſtellten, konnte man deutlich ſpüren, wie wenig Bach er vorher geſungen hatte. Der gleiche

Digitized by Google

Chor, der an Allerheiligen in der Aufführung der wundervollen Meſſe von Anton Bruckner kaum einen Wunſch unerfüllt gelaſſen hatte, er fand ſich dieſer Muſik gegenüber fremd und ohne Vertrautheit mit dem Stile Bachſcher Muſik, wo der Chor innerhalb einer ſtreng inſtrumentalen Sachlichkeit doch wie eine Seele übermächtiger Natur zu wirken hat. So hatte man nicht immer den Eindruck der abſoluten Einheit der Empfindung in den ganzen Maſſen und mußte deshalb oft geradezu den Mangel der letzten Klarheit und Präziſion empfinden. Man ſah, daß auch der genialſte Dirigent mit dem glänzendſten Material nicht aus dem Nichts heraus etwas Vollendetes zu ſchaffen imſtande iſt, wenn nicht die Fundamentierungsarbeiten durch die Tradition geleiſtet ſind.

Wo ſollte aber hier die Tradition herkommen, wo auch das Verhältnis des Hörenden und Urteilenden zu Bach ein ſo wenig intimes iſt? Zwar wenn man nach den Maſſen urteilen wollte, die ins Odeon ſtrömten, ſo müßte man auf die höchſte Bachbegeiſterung ſchließen. Aber wenn man dann in den Zeitungen die Kritiken las, ſo konnte man ſich eines Beſſeren belehren. Faſt einſtimmig erklärten alle die ungekürzte Aufführung der Paſſion für ein Experiment, das zwar einmal ganz intereſſant ſei, aber doch dem Werke eher zum Schaden als zum Vorteil gereiche: und beſonders auf die langen und langweiligen Arien hatten es viele abgeſehen.

Daß ein Werk von faſt fünf Stunden Dauer anzuhören eine ganz außerordentliche Anſtrengung iſt, muß zugegeben werden. Aber ſchließlich findet keiner mehr etwas daran, fünf Stunden in einem Wagnerſchen Werke zu ſitzen; wobei freilich nicht außer Betracht bleiben darf, daß man bei Wagner nicht eigentlich Muſik „hört", ſondern über ſich ergehen läßt, durch die Vorgänge auf der Bühne gefeſſelt und auf eine gewiſſe Höhe des Gefühles gehoben. — Man ſoll die Matthäuspaſſion auch nicht wie ein Konzert anhören, ſondern als ein Erlebnis menſchlich-religiöſer Natur, das eigentlich den Raum einer Kirche nötig hätte, um ganz rein zu wirken. Aber ſchon für das religiöſe Erlebnis iſt es von großer Wichtigkeit, daß der eigentliche Vorgang, die Erzählung des Evangeliſten mit den Zwiſchenreden der handelnden Perſonen, in ſeiner vollen Ausdehnung zur Geltung komme, nicht ſoweit gekürzt, daß er gerade verſtändlich wird. Mit den Rezitativen aber hängt alles andere ſo eng zuſammen, daß überall da, wo etwa eine Arie oder ein Choral weggelaſſen wird, ein Riß entſteht, den der Feinfühlige empfindet. Dieſes Ineinandergreifen der verſchiedenen Elemente des Werkes, die Verhältniſſe der Teile zueinander, davon kann erſt die ungekürzte Aufführung einen Eindruck geben; und ein gut Teil der Größe des Werkes liegt gerade darin. Wie hat Bach aus dem erzählten Vorgang alles herausgeholt, was an dramatiſchem Akzent, tragiſchem Pathos und lyriſch-kontemplativer Empfindung in ihm liegt! Und welche Architektur hat er aus dieſen Empfindungen aufgebaut! Ein Beiſpiel: der Evangeliſt erzählt, wie die Hohepriester das Volk überreden, ſie ſollten Jeſus verurteilen, Barrabas freilaſſen; Pilatus fragt das Volk, wen ſie freilaſſen wollten, und mit einem ungeheuren Schrei antworten alle: „Barrabas!" Und als Pilatus ſie fragt, was er machen ſolle mit Jeſus, da antwortet der Chor: „Laßt ihn kreuzigen!" in einem Fugato von unerhörter Größe des Aufbaues und der wuchtigſten Empfindung. Und gleich darauf erklingt in ganz fernen, körperloſen Harmonien der Choral der Gemeinde: „Wie wunderbarlich iſt doch dieſe Strafe!" Die Erzählung geht weiter. Pilatus fragt: „Was hat er denn Übles getan?" Und wie zur Antwort ſingt eine Sopranſtimme: „Er hat uns allen wohl getan"; und es folgt eine der zartеſten Arien, nur von Flöten und Oboen begleitet. Aber gleich darauf ſchreit das Volk noch einmal: „Laßt ihn kreuzigen!" Und die Erzählung geht weiter . . . — Oder gegen den Schluß des erſten Teiles, wo auf die Erzählung vom Verrat des Judas ein

Digitized by Google

klagendes Duett folgt, mit Zwischenrufen des Chores: „Laßt ihn, baltet ihn, bindet nicht!“ Und wo dann der Chor wie mit Elementargewalt alle Gewittermächte auf den Verräter niederdrückt. — Und so wird jede Situation nach allen Seiten künstlerischen Ausdrucks hin entwickelt.

Dadurch, daß die Verhältnisse des Ganzen intakt bleiben, bekommt auch jedes der verschiedenen Stilelemente, rein musikalisch betrachtet, sein gebührendes Gewicht. Auch aus diesem Grunde muß man einer ungekürzten Aufführung das Wort reden.

Die Vielseitigkeit des musikalischen Ausdruckes in dem Werke ist unfaßbar. Allein was der Chor singt, das gehört ganz verschiedenen Stilempfindungen an: der einfache Gemeindegesang der Choräle, wo der Chor als die religiös ergriffene Menge, als wahre Massenperson dasteht; dann die ins Gewaltigste gesteigerte Monumentalität dieser Massenempfindung in dem Eingangschor und den Schlußchören der beiden Teile; schließlich der Chor als dramatische Person innerhalb des Vorgangs. — Und ebenso heben sich die Rezitative des Evangelisten in ihrer höchsten epischen Deutlichkeit scharf ab von der weihevollen Verklärtheit der Worte Christi. Und wieder einer ganz anderen Welt gehören die betrachtenden Rezitative an, die den Arien vorausgehen. Für jede dieser Welten hat Bach eine neue, absolut selbständige Form gefunden, und doch ist das Ganze eine Einheit: festgefügt und unzerreißbar!

Über die Arien muß man noch ein besonderes reden; denn über deren Langweiligkeit im Ganzen ist hier beinahe alles einig. Man konnte gedruckt lesen, daß die unsagbar schöne Baßarie mit der begleitenden Gambe für uns ein ganz unerträgliches Stück ist, und Kürzungen und Auslassungen wurden hier von allen befürwortet. Man erzählt von einem Kapellmeister Wagnerischer Schule, der bei den Proben zur Matthäuspassion ganz verärgert immer vor sich hinbrummte: „Herrgott, die faden Arien!“ Woran liegt das? — Man erträgt heute nicht mehr die absolut unrealistische Deklamation, die aus der Singstimme so und so oft ein figurierendes Instrument macht, und die ewigen Textwiederholungen. Man empfindet die Stücke als zu lang, weil man keinen Sinn mehr für ganz breit ausgesponnene Formen hat, und weil man zu schlecht „hört“, um diese Formen interessant zu finden. Und man ist außerdem im musikalischen Gefühl so abgestumpft, daß man gar nicht mehr empfindet, daß unter der Hülle einer stark stilisierenden kontrapunktischen Form das allerwärmste Gefühl verborgen liegt, ja daß überhaupt so eine Arie nichts wie Gefühl ist. Freilich in die Architektur des ganzen Organismus eingeschlossen, oder vielmehr mit dem Formgefühl ganz eins geworden.

Es wird noch lange Zeit dauern, bis wir hier in München irgend etwas von Bach verstehen. Bis dahin hat hoffentlich Mottl noch oft die Passion ohne Kürzung aufgeführt. Der Chor wird schon nächstes Jahr mit dem Werke viel vertrauter sein. Freilich, zu einem richtigen Bach-Chor wird er erst werden, wenn er jahrelang nichts anderes studiert als Bach und wieder Bach, und dafür sind vielleicht innerhalb dieser Chorvereinigung die Verhältnisse nicht geeignet.

Dann muß man doch den Wunsch aussprechen, es möge hier endlich ein Bachverein gegründet werden, der die Pflege Bachischer Musik sich ganz ausschließlich angelegen sein läßt.

Und dieser Verein sollte dann sehr streng sein mit der Aufnahme in den Chor, damit das denkbar musikalischste Chormaterial für das Studium zur Verfügung steht. Zwanzig Jahre wird es wohl dauern, bis sich eine so feste Tradition gebildet hat, daß wahrhaft vollendete Aufführungen Bachischer Werke möglich werden. Bis dahin hat man aber dann sicher auch in München eingesehen, daß Bach in Wahrheit das erste Fundament musikalischer Kultur ist, und so die lebendigste Macht.

Reinhard Sy3

Digitized by Google

Noch einmal: „N-Strahlen und Od"

Ich habe mich vor geraumer Zeit mit dem Gegenstande des Artikels von Robert Hessen: N-Strahlen und Od in Heft 5 des „März" beschäftigt, und möchte mir daher erlauben, in folgendem meine von der Meinung des Verfassers in einigen wesentlichen Punkten abweichende Ansicht zu äußern.

Bevor Blondlot und Charpentier ihre Entdeckung publizierten (dies war am 14. Dezember 1903 und am 16. Januar 1904 in der Pariser Académie des Sciences) hatte ich die verschiedensten Leuchtsubstanzen hergestellt und probiert, so daß ich sofort, als ich von jenen Versuchen erfuhr, darangehen konnte, sie zu prüfen. Es ließ sich in der Tat konstatieren, daß ein leuchtender Kalziumsulfidschirm, den Charpentier als Explorationsschirm angibt, heller aufleuchtet, wenn er in die Nähe eines kontrahierten Muskels oder eines Nervenzentrums gehalten wird; jedoch ist dieser Versuch keineswegs beweisend. Jedem, der mit Leuchtsubstanzen experimentiert, dürfte bekannt sein, daß ihr Leuchten durch gelinde Erwärmung außerordentlich verstärkt werden kann. Deshalb ist es natürlicherweise zunächst geboten, zu untersuchen, ob nicht die vermeintlichen neuen Strahlen einfach unsere alten bekannten Wärmestrahlen sind, die ja an kontrahierten Muskeln stärker auftreten müssen als an den anderen Stellen, die sogar merkwürdigerweise stets vorhanden sind, wo die mystischen N-Strahlen auftreten sollen.

Diese Versuche sind noch nicht gemacht worden, und es ist somit die Existenz der N-Strahlen keineswegs bewiesen, ja nicht einmal wahrscheinlich gemacht, da das Kalziumsulfid bis jetzt das einzige Mittel zu ihrem objektiven Nachweis darstellt. Es ist deshalb erklärlich, wenn die Öffentlichkeit sich noch wenig mit dieser Entdeckung und dem Licht, das sie auf Reichenbachs Odlehre wirft, beschäftigt.

Daß man der Odlehre bis jetzt wenig nachgegangen ist, läßt sich in der Tat zum großen Teil auf die Verketzerung Reichenbachs in den sogenannten Fachkreisen zurückführen, die im verflossenen Jahrhundert viele große Geister in ihrer Entwicklung gehemmt haben. Zum anderen Teil basiert sie aber auch auf einem teilweise begründeten Mißtrauen der exakten Naturforschung gegen objektiv nicht nachweisbare Erscheinungen, zumal am Menschen selbst, der in dieser Beziehung durch die Auswüchse des Mesmerismus und Spiritismus zu eigenem Nachteile etwas in Mißkredit geraten ist. Auf mich haben Reichenbachs Schriften, auf die ich zuerst durch einen Aufsatz in einem alten Jahrgang einer illustrierten Zeitschrift aufmerksam wurde, einen überzeugenden Eindruck gemacht, wenngleich ich nicht zu Versuchen gekommen bin, wie sie Reichenbach beschreibt.

Dagegen verdienen vielleicht einige andere Versuche, die damit im Zusammenhange stehen, hier Erwähnung. Ich habe oft, und mit Erfolg versucht, nach dem von Elster und Geitel beschriebenen Verfahren, auf einem negativ elektrisch sehr hoch geladenen Drahte aus der Luft radioaktive Präparate sich abscheiden zu lassen. Diese Versuche mißrieten merkwürdigerweise stets, wenn Menschen zugegen waren. Daraufhin riet mir der Biologe Benedikt Friedländer, dem ich davon Mitteilung machte, dies Phänomen auf einen Zusammenhang mit den eben entdeckten N-Strahlen hin zu prüfen. Ich machte also im Frühjahr 1904 folgende Versuche:

Ich exponierte in einem trockenen Keller einem negativ geladenen Drahte in zehn Zentimeter Abstand eine photographische Platte in einer Ebonitkassette auf eine halbe Stunde. Die sich ansammelnde Radioaktivität mußte die Platte schwärzen. Am nächsten Tage tat ich dasselbe mit einer anderen Platte, ließ aber zugleich drei Menschen sich mit dem Rücken in die Nähe des Drahtes setzen. Beide Platten wurden zu gleicher Zeit in derselben Schale entwickelt, und es zeigte sich, daß die erste geschwärzt, die zweite völlig weiß war. Ich verfolgte diese Ver-

Digitized by Google

ſuchsreihe weiter, mußte ſie aber anderweitiger Arbeiten wegen bald aufgeben und bin ſo zu keinem Reſultat gekommen. Vielleicht laſſen ſich auf dieſem Wege objektive Beweiſe für die N-Strahlen finden, denen ich — und mit mir die Mehrzahl der deutſchen Phyſiker — bis jetzt noch ſehr ſkeptiſch gegenüberſtehe.

Dagegen ſcheint es ſich zu verlohnen, auf eine andere moderne Lehre und ihren Zuſammenhang mit Reichenbachs Entdeckung hinzuweiſen. Guſtav Jäger hat bekanntlich in einem unter dem Namen „Die Entdeckung der Seele" erſchienenen Buche Sympathie und Antipathie der Menſchen auf die Wahrnehmung eines Duftes zurückgeführt, der von den einzelnen Menſchen ausgeſtrömt oder ausgeſtrahlt wird, und deſſen Wirken mit der poſitiven reſpektive negativen Chemotaxe der modernen Reizphyſiologie identiſch iſt. Jäger unterſcheidet alſo wie Reichenbach zwei entgegengeſetzte Pole. Dieſe für die Theorie der Sozialität, ſowie der Sexualität außerordentlich weittragende Entdeckung iſt leider in ähnlicher Weiſe, wenn auch lange nicht in ſo ſtarkem Maße verketzert worden, wie es Reichenbach war. Und daher mag es wohl kommen, daß noch niemand auf ihren Zuſammenhang hingewieſen hat. Wenn ich auch keineswegs behaupten will, daß Odſtrahlung und Duftemanation identiſch ſind, ſo läßt ſich doch nicht leugnen, daß zwiſchen dieſen beiden Erſcheinungen aller Wahrſcheinlichkeit nach ein inniger Zuſammenhang beſteht. So iſt zu erwarten, daß Reichenbachs Lehre durch die verſchiedenſten anderweitigen Verſuche zur Anerkennung gebracht wird, und das Motto, das er ſeinen „Odiſch-magnetiſchen Briefen" vorgeſetzt hat, in Erfüllung geht:

„Was wahr iſt, iſt eine Macht; nicht dadurch erſt, daß es geſagt wird, ſondern dadurch, daß es iſt."

Friedrich Dobe

Was iſt ein Gedicht?!

Ein Gedicht iſt eine Sache, die in dem Leſer eine ähnliche Stimmung erzeugen ſoll, wie der ſie gehabt hat, der es geſchrieben hat — — —.

Gedicht: „Der Vorfrühling".

Morgentemperatur am Hochſchneeberg plus ein Grad.

Der Schnee fällt als Regen herab.

Die weißgrauen Schneefelder ſchimmern feucht.

Der Pegelſtand an den Flüſſen ſteigt und ſteigt.

Milde ſtürmiſche Luft. Trübe Witterung im allgemeinen.

In den nordalpinen Gegenden ungeheure Schneefälle.

Vor Tunnel elf der Bergbahn Lawinenſtürze.

Die Hotels am Semmering ſind überfüllt, Ariſtokratie und reiches Bürgertum gewinnen der Natur noch einige Rodelſchlittentage ab. Die Sonne frißt den Schnee.

Die Erde iſt geſättigt, waſſerdurchtränkt. Es rinnt alles in die Flüſſe ab daher.

Der Bauer iſt erwartungsvoll.

Helga ſucht weinend im Gelände nach Primeln.

Peter Altenberg

Digitized by Google

Glossen

Zum fünfzehnten April

Aus uralten Zeiten herauf, von der Odyssee durch den Herzog Ernst von Schwaben und Fortunati Glückssäckel zur Fahrt nach der heiligen Butellje, zu Gullivers Reisen, zu den Märchen der Brüder Grimm und allen Robinsonaden der Welt, steigt die Heerstraße, an der auch der weise Eduard träumte und Peter „in der Fremde" ergebnislos auf jenen wunderschönen Schmetterling Jagd machte.

Gleichwohl sind diese beiden Prosabüchlein Wilhelm Buschs keine „Volksbücher" geworden. Was freilich unschwer zu begreifen ist: hier ist das gemütliche Halb- oder Schiefverstehen ausgeschlossen, das der „Popularität" dieses außerordentlichen Künstlers und Drüberstehers zu einem (nicht geringen) Teil in die Breite verhalf.

Zwar bei jenen „drolligen" Zeichnungen und Reimen kann man wohlwollenden und fröhlichen Herzens übersehen, wie sehr man selber den kürzeren zieht. Aber hier? . . . Ach, von den wunderlichen, schnörkeligen, mystisch-ironischen Bäumen dieser Eigenbrödelei sind weder für Büchmann noch für Bülow zweckdienliche Früchte zu pflücken.

Man muß sich da schon ein bißchen auf Merlin den Alten verstehen, von dem es aus „leuchtendem Grabe" klingt:

Töricht, auf Besserung der Toren zu harren!
Kinder der Klugheit, o habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie sich's gebührt!

O

Die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet. — Zum „Fall Mottl"

Der Bayerische Kurier veröffentlicht Angriffe gegen Felix Mottl, die ihn des persönlichen Regiments und direkt der Verquickung seiner privaten Angelegenheiten mit seinem Amt beschuldigen. Vorausgesetzt, daß wirklich sachliche Beweggründe die Zeitung dazu veranlassen, und nochmal vorausgesetzt, daß die Anschuldigungen sich vor Gericht als wahr herausstellen: was wollen die Herren eigentlich erreichen? Oder vielmehr: was ist die Folge dieser Angriffe? Wenn Mottl formell unrecht bekommt, so ist die Folge höchstens die, daß er seinen Abschied nimmt. Was ist damit gewonnen? Nichts, aber verloren beinahe alles. Was Mottl geleistet hat in den Jahren seiner hiesigen Tätigkeit, das weiß jeder. Jeder Vernünftige weiß auch, daß es nirgends einen Menschen von dieser umfassenden Begabung, von dieser ungeheueren Arbeitskraft gibt, der eine solche enorme Arbeit zu leisten imstande ist. Daß bei einer Tätigkeit von einer solchen Breite des Arbeitsfeldes nicht alles mit der gleichen Gründlichkeit geschehen kann, ist ganz selbstverständlich. Aber die nur halb durchgearbeitete Leistung eines genialen Dirigenten ist mehr wert, als die genaueste Vorbereitung durch einen mittelmäßigen Kopf.

So ist es eine Borniertheit, die schon an Böswilligkeit grenzt, wenn die Zeitung wegen persönlicher Dinge die Sache ganz vergißt und so verdirbt. Glaubt denn jemand wirklich im Ernst, daß die Schätzigung, die der Münchener Bühne durch Mottls angebliche Protektionswirtschaft zugefügt wurde, überhaupt etwas zu bedeuten hat, gegenüber dem, was Mottl hier Positives geleistet hat? Oder hält es jemand für möglich, daß man aus einer Theaterverwaltung eine moralische Musterwirtschaft macht, wo die Gerechtigkeit als absolute Herrscherin oben thront? Wo beginnt überhaupt die Protektion? Man kann sagen: da, wo der böse Wille anfängt. Aber der böse Wille ist meistens kaum subjektiv, fast niemals aber objektiv juristisch nachweisbar. Und wenn je an Mottls Stelle ein anderer Leiter der Oper kommt, so wird man in kurzem genau so wieder Protektionswirtschaft konstatieren können.

Die Aufdeckung solcher Mißstände hat

Digitized by Google

unter Umſtänden etwas ſehr gutes: wenn es nämlich dadurch gelingt, einen unfähigen Kopf hinauszuwerfen. Wenn man aber damit einem genialen Menſchen, und hätte er noch ſo viele Schwächen, ſein Arbeitsfeld verekelt, ſo iſt es die reine Dummheit. Nirgends iſt moraliſche Großmäuligkeit weniger am Platz als in ſolchen Fällen. R. S.

Deutſcher Nationalverein

Wir geben nun einmal zu gerne hiſtoriſch vor. Und wenn uns jetzt eine Neuauflage des „Nationalvereins“ beſchert wird, ſo haben wir das angelegentliche Bedürfnis, über ſein Original von 1859 gehörig orientiert zu werden.

Darf zu dem Ende wieder einmal utile cum dulci gemengt und dem deutſchen Volk dargereicht werden?

Vor fünfzehn Jahren erſchien in erſter (und bis date einziger) Auflage das Buch „Gutmanns Reiſen“ von Wilhelm Raabe. Da fahren Vater und Sohn Gutmann im September 1860 zur Verſammlung eben jenes Nationalvereins nach Koburg und erleben allerhand merkwürdige und unvorhergeſehene Dinge, — über die indes hier nicht weiter zu reden iſt. Nur ſoviel: Die Sitzungen des Vereines im herzoglichen Rathaus, die Reden Bennigſens, Frieſens, Schulzens aus Delitzſch und andere Männer werden „nach den Akten und aus eigener Erinnerung“ des Autors überaus lebendig und anſchaulich geſchildert und wiedergegeben, und können uns zu den nachdenklichſten Vergleichen anregen.

Wie geſagt, das fröhliche Buch iſt 1892 erſchienen und ſeitdem nicht wieder. Auf ſeiner ſiebzigſten Seite fürchtet ſein Verfaſſer, „leider, das Buch von Gutmanns neuen Reiſen wird ihr, der edlen deutſchen Nation, der edelſten der Welt, jetzt ſchon zu dick und zu teuer ... Was ihm auch im Schoße der Zeiten verborgen liegen mag, dem deutſchen Volke: in dieſer Hinſicht können wir ganz ruhig ſein, da kriegt keiner es unter. Ja: ‚Bildung macht frei,‘ ſagte Meyer in Hildburghauſen. ‚Aber billig muß ſie ſein,‘ ſagt das deutſche Vaterland, und beide haben vollkommen recht. ‚Juchhe, wenn ich erſt dreißig Jahre tot bin,‘ jauchzte Schopenhauer, der alte boshaftige — ‚Holländer‘! —“ — —

C

Eine medikohiſtoriſche Sammlung

Im Kaiſerin-Friedrich-Haus am Luiſenplatz in Berlin wurde kürzlich in Gegenwart eines geladenen Kreiſes von Fachleuten und Laien eine medikohiſtoriſche Sammlung eröffnet.

Die Sammlung beſteht aus drei Teilen, aus Karikaturen auf den Ärzteſtand, aus ein paar alten Inſtrumenten und aus einem Modell von Götzens eiſerner Hand. Die Karikaturen umfaſſen zwei Drittel der Sammlung.

Da iſt ein holländiſcher Arzt als Sektor einer japaniſchen Frauenleiche abgebildet. Und der Feuilletoniſt hat zu notieren: „Schon im ſiebzehnten Jahrhundert drang die holländiſche Ärztekunſt bis nach Japan.“ Ob die Kunſt nur im Sezieren der Opfer beſtand, darüber hat der Feuilletoniſt nicht zu urteilen. Da iſt ein „Probefrühſtück“ abgebildet. Dem Patienten wird der Magen ausgepumpt. Man bekam alles heraus, nur der Patient erlag der Operation. Da iſt ein Kunſtblatt, das Gall zeigt, wie er einen Tierſchädel unterſucht und wie bei dieſer anſtrengenden Arbeit ſein eigener Schädel und der ſeiner Kollegen Tierformen annimmt. Da iſt ein plaſtiſches Gedenkmodell an die erſte Chloroformierung unter der Regierung Friedrich Wilhelms IV. Der ſkeptiſche Fürſt traute der ärztlichen Kunſt nicht und ſchenkte den experimentierenden Herren nur einen Bären aus dem Zoologiſchen Garten. Das arme Tier hatte den Star, wurde chloroformiert, operiert, vom Star geheilt und wachte leider unter dem Einfluß der Chloroformierung nicht mehr auf. Ein geheilter Toter!

Man kann auch noch mancherlei andere glückliche Operationen am Luiſenplatze abgebildet ſehen. Die erſte Magenoperation —

Digitized by Google

ein Prachtstück von einer Operation —, die erste Steinoperation usw. Zu Häupten der Opfer steht immer Fausts ironisches Wort: „Die Patienten starben, und niemand fragte: wer genas?“

Man könnte sagen: die Medizin steht heute so hoch, daß sie ihre Kinderkrankheiten froh und selbstsicher zur Schau tragen darf. Warum aber stellten dann ihre Vertreter in ihren eigenen Räumen Kunstblätter aus, die satirischen Witzblättern entnommen sind? Warum heißt es da, um ein Beispiel herauszugreifen, unter der Spitzmarke „eine ärztliche Beratung“ wörtlich: „Die Beratung selbst kostet nichts — ich bin ein Menschenfreund — nur diese zwei Fläschchen Medizin berechne ich mit dreißig Franken.“ Doch auch das könnte man schließlich erklären. Die Lehrer wollten ihren medizinischen Schülern durch Vorlage karikaturistischer Kunstblätter zeigen, wie man es nicht machen dürfte und wie man es mit Erfolg machen könnte, oder die Lehrer wollten ähnliche Fälle als abschreckende Beispiele vorführen, oder . . . oder . . .

Doch auch diese psychologische Erwägung wird durch allzu viele Stücke der Lehrmittelsammlung widerlegt. Man versuche es, die Aufnahme des folgenden Blattes in die medikohistorische Sammlung zu erklären. Ein friedliches Menschenpaar wird auf der Wiese von einem wütenden Stier angefallen, der Mann wird zerfleischt, die Frau in die Lüfte geschleudert. Zwischen ihr und Gottes Erde schwebt ihr neugeborener Sohn. Medicohistorisch betrachtet, ist dieses ein Geburtsakt. Was soll nun der Student aus diesem „Falle“ lernen? Wie man Söhne verliert? Wie man von Stieren angefallen wird? Wie man eine Geburt am zweckmäßigsten beschleunigen kann? . . .

Wenn man bedenkt, daß ernste Männer diese Sammlung zusammengestellt haben, so könnte man meinen, daß nur Gedankenlosigkeit die Dinge so zeige, wie ich sie weise. Ich muß mich daher im eigenen Interesse auch mit einzelnen Objekten der Instrumentensammlung auseinandersetzen.

Da ist eine Reiseapotheke von Anno dazumal. Ein kleines appetitliches Holzkästchen mit sechs winzigen Schubfächern und acht Fläschchen. Man sieht derartige Handapotheken noch heute bei Landärzten, und ihre Ausstellung würde scheinbar nur beweisen, daß Format und Einrichtung einer Reiseapotheke von Anno dazumal bis zum heutigen Tage unverändert blieb. Wären kleine Etiketten angebracht, die den Inhalt einer früheren Apotheke anzeigten, so könnte man immerhin an eine Art Anschauungsunterricht glauben, durch dessen Demonstration sich dem Studierenden leichter einprägt, was er sonst nur als tote Formeln oder Vokabeln büffeln müßte, so aber bleibt die Wirkung aus; man sieht eine saubere Drechslerarbeit, aber der Lehrstoff wird durch dieses Lehrmittel weder plausibler noch leichter memorierbar.

Ein anderes Beispiel: ein Bohrer, zwei Sägen usw. Immer wieder sieht man saubere, respektable Handwerkerarbeit, ohne vom „Geist der Medizin“, von den direkten Beziehungen dieser Instrumente zu der Kindheit der Chirurgie einen Hauch zu spüren. Wahllos stehen und liegen die genannten Gegenstände nebeneinander, als ob sie hier nur zu dem einen Zweck zusammengekommen wären, wenigstens eine kärgliche und flüchtige Legitimation zu der stolzen Aufschrift zu erbringen, die an der Türe prangt: „Medikohistorische Lehrmittelsammlung“. Was hätte Virchow dazu gesagt? TS

Verantwortlich: Für die Redaktion Hans Fischer (Kurt Aram), für den Inseratenteil Otto Friedrich, beide in München. — Verlag von Albert Langen in München. — Redaktion und Expedition: München, Kaulbachstraße 91. — Druck von Strecker & Schröder in Stuttgart.

Digitized by Google

Ultra-Montagnini

Von Conrad Haußmann

Der Fall Montagnini beschäftigt Frankreich und Italien. Er gibt auch Deutschland zu denken. Er ist eine eigentümliche Episode in dem großen Prozeß der Trennung von Staat und Kirche, den Frankreich hinter sich hat.

Kurz nachdem Herr Loubet, der frühere Präsident der französischen Republik, ohne Erlaubnis des Vatikans dem König von Italien einen Besuch abgestattet hatte, lud der päpstliche Stuhl die beiden konkordatstreuen Bischöfe Le Nordez von Dijon und Gray von Laval vor das geistliche Gericht zu Rom, ohne die konkordatsmäßige Genehmigung der französischen Regierung zu dieser Auslandsreise der beiden französischen Bischöfe abzuwarten. Nun berief Frankreich seinen Botschafter beim Vatikan aus Rom zurück, und der päpstliche Nunzius Lorenzelli in Paris überreichte sein Abberufungsschreiben. Die Kündigung des Konkordates, das gerade hundert Jahre lang gehalten hatte, fiel in dieselbe Zeit. Das war vor drei Jahren. Lorenzelli reiste ab, sein Auditor Montagnini blieb ohne diplomatische Beglaubigung zurück. Der Kampf um das Trennungsgesetz begann. Nachdem es beschlossen war und französische Geistliche sich der Durchführung desselben widersetzten, leitete die Regierung gegen einzelne derselben, darunter gegen den Abbé Jouin, ein Strafverfahren ein. Gleichzeitig hat sie Herrn Montagnini, der keine völkerrechtliche Stellung mehr hatte, aus Frankreich ausgewiesen, nicht ohne zuvor Beschlag auf seine sämtlichen Papiere gelegt zu haben, durch die in dem Strafprozeß Jouin die Planmäßigkeit und Staatsgefährlichkeit seines Widerstandes gegen das französische Staatsgesetz erhärtet werden sollte. Zahllose kompromittierende Korrespondenzen Montagninis, vor allem solche mit dem päpstlichen Staatssekretär Merry del Val, und ein Tagebuch Montagninis blieben in dem Netz, das der Staatsanwalt mit raschem Griff zugezogen hat. Die Blätter aller Richtungen haben eine Auslese dieser Briefe veröffentlicht, unter denen derjenige am meisten besprochen wurde, in dem Montagnini das Projekt einer Bestechung des damaligen Senators und jetzigen Ministerpräsidenten Clémenceau zum Zweck der Gewinnung seiner parlamentarischen Hilfe gegen das Trennungsgesetz dem vatikanischen Staatssekretär unterbreitet hat. Herr Clémenceau gab eine Antwort, die an Verve nicht übertroffen werden kann.

Es bereitet immer eine gewisse ästhetische Befriedigung, wenn List überlistet wird und wenn ein Diplomat in den Maschen bleibt. Dieses Gefühl wird nicht schwächer, wenn der Diplomat einem kirchlichen Orden nahesteht. Das alles erklärt das Interesse, das der Fall Montagnini gefunden hat. Er verdient dasselbe aber nicht bloß aus Neugier und Sensationsbedürfnis. Er spiegelt wichtige Entwicklungen und weckt die verschiedenartigsten Gedanken und Fragen.

Der Inhalt der einzelnen Briefe tritt an Bedeutung weit zurück gegenüber der Enthüllung der Methode und gegenüber der Beleuchtung der Mittel und des Geistes, in dem die Kirche den

Digitized by Google

Kampf gegen den modernen Staat führt. Es sind Züge und Gegenzüge von einer fast kindlichen Schlauheit. Das Unvermögen, den modernen Staat mit modernen Augen zu betrachten, führt zu einer ganz schiefen Perspektive. Daß wir dafür urkundliche Belege intimer Art besitzen — ist das Verdienst der Ungeschicklichkeit des Herrn Montagnini. Die Menschen zu umschleichen, das scheint einem päpstlichen Auditor wichtiger, als die inneren Gesetze der Gedankenentwicklung und das Rechtsbewußtsein von heute zu studieren. Einen Parlamentarier zu bestechen, wird als der Weisheit letzter Schluß wichtigtuerisch anempfohlen. Die Verbindung mit ein paar reaktionären Parlamentariern, die selbst wieder dem Auditor zu imponieren wissen, verleitet zu einer völligen Verkennung der politischen Lage. Diese Abgeordneten halten nichts für wichtiger als volle Wahlkassen, und Montagnini hält sich für einen Montecuccoli und einen Strategen, wenn er mit Hilfe des Vatikans die Geldsammlungen in den Händen des französischen Abgeordneten Piou konzentriert, der halb Günstling und halb Gönner Montagninis mit diesem hinter dem schönen Gedanken herläuft, ein französisches Zentrum, das heißt eine aus kirchlichen Empfindungen sich rekurrierende Partei in Frankreich zu bilden.

Herr Piou erscheint dem Fernstehenden wie ein Typus. Aber auch Herr Montagnini erscheint nur wie der Vertreter einer Gattung. Er selbst wird sich für nichts anderes als ein „Werkzeug" ansehen. Das ganze Aufsehen, das sich um seinen Namen und um seine Person häuft, gilt gar nicht ihm. Die Gedanken gehen nach kurzem Verweilen über Montagnini weg und über die Berge.

* * *

Der Weltgeschichte in ihrer unerforschlichen Laune gefällt es hie und da, aus den Konturen der Silhouette einer monumentalen Begebenheit plötzlich eine Figur herausragen zu lassen, der die bengalische Beleuchtung höchst unbequem ist. Ein „Held wider Willen" erzielt auch auf der politischen Bühne lebhafte und eigenartige Beifallskundgebungen.

In dieser tragikomischen Stellung befindet sich Monsignore Montagnini.

Nie hätte er trotz der günstigen Meinung, die er und die Kurie bis vor kurzem von seinen diplomatischen Fähigkeiten gehabt haben, selber geglaubt, daß Montagninibriefe in allen Journalen der Welt zum Abdruck gebracht und mit behaglichem Interesse von profanen Laien gelesen würden.

Paris ist das Vaterland der Memoiren. Wie viel Esprit ist schon aus Memoiren nach Jahr und Tag in Erscheinung getreten wie Leuchtkörper einer Rakete, die sich erst einige Zeit nach dem Aufstieg entladen. Wir Deutschen haben aus dem Tagebuche des Fürsten Hohenlohe zu lernen angefangen, daß auch kleine Dinge und vorübergehende Stimmungen, an der Perlenschnur einer persönlichen Erinnerung aufgefaßt, einen großen politischen Reiz ausüben können. Aber Tagebücher pflegen in Paris, Berlin und Rom ihre Augen und ihre Blätter erst aufzuschlagen, wenn die Aufzeichner die ihrigen geschlossen haben.

Digitized by Google

Bei Montagnini war es anders. Ihm ist sein Taschenbuch und seine Korrespondenz bei Lebzeiten und in jungen Jahren abhanden gekommen und in Druck gegeben worden. Die französische Republik hat die Geheimnisse eines kirchlichen Protonotars entschleiert. Sie hat Tagebuch wie Korrespondenzen mit brutaler Polizeigewalt konfisziert und mit einer Schonungslosigkeit publiziert, welche die Kongregationen nur bei Entlarvung von Ketzern für erlaubt halten.

Monsignore Montagnini di Mirabello, Auditor der Nunziatur, Hausprälat und Protonotar des römischen Stuhles zu Paris, ist mit der Abfassung einer Verteidigungsschrift beschäftigt, in welcher er nach der Versicherung vatikanischer Korrespondenten den Beweis erbringen wird, daß „sein Tagebuch wertlos" ist, daß er in demselben keine Tatsachen, sondern nur Gedankenspiele zu seinem Privatgebrauch und zur künftigen Erinnerung an momentane Stimmungen und Ideengänge aufgezeichnet hat. Die Verteidigungsschrift wird zuerst dem Kardinalskollegium unterbreitet, das temporis ratione habita darüber befinden wird, ob die Schrift der Öffentlichkeit unterbreitet oder nur dem Archiv einverleibt werden soll.

Während Rom dergestalt nachprüft, will auch Paris untersuchen.

Nachdem dieser Tage der kleine Strafprozeß, dessen kriminelle Seite hinter der politischen Bedeutung jener Beweismittel völlig in den Hintergrund tritt, glücklich und gnädig für Herrn Jouin zu Ende geführt ist, wandern die Akten, deren wertvollsten Bestandteil eben die beschlagnahmten Papiere bilden, an die parlamentarische Untersuchungskommission. Dieser Parlamentsausschuß wird die Montagniniurkunden „systematisch bearbeiten". Ich weiß keine Volksvertretung, die zu einer so spirituellen Arbeit geeigneter wäre, als diejenige von Paris, in der sich zahlreiche publizistische Gourmands befinden. Die parlamentarische Druckschrift wird eine Denkschrift von politischem und kirchengeschichtlichem Werte.

Man wird aber weder die Prüfungsergebnisse im Vatikan noch diejenigen im Palais Bourbon abzuwarten haben, um eine Vorstellung von dem Fischzuge zu gewinnen, den Frankreich in den Gewässern Petri gemacht hat.

Montagnini ist bescheiden, wenn er in seiner Verteidigungsschrift sein „Tagebuch für wertlos" erklären sollte. Es hat wirklichen Wert, wie Montagnini selbst. Man wird nicht ohne Verdienste schon in jungen Jahren Hausprälat und Protonotar Seiner Heiligkeit des Papstes — während das Kreuz der Ehrenlegion, das Herr Montagniui gleichfalls besitzt, noch kein Ausweis besonderer Fähigkeiten, sondern nur ein Beweis für die Freigebigkeit der französischen Regierung ist. Herr Montagniui ist in der ganz persönlichen Schule des Marchese Rampolla aufgewachsen, der nach den auf der Nunziatur zu Madrid zugebrachten Lehr- und Wanderjahren Staatssekretär und auswärtiger Minister des klugen Leo XIII. gewesen war. Rampolla fiel, als Pius X. den päpstlichen Stuhl bestieg und Merry del Val zu seinem Staatssekretär ernannte. Aber Montagnini wußte sich auch das Vertrauen der Nachfolger zu gewinnen. Er wurde direkt aus dem Vatikan heraus — und das hat sich vielleicht als verhängnisvoll erwiesen — nach Paris, dem schon damals exponierten Platz,

Digitized by Google

als Auditor der Nunziatur berufen. Mehr als der untergeordneten äußeren Stellung entsprach, wußte sich der gewandte päpstliche Beamte durch gesellschaftliches Auftreten zur Geltung zu bringen. Die aufsteigende Karriere wurde kurze Zeit unterbrochen, als der Nunzius Lorenzelli sein Vorgesetzter wurde. Aber die persönlichen Fähigkeiten des Auditors waren zu groß, als daß er hätte längere Zeit im Schatten bleiben können. Pariser versichern, daß der Monsignore von Mirabello ein Mann von Welt gewesen oder geworden ist, der sich in den privaten und in den offiziellen Salons, die ihm seine amtliche Stellung erschloß, der Unterhaltung mit Damen ebenso gewachsen zeigte, wie der Konversation mit seriösen Diplomaten. Ein Schatz geschichtlicher Kenntnisse und witziger Anekdoten half ihm zu einer gesellschaftlichen Stellung. Dabei war er, so wird gerühmt, vorurteilslos genug, auch geselligen Verkehr mit fortgeschrittenen Republikanern aufzusuchen. Während aller Zwischenfälle, von Loubets Besuch in Rom, der den Vatikan zu einer wenig glücklichen diplomatischen Kontreaktion verleitete, bis zur Kündigung des Konkordates und zur Abberufung des päpstlichen Nunzius von Paris, war er auf dem Schauplatz der französischen Ereignisse. Und als Lorenzelli Paris den Rücken kehrte, ließ Montagnini das päpstliche Wappenschild am großen Fenster der Nunziatur einziehen und behielt die Räume bei, aber nur als seine — Privatwohnung.

Er war offiziell Privatmann und inoffiziell geheimer Agent geworden und der uneingestandene Mittelpunkt der politischen Gegenbewegung, die er gegen das staatliche Trennungsgesetz zu entfachen entschlossen und beauftragt war. Es ist gefährlich, als Ausländer in die Politik eines fremden Landes heimlich einzugreifen. Hätte er es nie getan. Nachträglich ist es freilich nicht schwer, sich über die Unvorsichtigkeit eines Abgestürzten zu wundern. Aber es ist doch das Abc des Völkerrechts, daß nur die Botschafter und ihr Personal rechtlichen Schutz genießen und beanspruchen können. Wird die Botschaft oder die Nunziatur eingezogen, und verwandeln sich ihre zurückbleibenden Beamten in Privatpersonen, so sind sie Ausländer. Wenn diese konspirieren, so sind sie lästige Ausländer, und das noch reichlich rohe europäische Staatsrecht erlaubt, „lästige Ausländer" ohne Grundangabe abzuschieben. Das Strafrecht endlich gestattet, wenn Widerstand gegen Gesetz, Staatsgewalt und Behörden geübt und gepredigt wird, Haussuchungen vorzunehmen und Beweismittel zu sammeln und zu konfiszieren. *Diese Rechtssätze braucht nicht jeder zu kennen. Aber ein vatikanischer Geheimagent sollte sie kennen, und seine Auftraggeber müssen sie kennen.*

Eines der größten Machtmittel der römischen Kirche besteht in dem Geruch von Klugheit und Voraussicht, in den sie sich zu setzen verstanden hat. Dieses günstige Vorurteil der diplomatischen Überlegenheit hat im Fall Montagnini einen Stoß erlitten, wie kaum je, seitdem diplomatische Feldzüge von der Presse und der öffentlichen Meinung beaufsichtigt werden. Dabei ist es besonders verhängnisvoll, daß die beschlagnahmten Briefe selbst die Anerkennungsatteste des päpstlichen Staatssekretärs

Digitized by Google

für die besonderen Fähigkeiten Montagninis enthalten und diesem das Vertrauen des Vatikans bestätigen. Dadurch hat Merry del Val den päpstlichen Stuhl in das diplomatische Fiasko seines Auditors mit hineingezogen. Sachlich sind beide durch die Entwicklung der Dinge in Frankreich, durch das Trennungsgesetz und die Wahlen und die diesen folgenden Aktionen seither in unerwartet scharfer Weise desavouiert. Die vatikanische Politik aber, deren Vertrauensmann und Werkzeug Montagnini war, hat einen ganz besonderen Anteil an dem raschen Sieg ihrer Gegner. Das höchst interessante Essay, das aus der Feder Anatole Frances in der zweiten Nummer dieser Zeitschrift erschien, hat das in überzeugender Weise auch deutschen Lesern ins Gedächtnis zurückgerufen und dabei einige Äußerungen angeführt, die gerade durch die seither bekannt gewordenen Briefe Montagninis eine ganz besondere Bestätigung erfahren. Wenn Minghetti in Italien schon vor Jahrzehnten die Beobachtung macht: „Die Haupttätigkeit der Kirche ist nur noch polizeilich" — so lesen die Franzosen aus jenen Aufzeichnungen nichts so gewiß heraus, als daß der päpstliche Auditor ein Horcher gewesen ist, der Laien, Priester und selbst Bischöfe heimlich überwachte und anzeigte. Milder in der Form, sachlich gleich scharf ist das Wort des Erzbischofes Ireland von New York: „Der französische Klerus, bewundernswert in Katechismus und Sakramentausteilungen — hat die Tugenden des öffentlichen Lebens nie gelernt."

Diese Ungelehrigkeit wird von Montagnini und Merry del Val als Gewissenspflicht gefordert, und diese Forderung ist der Mittelpunkt der dem französischen Klerus auferlegten Konflikte und der tiefste Grund der Niederlage der vatikanischen Politik. Die Diplomatie des Vatikans ist hinter den Dingen in der Welt um mehr als fünfzig Jahre zurück.

Diese Diplomatie starrt immer noch auf den Verlust der weltlichen Herrschaft, der vor sechsundzweißig Jahren eingetreten ist; sie fingiert die Fortdauer dieser Herrschaft, und sie leitet, wenn man genau zusieht, insgeheim ihre eigene Existenzberechtigung aus dieser Fiktion ab. Nun passiert dieser vatikanischen Politik der Fall Montagnini und entschleiert ihre innere Rückständigkeit, nachdem die Kündigung des Konkordates ihre Entbehrlichkeit proklamiert hatte. Die protonotariellen Urkundenbeweise liegen in dem Archiv des Auditors und Hausprälaten, der im engsten Zusammenhang mit dem Vatikan Politik gemacht hat wie der Redakteur eines Sensationsblattes.

Als Leo XIII. schied und der Erzbischof von Venedig sein Nachfolger wurde, da ward verkündet, der Erzbischof Sarto werde als Pius X. ein „unpolitischer Papst" sein. Der päpstliche Auditor in Paris aber hat fast nichts getan, als — Politik gemacht im Auftrag des Vatikans. Diese Politik hat von Mißerfolg zu Mißerfolg geführt und nach der Niederlage nun auch das Arsenal enthüllt, dessen Zustand die Niederlage wesentlich verschuldet hat. Diese Enthüllung ist eine neue Niederlage. Das Werk der Laisierung ist nunmehr vor dem Gewissen fast aller Franzosen gerechtfertigt. Das ist die tiefe, fruchtbare Wunde, die Montagnini und seine Auftraggeber der eigenen Sache geschlagen haben.

Digitized by Google

Preußens Tragik

Von Gothus

An den Beruf zu Deutschlands Einung konnten im Lauf der Geschichte nur zwei Stämme denken: Sachsen und Bayern. Die Mainfranken saßen eingekeilt, fanden östlich die böhmische Zacke vorgeschoben, nördlich an den Thüringern einen Rival, wurden im Kielwasser bald der sächsischen, bald der schwäbischen Politik hin und her gerissen. Die Schwaben selbst hatten wohl im dritten Jahrhundert als Alemannen das Elsaß überrannt und auch einen Teil der Alpenländer am oberen Rhein, so daß in der Schweiz heute noch zwei Millionen Menschen deutsch reden; aber sowohl die Schwaben wie die Lothringer wurden durch die neu sich bildende westfränkische Nationalität am weiteren Umsichgreifen und Erstarken verhindert. Nur die Sachsen und Bayern hatten Gelegenheit, sich östlich auszudehnen und durch heißerkämpften Kolonialboden einen derartigen Zuwachs an Macht und Gewicht zu erlangen, um den Ansprüchen der Führerschaft zur Einheit wirklich gewachsen zu sein, wie fern sie der Aufgabe selbst auch innerlich blieben.

Es ist eine viel zu wenig beachtete Tatsache, daß neunundneunzig Prozent von allen, die heute noch in Südböhmen, Ober- und Niederösterreich, in Steiermark, Salzburg, Kärnten, Krain, Tirol und Istrien deutsch empfinden, dem bayrischen Stamm zugehören und eine bayrische Mundart reden. Das dort hausende gleichsprachige Volk zählt mit seinen Brüdern im Reich immer noch an zehn Millionen Häupter, auf eine Bodenfläche von mehr als dreitausend Quadratmeilen verteilt. Es ist zurzeit durch unübersteigliche politische Scheidewände in sich selbst zerspalten, aber nicht immer so gewesen. Die Versuche, sich fester zusammenzuschließen und besser auszugreifen, reichen in frühe Tage zurück; ja sie haben sich bis in die neueste Zeit hinein wiederholt. Schon Herzogin Judith, Mutter und Vormünderin Heinrichs des Zänkers, kommandierte beim Tode Kaisers Otto des Großen ein imposantes „Regnum Bawariae" in der ungefähren Ausdehnung des heutigen bayrischen Dialektes, träumte mit ihrer Tochter Hadwig von Schwaben (die Scheffel idealisierte) von der Einigung Süddeutschlands. Noch in dem Einfall Karl Alberts, der dann als Kaiser den Namen Karl VII. trug, in die Erblande der Maria Theresia (1741), in der erzwungenen Huldigung Münchens an die österreichische Kaiserin (1742), ja noch in Kaiser Josefs gierigen Plänen auf die Verschlingung Bayerns (1778) braucht man, obwohl sie das zweifellos waren, doch nicht ausschließlich Verirrungen altmodischer Kabinettspolitik zu erblicken; zugrunde lag ein historischer Zug jener gleichsprachigen Landesteile zueinander. Selbst Napoleons gewaltsame Vereinigung von Bayern und Tirol war an sich nicht unvernünftig. Die Mission des bayrischen Stammes haben jedoch als Werkzeuge unerforschlichen Ratschlusses zwei große deutsche Männer von unbegrenzter Popularität an entscheidenden Wendepunkten blockiert: Barbarossa (1156) und Bismarck (1866).

Digitized by Google

Vorgearbeitet hatte jenem schon Kaiser Otto II., als er das Regnum Bawariae der Judith zerschlug, Kärnten und Friaul, dazu den Nordgau (Oberfranken) von ihm abzweigte. Barbarossa zertrümmerte den wiedererstarkten Rest, indem er auch die bayrische Ostmark als Herzogtum Österreich für immer selbständig machte. 1181, mit seinem früheren Freund und Parteigänger, Heinrich dem Löwen, zerfallen, bereitete er dessen großartig ausgebautem Stammesherzogtum das gleiche Schicksal. Damals bröckelten Pommern, Mecklenburg, Holstein, Lauenburg, Oldenburg und Westfalen vom alten Sachsen ab. Von dem aber, was er als Bayern an Otto von Wittelsbach vergab, wurden wiederum noch Tirol (als Herzogtum Meran) und Steiermark für immer genommen. Es waren Verwaltungstaten von schwerstwiegenden Folgen. Welch ein Verhängnis, daß, als die Deutschen endlich einmal einen Kaiser hatten, der die phänomenalste Vereinigung von Tatkraft, Findigkeit, Organisationstalent, diplomatischem Geschick mit persönlicher Liebenswürdigkeit darstellte, gerade dieser Mann alle Macht und alle Sympathien, die er in Deutschland genoß, dazu aufbieten mußte, im Süden wie im Norden die Gebilde zu zerstoßen, die der deutschen Zukunft als Kristallisationskerne hätten dienen können! Von Barbarossa recht eigentlich datiert die deutsche Kleinstaaterei; den Habsburgern hat er vorgesorgt, nicht den Hohenzollern, die deutsche Entwicklungslinie verbogen.

Bedrückend, aber auch lehrreich ist es, die politische Unfähigkeit der Nation seither gleich einer Krankheit wachsen zu sehen. Keiner wird Preußen jemals verstehen, ohne zugleich, rückwärts gewendet, jene Seifenblasen anzuschauen, die im ausgehenden Mittelalter das Ergebnis angestrengtester politischer Bemühung gebildet hatten, wie zum Beispiel den berühmten Kurverein von Rhense (1338). Dessen Beschlüsse sollten fortan deutsche Könige der Abhängigkeit vom Papst entheben; mit fetten Lettern steht dieses epochemachende Ereignis, daß die Gewählten aus eigenem Recht sich künftig Kaiser nennen durften, heute noch in gewissen Geschichtskalendern angemerkt, — und schon im Jahr darauf rannte doch Karl IV. nach Rom, sich krönen zu lassen, als ob gar kein Kurverein existierte, tat es gar noch unter der schimpflichen Bedingung, sich nach nur eines Tages Rast aus der heiligen Stadt zu trollen. Von gleichem Gewicht wie jene Nullität sind aber fast alle deutschen Reichstage seit dem Interregnum bis zur Reformation. 1495 zu Worms wird — zum wievieltenmal! — ein allgemeiner Landfriede ausgerufen, doch das Plündern der Warenzüge, das Überfallen und Augenausstechen der Bauern geht munter weiter, die Taten der Berlichingen, Selbitz, Sickingen setzen erst recht ein. Der „gemeine Pfennig" wird beschlossen, die erste große Reichsabgabe zum Unterhalt des Kaisertumes, zur Finanzierung der zentralen Ausführungsorgane, — doch niemand zahlt ihn außer ein paar Städten, die man dafür verlacht; die Reichsritter lehnen wütend jede Steuer als Eingriff in ihre Privilegien ab. Schweigen wir vom Reichskammergericht, das ebenfalls auf jener Tagung in Worms beschlossen ward; es hat mit seiner kläglichen Inkompetenz, Bestechlichkeit und Verschleppung den

Digitized by Google

Spott noch später Enkel herausgefordert. Einmal steht der ganze Südwesten Deutschlands auf, dreihunderttausend Bauern erheben sich in Einem Aufschrei: „Das muß anders werden!“ Aber man erschrickt vor der gänzlichen Verarmung an politischem Talent, die sich bei dieser Gelegenheit offenbart. In roten Kriegsmänteln mit Zierholden, die ihnen voraufreiten, stelzen die Bauernhauptleute einher und lassen die „Zwölf Artikel“ in bekränztem Wagen hinter sich dreinfahren; sonst verstehen sie fast nichts als das „Fegen“ von Klöstern und Burgen. Unter soviel aufgeregten Menschen kein Feldherr, kein Organisator, kein Diplomat; hier und da ein verständiger, unerschrockener Mann, kaum ein Taktiker in den bescheidensten Dimensionen. Was war jener Ariovist für ein Riese gewesen, in der naiven Urzeit die erste von einem Vertreter alter Kultur scharf beleuchtete politische Persönlichkeit Germaniens! Kuhdieb und Grenzer, weiter nichts, trat er doch, und mit welchem übersichtigen Selbstgefühl, einem Cäsar entgegen, verhandelte von Macht zu Macht, gab zu verstehen, daß er in den Parteiungen des römischen Senates wohl Bescheid wisse. Und nun blicke man auf diese Spreu vor dem Winde, die Bauernhaufen des Frühjahres 1525! Welch ein zitternder Respekt vor dem durchaus mittelmäßigen Feldherrn des Schwäbischen Bundes, dem Truchseß von Waldburg, der ebenfalls kaum etwas anderes kann als ein bischen manövrieren, dazu gehörig sengen und fleischern! Unter den gesamten Fürsten jener Tage ist nur ein einziger, Philipp von Hessen, der an Beherrschung der Situation, Beginnkraft und Gewandtheit entfernt an die rohen Talente der früheren Völkerwanderung, an Stiliche oder Rikimer gemahnt, vom Ostgoten Theoderich garnicht erst zu reden.

Die klugen venezianischen Gesandten, deren Berichten Ranke soviel verdankt, waren wohl die ersten, die diesen Sachverhalt richtig durchschauten. Einer von ihnen hat schon am Hofe Maximilians einmal geäußert: was ihm an den Deutschen zumeist auffiele, sei, daß sie unwesentliche Dinge wichtig, ernsthafte Dinge leichtfertig behandelten. Dies stimmt auf ein Haar. Der Venezianer schildert in knappen Worten eine herrschende Klasse, die von keiner volkstümlichen Opposition zur Rechenschaft gezogen und zu Leistungen angehalten werden konnte; er malt eine Nation, die Jahrhunderte hindurch in jedem politischen Laster, insonderheit zur Verkennung aller vitalen Interessen und zur Eigenbrödelei bis zum Landesverrat systematisch erzogen worden war. Bei der staatlichen Verfassung, in die das Reich im sechzehnten Jahrhundert auseinanderfiel, konnten überhaupt nur noch Verrücktheiten gelingen; denn alles Vernünftige, was erstrebt ward, verwochte nichts weiter zu erzeugen als fanatischen Widerstand. Den Luxus eines derartigen Zustandes hat sich unsere Nation ungestraft solange leisten können, nicht etwa weil sie schon durch ihr Schwergewicht sich verteidigt hätte, sondern lediglich infolge von Minusleistungen und anderweitiger Behinderung ihrer gefährlichsten Nachbarn. Kaum hatten die Franzosen in ihren hundertjährigen Kriegen gegen die Engländer Luft bekommen, da bohrte sich auch schon der französische Ellbogen in unsere Flanke, begannen pünktlich die Leiden des Elsaß.

Digitized by Google

Das große dreißigjährige Morden war dann nichts weiter als die Quittung über immanente politische Unvernunft. Das Gros der damaligen deutschen Fürsten — das Volk selbst hatte keine Stimme mehr — würde nichts dagegen gehabt haben, die Nation auch fernerhin um den Genuß der eigenen Kraft zu bringen. Das zu bleiben, was die Deutschen 1648 waren: in ganz Europa verachtet und bespöttelt, benutzbar und benutzt, verkäuflich und verkauft, in den zweihundertvierzig Vaterländern, die der westfälische Friede sinngemäß bestätigte, daran sind sie nur durch ein mechanisches Ergebnis des dreißigjährigen Krieges verhindert worden: die furchtbare Ausblutung brachte des brandenburgischen Staates Übergewicht an Raum zur Geltung. Vor dem Kriege war die Mark Brandenburg des Heiligen Römischen Reiches Sandbüchse gewesen; nach dem Kriege stellten die altberühmten Gebiete deutscher Gesittung, Schwaben, Franken und Bayern, auch nicht viel mehr als Wüsteneien vor; hier wie dort mußte von vorn angefangen werden. Da machte es einen gewaltigen Unterschied, daß Bayern mit der Oberpfalz immer erst etwa siebenhundert bis achthundert Quadratmeilen umfaßte, während Friedrich Wilhelm von Brandenburg mehr als zweitausend hinterließ. Und diese weiten Räume füllten sich nun langsam auf mit Niedersachsen oder Abkömmlingen von Kolonisten, die sich jenem Grundstock assimiliert hatten. Denn wenn auch Barbarossa den Kolonialstaat Heinrichs des Löwen in Trümmer zerschellt hatte: die Kolonisation selbst hat er nicht rückgängig machen, hat nicht verhindern können, daß heute noch längs der gesamten Nord- und Ostseeküste von Emden bis Husum, von Flensburg bis Memel, ein niedersächsisches Platt die Sprache des gemeinen Mannes bildet. Infolge dieser Tatsache hat sich aus jenen Trümmern, gleich einem Phönix aus der Asche, Brandenburg-Preußen als historischer Erbe des alten sächsischen Herzogtumes erheben können, bei dem allein die deutsche Kaiserkrone in sicherer Hut gewesen war. Kaum ein Vierteljahrhundert seit dem Westfälischen Frieden ging ins Land, da führte schon Kurfürst Friedrich Wilhelm, als einziger deutscher Territorialherr jener Epoche, den ersten und letzten ernsthaften Krieg ums Elsaß gegen die Franzosen. Seitdem standen Brandenburger überall dort, wo es Interessen zu vertreten galt, die in der Entwicklungslinie zum heutigen Reich lagen. Brandenburger scheuchten nach dem Siege bei Fehrbellin (1675) die Schweden vom deutschen Boden bis nach Livland; Brandenburger deckten dem letzten großen Oranier den Rücken, als er 1688 von Amsterdam segelte, um Frankreichs Schützlinge, die bösen Stuarts, aus England zu jagen; Brandenburger fochten 1691 am Boyne, um Jakob II., Ludwigs Verbündeten, auch aus Irland zu treiben; Brandenburger bildeten den Kern der österreichischen Infanterie bei Zenta gegen die Türken, bei Turin gegen die Franzosen. Kurz: Brandenburg schenkte uns zuletzt in König Friedrich Wilhelm I. und dem alten Dessauer jene beiden unersetzbaren Männer, durch die die deutsche Eigensucht, aber auch völlig, gebändigt werden sollte, so daß die trostlose politische Sackgasse, in der das Deutschtum sich verfangen hatte, noch einmal sich zu öffnen schien.

Digitized by Google

Es ist außerordentlich schwer, jene zwei antimusischen Praktiker einem Süddeutschen überhaupt zu erklären, zumal Friedrich Wilhelm I. selbst in Norddeutschland langsam und spät begriffen worden ist. Worin besteht der einzige Wert dieses Mannes für uns alle? Darin, daß er in einem großen, zukunftreichen Gebiet die Herrschaft der Zungendrescherei beendigte und mit unbestechlicher Wirklichkeitsliebe, mit ingrimmigem Haß gegen Hohlheit und Schein, dem politischen Nutzen zustrebte. Läßt man sich verleiten, auf diesen großen Wohltäter nur mit den Augen eines Winkelmann zu sehen, so vermag man freilich seiner spröden, doch unendlich fruchtbaren Begabung nicht gerecht zu werden; denn von ihm datieren die Begriffe Vordermann nehmen, Richtung halten, „Propertät", Pünktlichkeit, Pflichttreue auf Posten, welche Tugenden dem Ästheten vielleicht wenig bedeuten, doch ihren Segen allmählich bis in unsere Fabrikarbeiterschaft hinein betätigt haben.

Was wir alle diesem Herrscher verdanken, wird man ganz gewahr erst, wenn man ihn vergleicht. Süßlich und matt muten uns dann plötzlich die geistreichen mainzischen Kurfürsten an, jener glänzende Henneberger zumal, der den großen wind- und staubhaltigen Bovist der „Reichsreform" von 1495 in die Welt hatte setzen helfen. Wie lautete dagegen der Bescheid Friedrich Wilhelms unter dem Vorschlag, die vertriebenen salzburgischen Protestanten in Ostpreußen anzusiedeln? „Placet. Die Dépense ist gering, und ich peuplier mein wüst Land." Fertig. In zwei Zeilen, ohne Aufenthalt, löste der praktische Titan volkswirtschaftliche Probleme, die im fünfzehnten oder sechzehnten Jahrhundert Berge von Protokollen, und leider wohl ganz ergebnislos, erzeugt haben würden. Dies war der Mann, den die damaligen Deutschen als Muster brauchten. Er gab einem Kreise verlotterter Potentaten das erste weithin leuchtende Beispiel, wie man öffentliche Steuern nicht für höfischen Prunk, sondern allein für Landeswohlfahrt verwende, so zwar, daß kleine Mittel dennoch weit reichten. Seine nüchterne Anschauungsweise, seine Leidenschaft für alles Reale, sein unerbittliches Urteil aber vererbte er auf seinen genialeren Sohn; auf ihn, der das köstliche Wort sprach: „Der liebe Gott marschiert mit den stärksten Bataillonen"; der in die leibeigenen Niederungen gleich einer Fanfare das Trostwort hineinschmetterte: „Vor der Justiz sind alle gleich, es mag sein ein Prinz oder ein Bauer"; der seinen Biographen Carlyle instandsetzte, das Motto „Work and despair not" aus seinen Taten herzuleiten. Der erst hat auch den Fluch der Lächerlichkeit von uns genommen, durch seine Siege vielmehr uns erlaubt, im hochmütigen Franzosen gelegentlich den Windbeutel zu bemerken.

Allein — und hiermit kommen wir zur Tragik — so zweckvoll, so brauchbar die von König Friedrich Wilhelm I. mobil gemachten Mittel auch waren, germanisch waren sie nicht. Als Preußen die Deutschen darin zu unterrichten begann, wie man wieder ein kraftvoller europäischer Faktor wird, war von keinem Versammlungsrecht, war nur von Pflichten, nicht von Freiheiten, die Rede gewesen. Bevormundung und straffe Disziplin, so hießen die rettenden

Digitized by Google

Ideen. Das Schicksal hatte sich der verblödeten Germanen erbarmt; es hatte ihnen ein neues Prinzip, mit dem sich weiterkommen ließ, wie aus den Wolken herabgereicht; aber den urgermanischen Instinkten war es fremd. Und so gewißlich es seine guten Dienste getan hat, so gewiß kann keine große Nation doch auf die Dauer gegen die Instinkte regiert werden, die in ihrer Seelentiefe schlummern. Es mag eine Weile wohl gehen, und man mag sich mit Kompromissen weiterhelfen; doch dann wird eines Tages die Stunde schlagen, da alles darauf ankommt, ob die Männer an der Spitze bewandert genug sind, um ihr Volk zu verstehen, ob sie Schmiegsamkeit und Liebe genug besitzen, eine Legierung des Alten und Neuen bewirken zu wollen, die der Zukunft genügt und sie verbürgt.

Wären die deutschen Instinkte klar und einfach und auch in ihrer Entwicklung so geblieben, würde diese Schwierigkeit leichter lösbar sein. In Wahrheit sind aber von der Natur, um eine reichere Differenzierung zu ermöglichen, nicht bloß zwei einander widersprechende politische Strebungen in die Germanenbrust gelegt worden, sondern beide Strebungen haben sich im Lauf der Geschichte sowohl zur höchsten Blüte, wie zur tiefsten Entartung ausleben dürfen, so daß Angreifer wie Lobredner bis zu einer gewissen Grenze im Recht bleiben und schwer unter einen Hut zu bringen sind. Die eine Strebung nannte sich bekanntlich Gefolgstreue, das heißt Anhänglichkeit bis in den Tod für den Stammeshäuptling. Sie hat den Germanen nicht verhindert, das römische Heer zu rekrutieren, zu verderben und zu sprengen, bis der widerliche Wechsel von Meuterei und neuer Kaiserwahl zuletzt nur noch rein germanische Kontingente zu gegenseitiger Zerfleischung übrig ließ. Die Vorzüge jener Instinkte waren trotzdem vorhanden, und wie sehr sie bildungsfähig blieben, hat die brandenburgisch-preußische Armee, als ihre Nachfolgerin die deutsche, bis zum jüngsten Feldzug in Südafrika bei tausend Gelegenheiten bewiesen.

Die zweite Strebung, die Gemeinfreiheit, nach politischer Selbständigkeit des Einzelnen zielend, hat vor allem auf anglo-amerikanischem Boden ihre Tugenden der Selbstachtung entfaltet, ihre Großtaten der Selbsthilfe verrichtet, ist aber auf eigentlich deutschem Gebiet schmählich in die Brüche gegangen, bis sie nur noch nach oben in Form der „ständischen Libertät" weitergedieh, als Gleichberechtigung von einigen hundert Fürsten und Kommunen, die ihre Untertanen großenteils in Leibeigenschaft hielten, sich gegenseitig aber in Ohnmacht und Fremdherrschaft hineinbeförderten, bis der preußische Staat die Politik Armins des Befreiers wieder aufnahm.

Zweimal ist es bisher dem Preußentum als deutscher Vormacht gelungen, in sich selbst jene zwei verschiedenen Strebungen zu versöhnen. Einmal als es die alte historische Antithese: hier politische Kraft gepaart mit Unbildung, hier Bildung gepaart mit politischer Schwäche, zur Auflösung brachte. Seit nach dem Frieden von Tilsit (1807) alle Leibeigenschaft widerrufen, dem Adel bürgerliche Beschäftigung erlaubt und die Parole ausgegeben wurde, durch geistige Eroberungen zu ersetzen, was an äußeren Machtmitteln verloren

Digitized by Google

gegangen war, ist Preußen auch für das gewaltige moderne Prinzip, das sich angewendete Wissenschaft, angewendete Geschichte nennt, das vorbildliche Versuchsfeld der Deutschen, sind preußische Bildungsanstalten und Verwaltungskörper angestaunte, vielfach nachgeahmte Muster der ganzen Welt geworden, ohne daß doch durch größere Reife der Bevölkerung Manneszucht und Schlagkraft irgendwie gelitten hätten. Das zweitemal, als (1848) die Sehnsucht im erstarkten Bürgertum nach politischer Geltung und Selbstbestimmung leidenschaftlich aufloderte. Diese Krise ging verhältnismäßig schnell und leicht vorüber; eine Verfassung ward gewährt und Volksvertretung, wiederum ohne daß die eigentliche Bedingung der Existenz, die Armee, dadurch Einbuße litt. Doch eine außerordentlich gnädige Schicksalswendung hatte es in jenem denkwürdigen Frühjahr so gefügt, daß ein Schönredner auf dem Hohenzollernthron sich aus reiner Entschlußlosigkeit der volkstümlichen Bewegung mehr haltlos hingab als zweckmäßig widersetzte. Seine dialektisch leicht nachweisbaren Fehler sind eben darum seinem Staat zum größten Segen geworden; selbst Bismarck, dessen Temperament durch sie bis aufs Blut gereizt wurde, läßt es in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ zweifelhaft, ob für die Gestaltung der Zukunft bei einer kräftigeren Persönlichkeit an der Spitze mehr und Besseres zu erhoffen gewesen wäre.

Vor ein ähnliches Dilemma sind wir heute gestellt. Der vierte Stand in Deutschland hat, profitierend von den Segnungen geglückter nationaler Einheit und solider Staatsverwaltung, so reißende Fortschritte an Bildung und seelischen Bedürfnissen gemacht, daß ihm sein bisheriger Anteil an politischer Mitbestimmung, zumal in Preußen selbst, nicht länger genügt. Sollen die beiden oben geschilderten Strebungen der Germanenbrust nun, in zwei riesigen Parteiungen verwirklicht, kontradiktorisch, zur Feindschaft auf Tod und Leben gegeneinandergehetzt, oder sollen sie zu gegenseitiger Umschlingung gebracht werden wie zwei Stränge, die sich zu einem stärkeren Tau umwinden und vereinigen? Der Vaterlandsfreund, der diese zweite Hoffnung hegt, wird sich leider sofort auch der eminenten Schwierigkeiten bewußt werden müssen, die bei einer Hingabe des Preußentumes an die demokratische Idee auf breiterer Basis entstehen. Denn was das Preußentum ist, liegt klar zutage: militärische Disziplin, Gefolgstreue, geläutert zum Sinn für Autorität an sich. Diesem Sinn verdanken wir die Hauptleistungen des Siebenjährigen wie der Befreiungskriege mit ihren kräftigenden Traditionen, von denen der Krieg von 1870/71 nur die Frucht war; ihm den Wohlstand und Frieden, den wir heute ungeachtet aller Neider und Feinde genießen. Den Zukunftsstaat aber kennt kein Mensch; auch seine Verkünder behalten ihn weislich „im Futteral“.

Das allein ist es, was manchen guten Preußen so stutzig macht. Auch der Heißsporn Herr von Oldenburg hat, wie sehr man immer seine herausfordernde Sprache mißbilligen mag, schließlich nur ausdrücken wollen, daß er zwar sehr genau wisse, was er von seinem Preußentum schon draugegeben habe und noch drangeben solle, dagegen auch wissen wolle, wofür. Denn Preußen hat seine

Digitized by Google

politischen Beweise erbracht, das Germanentum ist sie trotz allen seinen herrlichen Begabungen schuldig geblieben. Das Germanentum hatte sich selbst in den Schmutz geritten, Preußen hat es herausgehauen und noch einmal ins Trockene geschafft. Es ist sehr wohl möglich, daß das Preußentum und sein ganz neues Prinzip der Disziplin überhaupt nur in einer Epoche gelingen konnten, als das Germanentum, durch den dreißigjährigen Krieg erschöpft und gebrochen, keine Widerstände dagegen zu entwickeln fähig war. Aber jenes hat uns die Rettung gebracht, und es ist fraglich, ob nach seiner Zersetzung die germanische Rasse überhaupt noch in Europa sicher wäre. Die schimpfliche Sicherheit in den Vorzimmern, an den Rockschößen fremder Machthaber, mit Aktionen, die keinen weiteren Inhalt haben, als andere deutsche Kräfte zu paralysieren, ist hier nicht gemeint. Gemeint ist jene zugleich selbstlosere und stolzere Auffassung von Germaniens Macht, die sich an der Weser über den Zuwachs an Geltung und Schlagkraft durch Hinzutritt Bayerns, am Neckar über den Zuwachs durch Beitritt Ostpreußens und Schleswig-Holsteins freut.

Es fehlt ja sichtbarlich nicht an Schwärmern, die sich das ganz himmlisch vorstellen, nachdem den Preußen alles Vorteilhafte bis in den Eisenbahnbetrieb hinein abgeguckt und mit anerkennenswertem Geschick nachgemacht worden, die lästigen Drillmeister mit einem „der Mohr hat seine Arbeit getan" über den Main wieder abzuschieben. Diese Vorstellung ist nur allzumenschlich, denn das Preußentum war für die Germanen innerhalb und außerhalb seiner Grenzen eine Medizin. Es ist in Urzuständen und auch später tausendmal vorgekommen, daß jemand auf starke Empfehlung hin oder gar gezwungen eine Wurzel oder eine Beere in den Mund nahm, die ihm, sie mochte säuerlich oder bitter geschmeckt haben, nach kurzer Zeit einen Aufruhr im Blut verursachte, ein Ungewohntes, Unbehagliches, das ihn die Stunde verfluchen ließ, da er jene Probe mit sich anstellte. Aber siehe da — nach wenigen Tagen fühlte er wohlig, wie er von Beschwerden freigeworden war, die früher seine Kräfte gelähmt, seinen Mut gebrochen, sein Dasein vergällt hatten. Nur Frauen pflegen, trotz gebrachter Rettung, dem herben Heilmittel zeitlebens zu grollen. Daß Männer anders denken, bewies unlängst jener brave Mainzer, der dem Franzosen Huret sagte: „Die Österreicher waren scharmante Leute; aber die Preußen haben uns das Arbeiten gelehrt; es ist besser so."

Der führende Bundesstaat, seit er die Hauptsachen unter Dach und Fach gebracht sah, darf mit bekannter „Wurschtigkeit" manchen Nadelstich hinnehmen; schmerzhafter ist es, wenn ein hoher Vertreter, der, gerade heraus gesagt, nicht preußisch wirkt, alle Bewunderung und Liebe, die früher nur gewissen berliner Handlungsreisenden zuteil wurde, auf das Preußentum selbst übertragen hilft. Nun macht man sich lustig über die Helden vom Firniß; doch sich mißverstanden zu wissen, das ermuntert die Männer der Sache, die dort unten immer noch zu Zehntausenden in aller Stille wie ehedem schaffen, nicht sehr dazu, plötzlich den Sprung ins Dunkle zu wagen, um nach dem von Bismarck einst verspotteten, heute wieder zeitgemäßen Rezept des Herrn von Radowitz Preußen von

Digitized by Google

Deutschland aus zu reformieren. Unbeliebt zu sein, das ließe sich ertragen; aber durch Änderung von Tendenz und Werkzeug vielleicht untauglich dazu gemacht zu werden, einem seit dritthalb Jahrhunderten treulich und ruhmvoll festgehaltenen Beruf noch länger zu genügen, das in der Tat wäre tragisch.

Und dennoch muß der Entschluß gefaßt, die Tat getan werden; es heißt Biegen oder Brechen. Die innere Unausgeglichenheit der Verfassung im Reich und in Preußen ist auf die Dauer unerträglich und wirkt aufreizend. Die gelegentlichen Konzessionen, die dem Zeitgeist durch anscheinendes Aufgeben alter Standesvorurteile gemacht werden, sind ungenügend zur Beruhigung. Es gilt, das Deutschtum in seinen breitesten, das heißt wichtigsten Schichten endlich zu begreifen, sich klar zu machen, warum sie so verstimmt sich abwenden, sonst wird unsere Situation nicht nur immer ungemütlicher, sondern, seit wir ein riesiges Volksheer auf den Beinen haben, auch staatsgefährlicher. Oder glaubt Herr von Oldenburg wirklich, die heutigen Musketiere, die außer dem Gesangbuch ihre Zeitung lesen gelernt haben, in Ewigkeit mit dem friederizianischen Korporalstock regieren, sie eingeklemmt zwischen den Flügelunteroffizieren ins Feuer führen zu können für eine Sache, bei der ihr Herz nicht ist? Was treibt unsere Arbeiter zur Opposition? Daß der Geist der alten deutschen Gemeinfreiheit in ihnen auflebte, das Verlangen nach Mitverantwortlichkeit für das eigene politische Schicksal — ein Verlangen, das wir segnen sollten, weil es uns eines Tages die nationale Reife, das Verständnis der Massen für Blühen und Gedeihen unseres Reiches garantieren wird. Nun hört man wohl: „Ein zweites Jena täte not, um Das durchzusetzen; eine gründliche Niederlage." Doch wollen wir im Ernst so voreilig die Flinte ins Korn werfen? Uns Fremdherrschaft herbeiwünschen, finanzielle Ausblutung, Ruin des Handels, nur weil in höheren Regionen die nötige Einsicht noch fehlt? Läßt sich die nicht durch verfassungsmäßige Mittel erzwingen, sobald wir unsere Schuldigkeit tun? Seht auf England; warum hat es nach der letzten dynastischen Umwälzung von 1688 keine Revolution, keinen Zusammenbruch mehr erlebt? Weil seine ganze politische Geschichte eine ununterbrochene Folge von rechtzeitigen Reformen war.

Unsere Arbeiter gehören in den preußischen Landtag, und mindestens zwei Vertreter dieses nützlichen, dieses ganz unentbehrlichen Nährstandes, den römischen Volksanwälten (tribuni plebis) vergleichbar, ins preußische Herrenhaus. Vor der Notwendigkeit dieser Forderung stutzen heute noch gewisse Intellekte gleich einem Renner vor der entscheidenden Hürde. So traute man den eigenen Ohren kaum, als der preußische Minister des Innern, Herr von Bethmann-Hollweg seinen Hymnus vom 23. März 1906 auf die deutsche Aufwärtsbewegung disharmonisch ausklingen ließ. Ein Zug nach oben sei durch das ganze nationale Leben hin bemerkbar, infolgedessen — dies etwa war der langen Rede kurzer Sinn — müsse man das Volk niederhalten. Erweiterung des Stimmrechtes in Preußen sei zu schwierig; auf deutsch: Bevormundung durch Privilegierte ist und bleibt für unser Volk das Wahre. Diese Scherze

Digitized by Google

wurden von der Mehrheit des preußischen Landtages freudig beklatscht und belobt; dort fühlen sich die ostelbischen Junker noch sicher. Sie würden selbstverständlich Mord schreien, wenn die Regierung das Wahlrecht zum Landtag reformieren wollte. Aber geschrieen haben ja die Zastrow, die Hatzfeld, die Schulenburg und Kalckreuth 1807 ebenfalls. Wäre es nach ihnen gegangen, so würde Stein in den Turm geworfen worden sein, der Rheinbund vielleicht heute noch bestehen. Zum Glück drang „das Natterngezücht der Reformer" durch. Die Verjüngung Preußens gelang einmal; es konnte den Befreiungskrieg siegreich auskämpfen und an moderne Staatsaufgaben herantreten. Die Verjüngung gelang zum zweitenmal 1848, und es konnte das Bürgertum Deutschlands nach sich ziehen auf dem Wege zur Einheit. Die dritte Verjüngung, wenn durch freien Entschluß vollzogen, kann die segensreichste werden, weil sie uns endlich den Alb von der Brust nehmen, dem Reich seine Arbeiterschaft zurückgewinnen, aus einer Million eingekleideter Wehrmänner, die heute nur mitgehen, weil sie müssen, wirkliche Landesverteidiger machen würde. Gelingt sie, so wäre die Übertragung des vom alten Dessauer ausgebildeten faszinierenden Befehltones, der preußischen Disziplin auf die bunte Vielgestaltigkeit unseres gesamten öffentlichen Lebens gewährleistet; die Deutschen dürften sich mit ruhigem Gewissen ein ferneres Jahrhundert lang ihrer blühenden Kultur erfreuen. Wird sie verschoben, weil man die Dringlichkeit nicht einsehen will, wird in ausgefahrenen Geleisen weitergewurstelt, während immer noch politisch privilegierte Standesherren, die die schöneren Zeiten der Leibeigenschaft ohne Freizügigkeit, der Patrimonialgerichte, der adeligen Sinekuren in Heer und Verwaltung nicht vergessen können, ein verfehltes Repressionsgesetz nach dem anderen einbringen, kommt es zu Gewalttaten, die eine Aussöhnung zwischen Volk und preußischer Krone für immer unmöglich machen, dann wäre Preußens Tragik freilich erst recht besiegelt. Sein Mangel an Wandlungsfähigkeit, um die germanischen Kräfte, die es zur Stärkung einst an sich zog, auf die Dauer festhalten zu können, infolge der natürlichen Starrheit seines Organismus vor aller Welt erwiesen, müßte den Glauben an seinen Beruf zur Führung untergraben und vernichten.

Briefe eines Pfarrers an die Jungfer Sopherl und Mariandl, da sie Nonnen werden wollen

Von Anton von Bucher

Brief an Jungfer Sopherl

Gott sey Lob, das Körbl ist fertig, sagten die lieben Alten, wenn sie irgend einer Versuchung Abschied, oder einer Eitelkeit Urlaub gaben. Niemand darf wohl eher so sagen, als meine herzlich geliebte Sopherl. Sie hat sich entschlossen, der Welt Urlaub zu geben. Ach wie glücklich ist Sie. Heirathet Sie in der Welt, wenn Sie will, so kann Ihr Mann sterben. Der Klosterjesus stirbt nie. Sie wird keine Wittib werden. — — — — — Sie schreibt

Digitized by Google

mir, Sie fürchte die Arbeit, wegen schwacher Komplexion! Grad recht! Weiß Sie denn nicht, daß nur die Schwestern zur Arbeit im Kloster seyen? Wir haben wieder ein Paar Bauernmenschen (zum Plunder, sie gäben hübsche Grenadiere ab) auf der Liste. Diese muß unsere Ausgeberin, geistlicher Weise, wie man sagt, zukuppeln. Sie haben auch Geld, und des Geldes wegen könnten sie Frauen werden. Aber dann könnten sie auch gnädige Frauen werden mit der Zeit, und die jetzige gnädige Frau gibt gewaltig Acht auf den Adel. So beugt sie dann vorsichtig vor, daß eine solche maskierte Bauerndirn, denn in den Klostergeist können sich die Menschen ohnedem nie ganz hineinstudieren, nicht den Stuhl entehrt, auf dem sie nun sitzt. Meine liebe Sopherl darf also vor der Arbeit nicht zittern.

Ja wohl! Hier näht man keine Kommißhemden. Hier fegt man weder Boden noch Geschirr. Man kocht nicht. Gut gekocht muß alles auf den Tisch kommen. Ich rathe Ihr, das Blümelmachen zu lernen. Ist eine leichte, und schöne Arbeit. Ist zwar alles, was man im Kloster Arbeit heißt, mehr getändelt, als gearbeitet. Blümelmachen schaut mich aber gar leicht an.

Und wer prositirt am meisten davon, als ihr Bräutigam, in seinen Maybüscheln auf dem Altar, und hie und da eine Hofdame, der man ein Präsent mit solcher Arbeit machen muß.

Deßwegen hat es wohl schon Freygeister gegeben, welche sagten, Klosterfrauen seyen müßige Staatskörper, weil sie nichts arbeiten.

Aber, mit Respekt zu melden, sind Domherrn deßwegen müßige Körper, weil sie sich Vikarien im Chor halten, oder wird deßwegen in Domstiftern nicht gesungen, weil die Domherrn nicht singen?

Seht ihr Herrn Weltpolitici, solche Schnitzer macht ihr. Kann man aber nun nicht die Schwestern, und Bauerntrampeln in Klosterhabiten für eben das ansehen, was die Vikarien in Domstiftern sind, nämlich für Vikarien im Fach der Arbeitsamkeit ec.

Und noch eins! Liefern nicht gemeiniglich die Klosterfrauen die Amulete und Scapuliere wider Welt, Fleisch und Teufel, Hexen, Pestilenz, Donnerwetter, Ungeziefer, Leibsgebrechen, und Viehfall?

Wer backt delikatere Krapfl, Lebzelten, Magenpflasterl, und Chokoladezelteln? Ist ein süßers Busserl, als ein Klosterfrauenbusserl?

Alle schönen Arbeiten werden im Kloster gebohren, und erzogen. Unsere Pfarrkapläne tragen Stock- und Uhrbänder von Klosterfrauenarbeit.

Sieht man wohl was schöners? Schau einer die hübsch gestickten Tafeln und andere Raritäten nur an, die aus Klöstern kommen, und man wird aufhören, an der Arbeitsamkeit der Frauenklöster zu zweifeln.

Wie ich Ihr aber gesagt habe, mein Herzens-Sopherl, zum todtarbeiten ists doch nicht. Ich muß es heut kurz machen. P. Florin ist übel auf und also muß ich statt seiner predigen.

Die Jungfer Mariandl, Ihre Conkandidatin, hat mir ein Dutzend recht hübsche Schnupftücher verehrt. Es ist wahr, die Tücher sind schön, und das

Digitized by Google

Mädel läßt sich etwas kosten, sich bey mir in Gnade zu setzen. Aber meine Sopherl bleibt halt doch meine erstgebohrne Prinzessin. Sie soll auch gewiß rechter Hand gehn, und überall die erste seyn beym Einkleiden. Es gibt zwar in Klöstern das Laster Hoffart nicht. Aber die halt rechter Hand geht beym Einkleiden, sitzt und geht, und kniet und steht der andern, die linker Hand geht, in Ewigkeit vor, und kann eher Kapitularin werden. So ists. Wenn Sie die Bauernmenscher sehn die Schwester werden, so komms am Sonntag in der Fruh ins Beichtstübl und beichts. Da kommen dann die zwei Menscher auch. Seynd Erztrümer. So lernts die kennen, die für Sie arbeiten müssen. Hat Sie auf Ihrem Ring die Händ, die Füß, und das Herz unsres Herrn g'sehn? Nicht wahr, das ist sauber. Welcher Bräutigam in der Welt gibt Ihr, so zu sagen, Händ und Füß drauf, daß er ewig Ihrer seyn will. Glückliches Nonnenvolk, welches du gleich, sobald du den Ring ins Kloster bekommst, auch das Herz deines Bräutigams auf ewig in Besitz nimmst.

Schicke Ihr hier eine zuckerne Geißel, eine andere würde Ihr ohnehin zu wehe thun. Da karbatsche Sie ihr Maul brav damit.

Ich möchte gern ein Kind haben, mag Sie nicht Mutter werden? Versteht sich geistlicher Weise. Ja, ein hübsches Christkindel soll Sie mir alten Vater bringen. Sie kann ja Wachs poussieren. Ei schicke Sie mir ein Kindlein. Wenns ein Gesichtel hat so geschmack als Ihres ist, so ists fürs Christkindel auch schön genug. Es ist recht daß der Klosterjesus auch schöne Bräute bekömmt, denn da er unter den Engeln aufgewachsen ist, ist er auch Engelgesichter gewohnt, und die wilden Bärengoschen sind gut genug, in der Welt zu bleiben, und verdammt zu werden. Mache Sie, daß ich Sie bald wieder sehe. Adieu, eingefleischter Engel. Adieu.

Brief an die Jungfer Mariandl

Liebe Jungfer Mariandl

Braut des Herrn!

Was! Nichts nutzen die Frauenklöster? Grausamer Türkenhund, der du das Licht des wahren Glaubens nicht hast! — — — — — Der du immer und ewig verdammt wirst, weil du den Orden Mariä das heilige Skapulier, nicht trägst. Der du deßwegen, weil du dich beschneiden läßt, so wenig heilig werden kannst, als wenig mein Schuh, wenn ich ihn zum Pantoffel schneide, ein Kurierstiefel wird. Sage an! Warum hälst du Klöster?

Darum, antwortet mir der grimme Türkenhund aus seinem Alkoran, daß welche für das sündige Volk Buß wirken, und in Kraft der Abtötung, von dem Propheten Gnade und Barmherzigkeit erschmeicheln. Der Prophet will keusche Seelen zum Opfer haben. Ruchlose Welt! Was die Türkenbestien ihrem schwärtmacherischen Propheten geben, das vergönnst du nicht, ach wem nicht? dem heiligen Geist nicht?

Das ist Sie mein liebs Nanerl, und das sind alle Klosterfrauen. — — — — Nämlich Bräute des heiligen Geistes, und Bußthuerinnen für die Sünden der

Digitized by Google

Welt, und zu diesem hohen Beruf weihen wir Sie ein. Als es mit Ninive bergab ging, und noch wenige Stunden übrig waren von der Zeit, auf welche Jonas die Erfolgung ihres Unglücks und ihrer Zerstörung prophezeite, da ließ der König alles fasten, Ochsen und Esel, Lastthiere, Kühe und Kälber, und Ninive gieng nicht zu Grund, weil König und Volk, Hof und Vieh gefastet hatte. Wie, sollen die Klosterfraun bey Gott nicht wenigstens eben so wohl, als Ochs und Esel, in der Gnade stehn? Sollen sie nicht das erbitten können, was das liebe Rindvieh erbethen hat? Seh Sie, meine liebe Schwester! Ich sage Ihr noch mehr. Wir sind die moralischen Ochsen, und Eseln, Küh und Kälber im Herrn, welche für die Sünden der Welt büßen müssen. Ist uns keine Schand, wenn wir unter diesem Bilde erscheinen. Wir werden einst als Erretter der Welt angebetet, wie denn der Erlöser der Welt selbst unter einem Widder mit sieben Hörnern in der Apokalypse angebetet wird.

Mithin sage ich Ihr, das nutzen die Klöster am ersten, daß Jemand ist der betet, weil der Sünder tanzt, der Buße thut, weil der Mensch sündigt.

Wir Ochsen und Eseln, Küh und Kälber des Herrn, werden auch eingehn in die Freude des Herrn.

Morgen auf die Nacht ist eine Litaney. Da knie Sie fein an die Seite vom Chorstuhle, damit ich Sie im Gesicht habe. In der Kirche gibt einem Gott allerhand ein. Ich wills dann in ihren Augen lesen, wie weit Sie von Gott erleuchtet ist.

Braut des heiligen Geistes! Welcher Titel könnte schöner seyn?

Schlafe Sie gesund unter den Flügeln ihres göttlichen Bräutigams. Um sieben lese ich morgen für Sie Messe. Nach der Messe kann Sie mit mir reden im Stübl bey der Ausgeherin. Ich kann aber nicht lange warten, denn ich muß hernach auf einen Kaffee zu Ihrer Konkandidatin gehen. Kommt mich ganz hart an; aber ich bin einmal den Kaffee gewohnt, und den Sie mir verehrt hat, ist schon ausgegangen. Bey Leib sag ich Ihr das nicht, daß Sie mir wieder einen verehren soll, sondern damit Sie nur weiß, warum ich zu der andern gehe, und daß Sie keine Ursache zu eifern hat.

Ich ertheile Ihr hiemit meinen heiligen Segen, und bin ec.

Brief an die Jungfer Sopherl

Die Ehre Gottes muß befördert werden. Pomp und Pracht und Mode zu unterhalten, hält sich die Welt Mode- und Putzhändlerinnen. Nach Guste traktiert zu werden, lassen sich die Weltkinder von Jean Neubauer Theorien schreiben, deutsch geborne und erzogene Kalbsköpfe auf spanisch und englisch herzukochen, und auf den Tisch zu bringen. Jede Klosterfrau kann nun in den Augen des Gerechten angesehen werden für eine Marchande des Modes der römischen Kirche. Wo ist es hübscher, und delikater als in Nonnenkirchen? Nur die Klosterfrauen wissen, welche Farbe dem lieben Christkindl am besten ins Gesicht steht — — — — welche Garnitur das Kleid unser lieben Frau

Digitized by Google

am besten aushebe — — — und wie weit die Ermel im Rokette des prageriſchen Domherrn Johannes seyn dürfen, damit den Stiftsſtatuten hierin nichts derogirt und den Domherrn der Kathedralkirche zu Wien nichts präjudizirt werde. Sie ſind eigentlich die Veſtalinnen, welche das Licht der Galanterie in den Tempeln Gottes erhalten, die bequemſten Schnitte zu den Altarkleidern beſitzen, und ihre Geiſtlichen die meiſtenmale am Altar ſo bemachſelt, bebändert, verquaſtirt, und durchaus ſo guſtud herſtellen daß ſie einem Pferde an einem Rennſchlitten höchſtens nur der Bouquete wegen, die dieſe auf dem Kopfe tragen, weichen müſſen; geſetzt, ſie haben keine infulirte Häupter zu dekoriren, denn da iſt auch noch die Ausnahme, daß die infulirten Häupter an der Dekoration nicht nur die Pferdeköpfe, ſondern alle Thiere, welche hohe Ohren und Hörner tragen, an den Inſignien ihrer Prärogative zuweilen ſogar weit übertreffen.

Die Altäre ſind Tafeln Gottes. Die heiligen Leiber ſind gleichſam das Beſchaueſſen des Herrn. Wo ſind nun die Heiligen Leiber niedlicher aufgetiſcht, wenn ich ſo ſagen darf, als auf den Tiſchen Gottes in den Nonnenkirchen?

Krippen und Paſſionsvorſtellungen ſind die Theater der römiſchen Kirche. Nirgens findet man das Koſtüm der alten Zeiten richtiger in das Koſtüm der heutigen Tage hinübergetragen, als in den Nonnenkrippen. Oder ich frage euch, ihr gutkatholiſchen Chriſten, die ihr vor dieſen Theatern noch eure Freude findet, wo trefft ihr mehr Tyroler, Weſtphäliſche und Schweizerbauern vor der Krippe zu Bethlehem an, als bey den Krippen der Kloſterfraun? Wo reiten euch mehrere Dragoner mit den heil. drey Königen, und wo trefft ihr ſchöner gebratene Spanferkeln als auf der Tafel bey der jüdiſchen Hochzeit zu Kana in Galiläa an? Hier hat Sie, mein liebes Kind, einen neuen Beweis von der Nutzbarkeit der Nonnenkloſter. Ärgere Sie ſich nicht, wenn man ihr doch ſagt, ſie verderben mehr, als ſie nützen. Das iſt die Sprache der Hölle, welche ſich jedem Guten widerſetzt.

Ich danke Ihr für den vortrefflichen Burgunder, den Sie mir geſchickt hat. Sie hat noch kein unterſchriebenes Bild von mir. Hier ſchicke ich Ihr eins, lege Sie dasſelbe ins Betbuch, und beherzige Sie den franzöſiſchen Vers fein wohl, den ich mit Fleiß franzöſiſch darunterſchrieb, damit ihn nicht jeder Maulaff leſen kann. — — —

Er heißt auf teutſch ſo viel als:

Die geiſtlich Lieb die halt ich feſt
Als wie der grünend Baum ſeine Aeſt
Als wie der Diamant den Ring.
Zu ihr fliegt mein Herz federgring

Adieu, mein Kind.

Ewiger Vorbitter
Bey Gott.

Digitized by Google

Brief an die Jungfer Mariandl

Aus dem Zettel, den Sie gestern dem Meßnerfranz an mich gegeben hat, habe ich ersehen, daß Sie Morgens nicht kommen wollte, weil Sie noch keinen Kaffee hätte bringen können. Das hat aber keine Eile, und ich verlange ja keinen, Ihre Seele allein ists, nach der mich hungert und dürstet. Diese ist meine Speise. Wäre aber recht brav gewesen, wenn Sie gekommen wäre. War die Ausgeherin auf dem Markt. Und Sie hätte also, weil wir allein gewesen wären, Ihr Herz recht ausleeren, und ich Ihr den bedürfenden Trost, ohne uns zu scheuen, geben können. Komme Sie also morgen, wenn nicht etwa P. Florin, von dem ich höre, daß er Ihr nachgeht, wichtiger ist als ich. Komme ich aber dem P. Florin auf die Spur, so daß ich ihn erwische, so ist er gewiß heuer das letzte Jahr Klosterprediger, unter uns geredet. Ich weiß schon, daß er immer so herum mauset. Aber halte er seine Predigten, das Conferenziren geht ihn nichts an. Dem Meßnerfranzl gebe Sie auch keinen Zettel mehr an mich. Eine keusche Braut des heil. Geistes gibt den Mannsbildern nicht viel gute Worte. Genug, Sie kann sich an Ihren Beichtvater halten. Hat Sie etwas an mich, so gebe Sies nur der Ausgeherin. Ich schicke Ihr hier Adressen an mich von einer fremden Hand geschrieben, in diese schließe Sie Ihre Briefe ein, so meynen die Leute der Brief sei anderswoher, und nicht von Ihr. Geistliche setzt das Briefschreiben leicht in Verdacht, und man kann deßwegen nicht sorgfältig genug seyn, um der Welt kein Ärgerniß zu geben.

Auf das was Sie schreibt, will ich Ihr nun gleich antworten.

Man hat Ihr also gesagt, daß das Psalliren in lateinischer Sprache, ein todtes Werk sey, weil die Psallirenden nicht verstehen was sie sagen. Aber ich sage Ihr, daß der, der so denkt, entweder nicht versteht, was in der Schrift gelesen wird, oder daß er ein Freygeist sey. Merke Sie sich, warum ich das sage.

Auf diese Weise, daß man in Frauenklöstern Leute, die nicht lateinisch verstehen, lateinisch beten lasse, wird die Prophezeiung erfüllt: Aus dem Munde der Kinder und Säuglinge hast du dein Lob vollkommen gemacht oh Herr! Vollkommen gemacht, sagt der Prophet. Das Gebet der Kinder und Säuglinge (Kinder und Säuglinge verstehen aber gewiß auch nicht, was sie lallen) ist also ein vollkommenes Gebet, und das lateinische Gebet der Klosterfrauen ist ja gewiß ein Gebet wie es Kinder und Säuglinge beten; denn die Klosterfrauen, welche als fromme Kinder Gottes an der Mutterbrust eines heiligen Ordens Tugend und ewige Keuschheit heraussaugen, verstehen so wenig als Kinder, was sie humsen und singen.

Hernach, warum soll das unverstandene Gebet der Klosterfrauen nicht Gott angenehm seyn. Die Schrift ladet ja alles zum Lobe Gottes ein. Drachen und Basilisken, Rindvieh und Bestien, ruft sie auf zur Anstimmung des Lobes Gottes. O ihr heiligen Klosterdrachen! O ihr sanftmütigen Ordensbasilisken! O ihr holdseligen Rindvieher von Nonnen! Soll denn euer Lob Gottes minder werth seyn, als das Lob der Weltdrachen, der Sünderbasilisken, der Hofrindvieher, der Stadt- und Landbestien?

Digitized by Google

Sieht Sie, wie die Leute so hirnlos raisoniren.

Der Pabst und die Durchl. Churfürsten des römischen Stuhls, die Kardinäle, wissen perfekt, daß in Klöstern in einer Sprache gebetet wird, welche die Klosterfrauen nicht verstehen. Sie hören auch von den Gründen, welche man wider diesen Gebrauch anführt, gewiß zuweilen, wenigstens von weitem reden. Sie lassens doch beym Alten. Wärs nicht recht so müßte es ihnen der heilige Geist schon anders eingeben.

Aber Nein, es bleibt trotz allen dem, was dawider im Ernst gesagt wird, beym Alten. Warum? Nämlich um zu zeigen, daß die Vernunft in Glaubenssachen am wenigsten drein zu reden habe, und daß man da am sichersten gehe, wenn man glaubt, was die geistlichen Herrn sagen, ohne viel über das herumzuschnufeln, was sie sagen.

Klosterfraungebet ist demnach das Gebet der Unschuld, das Gebet dankbarer Lastthiere der Erde. Sie würden schon anders beten, wen man es ihnen schaffen thäte. Aber es schaffts Niemand. Wohin auch mit den Breviren? Soll man die Venetianer, die so gut Welsche sind als der Pabst ein Welscher ist, arm machen, und an den Bettelstab bringen? Schaus mein Kind, diese verlegen aber die Brevire. — — — Und wie das Fastenabschaffen den Holländern, ratione Stockfisch und Häring, einen tödtlichen Stich versetzte, und also in Nudeln, Stockfisch und Häring gefastet werden muß, weil die Holländer mit Stockfisch zu uns herein handeln, so muß lateinisches Brevir von teutschen Zungen gebetet werden, weil die Venetianer mit Brevir hereinhandeln.

Sie sieht vim argumenti nicht so ein. Wenn Sie aber morgen zu mir kommt, so kann ich Sie mündlich schon weitläufiger hierüber instruiren. Wie gesagt! Sie braucht deßwegen keinen Kaffee. P. Florin wird es Ihr auch nicht besser sagen können. Das Lamm, welches auf dem Buch mit sieben Siegeln ruht, versiegle Ihre Tugend. Ich erwarte Sie, mich mündlich über berührte Gegenstände deutlicher expektoriren zu können.

Brief an bemeldete Jungfer Mariandl

Ich habe Ihr Anfangs gesagt, meine liebe Tochter, daß die Klöster Säulen seyen, welche die sündige Welt unterstützen, daß sie nicht in die Hölle hinabsinkt, weil in Klöstern erzogen werden Büßer und Büßerinnen, deren Beruf ist, Gott zu versöhnen. Ich habe auch gesagt, daß sie das seyen, damit die Prophezeihungen erfüllt werden können, wie denn schon wirklich einige erfüllt worden sind. Aber noch nicht genug. Klöster sind auch da, das Unvollkommene der Offenbarung zu ergänzen. Weltleuten kann sich Gott nicht so mittheilen, wie Klosterfrauen. Der arbeitsame Bauer und Bürger schlaft nach seiner Arbeit, wie ein Roß und der Höfling und Wollüstling liegt die meiste Zeit in einem Rausch von Wein oder Leidenschaft begraben. Gott hat keinen Schlaf, weil er nie müde wird, und weil das Regieren seine Arbeit ist wie die unsere das Essen, Trinken und Singen.

Digitized by Google

Das wissen wir nun, daß Gott allerhand heiligen Klosterfrauen erschienen ist, und das Schönste seines bittern Leidens und Sterbens, wäre uns unbekannt geblieben, wenn nicht Brigitta und Melchtildis, das Mangelhafte der Evangelien ersetzt hätten. Nur allein von diesen haben wir erfahren, wie viele gottlose Juden, mit unverschämter Frechheit, dem leidenden Heiland ihre ungewaschenen Strümpfe um sein allerheiligstes Maul geschlagen haben. Diese erzählten es uns, daß ihnen Christus der Herr gesagt habe, daß er hundertsiebenundzwanzigmal während seiner heiligen Passion wehmüthigst geseufzet, und zweiundsiebzigmal bey dem Barte allerschmerzlichst gezogen worden; — — — daß er akurat sechstausendsechshundertsechsundsechzig Geißelstriche empfangen, durch diese und andere Schläge fünftausendvierhundertfünfundsiebzig Wunden am heiligen Leib getragen, und akurat dreißigtausendvierhundertunddreißig Blutstropfen deßwegen vergossen habe. Und wer denn dieses weiß, der betet zu Ehren eines jeden Blutstropfens sieben Vaterunser, und sieben Ave Maria, und das so lange fort, bis er zweihundertdreiundzwanzigtausend und zehn Vaterunser gebetet hat, und dann wird er, wie ihm die heil. Frauen sagen, vollkommenen Ablaß erhalten, die Pein des Fegfeuers nicht empfinden, den heil. Martyrern, die ihr Blut vergossen haben, gleich geachtet, und von seinem heil. Schutzengel in der Stunde seines Absterbens samt allen seinen Blutsfreunden, die etwa noch im Fegfeuer bis zu seinem Tod gelitten haben, triumphirlich in den Himmel eingeführt werden.

O felix Adae peccatum! So rufe ich dann recht aus. Eine Glück ist es, daß du gesündigt hast, o Adam, denn sonsten wären die welterbauenden Geheimnisse alle verborgen geblieben. Glückselig, und höchst nützlich ist aber auch deßwegen der Stand der Klosterfrauen, und die ihn aufheben, stehen in Gefahr nichts mehr inne zu werden, denn diese heil. Klosterfrauen Vieles in Erscheinungen sahen, so ist doch nicht zu vermuten, daß der Heiland seinen Schatz allen ausgekramt, und nicht auch andern frommen Seelen noch zur Belohnung neue Aufschlüsse zurückbehalten habe.

Es ist Zeit, daß Sie sich zu einer Generalbeicht richtet. Weil wir zu dieser wohl einen halben, wo nicht einen ganzen Tag brauchen, und es nun sehr kalt ist, will ich Sie im Zimmer hören. Sie kann also zuvor mit mir Kaffee trinken, so siehts selbst, ob ihr der Kramer gute, oder schlechte Waare angehängt habe. Wüßte ich daß es Ihr gar nicht schmeckte, außer es wäre P. Florin dabei, so würde ich ihn einladen. Aber der Mann schnupft so viel Spaniol, und der meine geht ohnedem so zusammen, daß ich nichts mehr zu verschenken habe, und noch dazu kenne ich keinen Menschen in der Welt, wo ich einen betteln könnte. Frag sie doch den H. Vater, wo man ihn recht gut bekommt. Ich will dann bey der Jungfer Confandidatin anklöpfen. Vielleicht glückts mir da. Lebe Sie recht wohl, und mache Sie, daß Sie heut Abends um drei Uhr am Fenster steht, wenn ich vorbey gehe. Ich werde Sie der gottlosen Leute wegen nicht einmal grüßen. Mein Herz meints auch ohne Kompliment redlich ec.

Digitized by Google

Professor Ignatius Taschner, Schillerdenkmal für St. Paul
(Text dazu in der Rundschau)

Digitized by Google

Karl Asenkofer

Geschichte einer Jugend von Karl Borromäus

(Fortsetzung)

Aber es gab Leute, die ihre Augen auf mich gerichtet hatten und sich meines Wandels freuten. Unter ihrer Zahl war Frau Ostermeier, die selbst alles mögliche unternahm, um unserer Familie das Wohlwollen wohlgesinnter Menschen ihrer Bekanntschaft zu sichern. Dabei verfiel sie in ihrem Eifer auf einen seltsamen Gedanken. Ohne mich zu fragen, ja, ohne es mich wissen zu lassen, schickte sie in eine weitverbreitete Zeitung folgende Nachricht ein:

„Ein Gymnasiast, der sich und eine Familie von acht Köpfen ernährt. Daß sich manche Studenten ihr Brot selbst verdienen, ist bekannt und nicht allzu verwunderlich. Außergewöhnlich aber dürfte die Tatsache sein, daß ein Gymnasiast sich und eine achtköpfige Familie ernährt. Dies tut zur Zeit, von den Ergebnissen seiner Tätigkeit als Instruktor, ein Unterprimaner eines Gymnasiums in München. Der Vater ist usw. usw." . . .

Was Frau Ostermaier mit diesem eigentümlichen Artikel bezweckte, ist unschwer zu erraten. Sie wollte die Aufmerksamkeit wohltätiger Menschen auf uns lenken. Dies gelang ihr bei einem Baron S. Dieser erkundigte sich sogleich nach der Persönlichkeit des Unterprimaners. Als er bei dem Rektorate des K-Gymnasiums auf meine Spur gelangt war, hinterließ er dort eine gewisse Geldsumme zu meiner Verfügung. Ich wurde hierauf ins Amtszimmer gerufen, wo mich der Rektor mit herzlichem Lachen begrüßte: „Das sind wohl Sie," sagte er, „der den Artikel in . . . eingerückt hat." Ich glaubte, falsch verstanden zu haben, da ich ja von gar nichts wußte. Als er mir dann die Zeitung vorlegte und ich die Zeilen las, befielen mich Erstaunen und Scham zugleich. Ich war mir nicht einmal bewußt gewesen, etwas Rechtes zu tun, und nun stand ich in dem Verdachte, mein eigenes Lob in öffentlichen Nachrichten ausposaunt zu haben! Während mir der Rektor das Geschenk des Barons S. einhändigte, beteuerte ich natürlich meine gänzliche Unwissenheit über den Verfasser. Jedoch schien der Rektor nicht leicht daran glauben zu können.

Erst als ich zu Hause das Geschenk abgab und im Ton trauriger Verwunderung die Sache erzählte, gestand mir meine Mutter, daß Frau Ostermaier die Urheberin war. Es verstimmte mich ein wenig. Und vielleicht hat eine solche Art von Lob überhaupt etwas Zerstörendes an sich.

Als ich meinen Vater, den Mann, auf den das Schicksal Berge geworfen hatte, damit es seinen Geist und Willen ersticke, auf seinem Krankenbette schaute, da krümmte sich meine Seele vor Leid. Aber alles ist für den Menschen ein flüchtiges Spiel; auch an das Herzzerreißende gewöhnt er sich und geht mit schlafender Seele daran vorüber.

Digitized by Google

Vier, fünf Monate waren seit dem Beginne der Krankheit Vaters verflossen. Wäre nun zum Beispiel die Mutter plötzlich krank geworden und so zu dem gewohnten Leid ein neues gefügt worden, so hätte ich vielleicht Großes in der kindlichen Ergebenheit geleistet. Aber glücklicherweise war dies nicht so.

Jetzt, wenn ich an den Samstagen für meine Stunden bezahlt wurde, stürzte ich eilig nach Hause, wechselte dort mit Hast meinen Hemdkragen, ordnete mein Haar und eilte weg, ins Wirtshaus, wohin mich eine wichtige Sache rief.

Dies war so gekommen: Ich hatte eines Tages bemerkt, daß die Zahl derer von meinen Mitschülern, die einer „Schülerverbindung" angehörten, ziemlich gewachsen war. Sie bildeten nunmehr den angesehensten Teil der Klasse. Dies ärgerte mich und verletzte meinen Ehrgeiz. Als man mir bald darauf antrug, einem Schülerbunde beizutreten, nahm ich die Einladung an und wurde am Samstag nachher „jüngster Fuchs" des „Pennalkorps Amicitia". Dorthin eilte ich nun an den Samstagen.

Ich fand es nämlich sehr imponierend, zu sagen: „Leibbursch, ich komme dir einen Halben vor"; „Fuchsmajor, ich komme dir mit Blume nach". Und wenn ich „in die Kanne steigen" mußte, trank ich natürlich mehr als jeder andere. Auch versuchte ich, meinem Bruder eine hohe Meinung von mir beizubringen, indem ich vom H. K. S. C. V. erzählte, vom „Hohen Kösener Senioren-Convents-Verband".

Dies alles hatte ich mit großem Fleiße aus dem Fuchsenkomment des Pennalkorps gelernt. Aber bei meinem Bruder galt ein solches Wissen nichts. Er war froh, Stunden gefunden zu haben, und während er mich bekümmert meinen Weg gehen ließ, gab er der Mutter seinen Verdienst.

Zuerst lief ich an den Samstagen nach Hause, um mich im Pennalkorps einzunisten. Später genügte mir der Samstag nicht mehr, ich ging auch zu den „nichtoffiziellen" Zusammenkünften im Pschorrbräu, was mir das Wohlwollen der Philister erwirkte. Wenn dann der Inhalt meiner Börse nicht zu meinem Eifer stimmte, so konnte ich stets auf ihre Hilfe bauen. Am Ende ging ich alle Tage aus.

Als ich nun endlich Oberprimaner geworden war, wurde meine Anhänglichkeit an das Pennalkorps gebührend belohnt: Man erwählte mich zum Senior.

Wer fühlte sich nun wichtiger als ich! Von Natur her geschmeidig, durch Demütigungen feinfühlig geworden, höflich aus Neigung, auch wohl befähigt, nichtigen Dingen einen wichtigen Anstrich zu geben und die subtilsten Gründe für ihre Existenzberechtigung vorzubringen — so machte ich in der Tat meinem Bunde alle Ehre. Ich benahm mich so recht als gentleman en miniature und im Duodezformat, was für den Senior eines Pennalkorps unerläßlich ist.

Da saß ich nun Tag für Tag im „Pschorr" und erhielt mich durch den übermäßigen Biergenuß in Sorglosigkeit. Wenn sich von Zeit zu Zeit mein Gewissen regte, umnebelte ich es mit Zigarrenrauch und schlechten Gründen.

Digitized by Google

Damals war es auch, daß ich zum ersten Male von „Genie“ hörte, vom aristokratischen Künstler und seinen höheren Rechten. Ich weiß nicht, wie es kam, aber für diese Worte empfand ich sogleich eine warme Sympathie. Und ohne daß irgendein Beweis vorgelegen hätte, hielt ich mich schlankweg für ein Genie. Nun war es auch vorbei mit meinem sogenannten Sozialismus. „Eine innere Wandlung ist in mir eingetreten,“ bemerkte ich pathetisch und selbstgefällig zu meinem Bruder. Ich erntete damals, des Pennalkorps wegen, Spott und Vorwurf zugleich von ihm. Es war durchaus nicht erfreulich, dergleichen hinzunehmen; deshalb fing ich wiederum an, seine Gesellschaft zu meiden, und fühlte ihren Verlust um so weniger, als es mir ja an Gesellschaft nicht mangelte.

In der Amicitia waren einige Menschen, zu denen ich mich auf eine ernstere Weise hingezogen fühlte. Franz Treber, der Sohn einer niederbayrischen Großbauernfamilie, gewann vor allen anderen meine Freundschaft. Er wohnte in München bei seiner verheirateten Schwester, war von einer ziemlichen Ehrlichkeit des Charakters (man ward seiner angenehmen und unangenehmen Eigenschaften in einer einzigen Viertelstunde gewahr) und schwärmte immerfort von der blonden Lehrertochter in seinem Heimatsdorfe. Wie mir seine Schwester im geheimen anvertraute, war diese Schwärmerei seinen Eltern ein Dorn im Auge. Auch behauptete sie, daß das Mädchen sich, solange Franz Treber nicht in der Heimat sei, mit Bauernknechten die treulosesten Freiheiten erlaube. Es tat mir sehr weh, ihn auf diese Weise getäuscht zu sehen, und ich nahm mir vor, ihm bei Gelegenheit die Ansicht seiner Schwester mitzuteilen. Franz Treber trank im übrigen unglaublich viel, sein Magen schien aus Eisenblech konstruiert zu sein. Wenn er betrunken war, fing er zu laufen an, so daß dann niemand mit ihm gehen konnte.

Auch für den sogenannten Konsenior unseres Pennalkorps, Otto Sandling, empfand ich eine gewisse Teilnahme. Es war das ein langer, magerer Mensch, mit eingefallenem, verlebten Gesichte, aber mit strahlenden Augen — stahlblau waren sie —, nachlässig und blasiert in seinen Manieren. Er war kein gewöhnlicher Mensch; aber es war nicht leicht, seinem eigentlichen Charakter auf die Spur zu kommen, weil er die Leidenschaft hatte, zu schauspielern, und alle vierzehn Tage einen anderen Typus darstellte. Man konnte hierin von ihm lernen. Hauptsächlich aber rühmte er sich, eine tiefe Kenntnis der Frauen zu besitzen, eine Kenntnis, die er anscheinend aus vielen persönlichen Erfahrungen geschöpft hatte. Er verachtete das Weib und stritt deshalb viel mit Treber, der auf das andere Geschlecht mit der Andacht eines jungen Germanen blickte und so platonisch in seiner Liebe war, daß ich ihn im Verdacht hatte, einer gewissen Neigung zu frönen. Gegenüber der reichen Erfahrung unseres Konseniors konnte ich mich der Bewunderung nicht erwehren.

Otto Sandling betrank sich niemals und war außerdem einer der wenigen „Korpsbrüder“, mit denen man auch anders als in Bierformeln sprechen konnte. Wir philosophasterten miteinander.

Digitized by Google

Bei unseren privaten Zusammenkünften hatten wir noch einen gemeinsamen Freund — Karl Steinhart, den Genossen der frohesten Tage meiner Kindheit.

Der Unterprimaner Karl Steinhart war im ganzen Gymnasium wegen der unerhörten Freiheit bekannt geworden, mit der er seinen Professoren begegnete. Es war dies bei ihm nicht eigentlich Anmaßung, wenigstens keine bewußte, und es war ihm auch nicht darum zu tun, sich durch Frechheit vor seinesgleichen auszuzeichnen. Er hatte einfach gar keinen Begriff von Autorität und gar kein Gefühl für die Distanz zwischen ihm und seinen Lehrern. Auch verstand er absolut nichts von der Primanerhöflichkeit, die uns alle ein so hohes Gut däuchte.

Ich hatte ihn zufällig einmal im Augustinerbräu gesehen; und weil er mutterseelenallein saß, außerdem aber, weil der Bund neuer Mitglieder bedurfte, hatte ich ihn eingeladen, an unseren Tisch zu kommen. Dies nahm er an, obwohl wir uns seit Jahren nicht mehr gesprochen hatten. Als er vor uns seine recht linkischen Verbeugungen machte, fühlten wir uns alle versucht, zu lachen. Drolliger noch als seine Komplimente war seine Redeweise, ein schwerer, kerniger Dialekt. Dies paßte allerdings schlecht zu den Gewohnheiten des Pennalkorps. Nach einem höllischen Zug aus seiner stinkigen Tabakspfeife spuckte er plötzlich in scharf gemessenem Bogen über die Köpfe aller Anwesenden hinweg, wobei indessen Tropfen in verschiedene Biergläser fielen. Wir alle, und sogar die Kellnerin, waren über ein solches Verfahren verwundert.

Trotz aller „Fuchsenkonvente" der Amicitia verging ihm seine Ursprünglichkeit nicht. Er blieb ein zum Teil Lachen, zum Teil Furcht erregendes Original. Sein Geist übrigens war gesund und lebhaft, wenngleich stets auf Nahes und Greifbares gerichtet.

Treber, Sandling, Steinhart und ich hatten, wie gesagt, intime Zusammenkünfte, von denen Treber nach kurzer Zeit ausgeschlossen wurde, da er den heiligen Schriften beider Testamente mehr glaubte als uns. Ich war damals der Philosophie Schopenhauers ergeben, und ich trank niemals mehr, als wenn ich, gegen den Widerspruch Sandlings und Steinharts, das Ideal des Asketismus verteidigte. Schopenhauer hatte in der Tat einen nachhaltigen Eindruck auf mich geübt, wenn auch in jenen alkoholverschwemmten Zeiten die Wirkungen davon nicht recht offenbar wurden. Steinhart wiederholte oft: „Freut euch des Lebens!" Sandling hörte lieber zu, als daß er sprach.

Was sagte nun meine arme Mutter zu meiner neuen Lebensweise? Sie bat mich anfänglich, das Wirtshausgehen zu lassen, sie ängstigte sich schrecklich, ich möchte auf meinen verbotenen Wegen ertappt werden; und manchmal, wenn sie todmüde vom Waschen und Putzen nach Hause kam, wollte sie mich weinend zurückhalten. Aber sie erreichte nichts bei mir. Schließlich wandte sie sich an Frau Ostermaier um Hilfe. Diese aber tröstete sie und sagte: „Lassen Sie ihn gehen, er bleibt ja nirgends lange. Jetzt trinkt er sich an, eines Tages aber wird er plötzlich den Kopf schütteln und sagen: Wie konnte ich nur? . . . Und dann wird alles vorüber sein. Ich kenne ihn." Mutter beruhigte sich

Digitized by Google

indessen nur wenig, sie fürchtete beständig die Dimission vom Gymnasium für mich.

Einmal, kurz vor Ostern, im letzten Jahre meiner Gymnasialzeit, war das Bier stärker als gewöhnlich. Als ich gegen den Morgen nach Hause wanderte, begab es sich, daß ich auf dem Pflaster ausglitt. Es war nämlich glatt gefroren. Ich schlug mit dem Kopf heftig auf, blieb einige Zeit erschöpft liegen, erholte mich aber so weit, daß ich glücklich heimkam. Daß ich mir das ganze Gesicht durch beträchtliche Schürfungen verletzt und blutig gefärbt hatte, wußte ich dabei gar nicht. Aber am anderen Morgen erwachte ich mit heftigen Schmerzen, und als Mutter zufällig an mein Bett trat, stieß sie einen Schreckensschrei aus. Sie brachte mir einen Spiegel, und daraus blickte mir mein Gesicht so entstellt, so übernächtig, unrein und bierfaltig entgegen, daß es mich vor meinem eigenen Anblick ekelte.

Dieser Ekel hielt lange an. Ich verwunderte mich lebhaft über mein Treiben in den letzten Monaten, konnte mich gar nicht begreifen und dämmte von da ab meinen Eifer für die Amicitia gewaltig ein. Einige Monate später hatte ich mich des Alkohols wieder entwöhnt. Hierüber freute sich meine Mutter.

Um jene Zeit ging ich einem großen geistigen Erlebnis entgegen. Ich lernte die Bücher Nietzsches kennen.

Heute, da ich meine Geschichte niederschreibe, ist meine gewöhnliche Rede: „Weil ich meine Mutter und Nietzsche kenne, deshalb ist es für mich ein Glück, geboren zu sein." Damals aber, als ich Nietzsches Bücher zum ersten Male sah, gebärdete sich meine Seele auf eine sehr seltsame Weise.

6

Viele meiner Lehrer am Gymnasium hatten mich dadurch in Harnisch gebracht, daß sie die griechischen Mythen gleichsam nur als kuriose Fabeln ohne tieferen Sinn und Hintergrund erzählten. Ich versteifte mich darauf, sie als den Ausdruck gedankenvoller Weltanschauung zu verehren. Und wenn ich versuchte, meine jugendliche Konzeption des Daseins aus dem Bereich dunkler Gefühle herauszustellen in den klaren Tag des Gedankens und des Wortes, so klammerte ich mich, ungeübt im ganz abstrakten Denken, an die Bilder des griechischen Mythos.

Da traf ich vor allem auf Prometheus, den Titanen, der zuerst der Götter Freund ist und sich später gegen sie erhebt, um selber Menschen zu schaffen; Menschen nämlich, so deutete ich es, die nicht über und hinter der Erde ihr Heiliges suchen, sondern hineinsehen und hinab in „das goldene Herz der Erde". Gottlose Menschen, wie ich einer sein wollte.

Prometheus, der Abtrünnige, hat eine Bundesgenossin. Das ist Pallas Athene, die aus dem Haupte des Zeus Entstiegene, das Bild des Gedankens und des Denkens.

Digitized by Google

Das Denken behalf sich ehedem mit Göttern, um durch sie die Welt zu verstehen. Erst als der Mensch kühner ward (als Prometheus die Götter verließ), da hielt sich das Denken an den Menschen selbst und allein, ihm zugesellt als sein Ewig-Göttliches. Pallas verbündet sich mit Prometheus. Damit beginnt die Zivilisation, ausgedrückt im Bilde des Feuerdiebstahles.

Die Götter (das heißt alles, was im menschlichen Geiste nicht „reine Vernunft" ist, sondern Dichtung, Glaube, Gefühl des Zusammenhangs mit dem All) empören sich über Prometheus. Sie wollen, daß ein träumerisch-trunkener Wille im Menschen sei. Und hierfür ist Dionysos das Symbol, der Gott des ewig fruchtbaren, überschäumenden, sinnlosen Lebens. „Dionysos," ruft Zeus, „durchbrich du mir die Schranke, die gesetzt ward zwischen Göttern, Menschen und dem Ganzen."

Prometheus wird überwältigt, und seine Menschen empfangen außer der (reinen) Vernunft, die er und Pallas ihm schenkten, noch die Gabe der Dionysischen Weisheit. Die Mauer fällt, die zwischen den Menschen und dem All-Einen steht. Alles eint sich wieder.

So dichtete ich mir eine „Tragödie des Prometheus" zusammen, an deren Szenarium ich mit Begeisterung arbeitete. Ich war unsäglich froh dabei. Noch immer nämlich, so lange auch „Gott tot war", war eine große Lücke in meinem Herzen; darein gedachte ich den Prometheus zu stellen.

Da brachte mein Bruder zwei Bücher von Friedrich Nietzsche nach Hause: „Die Geburt der Tragödie" und „Also sprach Zarathustra."

Als ich das erste gelesen und das zweite durchblättert hatte, verfiel ich in die tiefste Schwermut, und ich ging herum mit allen Zeichen eines vom härtesten Unglück Getroffenen. Ich murmelte nur immer eine Formel vor mich hin (ich hatte eine Zeitlang die Gewohnheit, mir für alles Harte und Mißliche eine Formel zu bilden), und die hieß: „Er läßt mir keine Siege mehr übrig, er läßt mir keine Siege mehr übrig." Dies war die Klage Alexanders.

Ich war nicht reif genug, die Tiefe des Philosophen zu ermessen. Aber was ich in der Tat sogleich erkannte und erkennen mußte, war, daß er alles, was ich mit kindlichem Instinkte halb und halb erraten hatte, mit übermächtigen Worten und Gesten verkündete. Diese dionysische Weisheit, die mir irgendwoher aus den hintersten Höhlen meines Innern geflossen war, ohne daß ich mir bewußt geworden wäre, was das Wesen des Dinges sei, — da war ich über ihren Propheten gekommen. „Er läßt mir keine Siege mehr übrig." Mein Bruder, der sich einen Ausbruch der Begeisterung erwartet hatte, vielleicht auch einen neuen, gemeinsamen Traum, weil ja der alte Traum vom Volksglück so schnell zerstoben war, konnte aus mir nicht klug werden. Ich war trostlos. Mein ganzes Dasein schien mir unnütz. „Du wirst niemals größer sein als er, der dionysische Prophet, niemals so groß wie er. Er ist die Quintessenz der vergangenen Jahrtausende und auch die des kommenden. Alle Möglichkeiten sind ausgeschöpft, alles ist gesagt. Und wenn du etwa noch etwas hinzufügen wolltest, würde es klein und lächerlich erscheinen." Mit solchen

Digitized by Google

Monologen zermarterte ich mein Herz. Ich ward mit einem Male vergiftet vom schmerzlichsten Neid gegen den Philosophen, dessen Erscheinung, wie ich glaubte, meine eigene Existenz klein und unnütz machte.

Nun begann ich, mich mit aller Kraft gegen alle seine Sätze zu sträuben. Ich sah ein, daß man gegen den Antichristen nur eine Stellung nehmen konnte: die des Christen. Wie konnte ich das, ich, der Atheist? Aber ich mußte in der Tat zum Christentum zurück, mit meiner Seele, die aufschnellte vor Ehrgeiz und Neid. Es war ein schweres Unternehmen; aber groß und hilfreich ist in solchen Fällen die menschliche Verblendung.

Mein Bruder hatte einst geäußert: „Zum Glauben gehört nur ein fester Wille. Wer den hat, der siegt damit über seinen Verstand.“ Nun, den festen Willen hatte ich. Da ich vermeinte, daß ich mir auf den goldenen Feldern des freien Geistes nach Nietzsche nichts mehr erringen könnte, kehrte ich zum Katholizismus zurück, wütend und traurig zugleich, aber stark durch meinen Ehrgeiz, meinen Neid gegen Nietzsche.

Es gibt kein noch so miserables Ding, für das sich nicht, irgendwo neben dem Randstein, ein Grund fände; alles läßt sich beweisen, vielseitig ist die Vernunft. Ich zum Beispiel stellte mir jetzt vor, mit welch ehrfürchtigem Lobe Schopenhauer von La Trappe sprach, dem katholischen Asketen. Was brauchst du dich also zu schämen, sagte ich mir, unter die Katholiken zu gehen? Überdies war mir in der katholischen Hierarchie ein Weg offen zur Ehre. Ich brächte es wohl bis zum Bischof und Kardinal, mit der Kraft des Glaubens. Und auf dem Wege, sagte ich mir, brauchte ich den Antichristen Zarathustra nicht zu fürchten.

Dieweilen ich über diesen lächerlichen oder traurigen Dingen brütete, fing ich an, wieder in die Kirchen zu gehen und Messen zu hören, und bereitete mich auf die nötige Generalbeichte vor. Wer war glücklicher als meine Mutter! Oh, über die Komödie eines Menschenlebens!

Begreiflicherweise mußte ich nun auch mein Privatleben anders einrichten. Von allen Bekannten zog ich einstweilen nur Franz Treber ins Vertrauen. Offenbar dachte ich, daß der Geist des niederbayerischen Bauernsohnes noch naiv genug sei, mir meine neueste Schwenkung zu verzeihen. Er schenkte zwar der Nachricht nicht so eifrigen Glauben wie seine fromme Schwester, aber er nahm sie wenigstens ernst.

Meine Wirtshausgänge unterließ ich von da ab fast gänzlich, eine Unterlassung, mit der meine Mutter sehr einverstanden war. Was aber meinen Bruder betrifft, so schüttelte er zu alledem den Kopf. Er wußte offensichtlich nicht mehr, was er von mir halten solle.

Unterdessen war das Absolutorium herangekommen, und einige Tage nachher wurden wir gefragt, welches Studium jeder einzelne zu ergreifen gedenke. Als die Reihe an mir war, gab ich Theologie an. Unter meinen Mitschülern erregte dies eine ungemessene Heiterkeit. Alle waren überzeugt, daß ich, den sie von früher her als den erbitterten Gegner der Beichte und der ganzen katholischen

Digitized by Google

Mythologie kannten, mir einfach einen Witz erlaube. Auch der Herr Ordinarius war mißtrauisch; er wiederholte seine Frage noch einmal, und als er die gleiche Antwort erhielt, notierte er sie mit heftigem Achselzucken.

Franz Trebers fromme Schwester blieb die einzige, die meinen Absichten eine unverhohlene Hochachtung zollte. Sie zögerte nicht, sie ihren Eltern in Niederbayern mitzuteilen. Die Folge davon war ein überaus schmeichelhafter Brief der Frau Treber an mich. Sie schrieb mir, wie froh sie sei, daß ihr Sohn einen solchen Freund besitze; ihr Sohn mache ihr viel Kummer durch seine Leidenschaft für die unwürdige Lehrerstochter. Und zum Schlusse gab sie mir die freundliche Einladung, meine Vakanzen bei ihnen zuzubringen und ihren Sohn zu retten. „Nachschrift: Bitte, meinem Sohne nichts sagen, bloß, daß ich Sie eingeladen habe." Ich nahm die Einladung an, besonders weil ich mich erinnerte, was seinerzeit über die Lehrerstochter gesagt worden war: nämlich, daß sie es nebenbei auch mit Bauernknechten halte. Ich hoffte, Gelegenheit zu finden, dem guten Franz Treber die Augen zu öffnen.

Als ich meinem Bruder von der Einladung erzählte, meinte er lachend: „Denen, die im Sinne des Herrn leben, gereicht alles zum Besten."

Mittlerweile waren die letzten Tage meiner Gymnasialzeit angebrochen. Die „Schluß-Kommerse" wurden vorbereitet, im Pennalkorps Amicitia ebensowohl wie von der Gesamtheit der Absolventen. Die Statuten der Amicitia aber untersagten uns, den Kommers der Absolvia zu besuchen. Ich war fest entschlossen, weder den einen noch den andern zu besuchen, einerseits, weil mir öffentlich getragene „Couleur" als waghalsige Maskerade erschien, andererseits, weil mir mein Gehrock für eine solche Schaustellung zu schäbig war. Mutter war hierüber entrüstet: „Das ganze Jahr," sagte sie, „läufst du ins Wirtshaus und machst einem Angst und Sorgen. Und an dem Tage, wo jede andere Mutter den Stolz genießt, ihren Sohn in Ehren zu sehen, da stiehlst du mir auch noch diese Freude." Als ich mich auf meinen Gehrock berief, meinte sie: „Hättest du im Frühjahr weniger getrunken, dann hättest du dir einen neuen kaufen können." Dagegen war nichts zu sagen. Ich hörte noch, wie mein armer Vater vom Krankenbett aus traurig seine Zustimmung zu ihren Vorwürfen gab, und schlich mich davon. Nachträglich erfuhr ich auch, daß meine älteste Schwester schon seit langem an einem schönen Couleurband gestickt hatte, das meine Brust hätte zieren sollen und das die stolze Aufschrift trug: Vivat, crescat, floreat Absolvia! Meine jüngste Schwester hatte an einem langen Gedicht gelernt, das sie mir bei meinem ersten „farbigen" Eintritt hatte aufsagen wollen. Auch diesen beiden war ihre Freude zunichte gemacht.

Ich also schlich mich davon, und in den Anlagen des Tassilo-Platzes setzte ich mich nieder. Bäume, Mond und Sterne, — das war alles so einfach, so rein und ohne Konflikt. Ich kam mir plötzlich ganz verbogen und schief vor. Deshalb weinte ich bitterlich.

Am andern Morgen aber reiste ich mit Franz Treber in sein Heimatsdorf ab.

Digitized by Google

Frau Treber hatte mich eingeladen, weil sie von mir die prompte „Rettung“ ihres Sohnes vor der Lehrerstochter erwartete. Franz Treber im Gegenteil, der die Absicht seiner Mutter erriet, rechnete fest auf meine Verschwiegenheit.

Ich sah die blonde Lehrertochter zum erstenmal in der Kirche; es war wenig Schönheit, aber auch kein Fehl an ihr. Sie hatte ein ganz ehrliches Gesichtchen. Auch ihr Vater und ihre Brüder hatten ganz das Aussehen braver Leute. Die Mutter Treber hatte nur Angst, daß der reiche Sohn eine arme Braut heimführe. Aus dem Gefühl heraus hatte sie die redliche Familie verleumdet und mich, der ich alles für bare Münze genommen hatte, zum Wächter und „Retter“ ihres Sohnes bestellt. „O weh!“ dachte ich mir, „wie wird es enden!“

Franz trug dazu bei, daß es bald schlecht endete. Er lud mich zum Beispiel ein, einen Spaziergang mit ihm zu machen, ließ mich auf halbem Wege allein und eilte zur Lehrerstochter. Auf die Frage der Mutter, wo wir gewesen seien, und ob nichts „passiert“ wäre, konnte ich mich dann der Verlegenheit nicht erwehren. Ich durfte meine Gastgeberin doch nicht belügen. Als ich mich wieder mit Franz unter vier Augen fand, legte ich ihm nahe, wenn er „sie“ treffen wolle, allein zu gehen. Er war sehr betreten und zog sich grollend zurück.

Am nächsten Nachmittage begegnete ich der Lehrerstochter und ihrem Bruder. Sie schnitten mir ein sehr saures Gesicht, und „sie“ bemerkte mit ziemlich lauter Stimme: „Es gibt Leute, die sich Freunde heißen, aber bloß Spione sind.“ Mein Ärger war nicht gering.

Am Abende dieses zweiten Tages kam noch ein zweiter Gast an: eine entfernte Verwandte meines Freundes, ein rundliches, nettes Ding, das mir sehr süße Augen machte. Leider war ich offiziell ein angehender Theologe und mußte mir, besonders vor der Mutter Trebers, Zurückhaltung auferlegen. Aber die süßen Augen ließen mir während des ganzen Abendessens keine Ruhe.

Vor dem Schlafengehen kam Franz in mein Zimmer. Er lächelte verheißungsvoll. „Nun also,“ begann er, „verbrüdern wir uns auf Gegenseitigkeit! Du läßt mich frei zur Lehrerstochter, und ich helfe dir zu meiner Cousine.“ Das war überaus deutlich und ohne alle Umschweife, ja auch wohlwollend gesprochen. Gleichwohl stimmte ich nicht zu; ich wollte Frau Treber nicht belügen. Franz grollte noch mehr.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Die Laterne

Erzählung von Jakob Schaffner

Herr Martin Tuchscherer stand eines schönen Sommernachmittages um die Teezeit im Salon seiner eleganten Junggesellenwohnung am südlichen Fenster und sah durch das geöffnete in aufmerksamer Erwartung die Straße entlang, die von Berlin heraufführte.

Herr Tuchscherer war fünfunddreißig Jahre alt, von Erscheinung reichlich mittelgroß, kräftig, brünett, trug einen schlichtwüchsigen Schnurrbart zwischen rasierten gesunden Wangen und ließ außer klugen blaugrauen Augen eine leichte Glatze bemerken. Seine Kleidung war sommerlich wohlgewählt, grau, modisch im Schnitt, nicht billig, der Gesamteindruck seiner Erscheinung tüchtig, unverzagt, energisch, optimistisch. Ein gemütvoller Zug schien durchaus zu fehlen. Er besaß keinen verwandtschaftlichen Anhang und hatte nach dem Ableben seines Vaters, eines Fell- und Pelzgroßsissten in Berlin, dessen Geschäft mit Glück losgeschlagen, und für das Geld und einige Hypotheken eine mäßige Gießerei außerhalb Berlins günstig erworben, samt der zugehörigen Villa „Narziß", in der er sich zurzeit befand. Einige müde Ausstände, die er billig mitübernommen hatte, waren von ihm glatt und ohne Sentimente eingetrieben worden, unter dem Personal hatte er Musterung gehalten, die Lieferanten waren geschärft und die Abnehmer in Stimmung gebracht.

Es war Werktag. Aber obgleich Herr Tuchscherer die Bedeutung der Minute sehr wohl kannte und für gewöhnlich keinen Moment aus dem Auge ließ, stand er nun müßig an dem offenen Fenster und sah die Berliner Straße entlang. Er war dabei weder aufgeregt noch gleichgültig. Er freute sich still in sich hinein, und wußte daneben doch, daß er bereits die dreizehnte Minute verwartete. Bei Beginn der fünfzehnten ließ sich, noch ziemlich weit hinter einer beladenen Eisenfuhre, die zu ihm zielte, eine Staubwolke bemerken, aus welcher sich im weiteren rasch ein Automobil herauskernte, das im Flug die Eisenfuhre überholte und in der Mitte der siebzehnten Minute vor der Villa „Narziß" bremste, gerade, als Herr Tuchscherer aus dem Gartentor auf die Straße trat.

Dem Automobil entstieg unter Herrn Tuchscherers unnötiger Beihilfe mit sicherer und harmonischer Bewegung eine etwa dreißigjährige elegante und schöne Frau. Es zeigte sich sofort, daß sie eine hochgewachsene Gestalt besaß von echten, fröhlichen Formen, von denen sie mancherlei veröffentlichte. Sie raffte beim Aussteigen reiche und rauschende Kleider zusammen, und nachher rückte sie einen silbergrauen Federhut auf ihrem vollen blonden Haar zurecht.

Als ihr Herr Tuchscherer die Hand in den Wagen reichte, lachte sie, nachdem sie schon vorher sehr zufrieden und fröhlich dreingesehen hatte.

„'s ist hübsch von dir, daß du noch lebst," sagte sie und sah Herrn Tuchscherer freundlich und nicht ohne Liebe an. „Ich hab heute Nacht geträumt,

Digitized by Google

du seist in die Spree gefallen, und ich stand mit der bekannten Angst am Ufer. Unsinn, natürlich. — Was tun wir nun zunächst?"

Herr Tuchscherer erwiderte den Blick in der gleichen zufriedenen Weise. Dann antwortete er, wenn es ihr also wirklich anstehe, so wollten sie abgemachtermaßen zuerst seine Fabrik miteinander ansehen.

„Wird gemacht, versteht sich," sagte sie. „Jedoch mein Wagen — kann der bei dir unterkommen solange? Daß der Mensch sich auch was zufügen kann."

Aber Herr Tuchscherer entgegnete, daß sie ihn überhaupt nach Hause schicken möge. Er habe heute Abend Geschäfte in der Stadt zu besorgen, und da mache es sich bequem und für ihn erfreulich, daß sie mit ihm in seinem Wagen fahren könne. Das heißt, wenn sie wolle.

„Das wäre," erwog sie. „Ist dein Wagen schöner als der meine?"

„Das kannst du ja gleich selber sehen."

„Herrgott, du mußt doch wissen — ja oder nein?"

„Ja. Bei allem Respekt vor prinzlicher Hoheit."

Sie wandte sich lachend nach ihrem Chauffeur:

„Fahren Sie nach Hause, Karl. Und sollten Sie unterwegs alle vier Räder verlieren und mit dem Wagen außerdem in die Sterne fliegen — nein, das geht nicht. Aber wenn Sie wo einen Bettler sehen, so schenken Sie ihm doch um Gottes willen den Wagen. Nur die Decken müssen Sie zuvor herausnehmen. — Und nun los."

Sie betrat mit ihrem Gastherrn den Garten, und Herr Tuchscherer machte die Pforte hinter ihr zu.

Sie gingen auf weißem Gartenkies um die Villa herum, und kamen unter Geplauder durch eine kleine Lindenallee gegen einen hellen Zaun. Hier blühte und leuchtete in allen Farben ein frischer Gartensommer, aber jenseits des Zaunes ragten schwarz und kahl die Mauern und der Schlot der Fabrik empor.

„Du mußt nun deine äußere Seele etwas in Obacht nehmen," sagte Herr Tuchscherer zu seiner schönen Begleiterin, „sofern du so duft aus der Affäre hervorgehen willst, wie du hineinsteigst."

Er öffnete das Tor, und sie betraten den Werkplatz. Da war das Eisen Herr, und Ruß und Rost gaben dem Wesen Farbe und Ausdruck. Es war auch ein Baum da, aber der staub kümmerlich im Laub, und das Wenige war grau oder welk. Darunter bemühten sich einige Arbeiter um ein halbes Schwungrad, das nach Herrn Tuchscherers Auskunft mit anderem Alteisen eingeschmolzen werden sollte, um alsdann in neuen Formen wieder ins praktische Dasein zu treten. Der Schatten des Baumes fiel an ihnen vorbei auf ein hohes, vielgeteiltes Fenster, das blind und innen mit Spinnweben behangen in der schwarzroten Giebelmauer des Fabrikbaues stand.

Unter diesem Fenster trat Herr Tuchscherer mit seiner Begleiterin durch eine Nebentüre in den Fabrikraum. Was von Arbeitern in der Nähe war, sah verwundert auf von dem Leuchten, das die elegante Frau mit ihrem Kleid in den Raum vorauswarf. Es waren ihrer nicht sehr viele, aber doch regte

Digitized by Google

sich's überall mit mannigfachen Werkzeugen; Rollwagen fuhren dazwischen ab und zu; und im Hintergrund blitzte und donnerte es in einem kreisenden Gewitter von Rädern und Riemen. Tag- und Feuerscheine beleuchteten ein sinnvolles Werden und Vollbringen, und mit allem bewegte sich ein abgemessener Fleiß um kleinen Vorteil nach größeren fremden Zwecken.

Unter Frage und Wegweisung führte das Interesse der Stunde die beiden freudigen Menschen gemächlich durch das rauhe Mühewalten, das Herrn Tuchscherers Wille und Antrieb Tag für Tag im Gang hielt. Und als alles geschehen war, brachte der Prinzipal die schöne Elegantin durch die schon betretene Tür unter demselben hohen blinden Fenster hindurch ins Freie und in den Sonnenschein zurück. Die Arbeiter im Hof hatten die Schwungradhälfte auf die Scheibe zu stehen gebracht, und der Baumschatten verließ soeben das Fenster, indem er sich nach rechts gegen den Nebenhof hinzog, wo mehrere Reihen alter eiserner Laternenpfähle aufeinandergeschichtet lagen.

Durch den Zaun hindurch, der von dieser Seite schwarz geteert war, gelangte Herr Tuchscherer mit seinem Besuch unterm Nachsehen der Arbeiter wieder in die kleine Lindenallee, und dann schritten sie nebeneinander durch den Garten auf das Haus zu, in dem sie nach wenig Zeit verschwanden.

Darauf saß Herr Tuchscherer seiner erfreulichen Gesellschaft am Teetisch gegenüber. Das Mädchen hatte aufgetragen und war entlassen, und Herr Tuchscherer gewann von der verwöhnten Frau Lob für das Beschaffensein der vorliegenden Annehmlichkeit, die aus Kännchen und Tassen dampfte und von allerlei zierlichem Flachgeschirr lächelte. Herr Tuchscherer erwiderte, es freue ihn, und dergleichen, und dabei blieb es eine Weile. Aber dann räusperte sich Frau Margot.

„Sag mal, Martin, deine äußere Seele: steht die dir an? Ich meine so."

Herr Tuchscherer blickte auf.

„Ja; das kannst du mir glauben, Margot. Im Ganzen natürlich. Hat sie dir etwa nicht gefallen?"

„Gefallen — daß ich's sage: ja. Imponiert sogar. Gott, was versteh' ich davon, nicht. Aber es hat Gesicht. Wie bist du aber gerade dazu gekommen? Ich hätte eher was anderes erwartet, Spielzeug."

„Ja, es tönte früher nicht eben nach Eisen bei mir," entgegnete er. „Aber was willst du: du gibst ja auch zu raten. Einiges weiß ich zwar, das Wichtigste jedoch nicht. Dein Vater hatte Schulden gemacht, und ein Major mit Schulden soll nicht sein. Kam der Bankrott, der Prozeß, der schlichte Abschied natürlich auch. Und dann — na ja, eine Kugel hilft meistens. Aber du — wo warst du da?"

„Beim Prinzen, Martin."

Er zog die Brauen hoch.

„Damals schon?"

„Sollte ich Hunger leiden?"

„Das nicht. Aber hast du denn keine Ahnung von der Sache gehabt, wie ich dir im Frack vorkam?"

„Sogar eine starke Ahnung hatte ich."

Digitized by Google

„Warum hast du mir denn da einen Korb gegeben?“

Sie führte ein Stückchen Erdbeertorte mit Sahne zum Mund, und er sah ihr dabei aufmerksam zu. Als es geschmeckt hatte, antwortete sie:

„Konntest du mich vor dem Gericht schützen, Martin?“

„— Ach so!“

„Na, und außerdem. Nimm's nicht schief, Martin, aber du hast da vor mir deine Fracknähte ausgespannt und oben heraus geschwitzt und Gesichter geschnitten — sag mal, hast du da eine große Meinung von dir gehabt?“

„Nun, das just nicht,“ entgegnete er etwas kleinlaut: „Aber mußtest du mir darum so grob kommen?“

Sie nickte.

„Ja, Martin. Weil ich dich kannte. Aber du kanntest mich nicht. Und meine Situation — jetzt wollte ich sie dir schon eher anvertrauen, wenn du dir da was draus machst.“

„Ja, danke. — Wird der Prinz dich heiraten?“

„Ich glaube nicht, sonst schenkte er mir kein Automobil.“

Herr Tuchscherer wog diesen Ausspruch in seinem Sinn. Dann beugte er sich mit Entschluß gegen sein Visavis und sagte halb mit Besorgnis und halb mit Neugierde:

„Erlaube mal, wie stellst du dir da deine Zukunft vor?“

Es zuckte um ihre Augen.

„Wie stellst du dir den Sultan von Surinam vor?“

Er wunderte sich.

„Gar nicht,“ entgegnete er ungewiß.

„Also. Vergangenheit ist ein Tier ohne Beine; aber die Zukunft? Beine ohne Tier. Was tue ich mit so was? Du meinst wegen meiner Zivilversorgung? Meine Gegenwart gehört mein ganzes Leben lang mein.“

Es war darauf still in dem gefälligen Gemach; nur das Eßzeug klapperte leise am Porzellangeschirr. Aus einer Ecke heraus sah die Aphrodite zu den Gärten verlegen dem manierlichen Wohlschmecken zu, und Mona Lisa lächelte aus einem dunkelgoldenen Flachrahmen nach ihrer alten feinen Weise auf dies besondere Stück Leben herab.

Endlich unterbrach Frau Margot das Schweigen.

„Woran denkst du, Martin?“

Er räusperte sich und sah unter Gedanken nach dem südlichen Fenster.

„Woran ich denke? Ich glaube, ich werde dir das nicht sagen, Margot.“

„Dann nicht. — Aber du erzählst mir doch, wie es dich seither getrieben hat? Wie kommst du zwischen dies Eisen hinein? Und wo hast du deinen neuen Stil her? Das muß doch seinen Vorgang haben.“

Herr Tuchscherer goß sich eine frische Tasse Tee ein und entnahm der Zuckerschale ein Stück Zucker.

„Hat es auch,“ entgegnete er. „Und zwar sehr.“ Und nach wenigem Überlegen hob er an, zu erzählen.

Digitized by Google

„Als ich bei dir meinen Korb weg hatte, Marget, da kam ich vorerst in die Weinerlichkeit zu sitzen und hatte eine Zeitlang kleine wohlgezogene Wutanfälle, die sich an Lehrling und Ausläufer unschädlich vertobten. Freunde besaß ich keine —"

„Hast du jetzt welche?"

„Ja. Das Geschäft war mir ohnehin gleichgültig; da sagte ich mir nun vollends: wozu? tat aber nach wie vor jedem Quark seine Ehre an. Ich vernachlässigte mit sentimentaler Absicht mein Äußeres, und genierte mich, wenn ich im Restaurant darum angesehen wurde. Ich suchte mich zu betrinken, und wagte mich nicht über das letzte nüchterne Glas hinaus. Ich wollte auch ein liederliches Leben mit Weibern anfangen, hatte aber nicht Herz und Lunge zur Anrede.

„Eines Tages hieß es, dein Vater sei kurz abgesprungen. Ich wollte dich besuchen und dir die ritterliche Hand reichen. Aber das Haus war leer, und die Portiersfrau machte ein zweideutiges Gesicht, wie ich nach dir fragte. Nach etwa vierzehn Tagen erfuhr ich, daß der Prinz dir gehöre. Zu der Zeit bekam ich einen übeln Geschmack in den Mund. Vielleicht kam er von der Leber, vielleicht auch von der Milz; ich weiß es nicht. Er nahm täglich an Stärke und Scheußlichkeit zu, so daß ich anfing, daran zu denken, ich wolle mir das Leben nehmen. Ich begann mich vor mir selber zu ekeln. Ich schämte mich vor den Bildern an der Wand, vor der Sonne am Himmel und im weiteren auch vor dir, wenn ich an dich dachte. Es war eine Blamage: der Prinz hatte dich so, ich bekam dich nicht einmal als rechtmäßige Frau; ich mußte dir doch wohl als ein dummer Junge vorkommen. Für einen dreißigjährigen Menschen ist das eine elende Erkenntnis, und eines Mittags, während die Angestellten fort waren, suchte ich mir auf dem Lagerboden einen Strick und nahm mir vor, mich in der Nacht irgendwo aufzuhängen, im Tiergarten, oder an der Spree am Schleswiger Ufer, wo spät keine Menschen mehr gehen, vom oberen Geländer gegen die untere Straße hinab.

„Ich hatte spät am Abend ein Geschäft in Charlottenburg, das ich noch genau erledigte. Gegen neun Uhr stieg ich an der Haltestelle Tiergarten aus der Stadtbahn und trat mit anderen Menschen auf die Charlottenburger Chaussee hinaus. Die einen wandten sich dahin, die anderen dorthin; ich schlug mich mit meinem Fellbundstrick in der Tasche über die Straße in den Tiergarten.

„Zuerst kam ich an die Schleuse, wo das stille Backsteinhaus steht, in dem die Paraffinmodelle für die Schiffe unserer Flotten angefertigt und mit List, Fleiß und vielen feinen Apparaten ausprobiert werden. Das kam mir schwermütig und nutzlos vor. Immer machten sie Schiffe, und immer gingen die Schiffe unter. Sie sollten's doch endlich aufgeben.

„In der Schleuse standen zwei Schleppkähne, einer mit Kohlen, der andere mit Ziegelsteinen. Sie hatten so schwer geladen, daß sie bis an den Rand ins Wasser hineingedrückt wurden; wenn Wellen gekommen wären, sie hätten über Bord geschwemmt. Als die Schleuse vollgelaufen war, öffneten die Schließer

Digitized by Google

das Tor; die Schiffer setzten ihre Stangen in den Grund, warfen sich mit den Schultern gegen die Querhölzer, die daran angebracht waren, und stießen die Kähne hinter sich mit den Füßen ins obere Fahrwasser hinein. Alsdann wurden zwei Schiffe von dort in die gefüllte Schleuse geschoben, das obere Tor geschlossen und durch das gegenüberliegende das Wasser bis auf die untere Wasserhöhe abgelassen, worauf die Schiffer ihre Stangen in den Grund setzten, sich mit den Schultern gegen die Querhölzer warfen und ihre Kähne mit den Füßen hinter sich durch das Tor in das untere Fahrwasser hinaus stießen. Nachher kamen von unten zwei Schiffe mit Eisen und Holz herbei, die in die obere Fahrstraße geschleust werden wollten, und hier wie dort warteten an den Ufern entlang ihrer zehn und noch mehr, bis sie auch daran kamen. Sie führten Holz, Eisen und Steine aneinander vorbei von Potsdam nach Berlin und von Berlin nach Potsdam. Wenn sie's am Ort ließen, war's gerade so gut, bloß daß man die Arbeit und Plage gespart hatte. Überhaupt und überall: man machte sich mit Kunst dies und das zu schaffen, gab einander etwas dafür und sprach: ‚Paß auf, das ist was wert.' Welche kutschierten den ganzen Tag mit Pferd und Wagen herum und sagten: ‚Das ist unser Beruf.' Andere bauten kleine Häuschen auf die mächtige Erde und sprachen: ‚Daß es ja Stil habe!' Als ob die Erde nicht ebenso wohl drau gewesen wäre, wenn man nichts getan hätte. Man wollte die Erde schmücken! Das war doch Narrheit. Die war herrlich allein! Man wollte sich durch Kultur erheben. Wozu? Man mußte doch sterben. Vielleicht noch eher. Es war wohl richtig: Müßiggehen sah auch schändlich aus. Fleißigsein und Müßiggehen war gleich dumm und zwecklos.

„Unter den Bäumen des Tiergartens ging die Liebe um. Floren und Aphroditen bewachten von bekränzten Piedestalen herab das Wesen. Auf vielen Bänken wurden Verse gesprochen und Lebensgeschichten erzählt. Manche hielten sich in den Armen und wiegten sich summend hin und her. Andere ränkelten sich aneinander hinauf und rieben Schultern und Wangen aneinander wie Pferdchen. Sie taten und duldeten mit Vergnügen, was zu tun und zu dulden war; sie befanden sich wohl dabei und sahen mich einzelnen vielfach neugierig oder auch von oben herab an. Wenigstens kam mir's so vor, und ich begann mich zu fragen, wer von uns nun eigentlich närrisch sei, sie mit ihrer täppischen Seligkeit um nichts, oder ich in meiner wohlbegründeten Todesabsicht und Einsamkeit. Sie waren die vielen, ich der einzelne. Aber konnte ich nicht trotzdem recht haben? Sie waren alle jünger als ich; sie stolzierten in ihrer grünen Affenheit und hatten noch nichts erfahren und erlebt. Ich jedoch glaubte zu wissen, warum der jüdische Weise sein großes ‚Eitel' über das berühmte und vielgelesene Kapitel Dasein geschrieben hatte.

„Irgendwo am Wasser stand eine mächtige hundertjährige Buche. Die spiegelte sich sorgfältig in ihrer ganzen Höhe von der Wurzel bis zum Wipfelnest in der klaren, flüssigen Fläche. Manches war im Bild aus der Tiefe herauf durchleuchtet, was ich am Baum ohne Licht sah. Es war eine merkwürdige Größe

Digitized by Google

und Bedeutung in dem Umstand, und zugleich auch eine unendliche Sorgfalt und Zufriedenheit. Aber ich dachte: wozu? und ging unruhig weiter.

„Die Tiergartenstraße entlang kam ich in die Siegesallee, wo ich an einer Seite den Marmorbildern mit einer gewissen neuwachen Aufmerksamkeit anschauend nachging. Einige davon dünkten mich nun tüchtige Arbeit. Dem Markgrafen Johann II. brannte zu beiden Seiten im elektrischen Licht eine Gruppe Königskerzen; es nahm sich eigen und festlich aus. Dabei machte ich mir fortwährend Gedanken, was an mir ganz neu war; ich hatte mir früher nie besonders Gedanken gemacht. Ich fragte mich, wie es denn nun mit dem Ruhm beschaffen sei. Denn hielt der Nachruhm einer kritischen Betrachtung stand, so war es fatal für mich, daß ich mir keinen erwerben konnte, indem ich weder König noch Dichter oder Kanzler war. Indessen stellte sich bald heraus, daß da auch genug Zufall und Laune im Spiel sei. Wer war das: Johann II.? Wenn der Kaiser nicht den Einfall gehabt hätte, ihn mit der ganzen Reihe in Marmor aushauen zu lassen, so hätte ich nie etwas von ihm erfahren. Und doch wäre dann sicherlich für ihn wie für mich alles so gut oder schlecht geblieben, als es ohnehin schon war. Das schönste, was seine Existenz für mich bewirkte, waren die Königskerzen, die jetzt zu seinen Ehren neben seinem Marmor brannten; und dafür konnte er nichts. Der alte Fritz war so gut tot, wie der Fritz des Schneiders Hitzig, der gestern von einem Automobil überfahren worden war, und es stand nirgends geschrieben, daß das Königreich Preußen nicht ohne ihn weiterbestanden und das Deutsche Reich ohne Wilhelm I. nicht auch zusammengekommen wäre. Das konnte man gar nicht wissen. Außerdem: was war der Welt damit gewonnen, daß es ein Deutsches Reich gab? Was schadete es der Erde, wenn es keines gäbe, ja, wenn es überhaupt weder Reiche noch Menschen gäbe? Darum stürzte der Ruhm in dieselbe Grube wie die Tugend der Arbeit und die Liebe. Ich bekam den übeln Geschmack wieder, und der Prinz stieß mir auf. Ich kehrte mich ab und nahm die Richtung gegen die Spree.

„Dort kam ich zu den fröhlichen Zelten, wo Nacht für Nacht unter Bäumen in Bogenreihen die zehntausend Lampen glühen. Zwanzig Kapellen spielten zu gleicher Zeit, und wie auf einer Messe wogte und trieb in und vor den Gärten die Unmenge schnoddrigen Volkes durcheinander. Der Tanzschritt ging vor, und in der Tiefe unter den elektrischen Lichtern glomm allenthalben mit Funken und kleinen, schwülen Blitzen die dunklere Glut unternehmender Mädchenaugen. Dazwischen waren Kavalleristensäbel, Kommissfragen, Arbeiterfäuste und Schutzleute zu Pferd. Es gab schlechte Biere, Selterswasser, aufgewärmte Schmorbraten, und jeden Abend Frikassee von Huhn.

„Irgendwo über der Straße an einer Plakatsäule stand ein Mann mit einem Rattenfänger an der Leine. Im Garten gegenüber konzertierte eine Ulanenkapelle. Wenn die Musik nicht spielte, saß der Hund ganz vernünftig neben seinem Herrn und sah gegen die Leute. Sobald die Musik einsetzte, schoß er herum und begann wie verrückt im Sand des Reitweges zu wühlen, der dahinter

Digitized by Google

vorbeiführte, und wühlte, solange Musik war; nachher setzte er sich wieder ruhig neben seinen Herrn.

„An der Säule klebte ein feuerroter Anschlag folgenden Inhaltes: Lieber guter Otto, ich flehe dich tausendmal um Verzeihung! Komme wieder, bitte, bitte! Du weißt ja, daß im Zorn gesprochene Worte nicht ernst zu nehmen sind. Es soll alles geschehen, was du willst, nur komme zurück zu mir! In Verzweiflung deine Dörte.

„Fremde Not erinnert an die eigene, und es wurde mir trübe vor den Augen; aber als ich an den Prinzen denken wollte, schüttelte ich den Kopf, daß der Gedanke gleichsam auseinanderfiel. Ich ging weiter der Spree entlang, und kam an das Schleswiger Ufer. Ich dachte dabei über das Leben nach. Es mußte doch etwas darin stecken, daß es die Menschen mit so großer Hingebung und Leidenschaft betrieben. Manche schlugen sich sogar tot um das Leben. Andere allerdings brachten sich in Heimlichkeit selber beiseite. Woher rührte das nun? Es war doch immer dasselbe eine Leben, das über Gräbern und Abgründen seine Lasten bewegte, seine Feste feierte und seine Sünden weiterpflegte. Wer war besser daran, der unten im Finsteren lag, oder der sich oben im Licht wehrte?

„Inzwischen war ich völlig am Platz angekommen, den ich mir für mein Vorhaben ausgedacht hatte, und stand schon eine ganze Weile vor einer Gaslaterne. Ich wartete dabei, bis diese Gedankenfolge vom Leben zu Ende ging, wie man auf den Abschluß einer vorbeifahrenden Wagenreihe wartet, weil man über die Straße möchte. Ich wollte etwas denken, das mit der Laterne und mit meiner unlustigen Absicht zu tun hatte; wie ich dann aber soweit kam, dachte ich nicht das, was ich erwartet hatte.

„Hast du schon eine Straßenlaterne betrachtet, Margot. Nein. Und doch hat sie Form und Gestalt wie alles. Nun, in dem Augenblick fiel mir ins Gesicht, daß die Laterne liederlich und ganz gewöhnlich gebaut war: unten etwas wie ein Sockel, dann eine Röhre drauf und oben der Glaskasten. Das war so geistlos wie möglich, und an dieser Geistlosigkeit spürte ich zum erstenmal meinen eigenen Geist. Man empfindet ja auch einem Krüppel gegenüber seine eigenen gesunden Glieder. Der Gedanke, daß Tausende solcher gegossener Wichte in unseren Straßen herumstehen und -leuchten, verdroß mich; er weckte in mir eine gewisse aktive Unzufriedenheit, der auf dem Fuß die Frage folgte, wie ein solcher Gegenstand besser zu machen wäre. Es stellten sich auch gleich mehrere Lösungen zur Verfügung, alle in einem vernünftigen und eigenen Stil, und ich faßte im Zusehen eine seltsame leidenschaftliche Neigung zu dem Gegenstand, die sich auch ohne Aufenthalt auf das Material erstreckte. Es entdeckte sich auf die simpelste Weise eine vorhandene und bisher völlig unbekannte Sympathie, die mit klaren Worten sagte: Mache du Laternen; du hast das Zeug dazu!

„Was daraus geworden ist, Margot, das siehst du. Ich bin keine industrielle Größe, aber was ich treibe, das hat seinen guten Grund. Meine Laternen haben

Digitized by Google

Charakter, und es macht sie mir auch keiner nach, ich habe Patent darauf. Übrigens mache ich auch Kandelaber für elektrisches Licht und gieße eiserne Geländer für Brücken und dergleichen.

„Das ist nun meine Geschichte, Margot."

— Frau Margot hatte schon längst die schönen Hände vom Teebrot zurückgezogen und sich in ungeteiltem Aufmerken, wenn auch nicht ohne Bequemlichkeit, ihrem Freund zugewandt. Nun sah sie ihn froh und mit Neigung in die Augen.

„Das hast du gut gemacht, Martin," sagte sie und reichte ihm die Rechte über den Tisch hinüber: „Man muß dich loben — und dir danken."

Er errötete ein wenig und beugte sich ohne Worte über die weiße Hand, die er umdrehte mit der blauen Zeichnung nach oben und küßte. —

Es ward darauf noch vielerlei geredet und getan, doch waren alles freundliche und unverfängliche Themata. Herr Martin zeigte Frau Margot seine häusliche Einrichtung, und sie spielte ihm eine Stunde lang Klavier, was sie sehr gut konnte, er aber weniger. Es wurde dabei nach seinem Wunsch Chopin und Grieg gehört, auch etwas Schumann. Aber um sieben Uhr stand Frau Margot vor dem Spiegel und setzte ihren silbergrauen Hut wieder auf. Herr Martin lehnte im Fenster und sah ihr zu; er hatte noch etwas auf dem Herzen. Auf der Straße vor dem Gartentor puffte wartend das Automobil.

„Margot," sagte er.

„Ja."

„Höre mal."

„Ich höre."

Sie sah in den Spiegel nach ihm hin. Er zog an seinen Schnurrbartenden, und sie wunderte sich, was jetzt kommen werde.

„Ich habe mir was ausgedacht," sprach Herr Martin. „Wir sind beide keine Kinder mehr. Ich habe meine Existenz und darüber. Außerdem habe ich heute die Überzeugung gewonnen, daß ich dir nicht mehr so schnuppe bin, wie damals. Da denke ich, es steht uns vernünftigerweise eigentlich nichts im Wege, uns nun doch noch zu heiraten. Was meinst du, Margot? Heut treibe ich keine Frackнähte aus."

Der Federhut wollte nicht sitzen. Außerdem hatte sich Frau Margot über der Affäre in die Finger gestochen mit der Hutnadel, und war nun ärgerlich, aber auch ein wenig traurig über ihres Freundes schwerverbesserliche Dummheit.

„Gib dir keine Mühe, Martin," sagte sie nach kurzem Schweigen: „Es ist nicht zu machen." Ihre Stimme hatte sich dabei etwas verdunkelt.

Er blieb einen Augenblick still und dachte über ihre Gründe nach.

„Warum?" fragte er dann. „Du hast doch nicht etwa einen ethisch-romantischen Konflikt im Sinn? Bist du für Ibsen? Kennst du seine Formel?"

„Ja; hinreichend."

„Also?"

„Nein."

Digitized by Google

„Mithin doch."

„Ich sage ja: nein. Es gibt keinen Schriftsteller, der mir gleichgültiger wäre; wie werde ich dann nach ihm leben? Seine Menschen sind ja alle verrückt."

„Dann liebst du mich also doch nicht."

„Du redest wie ein Kind: entweder du liebst mich oder du liebst mich nicht." Sie wandte sich ihm zu, denn der Hut saß jetzt. „Was folgt denn daraus? Muß man heiraten, wenn man liebt? Muß man geschieden bleiben, wenn man nicht liebt? Weißt du, warum die Seine nicht mit dem Rhein in die Nordsee mündet?"

„Es kommt darauf an —."

„Weil sie lieber durch Paris fließt. Und es ist doch zu denken, daß sie den Rhein ordentlich lieb hat. Komm, sei gut und laß uns den schönen Tag nicht durch Hypochondrie verderben. Wo hast du deinen Hut — sieh an: Zylinder. Nein, laß mich, bitte. Die Schleife kommt links, ich weiß. Wie er dir steht! Prächtig! Faktisch! Weißt du, ich sollte dich eigentlich doch ruinieren. Die Krawatte sitzt ein bißchen schief — so. Wo läßt du deine Wäsche besorgen? Der Kragen ist tadellos gebügelt. Aber sieh nicht so kraus drein, gelt? Sonst zupfe ich dich ein wenig am Schnurrbart. Links. Und rechts. Oder war das links? — Du mußt dich eben nach einem hübschen jungen Fräulein umtun, Martin. Ein schöner Mann wie du hat doch die Auswahl! Weißt du, so ein unschuldiges, liebes Ding mit häuslichen Tugenden und etwas Vermögen dabei. O die gibt's. Reichlich gibt's die. Und es läuft da auch allerlei Angenehmes nebenher, sonderlich wenn sie Temperament hat. Na, siehst du. Gehen wir jetzt? Übrigens laß mal."

Frau Marget trat an Herrn Martin vorbei ans Fenster, um sein Automobil zu sehen, während er seitwärts nach seinem Stock ging. Es war ihm eigen zumute, gewissermaßen mehrfarbig oder feierlich, nicht unwohl, aber auch nicht ganz munter, ein wenig traurig, ein wenig glücklich, und ein wenig jungenhaft. Als er seinen Stock hatte, stand er wartend an seinem Fleck, drehte erst ein wenig am Griff und sah dann zu ihr hinüber.

„'s ist wahr," ließ sie sich darauf vernehmen und wandte sich nach ihm um: „Dein Wagen ist schick — fast so schick wie der meine." Sie trat lächelnd zu ihm hin, nahm seinen Arm und blickte ihm in die Augen: „Wir machen einen hübschen weiten Umweg, gelt? Und fleißig vierte Geschwindigkeit. Komm, mein Lieber, dir sind noch viele gute Tage ins Buch geschrieben. Oder meinst du nicht auch?"

Herr Martin sah seinen schönen Besuch nachdenklich an. Das war nun ein hölzerner Trostesel, weil der lebendige Hund sich davon gemacht hatte, und Herr Martin besann sich, ob er auf den Handel eingehen solle. Aber dann entschloß er sich zur Zuversicht, und sein Auge schimmerte sogar ein wenig auf.

„Ich glaube — allerdings — ja, Marget."

Digitized by Google

Praktische Vorschläge zur Schwindsuchtsfrage

Von Robert Hessen

Meinem Versuch über „die wahre Ursache der Schwindsucht" im zweiten Hefte des „März" haben eine ganze Reihe von Einsendern zugestimmt, den hygienischen Grundanschauungen erfreulicherweise auch hohe Autoritäten der Schulmedizin.

Selbstverständlich habe ich mir nicht eingebildet, in allen Punkten etwas vollständig Neues aussprechen. Professor Schweningers heterodoxen und natürlicheren Auffassungen bin ich seit Jahren stets mit Vergnügen begegnet und verdanke ihm viel. Ebenso nimmt Professor Hüppe in Prag die Priorität gewisser Leitsätze für sich in Anspruch. Ich gestehe ganz bescheiden, daß mir seine größeren Schriften bisher entgangen waren, freue mich aber darauf, sie demnächst kennen zu lernen. Professor Ribbert in Marburg lehnt die auf seinen Namen gehende Statistik ab. Sie stamme zwar aus seinem Institut, doch nicht von ihm selbst, sondern von seinem früheren Assistenten Dr. Nageli, basiere auf zu wenigen Fällen und besitze daher die Beweiskraft nicht, die man ihr zuweilen zugeschrieben habe. Er persönlich sei nie im Zweifel gewesen, daß Tuberkulose auch bei Kindern im ersten Lebensjahr vorkäme.

Bei mir hat man gelegentlich ein Herausarbeiten der historischen Entwicklung der Schwindsucht wie die klare Betonung meiner praktischen Forderungen vermißt. Beides will ich in kurzen Worten nachholen. Zunächst indirekt. Die Schulmedizin, in deren Augen der Tuberkelbazillus allein heute fähig ist, jene Einschmelzung des Lungengewebes, die früher einmal Schwindsucht hieß, zu erzeugen, behauptet mit solcher Vorstellung, daß, wenn durch ein Wunder sämtliche Tuberkelbazillen aus der Welt verschwänden, die Menschen anrichten könnten, was sie wollten, es würde ihnen schlechterdings nicht mehr gelingen, schwindsüchtig zu werden. Diese Formulierung will den Herren Akademikern vielleicht nicht zusagen; aber das von ihnen angeleitete Publikum handelt nach ihr schon seit vielen Jahren. Statt „hygienisch oder nicht" fragt es: „Bazillen oder nicht?" Unvernunft ist ihm gleichgültig, sobald nur zufällig keine Bazillen in der Nähe sind. Der Arzt wird so zu einer Art von „Kammerjäger", der statt auf Ratten auf Mikroben pürschen soll. Sie zu töten, ist das höchste Merkmal seiner Kunst; nachher wird der Kranke gesund und blühend auch bei verfetteten Muskeln, stockigen Drüsen und atrophischer Haut. Aber wie stimmen jetzt mit solchem Aberglauben die Begriffe der „Prätuberkulose" und „larvierten Tuberkulose", die vielen aufgeklärten Praktikern durchaus geläufig sind? Sie, die bei zahllosen Kranken die Grenzgebiete, die Übergänge eines pathologischen Zustandes in den anderen zu beobachten und zu behandeln

Digitized by Google

haben, kennen ganz genau die fast regelmäßigen Vorläufer der Schwindsucht alias Tuberkulose. Wer blaß wird, seinen Appetit verliert, Fleischekel und womöglich Frühübelkeit empfindet, abmagert, unlustig und müd herumliegt, Nachtschweiß bekommt und zu hüsteln anfängt, der braucht nicht immer schon Tuberkelbazillen im Sputum zu haben, noch brauchen sonstige physikalische Merkmale nachweisbar zu sein, dennoch weiß jeder erfahrene Arzt, was die Glocke geschlagen hat, zumal wenn in derselben Familie bereits Eltern oder Geschwister an Schwindsucht eingegangen waren. Zugegeben nun: die Tuberkulose entsteht nur durch den Tuberkelbazillus; aber woraus „entsteht" die Prätuberkulose? Wollen die Herren Akademiker mir gefälligst einmal diese Frage beantworten. Oder haben sie vielleicht schon einen „Prätuberkulosebazillus" fest unter ihren Mikroskopen? Ich zweifle. Hier stehen kräftige, vernünftig lebende Menschen, die, von Tuberkelbazillen belagert und angesteckt, gleichwohl nicht schwindsüchtig werden, sondern gesund bleiben; dort ohne Tuberkelbazillen junge Leute, denen man es an der Nase ansieht, wie sie der Schwindsucht verfallen. Vom geheimnisvollen „Tuberkulosevirus", das irgendwann, irgendwo, irgendwie den Körper befällt, zu sprechen, stimmt nicht ganz mit der sonstigen Exaktheit. An ein verborgenes Tuberkulosevirus ohne giftig tätige Tuberkelbazillen sollte gerade die Schule der Exzellenz von Behring nicht glauben.

Man hat zu hören gewünscht, wie ich selbst mir die Sache erkläre. Folgendermaßen: die Bazillen, die vor zweitausend Jahren in schwindsüchtigen Lungen hausten, waren verhältnismäßig harmloser Art, waren mehr nur etwas Begleitendes. Sie haben sich mit steigender Kulturverseuchung, mit dem Fetterwerden sozusagen des Nährbodens, allmählich differenziert und besitzen jetzt unter gewissen für sie günstigen Umständen auch Eigengiftigkeit, das heißt Ansteckungsfähigkeit durch sich selbst bei den sogenannten „offenen" Tuberkulosen. Ebenso ist nach meiner unmaßgeblichen Ansicht die Syphilis nicht schon vor zweitausend Jahren genau das gewesen, was sie heute darstellt. Erst durch fortgesetzten Mißbrauch, fortgesetzte Vernachlässigung hat die Spirochäte pallida ihre jetzige Giftigkeit allmählich erlangt. Würde sie heute aus der Welt verschwinden, die Mehrzahl der Menschheit aber bei der beliebten Unsauberkeit verharren, so würden sich im Lauf der Zeit gewisse gleichgültige Kleinorganismen, wie sie jeden Schmutz, jede beginnende Fäulnis beleben, langsam wieder zur Spirochäte pallida oder etwas Ähnlichem entwickeln. Wenn ich diese Behauptungen durch keine mikroskopischen Befunde aus der Zeit des Perikles stützen kann, so vermögen meine Gegner ebensowenig den Beweis für das frühere Vorhandensein von Tuberkeln zu liefern. Es wird sich in diesem Fall allein darum handeln, wer die bessere Logik im Bereich der gemeinverständlichen Erfahrung für sich hat.

Nur einen Zeugen will ich schnell noch, und zwar aus den Reihen der akademischen Wissenschaft, für mich anführen, Rudolf Virchow nämlich mit seinem Fundamentalsatz: „Die Zelle ist wichtiger als der Bazillus." Zellen werden also kranken und zerfallen in geradem Verhältnis zu den unvernünftigen

Digitized by Google

Leistungen, die ihnen abverlangt, oder dem unhygienischen Mißbrauch, dem sie ausgesetzt worden waren. Dies, das Primäre, sollte uns leiten im Kampf gegen die Seuche. Und nun zu meinen praktischen Vorschlägen.

Wären unsere Ortskrankenkassen nicht die Hauptinteressenten für eine hygienische Änderung durch bessere Kleider- oder vielmehr Entkleidungsvorschriften in Fabrikbetrieben? Wenn fast sämtliche Fabrikarbeiter Stuben- und Kleidermenschen, wenn fünfzig Prozent aller Todesfälle von Ortskassen auf Tuberkulose zu buchen sind, nacktgehende Völker jedoch von Schwindsucht freibleiben, ergibt sich nicht ein zwingender Schluß? Man vermehre die Ausdünstungsmöglichkeiten der Fabrikarbeiterhaut, dann werden gewisse Selbstgifte des Stoffwechsels, die den Körper durch die Haut verlassen möchten, doch bei Kleider- und Stubenmenschen das Tor verschlossen finden, nicht mehr, wie wir das von den Selbstgiften bei Erkältungen her kennen, sich nach innen werfen, nicht mehr ihren Ausweg nach den Schleimhäuten suchen, um hier chronische Entzündungen, Schleimhautverluste, geschwürige Fäulnis zu setzen. Die Hafenarbeiter von Genua schaffen mit nacktem Oberkörper in voller Öffentlichkeit, ohne daß Italien darüber sittlich bankrott geworden wäre; warum sollten in der heißen Jahreszeit deutsche Fabrikarbeiter nicht in geschlossenen Räumen ihre behaarte Brust und ihre Arme zeigen? Sie würden erstaunt sein über die Wohltaten dieser größeren Leichtigkeit und Frische. Die andressierte Angst vor Erkältungen stünde natürlich zunächst im Wege. Neunhundertneunundneunzig von tausend Hustern haben sich in Kleidern erkältet und kommen dennoch nicht darauf, daß die Kleider durch Lähmung der Haut Erkältung *verursachen*. Bringt eure Haut an die Luft, so werdet ihr merken, wie leistungsfähig zur Abwehr sie ist. Es sind die nackтgehenden Völker, die sich *nicht* erkälten.

Bleiben Erwachsene Sklaven der Mode, dem Nonsens verfallen und unrettbar, so gebt uns wenigstens die Kinder frei, zunächst im Sommer! Bepanzert nicht eure Säuglinge! Laßt eure Bübchen die ersten Gehversuche im Freien mit behangen mit Kleiderlasten antreten, so daß sie nach zwanzig Schritten schon schweißgebadet sind und Stauungsgluten ansammeln, die keinen Ausweg finden! Schneidet euren Mädchen die Röcke kurz, damit sie „rennen" und verdunsten können; sie kommen zu Schleppkleidern und Korsetts immer noch früh genug. Dieser Segen soll ihnen nicht versagt bleiben; nur macht sie vorher widerstandsfähiger, damit sie nicht schon als Backfische ihm erliegen! Die muskulöse Verlotterung unserer deutschen Mädchenwelt schreit ja nachgerade zum Himmel.

Die große Gefahr, die dem Gesamtpublikum von seiten jener Schwärmer droht, die im Gegensatz zu Rudolf Virchow den Bazillus für wichtiger als die menschliche Zelle halten, besteht darin, daß von Staats wegen alle Kuhmilch vom Euter weg gekocht werden müßte. Millionen haben ja diese Staatsrettung längst eskomptiert; sie fürchten sich vor dem Labsal frischer Milch wie vor dem Bösen. Die trostlose Misere des kindlichen Darmkatarrhs, all die jämmerlichen Schmerzen, die diese armen, recht eigentlich durch Nahrungsorgen zu Tode

Digitized by Google

gequälten Würmer dulden, bis sie zusammenbrechen, sind heutzutage wissenschaftlich verbrieft, eine staatliche Notwendigkeit. Dann erklärt plötzlich Exzellenz von Behring (am 14. März 1907) im Landwirtschaftsrat zu Berlin, daß „die Pasteurisation versagt" habe, mit der Erhitzung „es nicht immer getan" sei. Post festum, nach all den Soxhletsiedereien!! Was hilft es, wer hört jetzt noch darauf, da die Kugel doch aus dem Rohr ist? Kapitelfeste möchten ja den paar deutschen Müttern, die noch ein Kind an die Brust nehmen können, die Milch am liebsten abziehen, um sie durch Kochen „einwandfreier" zu machen.

Darum bitte ich zum Schluß den Brief einer gütigen und gescheiten Dame zitieren zu dürfen, die bei Schwester und Freundin manches Neugeborene zu hüten hatte und mir gleich nach dem Erscheinen meiner Arbeit schrieb: „Trotzdem daß die Mütter bei späteren Geburten nicht so kräftig waren und auch die Kinder viel zarter zur Welt kamen, sind doch die jüngeren stärker und besser entwickelt, weil der Soxhletapparat beiseite gelassen und nur Haferschleim verdünnt mit lauwarmer Kuhmilch gegeben wurde."

Dieser Frau, die nicht nur ein Herz für die Kleinen besitzt, sondern auch beobachten kann, folgt ihr Mütter, die ihr den „März" haltet und leset! Muttermilch ist blutwarm; so sei die Kuhmilch, die (stark verdünnt) Säuglingen angeboten wird, wohl erwärmt, aber nicht aufgekocht! Sensitivere Menschen schaudern vor den Käsefetzen, den „Häuten", die von klugen Eltern, die ihre Kinder dumm zu machen wünschen, diesen als „Rahm" aufgeredet werden. Überlegt, welch eine Grausamkeit es ist, Kindern gewaltsam einzutrichtern, was euch selbst schlecht schmeckt! Der „schwedische Trank" im Dreißigjährigen Kriege war keine größere Gemeinheit als die Manier, in der heute hunderttausende von deutschen Säuglingen gefüttert werden. Die Gefährlichkeit der Kuhmilchbazillen ist bisher nichts weiter als eine bestrittene These, der kindliche Darmkatarrh leider eine furchtbare Gewißheit.

Digitized by Google

Zur Schwindsuchtsfrage

von Ernst Schweninger.

Sehr geehrte Redaktion!

Sie schreiben mir, daß Dr. Robert Hessen auf seinen Artikel zur Schwindsuchtsfrage in Heft 2 Ihrer Zeitschrift „März" vielerlei Opposition und auch natürlich Zustimmung erfahren hat, und ersuchen mich um ein „Schlußwort". Ein solches ist in einer so wichtigen, so lang und vielumstrittenen Frage überhaupt nicht, in einer Kontroverse aber nur dann möglich, wenn man imstande ist, Opposition und Zustimmung in ihrem Wertverhältnis abzuwägen, wozu mir das Material nicht zugänglich gemacht ist. Ich muß mich daher auf einige allgemeine Bemerkungen beschränken.

Auf die theoretisch wissenschaftliche Frage nach den unzählbaren Ursachen der Schwindsucht wird man nie eine erschöpfende Antwort finden, solange man den „Bazillus" dafür verantwortlich macht und nicht darüber sich klar ist, daß auch von der Schwindsucht der erste Fall nicht durch Vererbung entstanden, sondern nur das Ergebnis einer Entwicklung in den Lebensvorgängen sein kann. — Hiernach scheint mir Dr. Hessen mit dem, was er „steigende Kulturverseuchung und Unsauberkeit" nennt, den Ursachen der Entstehung und Verbreitung jedenfalls näher zu stehen, als diejenigen, welche dem Tuberkelbazillus nachjagen in dem leeren Wahn, mit seiner Zerstörung auch die Schwindsucht auf ewige Zeiten aus dem Menschenleben zu bannen.

Aber auch rein praktisch und vom Standpunkt vernünftiger Forderungen an die Lebenstätigkeit des Menschen sollte man endlich dahin gelangen, die Bazillenforschung der Wissenschaft zu überlassen und die Bazillen- usw. Furcht im Menschen nicht bis zum Bazillenwahnsinn zu steigern.

Und in dieser Beziehung kann ich Äußerungen und Mahnungen wie diejenigen des Dr. Hessen im Interesse der Ausgestaltung eines menschenwürdigen Daseins nur begrüßen und betonen, daß man aus dem — allerdings nahezu unerschöpflichen — Born der „Unsauberkeit und Kulturverseuchung" und dem Kampf mit ihnen und ihren Vertretern mehr Nützliches für Lebenskunst und Lebensfreudigkeit wird schöpfen können, als aus sämtlichen für die Wissenschaft noch so wertvollen Bazillentheorien, die ja — wie auch aus den Ausführungen Dr. Hessens hervorgeht, — doch immer nur eine gewisse Zeit, das heißt solange vorhalten, bis das Geschäft mit Apparaten und Mixturen usw. gemacht ist. —

Ein paar Beispiele mögen Ihren Leserkreis zum einzig fruchtbringenden Selbstdenken anregen.

War es wirklich notwendig, die Bazillenfurcht vorzuspannen und aufs höchste zu steigern, um das „Verbot des Ausspuckens" und den „Spucknapf" an öffentlichen und sonstigen Orten usw. durchzusetzen? Wenn ja, dann wäre ja die Bazillenfurcht nur eine wohltätige Peitsche! Genügte die Betonung der Sauberkeit allein nicht?

Digitized by Google

Hätte der „Sorhletapparat", dessen wissenschaftliche Berechtigung und Voraussetzung auch durch Behrings Forschungen bereits wieder überholt zu sein scheint, von mir übrigens von jeher angezweifelt war, nur die außerhalb der Wissenschaft liegenden Vorzüge der Sauberkeit und Regelmäßigkeit der Milchnahrung usw. in den Vordergrund gestellt, — sein Nutzen wäre damit nicht kleiner, vielleicht noch größer gewesen. Denn die Theorie der Bazillenvertilgung durch Sieden und Überhitzen mußte ebenso wie die Impfung der Kühe doch die unabwendbar logische Folge haben, daß auch — wie Dr. Hessen ganz richtig andeutet — die Muttermilch gekocht und überhitzt, die nicht völlig einwandfreie Mutter schon vor der Empfängnis geimpft werden müßte, um das eigene Kind vor Bazillen zu schützen.

Und bei all diesen von der Bazillenfurcht eingegebenen Schutzmaßregeln die einfache Tatsache, daß Tausende und Abertausende von Menschen in Wohn-, Schlaf-, Wirtschafts-, Arbeits- und sonstigen Räumen die Luft einatmen und durch ihre Lungen treiben, dieselbe Luft, die andere, den Raum mit ihnen teilende Menschen aus ihrem Körper mittels der Lungen als verbraucht ausstoßen. Glaubt man wirklich, daß das alles Nebensachen sind gegenüber dem Bazillus? Es gibt in Lebensführung und Lebsucht tausend Gefahren für die elementare Entstehung und Verbreitung der Schwindsucht und nur einen Kochschen Tuberkelbazillus!

Der Mensch — selbst der Kulturmensch — kennt eben im allgemeinen bei der für die Lebenstätigkeit maßgebenden Regelung von Zu- und Abfuhr nur das Essen und Trinken und dessen Abfuhr in den Exkrementen. Nur selten denkt er und berücksichtigt im Wachen und insbesondere im Schlafen die Luftzufuhr in die Lungen und die ebenso notwendige Abfuhr durch Ausatmung, durch Hautausdünstung, durch Nieren usw. — Faktoren, denen nicht nur in der Erklärung für Entstehung und Verbreitung der Lungenerkrankungen, sondern der Erkrankungen überhaupt, zum Beispiel der sogenannten Erkältungen, eine viel größere Bedeutung zukommt, als man gemeinhin bei ärztlichen und wissenschaftlichen Untersuchungen anzunehmen scheint.

Man braucht wahrlich die Wissenschaft und ihre durch unermüdlichen Forschungstrieb gewonnenen Ergebnisse nicht zu unterschätzen, wenn man daran festhält, daß das Leben des Menschen in seiner unendlichen Vielseitigkeit und Vielgestaltigkeit den wissenschaftlich und statistisch ermittelten Gesetzen nur sehr teilweise sich fügt und selbst nach vieltausendjähriger Lebenserfahrung immer noch unlösbare Rätsel in sich birgt.

Wünschen und hoffen wir, daß der „Schwindsuchtfrage" noch mehr Ärzte auf demselben Wege und ebenso energisch zu Leibe gehen, wie Dr. Hessen. —

Schwaneck, 4. April 1907.

Digitized by Google

Gubbio

Von Hermann Hesse

Mit der langsam fahrenden Lokalbahn, in Gesellschaft heimkehrender Marktbauern, war ich von Citta di Castello her gefahren und gegen Abend in Gubbio angekommen. Ich legte den Rucksack in einem Gasthaus ab und schlenderte über einen großen, kahlen Platz und an einer Franziskanerkirche vorbei in die abendliche Stadt hinein.

Es war kühl und regnerisch, in den schmalen Gassen der wunderlichen Bergstadt fing es schon an zu nachten. Und wie man auf Reisen zuweilen plötzlich in sonderbare und unnötige Gedanken hineingerät, fiel es mir ein, darüber nachzudenken, warum ich denn eigentlich auf Reisen, warum ich in Italien und heute gerade in Gubbio sei. Ja, warum? Was suchte ich hier? Obschon ich müde war, fügte ich mich ins Unentrinnbare und gab mir Mühe, eine Antwort zu finden. Ich war vor vierzehn Tagen von daheim fortgereist, um wieder einmal nach Italien zu kommen, um ein anderes Volk und eine andere Sprache um mich zu haben, fremde Städte, schöne Bauten und alte Kunstwerke zu sehen. Wozu das? Warum blieb ich nicht daheim bei Arbeit und Familie? Weil ich ausruhen wollte. Aber ruht man denn auf Reisen aus? Nein. Das hatte ich vorher gewußt, also war ich nicht des Ausruhens wegen gereist.

Aber vielleicht um der Kunst willen? Das kam wohl der Wahrheit näher. Ich hatte ein Verlangen gehabt, den Florentiner Dom, das schöne San Miniato, die Bilder des Fra Angelike und die Skulpturen von Donatello wiederzusehen. Und von Florenz war ich weiter gefahren, um neue solche Werke zu sehen, um Städte mit prächtigen Plätzen und Gassen, Schlösser mit gewaltigen Türmen, Kirchen mit Wänden voll schöner Fresken zu finden. Und ich hatte sie gefunden. Ich hatte in Arezzo zwei herrliche Bauwerke und einen Kirchenchor voll köstlicher Bilder von Piero della Francesca gesehen, in San Sepolcro einen alten Turm, in Citta di Castello zwei schöne Paläste. Sie hatten mich beglückt, und ich war weiter gereist, um mehr solcher Dinge anzuschauen, und von Gubbio hatte ich erzählen hören, es sei eine wunderbare Stadt, steil am Berg emporgebaut, mit fabelhaften Palästen und frechen Türmen, ein Wunder von kühner Architektur.

Warum nun war ich dem nachgereist? Aus Neugierde nicht, auch nicht um Studien zu machen, denn ich bin weder Historiker noch Künstler, und im Sammeln von „Kenntnissen" bin ich nie sehr ehrgeizig gewesen. Etwas in mir mußte also hungern und Begierde tragen, wie stünde ich sonst hier, hundert Meilen von zu Hause entfernt, in einer alten umbrischen Kleinstadt? Welchem Bedürfnis, welcher Not war ich gefolgt?

Langsam versuchte ich, es mir zurecht zu legen. Ich dachte an San Miniato, an die Kuppel und den Turm des Florentiner Domes und an das, was mich zu jenen Werken zurück gezogen hatte. Warum hatten sie mich beglückt? —

Digitized by Google

Weil ich bei ihrem Anblick gefühlt hatte, daß Arbeit und Hingabe eines Menschen nicht wertlos sind, daß über der bedrückenden Einsamkeit, in der jeder Mensch sein Leben hinlebt, etwas allen Gemeinsames, etwas Begehrenswertes und Köstliches vorhanden ist. Daß zu allen Zeiten Hunderte einsam gelitten und gearbeitet haben, um das Sichtbarwerden dieses tröstlichen Gemeinsamen zu fördern. Wenn das, was die Künstler und ihre Gehilfen mit Hingabe und Ausdauer vor einigen hundert Jahren zustande gebracht haben, heute wie damals Tausende tröstet und Tausenden gute Gedanken gibt, so ist es auch für uns alle nicht trostlos, in unserer Einsamkeit und Schwäche zu arbeiten und das mögliche zu tun.

Diesen Trost hatte ich gesucht, nichts weiter. Das Wissen um jenes Gemeinsame hatte ich immer gehabt, aber je und je muß man es wieder erleben, muß man wieder mit eigenen Sinnen das Vergangene gegenwärtig, das Entlegene nahe, das Schöne ewig fühlen. Das ist immer wieder erstaunlich und beglückend. Denn Michelangelo und Fra Angelico haben weder an mich noch an irgend jemand gedacht, wenn sie arbeiteten. Sie haben für sich selber geschaffen, jeder für sich allein, jeder zum Trost für seine Not und in bitterem Kampf mit Unmut und Müdigkeit. Jeder von ihnen auch war tausendmal unbefriedigt von dem, was er machte; Ghirlandajo hat sich lachendere Bilder und Michelangelo viel mächtigere Bauten und Denkmäler geträumt. Wir haben nur, was übrigblieb; aber das scheint uns wert, daß jene sich mühten. Und damit gewinnen wir selber Mut, fortzufahren.

Daß nicht jeder von uns ein großer Auserwählter ist, hat damit nichts zu tun. Auch wir Kleinen, seien wir Künstler oder nicht, freuen uns an jedem Sieg des Ewigen über das Zufällige und bedürfen jenes Trostes, um den Kampf mit dem Mißtrauen gegen den Wert alles Menschlichen immer wieder aufzunehmen.

Ich stand also heute in Gubbio, um aus dem Anblick großer Menschenwerke Mut und Glauben zu schöpfen. So weit kam meine Betrachtung. Ich hatte mittlerweile eine immer steiler werdende Gasse erstiegen und eine fast ebene Seitenstraße eingeschlagen, da stand ich unvermutet vor dem größten Bau der Stadt, dem mittelalterlichen Palast der Konsuln. Das schnitt alle Gedanken ab. Ich stieg auf die große Terrasse hinauf und wieder hinab, ich schaute und staunte, und für heute blieb es beim Staunen. Denn die grandiose, fast lästerliche Kühnheit dieser Architektur ist schlechthin verblüffend und hat etwas aufregend Unwahrscheinliches. Man meint zu träumen oder eine Dekoration zu sehen und muß sich immer wieder davon überzeugen, daß das alles fest und steinern dasteht.

Mit diesem Gefühl eines großen Erstaunens ging ich weg und lief weiter durch die Stadt, eine gute Stunde lang, ohne aus dem fast lähmenden Benommensein zu erwachen. Gasse um Gasse nahm ich auf, alle steil, still, trotzig, alle voll von hohen, nackten Steinhäusern, mit widerhallendem Pflaster. Da und dort ein winziger Garten, ein Streifchen Erde künstlich und ängstlich auf

Digitized by Google

hoher Mauer schwebend, dann ein Blick eine unendlich steile Straße bergaufwärts, und bergab schwindelnde Treppengassen. Meine genagelten Sohlen glitten auf dem glatten, regenfeuchten Steinpflaster unzählige Male aus. Dabei war es beinahe lächerlich, zu sehen, daß am Fuße dieser abschüssigen, unsäglich mühsam gebauten Stadt sich grün und bequem eine stundenweite, wohnliche Ebene erstreckte. Und die ganze Stadt, der ganze verhältnismäßig ungeheuerliche Aufwand von Bau- und Mauerwerk machte nicht etwa einen prahlerischen Eindruck, sondern erschien düster und wie aus begieriger Not entstanden.

Ermüdet und verwirrt suchte ich bei schon einbrechender Nacht mein Wirtshaus wieder, verlangte ein Abendessen und saß bis zum Schlafengehen nachdenklich beim roten Landwein. Meine Theorie schien mir nun doch nicht mehr ganz zu stimmen. Und da der verwirrende Eindruck dieser merkwürdigen Stadt sich einstweilen nicht klären wollte, stellte ich nun als Beweggrund meines Reisens das Bedürfnis auf, rechenschaftsloses Erstaunen zu fühlen und eine Weile frei von Verantwortung nur als Zuschauer zu leben. Doch begann das Zwecklose dieses Nachdenkens schon jetzt mich zu lächern.

Meine Schlafkammer war eiskalt und feucht, aber das Bett war vortrefflich, und ich schlief mich in neun Stunden wieder vollkommen gesund und frisch. Von der fruchtlosen Grübelei genesen, machte ich mich morgens auf die Beine und erlebte nun die wunderliche Stadt, wie man ein Abenteuer erlebt. Ich schritt in einer Luft voll pathetischer Leidenschaft und hatte den Eindruck, die alten, phantastischen Bauten spielten mit vehementen Gebärden das heiße Leben weiter, das hier vorzeiten gegärt haben muß, und von dem man bei den heutigen Einwohnern keine Spur mehr findet. Der trotzige Ehrgeiz, der im Kampf mit ungewöhnlichen Hindernissen diesen steilen Hang bebaut hat, der auf ein Nichts von Boden schwindelnd hohe Türme und kolossale Palastburgen gründete und noch hoch am abschüssigen Bergrand massige Klöster und Kastelle hinstellte, hat etwas Sagenhaftes, fast Vorweltliches.

Gubbio nimmt den Berghang, an dem es liegt, nur bis zu einem Drittel seiner Höhe ein. Über der obersten Mauer und hinter dem höchstgelegenen Tor steigt der Berg kahl und streng hinan, auf halber Höhe trägt er eine alte Kapelle aus leuchtend rotem Backstein und ganz oben ein großes, festungsartiges Klostergebäude. Der gegen tausend Meter hohe Berg lockte mich. Nach dem aufregenden Eindruck der mittelalterlichen Stadt gelüstete es mich, ins Freie zu kommen und einen Blick ins Gebirge zu tun. Auch dachte ich, da droben vielleicht aus den Formen der Gebirgslandschaft den trotzig kühnen Geist ihrer alten Baumeister einigermaßen begreifen zu lernen.

Vom letzten Stadttor aus stieg ich langsam hinauf und hatte bald den Überblick über die weite, grüne Talebene. Der in großen Windungen angelegte, gute Fahrweg führt bis zum Kloster und ist eine Strecke weit einseitig mit Zypressen besetzt. Jene rote Kapelle fand ich stark ruiniert, fast dem Einsturz nahe.

Die mächtige, drohende Stadt unter mir wurde allmählich klein und merkwürdig friedlich, schließlich lag sie bescheiden tief am Fuß des Berges und sah

Digitized by Google

beinahe eben aus. Die unheimlichen Burgen und Türme standen klein und schwächlich wie Spielzeug unten. Ein starker, kalter Schneewind ging auf der Höhe.

Der Weg hörte auf, und ich folgte einem undeutlichen Geißensteig, der über Heide, Geröll und Felsstufen gegen den Gipfel hinführte und schließlich verschwand. Es wurde kalt und einsam, etwas wie Alpenluft wehte da droben, die Stadt war nahezu unsichtbar geworden.

Endlich hatte ich die Höhe überschritten und blieb fast erschrocken stehen. Jenseits tat sich eine große, feierliche Gebirgswelt auf, und vor mir stürzte schwindeltief eine jähe, wilde Schlucht hinab, die war eng und unheimlich, und die ungeheuren Wände des Absturzes zu beiden Seiten waren vollständig kahl und von roter Farbe. Nur in der Mitte etwa wuchs ein wenig Gestrüpp und Gras, und dort hing eine kleine Ziegenherde mit einem Hüterbuben klein und ängstlich zwischen Berg und Tal. Auf dem Gipfel, den ich nun bald erreichte, lag Schnee.

Die grüne Ebene, die Hügel mit Obstgärten, die Paläste und alten Städte und das ganze mir bekannte Italien war verschwunden, ich stand in einer fremden, wilden, rauhen Gegend. Kein Haus oder Dorf weit und breit, und kein Mensch als der Hirtenjunge am Abhang, und unten in der roten Schlucht ein Reiter, der im Mantel und großen spitzen Hut, die Flinte überm Rücken, auf seinem Maultier talaufwärts gegen Scheggia unterwegs war.

Erinnerungen eines österreichischen Offiziers aus dem Sechsundsechziger Kriege

Von A. von Vestenhof

3. Der Rückzug

Zwischen der Festung Olmütz und ihrem Fortgürtel lagerten die Truppen, darunter das Regiment Nummer 21.

Die Ergänzungsmannschaften waren rechtzeitig eingetroffen.

Die großen Siege von Custozza und Lissa hatten bei dem Kleinmütigsten gewirkt. Die freigewordenen siegreichen Truppen der Südarmee befanden sich im Marsche nach Wien. Die alten Soldaten aller unserer Kronländer stellten sich neben Massen von Freiwilligen unseren Fahnen.

Unter den bewährten Generalen würden die Truppen Wien zu erreichen suchen und dort zu der frischen Armee des Erzherzogs stoßen.

Kein Mann von uns, so glaube ich fest, dachte an einen Friedensschluß.

Jetzt galt es, die Truppen aus dem innundierten Olmütz herauszuführen; denn einen Tag, nachdem der letzte österreichische Soldat hinter dem Fortgürtel

Digitized by Google

geborgen war, zernierten die preußischen Truppen in einem großen Kreise, der gegen Süden zu noch nicht völlig geschlossen war, die Festung.

Am achtzehnten Juli, meinem Geburtstag, beim Morgengrauen, überschritt unsere Brigade den Fortgürtel. Es war uns mitgeteilt worden, daß es sich darum handle, durch einen Scheinangriff auf die westliche Front des Gegners dessen Truppen auf uns zu ziehen und damit einem der eingeschlossenen Armeekorps, ich glaube dem achten, das Ausbrechen nach Süden zu erleichtern.

Wie sich nachher ergab — freilich habe ich erst Wochen später darüber Näheres erfahren — hatte das Manöver nahezu vollen Erfolg.

Damals bedeckten ungeheure rotblühende Mohnfelder, deren apfelgroße unreife Köpfe beim Hindurchwaten gegen unsere Brust schlugen, die weite Ebene,

in der Olmütz liegt. Gleich außerhalb der Schußweite unserer Fortgeschütze erschienen bedeutende Reitermassen am nahen Horizont.

Das zwang uns, im Karree zu marschieren; für eine mit dem Vorderlader bewaffnete Truppe die einzige Möglichkeit, einem Reiterangriff zu widerstehen.

Über unsere Marschrichtung war ich ganz im unklaren; das ewige Hin und Her verwirrte mich — der betäubende Geruch des zerstampften Mohnes, die Stickluft, die dieser enggeschlossene Menschenhaufen mit sich schleppte, die blendende, flimmernde Glut eines windstillen Sommertages, in der mich Fröste schüttelten, erdrückten mich. Ich ging dahin wie in einem Schlafzustand, aus dem ich aufschrak, wenn ich den Druck des Ellbogens meines Nebenmannes nicht mehr fühlte, und in dem mir nur das Bewußtsein geblieben war, daß ich nicht umfallen dürfe, daß ich marschieren müsse, wenn „Marsch" kommandiert werde, daß ich stehen müsse, wenn das Bataillon stünde; immer fest an meiner Ecke, wo mein Platz war.

Digitized by Google

Ab und zu hob ich die Augen, wenn das Krachen von Gewehrsalven neben mir die Luft zerriß, dann sah ich durch die schwindenden Rauchschwaden, in denen ich zu ersticken vermeinte, wenige Schritte nur vor mir am Boden, dunkle, zappelnde Pferdeleiber, die mit den Beinen die Luft zerstießen, ich sah große, ungeschlachte, blondbärtige Männer in weißen langen Waffenröcken mit weißglänzenden Küraſſen und silbernen Helmen sich langsam aus den Furchen erheben, die sie im furchtbarem Sturze mit ihren schweren Leibern in den Boden gerissen hatten, sich aufraffen, mühselig und ungeschickt, und dann mit herabhängenden Armen, denen Zügel und Pallasch entfallen waren, stehen bleiben, betäubt und unentschlossen uns anstarren oder sich nach einer Staubwolke umsehen, die am Horizont verschwand . . .

Ich sah klarer, wenn vor dem schlotterigen Sausen der über unseren Köpfen hinfahrenden Granaten, von denen keine traf, sich alle Köpfe beugten und sich dann wieder aufrichteten, mit einem Grinsen der Entschuldigung für ihre Schwäche. Ich sah den dicken alten Hauptmann von Beer auf seinem schlechten Gaul sitzen und hörte seine helle Stimme Witze reißen und hörte das gedämpfte Lachen der Mannschaft, dieser niemals ermüdenden, immer frischen tapferen Böhmen mit ihren fahlblonden, runden, dicken Köpfen und den treuen Herzen.

Und immer weiter ging's über Stoppelfelder, durch den roten Mohn, dessen grüne Köpfe die verschmachtenden Leute aßen, über nasse Wiesen und durch schlammige Gräben, in deren stinkendes Wasser sie die Sacktücher tauchten, ohne auch nur einen Moment stehen zu bleiben und zu rasten. Dann sah ich, wie sich die Braven mit den Ellenbogen anstießen und sich die Sonne zeigten, wie sie zu sinken begann, endlich zu sinken.

Und sie sank, als weit vor uns preußische Infanterie am Himmelsrande, dem ebenen, eintönigen, auftauchte. Zuerst in kleinen, flinken Schwärmen, dann in langen Linien, in vier bis fünf großen, schwarzen Vierecken nebeneinander, die auf uns loskamen und uns folgten, wohin wir auch immer auswichen, hin und her wie der Kiebitz, wenn ein Mensch seinem Nest zu nahe kommt.

Die Sonne sank, als wir endlich links neben einer großen weißgetünchten Kirche mit einem niedrigen, langen Hügelzug hielten.

„Rast" — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Zu einem Fenster des linken Turmes war eine lange, schlanke Feuerleiter herausgesteckt worden, an der ein großes weißes Tuch im Abendlüftchen wehte, zum Zeichen, daß da drinnen ein Verbandsplatz sei und man nicht darauf schießen solle.

Deswegen blieben wir auch von der Kirche fort und lagen im freien Felde.

Unsere Spielleute brachten in den Kochkesseln Wasser aus dem Pfarrhofe, auch Franz kam mit einer Feldflasche gelaufen.

Von da oben sahen wir die schwarzen Massen näher und immer näher kommen. Sie sollten nur kommen!

Niemand rührte sich, nur die Köpfe hoben sich, wachsam, ernsthaft, alle mit dem zornigen Willen, nicht einen Schritt weiter zurückzuweichen, sondern hier standzuhalten bis zum letzten Mann.

Digitized by Google

Und immer näher kamen die Preußen. Aber nicht gerade auf uns los, sondern ab und zu sich bald nach rechts, bald nach links ziehend — immer näher — immer näher.

Offenbar deckten sie ihren Vormarsch in den kleinen Unebenheiten des Bodens vor den Geschützen unserer Forts hinter uns.

Diese Manöver waren tatsächlich so gut, daß von dorther noch kein Schuß auf sie abgegeben worden war. Unsere Batterien konnten sie nicht sehen, denn die Geschütze waren hinter den Rücken zurückgezogen worden.

Immer näher. — — — — — — — — — — — — — — — —

Und als wir sie endlich ganz deutlich sehen konnten — sie mochten nur noch etwa zweitausendfünfhundert Schritte von uns sein — begann von unserer Batterie ein wütendes Feuer auf sie.

Unter diesen kleinen, weißen Rauchballen, die bald vor ihren Füßen, bald über ihren Köpfen aufleuchteten und zerrissen und zerflossen, sahen wir die starren Vierecke sich abrunden, sich in die Länge dehnen, sich teilen und dann wieder zusammenziehen und langsamer, immer langsamer in ihren Bewegungen werden. Hoch über unseren Köpfen, berghoch, ein durchdringendes Rauschen in der Luft, dann schwere, dumpfe Schläge von rechts und links hinter unseren Flanken.

Die Forts begannen zu feuern: langsam — langsam wie der Schritt des Schicksals.

Ungeheure rotbraune Garben Erde spritzten dort auf, rissen ganze Ecken jener stelzen Vierecke weg und schmetterten sie in die Löcher, um sie darin zu begraben beim Niedersinken. Dann standen jene, begannen zu zerrinnen, zurückzuströmen, Niedergestreckte, Zerfetzte zurücklassend — verfolgt von dem unerbittlichen Geschick, gegen das sie wehrlos waren. — So wie wir damals — Aug um Auge!

Knapp links neben uns kam ein Kavallerieregiment durch einen Hohlweg. Es waren die Haller Husaren, kleine Kerle mit jungen, verwundert schauenden Gesichtern. Zu zweien im Schritt ritten sie über den Hügelkamm. Unten in der Ebene breiteten sie sich aus wie ein ungeheurer dunkelblauer Fächer. Durch das Krachen und Donnern des Geschützfeuers hörten wir ihre Trompeten schmettern. Eine langgestreckte Staubwolke fegte über die Felder, legte sich auf eines dieser schwarzen Häufchen nach dem anderen — auf eines nach dem anderen —, und als sich dann die Wolkenbank lichtete und sich verzog, sahen wir nichts mehr vom Gegner, nichts mehr von den Reitern. Nur eine kleine Abteilung Reiterei — wir sahen ihre Säbel blinken — stand ruhig draußen, weit von dort, wo es geschehen war. Das Geschützfeuer war verstummt. Gewiß ist das jubelnde Hurra bis zu ihnen gedrungen. Wir alle waren aufgesprungen und schrieen wie Verrückte.

Eine Stunde später hatten wir hinter den Forts Freilager bezogen.

* * *

Digitized by Google

Ich erinnere mich an ein kleines Strohdach, wie es die Soldaten für das Nachtlager der Offiziere erbauten; an den gewohnten Lärm einer sich zum Abmarsch vorbereitenden Truppe. Neben dem Kopf meines Dieners den unseres Regimentsarztes, der mir etwas sagte, was ich nicht verstand; Oberleutnant Kiesbaher sah ich, wie er mir eilig die Hand gab. Als ich aufzustehen versuchte, fiel ich wieder zurück, mit einem Gefühl des Behagens. Ich erinnere mich, daß ich von Franz in ein Bauernhaus getragen wurde, dann an eine entsetzlich lange Fahrt im Stroh eines stoßenden, rüttelnden Leiterwagens, an einen großen Stadtplatz, an Leute um mich her, die mich anstarrten, und endlich an ein hartes Bett, in dem ich bleiben durfte. Ab und zu drang durch die tiefe Bewußtlosigkeit, in der ich, ich weiß nicht wie viele Tage, lag, das Klirren der Fensterscheiben und der Donner der Geschütze oder ein abscheulicher Schmerz in meinem rechten Bein. Beides mußte ich ertragen, ohne mich rühren zu können. Irgend etwas hielt mich fest, unbeweglich fest.

Eines Tages früh erwachte ich — frisch und hungrig. Es war nicht dasselbe Bett, in das ich zuerst gelegt worden war.

Ich wollte aufstehen: etwas wie ein breites Band fesselte mich an mein Lager. Mein rechtes Bein war schwer wie Blei und steif von Bandagen. Zuerst rief ich nach meinem Franz. Ein Stöhnen antwortete mir. Es waren drei Betten in dem hübschen, hellen Zimmer. Auf einem lag ein junger bleicher Mann, ein Oberleutnant Vomačka, — er hatte einen schweren Schuß durch den linken Vorderarm, und die schreckliche Wunde war bösartig geworden. Auf dem anderen Bett saß ein alter grauer Hauptmann von der Grenze und rauchte aus einem langen Tschibuk einen eigentümlich süß riechenden Tabak. Seine bloßen haarigen Beine ließ er über den Bettrand hängen und goß aus einer Schale etwas, was nach Essig roch, auf einen Verband, der seinen linken Schenkel bedeckte.

Zuerst befahl er mir, ruhig zu bleiben und mich nicht zu rühren. Dann aber, als er sah, daß ich bei Besinnung war, erzählte er mir freundlich, daß ich die ganze Zeit her getobt hätte. Bei jedem Schuß hätte ich zum Regiment gewollt — hinaus gewollt. Ob ich Schmerzen hätte? Daß er einen Bajonettstich im Schenkel habe und daß im Spital der Brand sei. Ob ich nicht rauchen wolle? — Kurz, er war sehr freundlich und sprach mit mir per Grasteufel oder Kume (Gevatter) und lehrte mich Opium auf den Tabak streuen. Das sei gut gegen die Schmerzen. Und dann gab er abwechselnd mir und Vomačka seine Pfeife — es war ein schönes, wohlriechendes Weichselrohr mit einem herrlichen Bernsteinmundstück und emaillierten Goldringen rund herum. Wenn niemand daraus rauchte, polierte er den Bernstein an seinen blauen Hosen. Seinen Namen habe ich vergessen.

Endlich kam der Chefarzt mit seinem ganzen Stabe zur Frühvisite, und mit ihm ein scheußlicher Gestank von verbranntem Leder. Mein Diener war so schlau gewesen, ihm zu sagen, wer mein Vater war (er war Generalstabsarzt und Abteilungschef). Stabsarzt von Löwenstein kannte ihn selbstverständlich und tat für mich, was er konnte. Ich sagte, ich hätte Hunger und wolle aufstehen.

Digitized by Google

Als er mir dann gütig zusprach und mir erzählte, daß um ein Haar mein Bein hätte amputiert werden müssen, daß ich eine Blutvergiftung gehabt hätte und weiß Gott noch was alles, da ergab ich mich und bat zuletzt nur um Kaffee. Während der Zeit bemerkte ich, daß die Sanitätssoldaten bedenklich an einem Kohlenbecken mit Glüheisen und Blasebalg hantierten.

Dann wurde ich liebreich auf den Bauch gelegt, und während mir ein junger Oberarzt etwas vom Krieg erzählte — ich glaube, er hatte es auswendig gelernt —, bestrich irgendwer von dem Personal meine Wunde mit etwas, was kalt und glatt wie Eis war. Danach biß die Geschichte ein wenig, aber es war nicht von Belang. Das waren die Glüheisen. Wenn sie recht weißglühend wären, täte es nicht weh, sagte Löwenstein.

Einige fürchteten sich sehr davor, aber ich glaube, daß das mehr Einbildung ist, auch das Zuschauen mag zu solcher Furcht beitragen. Ich hörte später, daß die Desinfektionsmittel knapp geworden seien, und so mußte das veraltete Eisen herhalten, um mit ersteren für die schwersten Fälle zu sparen. Nach einigen Tagen, als ich schon imstande war, mit einem Stock zu gehen, brannte ich zur Mittagszeit — ich konnte den ewigen Kalbsbraten mit gekochten gedörrten Zwetschgen nicht mehr sehen — durch.

Im Hotel zum „Elefanten" speiste ich wie ein König. An den Nebentischen erzählten sich Kameraden Geschichten vom Krieg, daß leider ein Waffenstillstand bevorstände, daß es aber unbedingt vor Wien zu einer Entscheidung kommen müsse. Die ganze Armee des Erzherzogs sei im Anmarsche, preußische Deserteure hätten gemeldet, daß die Cholera unter den Truppen wüte, daß nachmittags die Musik des dreizehnten Infanterie-Regiments am Ring spielen werde usw.

Als ich meinen Ofner Adelsberger ausgetrunken hatte, war auch mein Entschluß gefaßt: Ausbrechen, durch die Preußen durch und nach Wien. Zuerst würde ich mir aber das Konzert anhören und vorher mich hübsch machen. Also zum Friseur. Dann neue Handschuhe. Ich litt an allem Mangel: mein Koffer war mit dem Regiment fort, und ich mußte mehr Wäsche haben; zum Glück hatte ich Geld, — dann ins Bad. Die Musik hatte längst begonnen, als ich hinkam. Es waren nur wenige Offiziere da. Die meisten waren Artilleristen, und alle hatten Verbände um die Köpfe oder den rechten Arm in der Schlinge.

Das fiel mir auf, und ich sprach einen an und ließ mir die Geschichte erzählen: Alle die Herren, die da seien, seien bei der Geschützreserve des achten Korps (glaube ich), also des Korps, welches an meinem Namenstage aus Olmütz ausgebrochen war, eingeteilt gewesen.

Diese lange Kolonne sei auf einer der Parallelstraßen mit einer schwachen Infanteriebedeckung an Tete und Arriere marschiert, bei sechzig Geschütze mit Munition und Train.

Ohne Schuß wäre die Division abmarschiert, vom Feinde wäre nichts zu sehen gewesen, weit und breit nichts auf dieser ungeheuren Ebene. Ich glaube, am Nachmittag wäre nun ein Unteroffizier zum Wegweiser, einem Generalstabshauptmann,

Digitized by Google

gekommen mit der Meldung, parallel zur eigenen Straße ritte seit geraumer Zeit eine große Kavalleriemasse. Man könne nur sehen, daß sie weiße Mäntel trügen; alles andere verhülle der Staub. Statt nun irgend etwas zu tun, um über diese verdächtige Nachbarschaft ins klare zu kommen, hätte der Wegweiser den Mann abgefertigt: „Es sei das das Dragonerregiment so und so; woher denn die Preußen kommen sollten!“ Immerhin wären aber die Batteriekommandanten aufmerksam geworden und hätten wenigstens berittene Unteroffiziere in die bedrohte Flanke geschickt. Die verdächtige Kavallerie sei ruhig im Schritt weitergeritten. Da, plötzlich sei einer der ausgeschickten Unteroffiziere übers Feld angejagt gekommen: es seien Preußen.

Und in demselben Augenblick sah man die angeblichen Dragoner einschwenken, hörte fremdartige Trompetensignale — und da waren sie: es waren preußische Kürassiere. Wenn nun auch mit Gedankenschnelle die Geschütze von den Protzen geworfen und herumgerissen wurden, wenn nun auch unter dem rasenden Kartätschenhagel ganze Reihen von ihnen weggefegt wurden (das Regiment soll bis auf eine Eskadron dezimiert worden sein), so gelang es doch einigen Trupps, bis in die Geschützlinie zu kommen. Die schwache Infanterie schoß ihre Gewehre ab und stach dann mit den Bajonetten ihre Gegner von den Pferden, die Kanoniere warfen ihre kurzen Faschinenmesser den Pferden an die Köpfe und schlugen dann mit den Ladestöcken und Protzbäumen auf die Reiter, während die Offiziere nach Kräften dreinhieben.

Diese Prügelei dauerte über eine Stunde, die Kürassiere konnten an die unter den Geschützen liegenden Soldaten, die ab und zu auf sie schossen, nicht herankommen, andererseits waren sie auch nicht mehr zu vertreiben; so mußte ein Geschütz nach dem anderen aufgegeben und stehen gelassen werden. Ich glaube, drei Batterien gelang es, zu entkommen, auch der ganze Train hatte sich salvieren können, da er an der Tete marschierte. Immerhin waren bei vierzig Geschütze den Feinden in die Hände gefallen. Zum Glück konnten sie nicht alle mitnehmen, weil die Protzen gleich zu Beginn weggeschickt worden waren.

Er selbst, erzählte mir der Offizier, wäre mit noch anderen Herren unter die Kürassiere hineingeritten und hätte darin herumgedroschen, dann hätte er einen Hieb über den Kopf bekommen und hätte das Weite suchen müssen, weil ihm das Blut über die Augen geronnen sei und er nichts mehr hätte sehen können; übrigens sei mit dem Säbel gegen die gepanzerten Reiter nichts anzufangen gewesen. Zuletzt hätte er ihnen nur unter die Helme gestochen. Einen hätte er tiefer erwischt.

Andere erzählten, sie hätten beobachtet, wie die Infanteristen unter den Geschützen liegend ruhig ihre Gewehre geladen hätten. Wären es Hinterlader gewesen, keine Katze wäre davongekommen. Das ist auch zu glauben. Am meisten hätten die Kanoniere mit den Protzbäumen ausgerichtet, mit denen sie den Pferden die Beine abgeschlagen hätten.

* * *

Digitized by Google

Den anderen Tag wurde ich von Dr. Löwenstein sehr gezankt, weil ich beim Baden den Verband abgenommen und, ohne mich frisch verbinden zu lassen, herumgelumpt hätte. Übrigens ließ er sich für meine Idee leichter gewinnen, als ich dachte; ich glaube, er war froh, mich los zu sein.

In Zivilkleidern und mit einem Paß, die beide nicht auf mich paßten, fuhr ich (inzwischen war wirklich ein kurzer Waffenstillstand vereinbart und wieder ein beschränkter Bahnverkehr aufgenommen worden) mit einem jungen Arzt und meinem Diener in einem Wagen nach Prerau. Von dort mit der Bahn nach Ganserndorf, wo die österreichischen Vorposten standen. Es waren hannöversche Reiter — wunderschöne, blonde, große Leute mit ganz rosigen Gesichtern. Sie hatten sich nach Langensalza durchgehauen und waren ihrem blinden König gefolgt, wie sich's gehört. Als wir dann weiter fuhren, sah ich in den kleinen Erdwerken unsere Kanoniere an den Geschützen stehen. So kam ich nach Wien, noch recht elend, und schwach zum Umblasen. Aber mein Vater erlaubte mir eben nur, ihn und Mama zu küssen, dann schickte er mich weiter. In Döbling sollte mein Regiment stehen.

Meine Eltern sahen recht abgehärmt aus: einmal war ich als vermißt gemeldet worden, später wieder als schwer verwundet; diese Nachricht kam von Dr. Löwenstein. Und ich war der letzte von drei Söhnen.

Es war ganz früh am Tage, als ich ankam, sonst hätte ich wahrscheinlich Papa nicht zu Hause getroffen; es war ein Zufall, denn er war Tag und Nacht im Dienst.

In Döbling (einem Vorort von Wien) traf ich das Regiment nicht mehr. Es war nach Neunkirchen abmarschiert. — Wie wenige von den Kameraden waren übriggeblieben! Alle begrüßten mich freundlich.

Dort hörte ich Neues, aber nichts Erfreuliches. Ich hätte das schon aus ihren Gesichtern lesen können. Bei Blumenau war es zum Kampf gekommen: er wurde unentschieden abgebrochen. Vom rein militärischen Standpunkt war er ohne Bedeutung. — Es war eines jener Gefechte, die versickern können, aus Mangel an Nahrung, oder auch zu Fackeln auflodern, in denen Völker verbrennen. Ich glaube an letzteres. Das Gefecht von Blumenau war ein Kampf zwischen Ehrgeiz und Soldatentreue.

Der eine griff an (auf beiden Seiten wußten die Führer und ihre Stäbe, daß punkt ein Uhr die Waffen ruhen müßten!), weil er seinem König noch ein ungepflücktes Lorbeerreis zu Füßen legen, die Schale seiner Wage noch tiefer drücken wollte. Der andere blieb auf seinem Posten; zu gering an Kräften, um anzugreifen, verteidigte er seinen Platz und hat ihn fest gehalten. Und jetzt das Psychologische dieser Begebenheit: Als die Stunde schlug, ritten von beiden Seiten — so war es abgemacht — Adjutanten mit weißen Tüchern vorwärts; auf der österreichischen Seite schwiegen die Geschütze mit einem Schlag, die Hörner bliesen „Halt", „Feuereinstellen", und die Regimenter standen, das Gewehr bei Fuß, und ließen auf sich schießen, ohne zu antworten, ohne eine Deckung zu suchen, ließen den Gegner vorrücken, zwischen sich durchmarschieren, ohne sich

Digitized by Google

zu rühren. Es brauchte über eine Stunde, um die Vorwärtsbewegung des Feindes zu stoppen; diese ganze lange Zeit hindurch hielten diese Braven der furchtbarsten Versuchung, loszubrechen, stand.

Mit wenigen Worten wird das österreichische Generalstabswerk dieser Tatsache, dieser merkwürdigen, ich möchte sagen: in der Kriegsgeschichte unerhörten Tatsache, gerecht.

Eine Stunde davon standen zwei österreichische Divisionen im Anmarsch; in einer Stunde, vielleicht schon früher, wäre das Schicksal des Angreifers entschieden gewesen.

Ich habe nicht das Recht, die Gründe zu erwägen, die zu diesem Frieden führten — ich beklage ihn nur, weil ich weiß, daß die große Masse des Heeres unerschüttert war, und daß sie, nachdem sie die Feigen und die Treulosen von sich abgestoßen hätte, ihre Pflicht wieder und wieder erfüllt, und ebenso standgehalten hätte, wie die unbesiegten Männer von Blumenau.

* * *

Wenn der Pflug auf den Feldern Böhmens seine Furchen über den rotbraunen Boden zieht, so sieht der Mann, der ihn lenkt, von Zeit zu Zeit still und bückt sich und zeigt dann seinem Sohn ein sonderbar geformtes Stück Eisen, verbogen und rostig, wohl auch einen Fetzen Tuch oder ein Büschel verwesender Haare.

* * *

Es tut nicht gut, auf Friedhöfen zu ackern.

Digitized by Google

Rapallo

Tagebuchblätter. Von Spectator alter

(24. März bis 1. April 1907)

Am 24. März 1848 erhob sich Schleswig-Holstein gegen das dänische Joch. Ein deutscher Poet und Arzt und Freiheitssänger aus jenen Tagen, Theobald Kerner, Justini Sohn aus Weinsberg, hat Ende der siebziger Jahre Rapallo, diesen herrlichen Erdenwinkel, entdeckt. Die Eisenbahn der Riviera di Levante ist dem Felsen abgerungen, und donnernd und brausend geht es durch die Tunnels der klippenreichen Küste: jäh reißt eine von Sonnenglut durchleuchtete Schlucht auf, die veilchenblaue Meerflut säumt mit weißem Schaum den braunen Felsen, Oliven und Myrten, Oleander und Zypressen, Feigenbäume und Pinien schmücken die jähen Abhänge — ein Augenblick nur, und von neuem umhüllt das nächtliche Dunkel des Tunnels den Beschauer. Die erste Bucht auf dem Wege nach La Spezia, rings von hohen Bergen umstellt, ist die von Rapallo. Grünes Tal mit üppigster Vegetation, schönlinige Berge und das Meer mit ewig wechselndem Farbenspiel. Im harmonischen Zusammenwirken dieser Elemente liegt Größe und Hoffnung und das Geheimnis aller Genesung. Das hat der Dichter am Fuße der Weibertreu erstmals erfaßt. Ein Jahr darauf kam Hellmuth von Moltke hierher und schrieb ins Fremdenbuch des einzigen Hotels: „Très satisfait d'un séjour d'une semaine. Comte Moltke." In dem Inselschloß des englischen Konsuls Brown weilte gleichzeitig die deutsche Kronprinzessin Viktoria mit ihren Töchtern, und der Sieger von Wörth streifte ungekannt durch das Waldgebirg von Portofino, stieg hinab zur verfallenen Abtei von San Fruttuose, wo der Seeheld Andrea Doria aus Oneglia für sich und seine Nachfahren eine düstere Gruft erbaut hat, oder ritt über Zoagli nach Lavagna, der Heimat der Fieschi, die schon im elften Jahrhundert hier eine Grafschaft besaßen. Eine merkwürdige Familie; sie hat zwei große Päpste, Innozenz IV. und Hadrian V., und zwei erfolglose Verschwörer, Ludwig und Joseph, hervorgebracht; dieser wollte sich im Jahr 1835 an dem guten Bürgerkönig Louis Philipp vergreifen. —

Das war vor fünfundzwanzig Jahren. Die Honoratioren der Fremdenwelt im Städtchen der blonden Spitzenklöpplerinnen waren die deutschen Maler G. Schönleber und Edm. Kanoldt, Ferdinand Keller und Rud. Schick, P. F. Peters und G. Bauernfeind. Für die Fremdenindustrie genügte ein Hotel und fünf Osterien. Beim damaligen Kurse (hundert Mark gleich hundertvierundvierzig Lire) lebte man mit fünf bis sechs Lire am Tag wie Gott in Frankreich. Dann aber kam bald ein miserabler Stribler und versorgte für das rote Buch die Bucht mit dem Sarazenenwartturm, das Vorgebirg und Santa Margherita und das malerische Fischernest Portofino und den Tunnel der Landstraße von Nuta samt Aussichten und Klimawohltaten und Herbergen mit so viel Baedeker-Sternen, daß jetzt in zirka dreißig Hotels, Pensionen und anderen

Digitized by Google

Fremdenfallen mit befrackten Kellnern dem Wanderer für einen Tag und eine Nacht so viel Geld aus der Tasche genommen wird, wie sein Vorfahr Moltke zur Bestreitung seiner Wochenrechnung nicht benötigte.

26. März. Gestern Abend stieg der deutsche Reichskanzler an der Station Santa Margherita Ligure aus und fuhr ins Imperial-Palasthotel. Tirpitz wohnt im Strandhotel. Der Historiker Adolf Harnack, der die römische Kirche nicht kennt, ist auch schon da. Die vatikanische Presse behauptet, Fürst Bülow befinde sich in schlechter Gesellschaft; denn des Ketzers Harnack Buch vom Urchristentum stehe auf dem Index. Der Geheimrat Renvers wird mit den Worten gezeigt: „Seht, das ist der Berliner Mediziner, der jährlich zweihunderttausend Mark aus seiner Praxis zieht." Der Leibarzt Bülows weilt zu seiner eigenen Erholung hier, und sein fürstlicher Patient muß ihn betreuen. Wer's nicht glaubt, wird von der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" gescholten. Der jähe Tod des Chirurgen Bergmann wird viel besprochen; er hat das Geheimnis seiner glücklichen Operation an Kaiser Wilhelm II. mit ins Grab genommen. Die Redakteur des Genueser Blattes „Das neunzehnte Jahrhundert" ist bis zum Legationsrat von Below vorgedrungen und hat sich dahin belehren lassen: erstens, Politik in Rapallo gibt's nicht, Osterfrieden; zweitens, Kollege Tittoni aus Rom macht morgen Freundschaftsvisite. Der klerikalisierende Chef Guastavino, zu Deutsch der Weinverderber, fügt dem Interview seines Ausfragers die Bemerkung hinzu: Dieser Diplomat ist ein Grüner. Der „Tempo" veröffentlicht einen höchst anzüglichen Leitartikel über „Die auswärtige Politik des Welthauses Krupp". Die Belehrung der gutgesinnten Presse Italiens muß durch die italienischen Damen des Reichskanzleramtes und ihren Vertrauten, den Physikprofessor Blaserna eingefädelt werden. In aller Stille. Pas trop de zèle! Der Übereifer und das Ungeschick der Berliner Presse, den Besuch des Erzherzogs Franz Ferdinand im Schloß an der Spree als politisch völlig bedeutungslos hinzustellen, hat allenthalben den übelsten Eindruck hinterlassen. Der Österreicher sollte — so lautete die erste und besonders taktlose Wendung der Offiziösen — eilends von Dresden nach Berlin gefahren sein wegen seines Ohrenleidens, um vom Kaiser Wilhelm, der vor Jahr und Tag damit geplagt war, den besten Spezialarzt zu erfragen; und darum hatte er kurz vor seiner Abreise eine Unterredung mit dem Grafen Wedel, dem Botschafter des Deutschen Reiches in Wien! Nach einer zweiten Lesart hatte der Erzherzog Franz Ferdinand lediglich wegen der Neuaufstellung der Kunstsammlungen in seinem Schlosse Ambras den sachverständigen Rat des Generaldirektors der Berliner Museen Dr. Wilhelm Bode einholen wollen; und nach der pfiffigsten Erfundigung regierungsfrommer Reporter vom Ressort der Sittenpolizei versuchte ein lustiger Wiener im tiefsten Inkognito eine Vergnügungssuite durch das nächtliche Berlin, wobei er von einem Adjutanten Seiner Majestät erkannt und alsbald am Ohrläppchen gefaßt dem verbündeten Monarchen zur pflichtschuldigen Begrüßung vorgeführt worden sei. Über derlei abgeschmackte Versuche zur Irreführung der öffentlichen Meinung ist ein Lächeln gestattet. Seit Jahresfrist hat Kaiser

Digitized by Google

Franz Joseph seinen Neffen vollkommen in den Gang der Regierungsgeschäfte eingeführt und seinen Rat und seine Betätigung zu allem herangezogen, was für die politische Zukunft des Donaureiches von Bedeutung scheint. Die Ernennung des Divisionärs Konrad von Hötzendorff zum Generalstabschef an Stelle des rasch verabschiedeten Beck gilt als eigenstes Werk des Thronfolgers. Erzherzog Franz Ferdinand gehört heute schon zu den ersten Figuren auf dem europäischen Schachbrett. Wenn er heimlich und eilends nach Berlin kommt, um sich hier viele Stunden lang mit Kaiser Wilhelm II. unter vier Augen zu unterhalten, so folgt daraus, daß es sich um eine wichtige Unterredung hochpolitischer Natur handelte. Bei dieser Unterredung war der Reichskanzler Fürst Bülow nicht zugezogen worden; denn die Führung der auswärtigen Politik scheint der Kaiser seit geraumer Zeit ganz persönlich an sich genommen zu haben. Europa kennt so drei gekrönte Häupter, die im Nebenamt die auswärtige Politik ihres Landes leiten und als verantwortlichen Chef für den diplomatischen Bureaudienst einen Hilfsarbeiter neben sich dulden: das sind König Eduard VII. mit Lord Grey, Kaiser Wilhelm II. mit Freiherrn von Tschirschky und König Viktor Emanuel III. mit Tommaso Tittoni. —

27. März. Heute ist der Geburtstag des Entdeckers der Röntgen-Strahlen. Wie mancher Diplomat tappt zeitlebens im Dunkeln und wünscht sich das durchdringende Licht, um in den Auslandszeitungen ein Endchen Wahrheit zu finden. Die Gazetten von Bedeutung schildern nämlich die politischen Ereignisse niemals, wie sie sind, sondern wie die Urheber der verschiedenen Nachrichten wünschen, daß ihre Leser die Geschehnisse würdigen sollen. Die Journalistik der Diplomatie besteht im Handel besonders gefärbter Nachrichten, und gewisse große Verlagshäuser hausieren mit dem „Nachrichtendienst einer weltumspannenden Organisation" wie andere Kaufleute mit Hadern, Steinkohlenteer und gefälschtem Insektenpulver. Die „ausgezeichnete Quelle" ist zumeist ein subalterner Konsulatssekretär, der im Ernstfall von den Hamännern zu Berlin glattweg verleugnet wird. —

Bis jetzt galten der Türkensultan zu Konstantinopel und der Papst in Rom als Deutschlands treueste Verbündete. Diese Rechnung hat ein Loch. Papst Sarto hat die preußische Schulpolitik gegen die Polen die „Barbarei eines grausamen Ketzers gegen die treuesten Söhne der heiligen Kirche" gescholten, und das Tagebuch des Ex-Ulditore Carlo Montagnini in Paris enthält unter gröblichen Schmähungen Kaiser Wilhelms den pikanten Vermerk: „Schon Papst Leo XIII. hat den Ergebenheitsbeteuerungen des lutherischen Kaisers viel zu sehr und viel zu lange Gehör geschenkt." Heute nun bringt der „Osservatore Cattolico" einen bedeutsamen Aufsatz mit dem Titel: „Los von Berlin!" in deutscher Sprache. Das vatikanische Blatt hat dem „gut katholischen" Schloßherrn von Dessio, Tittoni, stets eine sehr freundliche Haltung gezeigt. Also diese Kundgebung des schwarzen Verbündeten lautet folgendermaßen:

„Die Zusammenkunft Tittoni-Bülow zu Rapallo eröffnet neue Erörterungen über den Dreibund. Die Presse ergreift die Gelegenheit, um ihre eigenen Sympathien, Gesichtspunkte

Digitized by Google

und Wünsche vorzutragen. Gestern zum Beispiel kamen Andrea Torre im ‚Corriere della Sera' und Leonidas Bissolatti im ‚Tempo' zu entgegengesetzten Schlußfolgerungen, und das kann nicht wundernehmen; denn der konservative Geist und der volksparteiliche widerhallt nicht nur in der inneren Politik, sondern auch in den Dingen der auswärtigen Angelegenheiten. Andrea Torre meint: ‚Der Dreibund ist immer noch ein nützliches Ding und darum notwendig. Man wird dabei die Art und Weise studieren können, wie man die Schwierigkeiten ausscheidet, die er mit sich bringt, und wie man seine Fehler beseitigt. Aber man kann nicht daran denken, ihn einfach abzuschaffen. Auf diesem Wege bleibt Fürst Bülow der beste Mitarbeiter bei einer Politik, wie sie unsere Regierung will und unterstützt.' Abgesehen von der letzten Behauptung bezüglich Bülows Person können wir dem Schlusse Torres zustimmen; aber wir sind durchaus nicht einverstanden mit seiner landläufigen Darstellung über die historische Entstehung des Dreibundes. Zweifellos könnte die Veröffentlichung der Dokumente aus Crispis Archiv viel Licht auf diesen strittigen Punkt werfen. Jedenfalls ist die Darstellung, als ob Italien zu seiner eigenen Verteidigung und zur Sicherung der eigenen Interessen gegen Frankreich dem Dreibund beigetreten sei, nicht mehr ernsthaft zu nehmen. Bismarck, der den Dreibund wollte und die Isolierung Frankreichs erstrebte, griff zu jedem Mittel, um das gute Einvernehmen zwischen Italien und Frankreich zu stören. Darum trieb er Frankreich nach Tunis und ließ das Gespenst der weltlichen Papstherrschaft auftauchen. Nach Bismarcks Vorbringen wollte Frankreich den Kirchenstaat wiederherstellen; mit der historischen Wahrheit hat diese Behauptung nichts zu schaffen. Mit solch diplomatischen Mitteln überwand Bismarck das letzte Widerstreben Italiens und erniedrigte es zu seinem Trabanten. Dieser Dreibund der ersten Manier ist darum ganz zum Vorteil Bismarcks und recht wenig zu unserem eigenen ausgefallen. Unsere Diplomatie mit Visconti Venosta an der Spitze sah ein, daß dieser Dreibund einer Verbesserung bedurfte, und daß Italien, obwohl im Bundesverhältnis verbleibend, doch seine eigenen Lebensinteressen durch die traditionelle Freundschaft mit England und durch die italienisch-französische Annäherung schirmen müsse. Von hier aus gingen die letzten Etappen unserer internationalen Politik; von diesen Erwägungen war unser korrektes und würdevolles Verhalten in Algeciras geleitet. Die deutsche Presse, geleitet von dem heißblütigen Kaiser Wilhelm II., war mit unserer Haltung in Algeciras nicht zufrieden; im Sinne des teutonischen Chauvinismus konnte der Dreibund nur die eine Aufgabe zum Vorteil des großen Deutschland haben: Italien mußte sein Vasall bleiben. In allen Konflikten mit Frankreich und England hatte Italien regelmäßig seine Unterschrift neben diejenige Deutschlands zu setzen. Und gerade das ist's, was wir nicht wollen: Verbündete ja, Vasallen und Sklaven nein! Der Dreibund muß mit unserer Ehre und unseren Interessen vereinbar sein. Nach dem Besuche des russischen Professors Martin versucht jetzt Bülow in Rapallo, Tittoni auf seine Seite zu ziehen. Wird er der deutschen Taktik zu widerstehn wissen? Hoffen wir es. Nicht als ob der englische Vorschlag einer prozentualen Verminderung der Kriegslasten an sich schon einen augenblicklichen Erfolg für die allgemeine Abrüstung vorstellte, nicht als ob Italiens Geneigtheit für die Idee der Begrenzung in den Rüstungen irgendeine ernsthafte Bedeutung bezüglich der Ziele des Weltfriedens innewohnte, nein; der Widerstand, den auch bei dieser Gelegenheit Italien der Geschäftigkeit und dem verschleierten Ansinnen Deutschlands entgegenstellen würde, muß einen weiteren Schritt zur neuen Orientierung der auswärtigen Politik bedeuten, der ein Nachlassen der allzu gefährlich enge gesponnten Bande zwischen Rom und Berlin bewirken wird: ‚Los von Berlin!' In diesem Falle wäre die Losung: ‚Los von Berlin!' nur eine Folgerung des ‚Los von Italien!' — das heißt, wenn Berlin sich wirklich von Italien trennen will, weil es die Pflichten seiner Bundesgenossenschaft nachgerade

Digitized by Google

wie ein freies Volk und nicht wie eine Magd auslegt. Aber wir glauben nicht, daß Deutschland mit Italien brechen will, wenn Italien ihm nicht blindlings zu Willen ist; die deutsche Presse wird von neuem ihre Schmähungen gegen uns loslassen, kann sogar alle die törichten Anklagen wiederholen, die sie während der Algeciraskonferenz verbreitet hat, aber rundweg brechen, nein! Deutschland ist viel zu vereinsamt, um sich diesen Luxus zu gestatten. Die Zeiten Bismarcks sind vorbei. Bülow sieht nicht mehr die Isolierung Frankreichs oder Englands. Dagegen ist allgemein erkennbar die Vereinsamung eines anderen Staates."

28. März. Ein Unglück kommt selten allein. Das feierlich angesagte Eintreffen Tittonis auf gestern abend wurde in letzter Stunde abgesagt. Ein diplomatisches Unwohlsein hält den italienischen Minister auf halbem Wege zwischen Rom und Rapallo in seinem Landhaus zu Santa Severa bei Civitavecchia zurück. Die Absage berührte peinlich. Geradezu verletzend jedoch das offiziöse Communiqué der „Tribuna": „Was die Frage der Verminderung der Rüstungen anlangt, so sei an die Erklärungen des Ministers Tittoni vom 14. Juni 1906 in der Kammer erinnert; derselbe erklärte damals, daß Italien nur mit Genugtuung das Vorgehen des Sir Edward Grey begrüßen könne und darum seinen Delegierten im Haag die Anweisung gegeben habe, die englische Initiative zu unterstützen und zu fördern." — Das vom Postenminister Schanzer im Palasthotel eingerichtete Telegraphenbureau hatte erstmals einige Arbeit, und der arme Korrrspondent eines deutschen Weltblattes in Rom mußte morgens neun Uhr richtigstellen, abschwächen und widerrufen, was er spät am Abend zuvor wortwörtlich getreu gemeldet hatte. Aber der Hauptschaden blieb irreparabel. Zu spät! Die „Agenzia Stefani" hatte trotz dringlicher Kontreordre die Note der Consultà an die internationalen Bureaus des Auslandes weitergegeben. Ein fatales Versehen! Ihr Leiter, der Ehefredakteur für den Dienst der hohen Politik, Hektor Friedländer, weilte just in jener Viertelstunde am Sterbebett seiner Mutter. Durch solch tragische Zufälle erhascht von Zeit zu Zeit die Welt ein Endchen Wahrheit. —

29. März. Kardinal Joachim Pecci verdankte seine Wahl zum Papste den schriftstellerischen Talenten der Damen Potenziani, Grabinski und Grazidei, welche Tag und Nacht Artikel auf Artikel für die Auslandspresse schrieben, dahin lautend, daß Pecci der einzige Kardinal sei, der durch geistige Bedeutung, durch seine gemäßigten Ansichten und seine politische Versöhnlichkeit allen Mächten gleich genehm sei. Das Spiel gelang. Durch die liberale Presse wurden die sämtlichen Auslandskardinäle für den Kardinal-Camerlengo gewonnen. Heute sind es die Damen Marie Zoë Becadilli di Camporeale und ihre Mutter Donna Laura Minghetti, welche, in ritterlicher Obhut des Senators Blaserna, die italienischen Helden von der Feder, Benedetto Cirmeni, Vettori und Andreas Torre mit Geist zu versorgen haben. Die deutschen Werkleute vom Bau erfahren dabei allerhand Neues. Man höre:

Drei große Ereignisse haben sich in diesen Tagen vollzogen, welche der politischen Lage ihre besondere Bedeutung geben: Erstens das englisch-russische Abkommen über asiatische Fragen; zweitens die französische Expedition nach Marokko;

Digitized by Google

drittens die Sicherung des deutschen Marktes längs der Bahn Konstantinopel-Damaskus-Bagdad-Persisches Meer.

An Wichtigkeit steht der englisch-russische Vertrag, der dauernde und vielumfassende Angelegenheiten über zentralasiatische Machtverhältnisse endgültig regelnd auftritt, naturgemäß an erster Stelle; er scheint nach gewissen Anzeichen in der englisch-französischen Presse der Verläufer eines Bündnisses zwischen Frankreich, England und Rußland. Wenn wir zur Zeit noch fern sind von jener furchtbaren Allianz, so darf doch nicht vergessen werden, daß bisher eine Verständigung zwischen England und Rußland über die Vorherrschaft in Asien geradezu als Utopie unverbesserlicher Träumer verspottet wurde; nach dem Zwischenfall bei der Dogger-Bank ist dieses Ereignis mit staunenswerter Schnelligkeit zu einer realen Existenz gediehen. England und Rußland schienen auf ewige Zeiten zu feindseliger Stellung verdammt wegen ihrer einander aufs feindseligste bekämpfenden Ansprüche in Afghanistan, Persien und Tibet; die Diplomatie beider Reiche studierte ein Jahrhundert lang mit höchstem Mißtrauen jede Bewegung des Widersachers. Das soll nun genau ins Gegenteil umschlagen und bedeutet den Anfang einer ganz neuen Orientierung in der Weltpolitik. — Eingeleitet war der Abschluß des russisch-englischen Vertrages durch die Reise der Kaiserin Marie Feodorowna nach England, nachdem sie den Weg dahin über Frankreich genommen. Die russische Zarin war seit 1863, dem Hochzeitsjahr ihrer Schwester, nicht mehr in England erschienen. Der bedeutsame Einfluß, den die Zarin-Mutter auf die russischen Staatsgeschäfte ausübt, ihr fester Charakter und ihr durchdringender Verstand sind allbekannte Dinge.

Ganz von ungefähr traf gleichzeitig ein russisches Geschwader in Portsmouth ein, als die Kaiserin Marie, welche mit einem Gefolge von zweiundachtzig Personen reist, in Begleitung der Königin Alexandra das englische Kriegsschiff „Queen" besichtigte. Beide Marinen hatten sich im Angesicht ihrer Souveräne zu verbrüdern. —
— —

Die französische Expedition nach Marokko mit der Besetzung von Udschda hat niemanden unter den Mächten überrascht; Frankreich hat für die Ermordung des Dr. Mauchamp und für andere lange stillschweigend ertragene Unbilden ein Recht auf Genugtuung.

In der Marokkofrage sind die Interessen und der ausgesprochene Wille Deutschlands kein Geheimnis geblieben. Schon seit dem Jahre 1902 hat Kaiser Wilhelm II. dem französischen Botschafter in Berlin erklärt, daß bei einer Änderung der Dinge im Scherifenreiche Deutschland dort einen Hafen an der atlantischen Küste begehre (Casablanca als deutsches Einflußgebiet). Während der letzten fünf Jahre hat die deutsche Regierung keine Gelegenheit verabsäumt, um diese ihre Absichten kund zu geben.

Als die englisch-französische Vereinbarung im Jahre 1904 zustande gekommen war, haben der Alldeutsche Verband und der deutsche Flottenverein einen Stützpunkt der deutschen Flotte in Marokko gefordert (Qualidia und Agadir), um

Digitized by Google

eine Garantie der freien Durchfahrt der deutschen Kriegsmarine durch die Meerengen von Gibraltar und Suez zu besitzen und gleichzeitig einen Kohlenhafen für die lange Fahrt seiner Schiffe von Hamburg nach Swakopmund in der Lüderitzbucht.

Die jetzige Phase der marokkanischen Frage ist geschaffen durch die Rede Kaiser Wilhelms in Tanger, als er dort am 31. März 1905 feierlich die Souveränetät und Unantastbarkeit des scherifischen Reiches verkündete, die später von den Konferenzmächten zu Algeciras in fünfundachtzig einzelnen Bestimmungen eingeschränkt wurde. Der Reichskanzler hat sodann in seiner Rede am 15. November 1906 im Reichstage erklärt: „Es ist höchst wahrscheinlich, daß die beiden Völker (Frankreich und Deutschland), die auf dem weiten Gebiet der industriellen und finanziellen Unternehmungen schon zusammen arbeiten, sich wohl eines Tages über die eine oder andere Kolonialfrage verständigen können." Frankreich hat diese Worte dahin übersetzt: „Wir geben Deutschland unser Geld für die Fortsetzung der Bagdad-Bahn bis ans Persische Meer und dafür läßt uns das Deutsche Reich freie Hand in Marokko."

Diese Auslegung ist großenteils richtig, gleichwohl aber fehlerhaft. Es ist wahr, daß Deutschland seit 1892 bis heute mindestens dreimal die finanzielle Hilfe Frankreichs für den Bau von Eisenbahnen in Kleinasien erbeten hat; es ist auch richtig, daß Deutschland auf dieser Basis freiere Hand in Marokko lassen kann; aber es ist gleichwohl die Unterstellung allzu weitgehend, daß damit Deutschland ipso facto auf alle Aspirationen im Scherifenreiche verzichte. Die große Idee einer Eisenbahn von Hamburg bis ans Persische Meer mit einer Brücke über den Bosporus bezweckt die Eroberung der asiatischen Märkte für die Produkte der deutschen Industrie. An diesem Werke hat das deutsche Reichskanzleramt mit größter Zähigkeit und Planmäßigkeit gearbeitet volle fünfundzwanzig Jahre lang. Die Sendung des Generales von der Goltz gab die militärische Ausbildung des Türkenheeres seit dem Jahre 1882 in die Hände Preußens. Sechs Jahre später begann die Verwirklichung des Eisenbahnprogrammes und in den Jahren 1889 bis 1893 gelang der Eisenbahnbau von vierhundert Kilometern vom Hafen Haidar Pascha bis Angora. Hindernisse seitens Rußlands hemmten den Weiterbau; aber eine neue Konzession des Sultans gestattete die Verlängerung der Bahn um weitere vierhundertundfünfzig Kilometer von Eskischür bis Konia. Dann wandte sich Deutschland an die Hochfinanz Frankreichs und fand bei Rouvier Gehör Anno 1902. Im nächsten Jahre versuchte man England zu interessieren und auf dem Kulturwerk der Orientbahn ein deutsch-französisch-englisches Einvernehmen aufzubauen. Aber diese Verhandlungen scheiterten, weil Deutschland sich das Primat bei dem Unternehmen vorbehielt; neue Versuche, zu einem Einverständnis zu gelangen, wurden im vergangenen Jahre angeknüpft und blieben wiederum unglücklich. Frankreich verlegt sich aufs Warten, indem es sich sagt: „Deutschland braucht unser Geld für seine Riesenbahn; erst das Stück durch Mesopotamien an den Perser-Golf garantiert den bisherigen Bruchstücken seiner Bahnanlage eine

Digitized by Google

Rente und handelspolitische Bedeutung und Wert. Will es die Hilfe Frankreichs, gut — so hat es dafür der französischen Nation zu geben, was diese in Marokko begehrt."

Dieser Kalkul der französischen Staats- und Börsenmänner ist falsch: Deutschland muß seine asiatische Weltbahn ausbauen und seine Handelsstellung in Marokko durch einen Hafen am Atlantischen Ozean befestigen. Betrachtet Frankreich die Besetzung von Udschda als den Anfang seiner Hegemonie über Marokko, so bedeutet dieser Plan den Krieg, den Frankreich nicht will und den ganz Europa zu vermeiden bestrebt ist. Also im „Corriere della Sera" zu schreiben, dazu wurde Andrea Torre heute zu Rapallo ermächtigt. Von wem? —

30. März. Bei gewissen Gelegenheiten enthüllten die Staatsmänner ihre Gedanken früher der Presse, als sie zu Noten und bestellten Reden im Parlamente griffen. Manchmal ist die Preisgebung eines Geheimnisses nur das Mittel, um ein tieferes um so besser zu verschleiern oder gegen eine Enthüllung ein gegnerisches Geheimnis von besonderer Tragweite einzutauschen. Cavour und Bismarck haben nicht selten zu diesen Kraftmitteln der Diplomatie gegriffen. In solchen Fällen wissen die Staatsmänner sich der Presse als Waffe zu bedienen; sie kommen zu den Zeitungsschreibern und bitten um Aufnahme ihrer Skripturen. Interviews sind entweder bestellte Ware, und dann sind sie tendenziös, oder Überrumpelungen, und dann wollen sie allen Ableugnungen zum Trotz wegen der Tragweite ihres Inhaltes gewertet sein.

1. April. Es ist heute der Todestag des Historikers Ferdinand Gregorovius. Im Geiste dieses großen Stilisten und vornehmen Weltmannes, welcher als Botschafter der geistigen Interessen Preußens mit glänzendem Erfolge jahrzehntelang in Rom gelebt und gewirkt hat, sprach heute Fürst Bülow zu den Vertretern der drei größten Blätter Italiens. Seine frisch improvisierte Rede zeugte von intimster Kenntnis des italienischen Volkscharakters, klang warm und kraftvoll, wirkte auf die spottsüchtigen Skeptiker und erzielte in der Presse einen tiefen und harmonischen Widerhall.

Die zweite Friedenskonferenz wird tagen.

Digitized by Google

Rundschau

Ein Denkmal Friedrich Schillers

Angeregt durch die große Gedächtnisfeier des Jahres 1905 hat die Verwaltung der Stadt St. Paul (Nordamerika), welche viele Deutsche zu ihren Bürgern zählt, beschlossen, Friedrich Schiller ein würdiges Denkmal zu errichten.

Die Ausführung wurde unserem süddeutschen Landsmann Professor Ignatius Taschner übertragen. Hier war der Gedanke an die konventionelle äußerliche Ehrung, die wir in Deutschland alljährlich nach Schock und Dutzend erleben, von vornherein ausgeschlossen.

Der Künstler stand vor der großen, ehrenvollen Aufgabe, den Landsleuten in der Fremde ein Werk zu geben, das der heimatlichen Freude an dem Dichter, wie dem Stolze auf deutsches Schaffen gerecht werden sollte.

Taschner hat diese Aufgabe glänzend gelöst.

Das überlebensgroße Erzbild, das auf einem niedrigen Sockel steht, ist von schlichter, vornehmer Ruhe.

Und doch ist edles Pathos wiedergegeben in der großen Bewegung des Vorwärtsschreitens, wie in der Haltung des Hauptes.

Man hat den Eindruck, als träte der Dichter mit einem eben vollendeten Werke vor uns hin; die linke Hand umspannt mit leidenschaftlicher Kraft die Schöpfung schmerzensreicher Stunden. Von ihrem Feuer noch aufgerichtet, steht der Dichter vor uns in würdigem Stolze.

Jede Pose ist glücklichst vermieden und die schlichte Größe des Mannes eindringlich vor Augen geführt. Wie Taschner uns die menschliche Erscheinung Schillers näher gebracht hat, das ist genial.

Er machte sich mit feinstem Verständnisse los von der herkömmlichen Darstellung, die uns den Dichter entweder in zierlichem Rokoko-Kostüme oder in antikem Gewande zeigt.

Wer hat sich noch nicht abgestoßen gefühlt von dem Leyer schlagenden, lorbeerbekränzten Sänger, der die Marktplätze deutscher Städte ziert? Und der so ganz und gar nichts gemein hat mit dem armen Schwaben, der sich in dürftigen Dachkammern seine Wundergärten baute und über dem Geschicke der Könige und Helden seine Entbehrungen vergaß? Und nicht bloß vergaß, sondern so völlig überwand, daß sich in allen seinen Werken kein Wort der Verbitterung findet.

Am Friedrich Schiller von Taschner stört uns kein falsches Heroentum die rührende Erinnerung.

Und noch ein anderes kommt zur vollsten Geltung.

Daß der Mann zum Volke gehörte, aus dem er hervorging, und dessen Liebling er für alle Zeiten bleiben wird.

Auch aus diesem Grunde wird das schöne Denkmal für die Deutschen im Auslande ein köstliches Besitztum bilden.

L. Thoma

Ignaz Auer †

Im weißgetünchten Treppenflur des Gewerkschaftshauses, oben am Berliner Engelufer, hängen die Schleifen der vielen Kränze, die Ignaz Auers letzten Lebensweg begleiteten. Fast alle sind rot mit goldenem oder schwarzen Aufdruck. Nur die engeren Landsleute des Toten, die Bayern, haben ihre Kränze mit schwarzen Schleifen verziert. Und nun stehen Hunderte von Köpfen in diesem Treppenhaus und sehen sich an, wie das Proletariat seine Toten ehrt. Hunderte, die wenige Tage vorher aus irgendeinem Grunde den ungeheuren Zug nicht mit ansehen konnten, der sich durch Berlins Straßen nach Friedrichsfelde zu schob,

Digitized by Google

eine mächtige Demonstration für die Klassenzusammengehörigkeit des Proletariats.

* * *

Ich konnte, so gern ich es auch bei meiner aufrichtigen Liebe für den Toten getan hätte, den Zug nicht mitmachen und sah ihn nicht. Ich las die Berichte in den Zeitungen und las August Bebels Grabrede. Ich las auch die Kommentare der Presse dazu. Fast überall tadelte man den kühlen Ton. Ich wunderte mich nicht darüber. Fragte höchstens erstaunt, wie man gerade August Bebel zum Grabredner für Ignaz Auer wählen konnte. Vor mir stieg die peinlichste Szene des Dresdner Parteitages wieder auf. Seit Hannover gab es Leute, die den Nazi nicht mehr im Parteivorstand leiden mochten. In Dresden planten diese Menschen, die Abhalfterung des Unbeliebten auszuführen. Besonders erregte jene Gemüter die Missetat, daß er es gewagt hatte, einen Brief Bebels ungelesen in der Tasche zu lassen. Timm aus München und Richard Fischer aus Berlin zogen die Sache ans Tageslicht. Fischer mit der ganzen Leidenschaftlichkeit seines Temperaments. Er deckte die Tatsache auf, daß man damit hausieren ging, Singer und Bebel seien mit der Absägung einverstanden. Unter allgemeiner Spannung betrat Bebel das Podium. Er erzählte, man habe auch ihn gefragt, ob er denn wisse, daß man Auer absägen wolle. Darauf habe er geantwortet: „Gehört habe ich von diesen Sachen, aber daß man ihn absägen will, ist ja Unsinn. Ich habe nur gehört, Auer wolle eine große Rede halten. Er habe viel Exzerpte gemacht, und es wurde mir sogar darüber allerlei zum Teil geradezu Unsinniges mitgeteilt, und wenn er dann in ähnlicher Weise vorgehen würde, wie in Hannover, dann würde er einen gehörigen Denkzettel bekommen. Und da habe ich gesagt: Kinder, laßt mich aus dem Spiel, ich will mit der ganzen Geschichte nichts zu tun haben.“ Bei diesen Schlußworten sah ich in Auers Mienen ein merkwürdiges Spiel. Mir war es, als ob der Riese im Auge eine Träne blinken hatte. Mit schwerfälliger Bewegung ging er, nachdem noch drei Redner gesprochen hatten, ans Pult, die Hände zitterten in gesteigerter Nervenerregung, und in einem Ton, dessen Wirkung zu beschreiben mir unmöglich ist, den ich aber noch immer im Ohr empfinde, sagte er mit einer flehenden Gebärde: „Kinder, laßt doch genug sein des grausamen Spiels, das hält ja kein Viech aus.“ In einer großen Partei wird vieles hin und her getragen. Auer war nach Dresden noch schwerer krank als vorher. Man erzählte sich, daß, als Bebel ihn kurze Zeit nachher aufsuchte, Auer ihm vom Lager aus abgewinkt habe. Er wollte den alten Kampfgenossen, der den Kopf in den Sand steckte, da ein verdienter Parteiveteran abgesägt werden sollte, nicht mehr sehen. Ich weiß nicht, ob diese Geschichte wahr ist, aber ich weiß, daß bei vielen seit jener Dresdner Szene ein bitteres Gefühl gegen Bebel nicht mehr verschwinden konnte.

* * *

In allen Nachrufen, die Auer gewidmet wurden, kehrt in den verschiedensten Tonarten die Wendung wieder, daß der Tote durch seine Art sich und anderen schwere Stunden nicht erspart hat. Anderen? Gewiß. Er war ein recht unbequemer Gegner. Die „Jungen“ haben es zu spüren bekommen, gegen die er als der „Generalstaatsanwalt“ fungierte, und noch in Lübeck brachte er die Gewerkschaftsführer gegen sich auf, da er, als Vorsitzender des Schiedsgerichtes gegen die Akkordmaurer, sich durchaus gegen den Wunsch, sie als Streikbrecher aus der Partei auszuschließen, wehrte. Als er in Lübeck über diese Angelegenheit sprach, die damals die Partei in den Tiefen aufrührte, da zehrte schon die verderbende Krankheit an ihm. Aber wer ihn damals hörte, der begriff, daß dieser Mann ein gefürchteter Kämpfer war. Aus seinem Munde kam kein unüberlegtes Wort. Langsam und bedächtig sprach er. Unmerklich rundeten sich die Worte zu Sätzen. Jeder inhaltsvoll, jeder logisch an den anderen gereiht. Und zwischendurch pikende Spitzen

Digitized by Google

gegen die Widerſacher. Es war kein angenehmes Gefühl für alte verdiente Parteimitglieder, ſich zur Zielſcheibe des Auerſchen Spottes gemacht zu ſehen. Und manche Äußerung vom Lübecker und von anderen Parteitagen iſt ihm jahrelang nachgetragen worden. Ein paar Proben: „Genoſſe Bebel hat bedauernd erwähnt, daß Parvus mich im Badeoſtüm den Gegnern vorgeführt habe. Ich erkläre: Wenn Parvus weiter nichts getan hätte als das, ſo hätte ich nichts dagegen einzuwenden. Denn ich halte mich für einen ganz normalen und hübſch gewachſenen Kerl. (Stürmiſche Heiterkeit.) Aber Parvus hat etwas anderes getan. Und das iſt es, worüber ich mich beſchweren muß. Er hat mir einen Vorwurf daraus gemacht, daß ich bei der Auswahl meines Vaters nicht vorſichtig genug geweſen bin. Nun irgendwo muß doch der Menſch geboren ſein. Und alle können wir nicht aus Rawitſch ſtammen.“ (Stürmiſche Heiterkeit.) — „Ich werde ja ſehr ſelten gelobt. Es kommt vor. Aber man merkt doch die Abſicht, und man wird nicht verſtimmt. Wenn Pfarrer Naumann mich in der ‚Hilfe‘ als den Wolkenſchieber oder als den Weichenſteller der Partei hingeſtellt und geſagt hat: Auer, ja das iſt noch ein Kerl, und dergleichen: ja, halten Sie mich denn für ſo kindiſch, daß mir das in den Kopf geſtiegen wäre und ich mir nun ſagte: Donnerwetter, Auer, was biſt du für ein Kerl. Selbſt der Pfarrer Naumann ſieht in dir den Weichenſteller der Partei!“ — „Ich glaube, ich tue dem Genoſſen Heine nicht unrecht, wenn ich annehme, daß der Genoſſe Stadthagen ihm gegenüber ſo ſeine leiſen Zweifel hat, ob bei ihm mit dem Endziel alles in Ordnung ſei. (Stürmiſche Heiterkeit.) In der Front, der Stadthagen mit der Fahne und mit dem daranbammelnden Endziel (Stürmiſcher Beifall) voranſchritt, iſt auch Heine mit durchgegangen.“ — „Aber ich weiß, daß der Satz, was der eine ſagen darf, darf der andere nicht ſagen, auch bei uns gilt. Wenn unſer allverehrter Genoſſe Liebknecht einen ſeiner glänzenden Leitartikel ſchreibt, in denen er darlegt, daß die einzige Volkspartei die ſozialdemokratiſche Partei iſt, herrſcht einſtimmiger Jubel und Zuſtimmung. Und wenn Bernſtein jetzt ſagt: Eigentlich müßten wir doch eine Volkspartei ſein, da heißt es: da habt ihr es, an Sonnemann will er uns verkaufen!“ — „Erinnern Sie ſich an Bebels Reden in Volksverſammlungen und im Parlament: Iſt denn da das Wort ‚Kladderadatſch‘, ‚Zuſammenbruch‘ nicht vorgekommen? Gewiß . . . ich habe es nicht geglaubt, daß 1889 alles zu Ende iſt (Heiterkeit), und als 1889 prolongiert wurde bis in die Mitte der neunziger Jahre (Große Heiterkeit), habe ich es auch nicht geglaubt; und als dann Engels und Bebel den Schlußtermin auf 1898 feſtſetzten (Große Heiterkeit), auch da blieb ich der Zweifler und ſagte: abwarten . . . Es iſt ſo, aber man wird mir nachher haarſcharf beweiſen, daß das nicht richtig iſt, daß das ganz etwas anderes iſt. Daran bin ich gewöhnt.“ — „In der Parteipreſſe iſt mein Artikel in den ‚Sozialiſtiſchen Monatsheften‘ ohne Kritik abgedruckt worden. Ich darf daher wohl annehmen, daß die Redaktionen geglaubt haben, durch ſeine Widergabe den Genoſſen einen gewiſſen Genuß zu bereiten. (Heiterkeit.) Daß nun die Parteigenoſſen, die den Genuß gehabt haben, mich jetzt auszanken, begreife ich nicht.“ — „Genoſſe Braun hat, da er zur Begründung ſeines Antrages nicht viel zu ſagen wußte, Veranlaſſung genommen, Ihnen mitzuteilen, daß aus dem Parteibureau Briefe geſchrieben werden. Das kommt tatſächlich vor. (Heiterkeit.) . . . Nur ſind dieſelben in der Regel nicht ſo bolprig ſtiliſiert, wie Braun, der ſpricht, wie er ſchreibt, ihren Inhalt hier vorgetragen hat . . . Durch die Ausführungen von Braun iſt mir eines klar geworden. Er hat meine diesjährigen Sommerferien dadurch geſtört, daß er mir Artikel von ſich zugeſchickt hat. (Heiterkeit.) Ich konnte mir nicht erklären, was das zu bedeuten hat. Bei aller Freundſchaft, die uns beide verbindet, konnte ich keinen vernünftigen Grund für dieſe Aufmerkſamkeit finden. Jetzt iſt es mir klar. Braun wußte

Digitized by Google

damals schon, daß er hier die Rede halten würde, in der er die Anschaffung eines Kautschukstempels für das Parteisekretariat empfiehlt, und um Material für diese Rede zu gewinnen, hat er mir seine Leitartikel geschickt. (Erneute Heiterkeit.) Ich sollte mich darüber äußern. Der Zweck ist nicht erreicht worden. Über dem Lesen der Artikel bin ich eingeschlafen." — Nicht jeder nahm diese Spitzen so humorvoll auf, wie Adolf Braun, gegen den sich die letzten Ausführungen richten, der in einer Entgegnung sagte: „Wer mit Auer bakeln will, muß gefaßt sein, ein Opfer seines laugenscharfen Witzes zu werden.' Ich habe mitgelacht, mehr wie einer auf dem Parteitag."

Aber die Unannehmlichkeiten, die Auer anderen bereitete, standen in gar keinem Verhältnis zu den seelischen Schmerzen, die dieser Mann innerlich selbst empfunden haben muß. Sein scharfer Witz war eine Waffe, die er weniger anwandte, um andere zu verletzen, als um von sich gewisse Dinge abzuwehren und fern zu halten. Aber auch seine schärfsten Witze wuchsen auf dem Grunde eines urdeutschen Humors. Jenes Humors, der entsteht, wenn bittere Erfahrungen in der Seele eines Menschen verarbeitet werden, die sich nicht unterkriegen lassen will. Die Grenze zwischen diesem Humor und der Verbitterung ist nicht immer leicht zu ziehen. Vor ihr schützt höchstens das reiche Gemüt. Und dieses Gemüt besaß der blendbärtige, hochgewachsene Mann in vielleicht allzu reichlicher Fülle. Man muß mit Auer gesprochen haben, in den vier Wänden seiner Wohnung oder des Parteibureaus in einer wichtigen Angelegenheit, die einem selbst nahe ging. Man muß gehört haben, welcher Nebenton seine spöttischen Bemerkungen über Personen und Dinge begleitete, und es konnte einem keinen Augenblick mehr zweifelhaft sein, daß dieser Mann kein Zyniker, kein bösartiger Witzbold war, sondern ein Mensch, der so weich empfand, daß er zugrunde gegangen wäre, wenn er nicht eben ab und zu die Angriffe auf seine Seele mit einer gewissen Gewaltsamkeit abzuschlagen vermocht hätte. Und doch ist er vom Geschick schließlich ereilt worden. Ignaz Auer mag den Keim zu seiner Krankheit immer in sich getragen haben. Daß er so früh fortgehen mußte, war die Folge des inneren Widerspruches, der immer in der Person des demokratischen Führers liegt, von ihm aber besonders schwer empfunden werden mußte.

* * *

Auer war ein Proletarierkind. Nach den Sorgen der Kindheit und der harten Prüfung der Jünglingsjahre war er aus Gefühl zur Partei gekommen. Vielleicht wußte keiner so wie er, was echtes Klassenempfinden ist. Denn er hatte es. Sein Verstand hatte ihn zum Führer werden lassen. Und nun stand er eben, sah die Menschen in ihrer Schwäche und ihrer Kleinlichkeit, beriet sie mit seinem ganzen Scharfsinn, schlichtete Streit, milderte Gegensätze, renkte Verschobenes ein und war der gute Geist aller vor und hinter den Kulissen. Vielleicht wirklich so etwas, wie ein Weichensteller der Partei. Bei alledem bebielt er ein starkes demokratisches Unterordnungsgefühl. Er soll einmal gesagt haben (ich habe die Stelle in den Protokollen nicht finden können, habe die Worte auch selbst nie von ihm gehört): „Das gehört nun einmal zur Demokratie, daß man sagt, Eisels seid ihr ja, aber da ihr so beschlossen habt, füge ich mich eurem Beschluß." Er war wirklich ein echter Demokrat. Aber eins wurmte ihn doch in tiefster Seele: die pekuniäre Abhängigkeit, die man ihn nur zu oft merken ließ. In München sagte er einmal: „Daß ich Parteibeamter bin, weiß ich, ich bin mir auch meiner subalternen Stellung gegenüber der Volkssouveränität, die Sie repräsentieren, durchaus bewußt. Ich weiß, daß diese meine Stellung als Parteibeamter mir Pflichten auferlegt, die ich, so weit meine Kräfte reichen, auch erfüllt zu haben glaube. Aber recht angenehm ist das ewige Erinnern daran, daß man Parteibeamter ist, wo doch zwischen den Zeilen immer das Wort ‚besoldet' steckt, gewiß nicht. Jemanden gewissermaßen mit Stockschlägen auf den Magen

Digitized by Google

an ſeine Parteipflicht zu erinnern, hat immer etwas Mißliches. Ich bin überzeugt, viele haben nicht daran gedacht. Aber manche haben daran gedacht."

* * *

Auer war Reviſioniſt. Nicht etwa aus irgendeiner wiſſenſchaftlichen Überzeugung heraus. Er war zwar — man darf das Wort hier in vollem Umfange anwenden — hochgebildet. Aber er wußte mit feinem Takt die Grenze zwiſchen Bildung und Wiſſenſchaft zu ziehen. Und hatte trotz all ſeiner gelegentlich ſpöttiſchen Bemerkungen eine viel zu große Achtung vor der Wiſſenſchaft, als daß er für ſich die Berechtigung in Anſpruch zu nehmen wagte, in ihren ſchwierigen Streitfragen mitzureden. Auer war Reviſioniſt in dem Sinne, wie es die meiſten Arbeiterführer ſind, die aus der Arbeiterſchaft ſelbſt herauswuchſen, Bebel inbegriffen. Für ihn war das Wohl der Arbeiterklaſſe, die Hebung ihrer Kultur und ihrer materiellen Lage, alles. Die Theorie war ihm eben nur Mittel zum Zweck. Wenn ich ſo ſagen darf, ein Kompaß, um ſich im Gewirr der Wege zurecht zu finden. Es war vollkommen aufrichtig, wenn er ſagte, er ſei kein Bernſteinianer und kein orthodoxer Marxiſt. Und doch gab es Leute genug in der Partei, die ihn für den gefährlichſten Reviſioniſten hielten. Gefährlich ſchon deshalb, weil der „ſchlaue Fuchs" ſeine höchſte Lebensweisheit in die Worte zuſammenfaſſen konnte, die er Eduard Bernſtein nach London ſchrieb: „Ede, ſo etwas tut man wohl, aber das ſagt man nicht." Seit Hannover mehrten ſich die Angriffe auf Auer. Ja man ſcheute ſich nicht, öffentlich zu erklären, daß auch mit ihm abgerechnet werden müſſe. Das Wort, das Bebel von den Leuten in gehobener Lebenslage ſprach, war auch gegen Auer gemünzt. Man ſprach ſo viel in der Partei während der letzten Jahre von der Stimmung der Volksſeele. Das Herz dieſer Volksſeele ſchlug aber, wie uns immer klar gemacht wurde, ſo merkwürdig anders als das der Auerſchen Seele. Es war aber ein Irrtum. Denn es iſt gar keine Frage, daß die zukünftige Entwicklung der Partei auf Auers Spuren erfolgen wird. Seine Seele war die Seele des Volkes, die ſich freigehalten hatte von jener akademiſchen Suggeſtion radikaler Phantaſien, von der ſie ſich ſicher auch wieder frei machen wird. Aber unter dieſer Verkennung hat der Ärmſte furchtbar gelitten. Noch auf dem Dresdner Parteitag hat er in einer groß angelegten Rede, die ſeine Abſchiedsrede war, in Worten, die wärmſtes Gefühl durchſtrömte, die Angriffe, daß er ein Parteiverderber ſei, zurückgewieſen, und in bitterem Gefühl des ihm angetanen Unrechts ſprach er: „Wenn man auch mir geſagt hätte: Lieber Nazi, du biſt ein ganz prächtiger Kerl, aber du tätеſt uns einen Gefallen, wenn du die Tür von draußen zumachteſt, ich gebe Ihnen mein Wort, es hätte mir weh getan, aber wenn es mir nicht bloß von einzelnen Perſonen, ſondern von den maßgebenden Kreiſen geſagt worden wäre, ich hätte wahrhaftig nicht danach gegeizt, wieder ein Mandat zu bekommen."

* * *

Vielleicht iſt Auer der lauterſte Charakter geweſen, den die ſozialdemokratiſche Partei überhaupt aufzuweiſen hatte. Auer hat nie, wie mancher andere, Perſonen, deren Anſchauungen maßgebenden Kreiſen der Partei gerade unbequem waren, von ſich abgeſchüttelt. Man leſe das Protokoll des Hannoverſchen Parteitages, auf dem er den abweſenden Bernſtein verteidigte. Man leſe namentlich ſeine Rede auf dem Hamburger Parteitag nach, wo er dem ziemlich alleinſtehenden Schippel beiſprang, indem er erklärte, daß, wenn Schippel wegen ſeiner Anſichten in Militärfragen gehängt werden ſollte, man ihn mithängen müſſe. Dem Manne war Verrat und kleinliche Drückebergerei fremd. Sein Staatsmannſum beſtand nicht darin, andere für ſich in den Tod gehen zu laſſen.

* * *

Auer war für mich immer ein lebendes Zeichen dafür, wie rückſtändig unſere Kultur

Digitized by Google

iſt, unter deren Herrſchaft ſolche Männer nicht auf den Höhen der Geſellſchaft ſich bewegen können. Darin liegt vielleicht das größte kulturelle Verdienſt der Sozialdemokratie, daß ſie ſolchen Kräften aus dem Volk Entwicklungsmöglichkeiten gegeben hat. Auer iſt nicht der einzige ſeiner Art geweſen. Neben Bebel, der eine ganz andere Spielart bildet, ſind Dutzende von Männern in teilweiſe ſtiller Wirkſamkeit tätig, die von den lebendigen Kräften zeugen, die aus den Tiefen des Proletariats bei beſſerer Kultur hervorgeholt werden könnten, nicht bloß als Parteiführer, ſondern als Leiter der Geſamtheit. Auer war vielleicht der größte. Unſere Kultur hat nicht verhindern können, daß er emporſtieg. Sie iſt aber ſchuld daran, tauſendfach ſchuld, daß er zermürbt in einem Alter ins Grab geſenkt werden mußte, wo andere noch Jahrzehnte zu ſchaffen vermögen.

* * *

Ich habe einem Toten, den ich liebte und verehrte (aus ſpeziellen Gründen, die ich heute noch nicht erörtern mag), einen kurzen Nachruf ſchreiben wollen. Er iſt länger geworden, als ich es beabſichtigte. Er ſelbſt hat in ſeiner tiefen innerlichen Beſcheidenheit ein Wort geſprochen, das im Zeitalter des wiedererwachenden Partikularismus vielleicht keine ſchlechte Grabinſchrift wäre: „Daß nicht immer Schlechtes aus Bayern kommt, dafür in ich ſelbſt das beſte Beiſpiel.“

Georg Bernhard

Woermann contra Simpliciſſimus

Wegen Beleidigung Adolf Woermanns wurde der Redakteur des Simpliciſſimus, Hans Gulbranſſon, zu drei Monaten Gefängnis verurteilt.

Das iſt kein Urteil, ſondern der Verſuch eines kleinen Angeſtellten, dem Zorne einflußreicher Herren gerecht zu werden.

Die Strafe iſt lächerlich, und man täte dem Hamburger Amtsrichter zu viel Ehre an, wenn man ernſthaft über das Weſen oder das Recht der Satire aus Anlaß dieſes soidisant Urteiles ſchreiben wollte. —

Das Traurige an der Sache iſt nur, daß heute noch die deutſche Strafprozeßordnung die Möglichkeit offen läßt, eine Gerichtsverhandlung ſo zu führen, daß ſie ſich von einer Vertrauenskundgebung Woermannſcher Kommis nicht unterſcheiden läßt. Im Simpliciſſimus ſtand als ſatiriſche Bemerkung, daß Woermann für Leichen gefallener Soldaten Liegegelder nehme.

Früher hatte das gleiche Blatt einmal geſchrieben, daß Woermann für Flöbe Transportkoſten verlange.

Wenn Woermann dieſen Witz gerichtlich belangt hätte, ſo würde ihn der Hamburger Amtsrichter ebenfalls wörtlich genommen haben; irgendein Angeſtellter oder Verwandter Woermanns hätte nachgewieſen, daß Flöbe gratis befördert werden, und der Hamburger Richter hätte mit der nämlichen Entrüſtung die Loyalität der Firma gegen Ungeziefer feſtgeſtellt.

Der Sinn beider Witze iſt klar; ihn zu erklären, hieße den Leſer beleidigen.

Aber dem Hamburger Amtsrichter wurde er ausführlich erklärt. Es wurde ihm geſagt, daß der Simpliciſſimus damit habe ſagen wollen, Woermann habe ſich während des ſüdweſtafrikaniſchen Krieges am Reiche ungebührlich bereichert.

Man ſollte glauben, ein Ehrenmann würde ſich ſtärker gegen dieſe Behauptung wehren als gegen einen Witz.

Und es beſtand eigentlich Urſache für den Herrn Woermann, ſofort klipp und klar Stellung zu nehmen, denn es wurden fünf Tatſachen unter Beweis geſtellt, ſämtlich zu erhärten durch den Prinzen Hohenlohe-Langenburg und Kolonialdirektor Dernburg.

Darunter auch die Behauptung, daß die Woermannlinie an Liegegeldern anderthalb Millionen berechnet habe, obwohl ſie ſelbſt die Koſten verurſacht hatte.

Vielleicht iſt das alles unrichtig.

Digitized by Google

Aber dann konnte es nicht ſchöner klar geſtellt werden als hier.

Und welche Ehrenrettung der Firma!

Dann wären ſämtliche Zeitungen, welche dieſe oder ähnliche Behauptungen aufgeſtellt hatten und von Woermann nicht verklagt worden waren, beſchämt worden.

Und zugleich war Dernburg desavouiert.

Der Kolonialdirektor hat es im Reichstage etwas ſtark betont, daß er ſofort mit der Firma Woermann gebrochen habe; er brachte dieſe Tatſache in einen unangenehmen Zuſammenhang mit ſeinen Maßregeln gegen die Firma Tippelskirch.

Vielleicht iſt auch Dernburgs Vorgehen unrichtig.

Aber wie ſchön war dann die Gelegenheit zur Rehabilitierung!

Denn darüber wollen wir uns — ich nehme den Hamburger Amtsrichter aus — darüber wollen wir anderen uns klar ſein; es iſt eine ſehr unangenehme Beſchuldigung, die unter Beweis geſtellt wurde.

Daß, während Tauſende ihr Leben, ihre Geſundheit verloren, eine Firma ſich am eigenen Vaterlande ungebührlich bereicherte!...

Wenn ſo etwas mit Aplomb im Gerichtsſaale behauptet wird, ich würde mich auf keinen Fall der Klarſtellung auch nur einen Augenblick widerſetzen.

Ich hätte ſonſt das Gefühl, als müſſe ganz Deutſchland glauben, daß ich ein ſchlechtes Gewiſſen habe.

Vielleicht iſt das auch unrichtig.

Aber es ſieht verdammt ſo aus.

Der Woermannſche Vertreter hielt es nicht für „opportun“, die Wahrheit feſtſtellen zu laſſen. Na, das iſt ſeines Mandanten Sache.

Feſtgeſtellt wird die Angelegenheit für alle Fälle; zunächſt in Bremen, wo ein Schiedsgericht darüber urteilen ſoll, ob das Reich die Beträge von Woermann zurückverlangen kann.

Dann vielleicht auch im Reichstage; denn es beſteht wirklich einige Veranlaſſung, Herrn Direktor Dernburg um ausführlichere Erklärungen anzugehen.

Auch wenn es die Firma nicht für „opportun“ halten ſollte.

Alſo vorerſt hat Wörmann ſich gegen die Beweiserhebung geſträubt; das iſt ſein Recht. Aber warum der Hamburger Amtsrichter den Beweis abſchneidet?

Man ſagt ihm, das iſt die Pointe des angefochtenen Witzes; die Leſer des Simpliciſſimus wiſſen ſchon, daß Woermann nicht wirklich Liegegelder für Leichen und Transportkoſten für Flöbe genommen hat.

Es iſt nur eine ſatiriſche Umſchreibung der eigentlichen Behauptung, daß Woermann groteske Profite genommen hat. Unter anderem anderthalb Millionen Liegegelder wider alles Recht.

Man ſagt dem Amtsrichter weiter: „Sie müſſen das nicht unbeſehen glauben, laden Sie nur den Erbprinzen von Hohenlohe-Langenburg!“

Und der Amtsrichter erklärt, er könne es dem hohen Herrn nicht zumuten, ſo geſchwind zu packen und nach Hamburg zu reiſen.

Ein zartfühlender Menſch.

Mit einem ſicher ausgeprägten Reſpekte vor der Bequemlichkeit der guten Stände.

Dem Großkaufmann Woermann erſpart er die Unbequemlichkeit einer Beweiserhebung, dem Prinzen Hohenlohe die Unbequemlichkeit einer Reiſe, ſich ſelber die Unbequemlichkeit des Nachdenkens.

Denn auch dieſer Richter konnte mit einiger Anſtrengung zu der Überzeugung kommen, daß das Entſcheidende bei einem Witze die Pointe, und daß eine Satire nicht die Behauptung einer Tatſache iſt.

Daneben der lieſen noch einige nette Bemerkungen. Der Schwiegerſohn Woermanns tritt als ſein Anwalt auf und ſagt, er wundere ſich, daß ein Hamburger Anwalt den Beklagten vertrete. Dieſer Vorwurf wirft ein ſchönes Licht auf die hamburgiſchen Rechtszuſtände. Man darf alſo öffentlich die Anſicht äußern, daß ſich gegen reichere Kaufleute kein Rechtsbeiſtand finden ſollte? Dann ſagt der Amtsrichter, es ſei gerichtsbekannt, daß durch den Witz über Woermann die

Digitized by Google

ganze Hamburger Kaufmannſchaft ſich beleidigt fühle.

Er bringt das ſo vor, als wäre dieſes Börſen- oder Geſellſchaftsgeſchwätz ein ſtraferſchwerendes Moment.

Er heißt die Firma Woermann intakt, ihr Geſchäftsgebaren notoriſch unanfechtbar, obwohl Herr Conrad Haußmann Beweiſe für das Gegenteil angeboten hatte.

Dann fällt auch die Äußerung, gegen Woermann ſei kein gerichtliches Verfahren anhängig, ſondern nur ein ehrengerichtliches.

„Nur“ iſt gut.

In dem Tone geht es weiter.

Man glaubt in einem Kontor Woermanns, nicht aber im Gerichtsſaale zu ſein. Wie geſagt, daß die Reichsgeſetzgebung dieſe Möglichkeit gewährt, iſt verſtimmend.

Nicht das Benehmen eines kleinen Hamburger Amtsrichters. Oder ſein Urteil.

L

Die Not der Künſtler

Man ſagt, daß die heurige Frühjahrsausſtellung der Sezeſſion von ungefähr fünfzehnhundert Bildern beſchickt worden ſei, während etwa dreihundert nur ausgeſtellt wurden, und man klagt über dieſe Notlage. Man kommt allerdings zu ganz grotesken Reſultaten, wenn man etwa berechnet, wieviel Bilder dann gemalt und wie viele verkauft werden; denn der Prozentſatz der verkauften Bilder iſt auf jeder Ausſtellung ein verſchwindend kleiner, wenn auch nicht immer ſo gering wie auf der Frühjahrsausſtellung. Viele Künſtler haben ihren Markt ja ganz außerhalb der Ausſtellungen, und zwar ihren guten Markt. Aber doch wird die Berechtigung der an ſich fürchterlichen Kunſtausſtellungen gerade daraus abgeleitet, daß ſie ein für den Verkauf ganz unentbehrlicher Faktor geworden ſind. So werden ſie alſo doch noch ein Hauptmarkt ſein; und dann wird man vielleicht mit der Annahme das Richtige treffen, daß auf fünfhundert gemalte Bilder ein verkauftes kommt. Dies iſt allerdings entſetzlich.

Wen trifft die Schuld? — Natürlich das Publikum, ſagt der Künſtler; denn die meiſten kaufen keine Bilder, auch wenn ſie könnten, und die Mehrzahl der Kaufenden kauft den ärgſten Kitſch. — Daß ſo viele Leute Kitſch kaufen, iſt ganz richtig. Daran iſt einſtweilen nichts zu ändern; denn wir haben ja keine Kultur. Daß geſchmackvolle Leute viel weniger Bilder kaufen, iſt auch richtig; die haben aber gewöhnlich weniger Geld, und da ein Bild etwas ſehr Teueres iſt, können ſie ſich nicht dazu entſchließen. Und daran ſind die Künſtler ſchuld: ſie machen viel zu große Preiſe. Vielleicht iſt es Stolz, vielleicht ein Mangel an praktiſcher Überſicht, jedenfalls ſind die Preiſe ſo, daß ein Drittel oft auch genügen würde. Dann würde aber auf einmal der Verkauf ſo lebhaft, daß ſich der Künſtler doch viel beſſer ſtehen würde. Denn dann müßte man nicht jahrelang ſparen, um einmal ſich ein Bild leiſten zu können; wodurch ein Bild auch eine Wichtigkeit erhält, die meiſtens in gar keinem Verhältnis zu ſeinem Werte ſteht.

Wenn man annimmt, daß dann ſechsmal ſo viel gute Bilder verkauft würden, ſo wäre das Verhältnis entſchieden weniger traurig.

Aber viel zu viele Bilder würde es auch dann noch geben, die nie zum Verkaufe kämen. Und dem iſt ſchwer abzuhelfen. Jedenfalls iſt das Publikum nicht daran ſchuld, eher ſchon die Tatſache der allgemeinen Überproduktion.

Aber wenn man durch eine Ausſtellung wie die jetzige den Sezeſſion geht, dann wird einem die Sache ganz klar. Der Notſtand hat zwei große Wurzeln: einmal werden viel zu viel ſchlechte Bilder gemalt; das heißt es widmen ſich heute eine ganze Menge Menſchen der Kunſt, die nichts weiter dazu mitbringen als eine gewiſſe techniſche Schlaubeit, mit der ſie der Natur irgend etwas abzugucken vermögen, und vielleicht etwas Geſchmack. Dieſe Leute wurden nur Künſtler, verführt durch das unendliche Geſchrei, das heute in den Zeitungen und Zeitſchriften über die Kunſt ſich erhebt. Zu ſagen haben ſie nichts.

Digitized by Google

Der andere Grund iſt der viel tiefere und ernſtere: auch die Leute, die Talent haben und etwas zu ſagen wiſſen, die kommen heute kaum mehr dazu, ein wirkliches Bild zu malen, weil ſie ſchon mit Arbeiten, die künſtleriſch noch in den allererſten Anfängen ſtecken, die nur techniſch zu einer gewiſſen Reife gekommen ſind, an die Öffentlichkeit treten können.

Gerade die Frühjahrsausſtellung fordert jedes Jahr zu dieſer Betrachtung geradezu heraus: denn ſie dient ja recht eigentlich zur Revue über die techniſchen Errungenſchaften der noch unfertigen jungen Künſtler; die älteren halten ſich ja im ganzen davon fern. — Wenn jemand heuer dort zwölf Bilder findet, die als „Bild" irgend etwas bedeuten, die als Schmuck für einen Raum in Betracht kämen, die ſich alſo jemand kaufen könnte, ſo iſt das ſicher ſchon ein Optimiſt. Alles übrige aber ſind reine Studien, zum Teil talentvoll, die meiſten für den Maler techniſch ganz intereſſant, obwohl es doch auffällt, daß die tatſächlichen Fortſchritte der letzten Jahre hindurch recht geringe ſind. Sie mögen für den Maler ſelber ganz unentbehrlich ſein: jeder muß ſo etwas gemacht haben, um ſich Naturkenntnis und Naturformen anzueignen: aber für die Allgemeinheit haben ſie — ſoweit es naive Beſchauer und nicht ölfarben-ſchnüffelnde Spezialiſten ſind — nicht das mindeſte Intereſſe.

Und dennoch hängen dieſe Dinge in der Ausſtellung und machen dadurch Anſpruch auf Beachtung als das, was ſie ſind, nicht als Anweiſung auf eine zukünftige hypothetiſche Leiſtung. Dadurch aber, daß es Ausſtellungen für ſolche Dinge gibt, wird der künſtleriſchen Entwicklung vieler Talente ein ſchwerer Schaden zugefügt. Die einen, die das an ſich Unintereſſante ſolcher Studien wohl empfinden, ſuchen den Bildern, die ſie ausſtellen, eine Art von dekorativer Abrundung, ſei es in der Form oder nur in der Farbe, zu geben: dadurch kommt aber etwas Schwindelhaftes, Unſolides hinein, das jeder fein Empfindende ſofort bemerkt. Die anderen aber halten ſchließlich ihre Studien wirklich für das Endziel der Kunſt und ſehen in der Kunſt nichts mehr als techniſche Probleme: die ſpielen dann in Ausſtellungen die gleiche Rolle, wie ſie im Konzertſaal ein Pianiſt ſpielen würde, deſſen Programme aus lauter Fingerübungen beſtünden. Aber das Publikum, das ſich für bildende Kunſt intereſſiert, läßt ſich ſo etwas ruhig gefallen.

Aber es kauft dieſe Bilder wenigſtens nicht; und daran tut es recht. Wer die Verkäufe in der Sezeſſion durch die letzten Jahre verfolgt hat, der konnte ſehen, daß die Auswahl von ziemlicher Einſicht in die eben berührten Probleme zeugte. Hielt ſich ein junger Künſtler fern von dieſem Experimentierwahnſinn und Improviſatorentum, ſuchte er irgendwie innerhalb eines abgeſchloſſenen Kreiſes von Naturempfindung etwas dekorativ Abgerundetes, Fertiges zu geben, ſo waren ſeine Bilder meiſtens in kurzer Zeit verkauft. Deswegen machte er keine Konzeſſionen an den Geſchmack oder die Geſchmackloſigkeit des Publikums und fuhr auch gar nicht in ausgefahrenen Geleiſen, ſondern war ganz ehrlich und ſah ſo viel Neues in der Natur wie die anderen. Und dieſe anderen ſind deshalb auch noch keine verkannten Genies, in deren Erkenntnishöhe das Publikum erſt langſam hineinwachſen müßte. Nicht einmal ein kleines Genie iſt unter ihnen; und ihre Sachen wird die Zukunft nicht mehr ſchätzen als die Gegenwart, ſie wird ſie im Gegenteil gar nicht beachten.

Aber freilich, da gibt es Kritiken, die über dieſe Frühjahrsausſtellung in Tönen reden, als handelte es ſich um die größten Maler aller Zeiten. An jede ganz belangloſe Studie werden Worte verſchwendet, wie ſie vielleicht, einmal bei Rembrandt gebraucht, die Ekſtaſe entſchuldigen könnte. Und da ſollen nicht die Ziele für die moderne Malerei gänzlich vernebelt und verſchleiert werden? Angeſichts einer ſolchen Kritik könnte man beinahe meinen, Ausſtellungen ſeien auch wie die meiſten Konzerte weder für die Kunſt da noch für den Broterwerb des Künſtlers, ſondern nur dazu, daß eine lobende Kritik ſeinem Namen beſſeren Klang verleihe.

Digitized by Google

Studienausſtellungen dieſer Art, wie ſie jedes Jahr im Frühjahr die Sezeſſion veranſtaltet, ſind ein künſtleriſcher Unfug. Man entwickle die Ausſtellung lieber nach der anderen Seite hin, indem man nur ganz fertige, in ſich abgeſchloſſene Werke aufnimmt. Dann würden die Ausſtellungen vorerſt einmal ſehr klein werden. Aber die vorhandenen Kräfte würden ſich dann auf ein vernünftiges Ziel ſammeln. Und in dieſer Sammlung läge eine beſtimmte werbende Kraft.

W. R.

Gloſſen

Ein kleiner Racker

Unſer Frühling hatte gerade begonnen, da mußte ich in dringenden Geſchäften von Mannheim nach Straßburg fahren. Ich fand mein Kupee mäßig beſetzt und mir gegenüber ein friſches, junges Ding mit reichem goldrotem Haar, ſprühenden hellblauen Augen und roſigen Bäckchen. Der einfache Hut ſaß keck und plaſtiſch über dem rechten Ohr, die Haltung war beſcheiden, doch ſelbſtſicher. Obſchon ſie bereits eine längere Nachtfahrt hinter ſich haben mußte, zeigte ſie keine Spur von Müdigkeit.

Ein ſchöner Kopf auf geſundem Wuchs gibt mir immer den Glauben an die Menſchheit wieder. Ich kannte mich nicht ſattgucken und gedachte des alten Marquis im „Verſchwender“. „Was machen Sie da?“ fragt man ihn. „O,“ ſagt er, „ich bewongdre der Natür.“

Erſt eine halbe Stunde vor der Einfahrt verſchaffte mir eine kleine Hilfe, die ich meiner Gefährtin beim Handgepäck leiſten durfte, Gelegenheit, anzuhandeln, und ich lernte ſchnell noch den Typus einer ſtädtiſchen Elſäſſerin von heute kennen. Sie ſtammte aus „Mulhouſe“, hieß „Liſette Mulaire“ und war nach unſerem barbariſchen, unwirtlichen Norden gewandert „für Deutſch zu lern“. Sie war geweſen in Amburg, in Annovär und in Omburg vor der Öh. Dies letzte mußte beſtimmt wahr ſein, denn ſie zeigte Vertrautheit mit dem dortigen internationalen Tennisbetrieb, nannte die berühmten Brüder Doherty, „big Doh“ und „little Doh“, der letzten Semmer „champion of the world“ wurde, und andere Größen. Sie hatte ſich ganz leidlich gefallen in den deutſchen Familien, an die ſie ſich, vermutlich als „Stütze“ oder Gouvernante, angeſchloſſen; nur auf die deutſchen Mädchen war ſie nicht beſonders gut zu ſprechen. Warum nicht?

„Sjähn Szie,“ — dabei zog ſie das weiße Stirnchen ein wenig kraus und ſprach gelehrt wie ein kleiner Profeſſor ex cathedra, — „ſjähn Szie, ... die deutſen Mädchen, ... ſie tun alles ... untämm.“

„Unten? Comment?“

„Au cachet.“

„Ah, Sie meinen: verſtohlen?“

„Wui, wui, wui, verſtollän.“

Die jungen Franzöſinnen, meinte ſie, wären gewiß nicht ſchlechter, aber viel ehrlicher und freier. Ich wagte kaum zu widerſprechen. Nur als ſie auf die frühere ſtraßburger Geſelligkeit einging, die ſich ſeit 1870 ſo traurig verſchlechtert habe, und mir vorwarf: „Die Deutſen aben Straßbudr verdorrrbän,“ da glaubte ich ihr doch nicht mehr ganz; denn ich kannte die wunderſchöne Stadt mit ihren herrlichen neuen Vierteln, ihrem ſtrotzenden Leben und Gedeihen zu gut. Indeſſen was war zu machen? Wir ſollten ſogleich landen, ſie kramte ſchon in ihrer zierlichen Reiſetaſche, zog haſtig ein blauweißrotes Band an die Lippen und rief mit ſtrahlendem Lächeln, recht mir zum Schabernack: „Meiná Farrrben!“

Digitized by Google

Begleitung hatte sie nicht annehmen wollen, ein „Bruder“ erwartete sie; streng war mir verboten worden, mich auch nur umzusehen. „Der glückliche Bruder,“ dacht' ich bei mir, „säß' er doch im Pfefferland und Allah schwärzte sein Angesicht!“ Aber eines versöhnte mich. Noch vor zehn Jahren würde die rothlonde Grazie vielleicht an den Seinestrand gepilgert sein, um „le chic parisien“ zu studieren; es mußten doch schon starke ökonomische Gründe mitgesprochen haben, als sie lieber anzog, „für Deutsch zu lern“. In abermals zehn Jahren kommt sie vielleicht statt aus „Mulhouse“ schon aus Mülhausen und heißt auch gar nicht mehr „Lisette Mulaire“, sondern Lisl Müller, wie hundert ihrer blutsverwandten Schwestern im Badischen. Amen!

rh

Das Recht zu altern

Warum lassen sich die Frauen auch jene paar Jahre noch rauben, die sie ungestört einmal in das Leben, statt in den Spiegel schauen könnten? Es sei auf sechzig, meinetwegen auf fünfundsechzig Jahre, — aber nur überhaupt auf irgendein in Europa übliches Alter sollten sich die Damen einigen, wo mit der ersten Lenzesfrische gebrochen werden dürfte. —

Es steckt einem manchmal der Atem vor Mitleid, wenn man die Großmütter in weißen Kleidchen über den Tennisplatz flattern sieht, — wenn eisgraue Greisinnen jedes Jahr nach Sydney fahren müssen, die Weltmeisterschaft im Golf zu verteidigen, dann schnell wieder nach Irland zu einer Enkeltaufe. Und dazwischen das unvermeidliche Paris, um sich frisch auffrischen zu lassen! —

Und erst die Reise selbst! Welch würgende Angst, ein Teil der Silhouette sei falsch verpackt oder der Teint käme erst mit dem Nachtrain. — Die Weltschöpfung, ein Manvantara, da der große Brahma alle Milchstraßensysteme aus sich evolviert, ist ein müheloses Kinderlächeln, verglichen mit der täglichen Arbeit der Dame vor dem Frühstück. Welche Qualen der Tapotage, Massage, Elektrisierung, Gymnastik, Manicure, bis sie jeden Morgen die dreißig Jahre von sich heruntergequält, die jede Nacht, trotz Maske und Gurrita, sich auf den armen Körper schleichen.

Welche Erlösung müßte das sein, wenn der Jammer mit dem Ondulieren einmal aufhörte — wenn statt mühseliger Wellenberge der ehrliche Rattenschwanz still seinen Platz unter einem schwarzen Häubchen einnimmt. Wenn die alte Dame endlich essen darf, was ihr schmeckt — und denken, wirkliche Gedanken, den ganzen Tag, unbekümmert wie als Kind.

Es ist nicht abzusehen, welche Spannkräfte der weiblichen Seele frei würden, wenn einmal die Sorge um den „Teint“, die Tag und Nacht auf den Fersen ihr folgt, ein Ende hätte. Kein Sterblicher weiß, was geschehen könnte, wenn die eine Hälfte der Menschheit plötzlich aufhören würde, den Kosmos ausschließlich als Umweg zu einem neuen Ärmelschnitt zu betrachten! Wenn die Frauen in den Museen einmal Bilder sehen könnten, statt Blusenmotive mit der Nebenfrage: „wie mach' ich den Halseinsatz?“

Zwischen zwanzig und vierzig Jahren denkt eine schöne Frau in wachem Zustand vom ersten bis zum letzten Atemzug ausschließlich an ihre Erscheinung mit dem eisernen Vorsatz, sich durch nichts zwischen Himmel und Erde ablenken zu lassen. So stählt sie in sich die unschätzbare Gabe der Konzentration wie kein anderes Geschöpf, eine Gabe, die, auf andere Ziele gelenkt, sie spielend zum Adepten machen würde. Welches Wesen dieser Erde hat solch eine harte Schulung durchgemacht, wer ist mit solchem Willenstraining ausgestattet, mit solcher Opferkraft! — Die Geduld, der hohe Mut, mit dem sie täglich und stündlich den richtigen Sitz ihres Hutes gegen Sturm und alle Elemente verteidigt, machen jede Frau zu einem Napoleon der Unbequemlichkeit! —

Die erste Modedame, die ihre ungeheuren, durch rastlose Mühen hochgezüchteten Willenskräfte von ihrer Toilette weg auf ein beliebiges Gebiet menschlichen Wissens wirft,

Digitized by Google

wird das größte Genie dieses Planeten — aber sie stirbt lieber! Und so wird auch fernerhin die Genialität dem stümperhaften Manne verbleiben müssen, oder Frauen in bürgerlichen Berufen, die fast so untrainiert sind wie er. sg

Mörikes Haushaltungsbuch

Man kann die Notizzettelwirtschaft, die uns gelegentlich als Litterarhistorie serviert wird, recht schulmeisterhaft und lächerlich finden und wird doch das kleine Buch, das Walther Eggert-Windegg bei Strecker & Schröder in Stuttgart herausgegeben hat, nicht bloß als rührendes Kuriosum gelten lassen wollen. Auf keinen Fall, wer die schöne zweibändige Sammlung von Mörikes Briefen kennt oder besitzt; denn dieses Haushaltungsbuch aus den Jahren 1843 bis 1847, mit Auswahl auf vierunddreißig Tafeln trefflich faksimiliert, vertieft noch die Wirkung der epistolaren Worte und rundet und färbt die Bilder aus jenen Tagen, da der Dichter den Pfarrer an den Nagel hängte, erst in Schwäbisch-Hall, dann in Mergentheim hauste und sein „Gretchenlein" fand.

Zunächst wird man sich ja wohl an die köstlichen Federzeichnungen halten, die allenthalben verstreut sind, und an die bald lustigen, bald ernsthaften Randbemerkungen und Reime, und wird ihren Bezügen zu Ausgaben und Einnahmen nachspüren oder lieber nachträumen, — wozu des Herausgebers Einleitung nutzbringende Winke gibt. Von all diesem liebenswürdigen Krimskrams aber mag mancher auf die nüchternen Zahlenreihen überspringen und sich die Stirn reiben: Ja ist es denn menschenmöglich? . . .

Es scheint so. — Das Haushaltungsbuch irgendeines „anerkannten" Dichters von heute (sofern er überhaupt eines führt) dürfte sich allerdings von dem Mörikes in wesentlichen Punkten unterscheiden; dafür wird es aber in sechzig Jahren wohl auch nicht unter den Neuerscheinungen des Büchermarktes figurieren oder wenigstens nicht unter der Rubrik „Belletristik". O

Anton von Bucher

Anton von Bucher wurde 1746 in München geboren, auf Jesuitenschulen erzogen und 1771 Rektor der deutschen Schulen in München, um deren Reform er sich große Verdienste erwarb. Den Aufklärer und Feind der Jesuiten ernannte Max Joseph II. von Bayern 1778 zum Pfarrer in einem Dorf bei Regensburg. 1803 zog Bucher wieder nach München und starb hier 1817. Die satirischen Briefe des tapferen Klerikers, die wir in unserer heutigen Nummer veröffentlichen, entstammen seiner Schrift: „Auserlesenes Deliberirbüchlein oder geistliches Suchverloren". Die Redaktion

Verantwortlich: Für die Redaktion Hans Fischer (Kurt Aram), für den Inseratenteil Otto Friedrich, beide in München. — Verlag von Albert Langen in München. — Redaktion und Expedition: München, Kaulbachstraße 91. — Druck von Strecker & Schröder in Stuttgart.

Digitized by Google

À vous, Allemands!

Von Conrad Haußmann

Seit einiger Zeit, genauer, seit Frankreich in den Mittelpunkt internationaler Freundschaften eingerückt ist und sich bequemer und freier fühlt, klingt hie und da eine Frage über die Lippen unserer westlichen Nachbarn an die deutsche Adresse:

Wie steht's eigentlich mit euch Deutschen?

Die Frage ist nicht offiziell gestellt. Auch in der Presse und unter vier Augen erhebt sie sich nur wie ein gedämpfter Unterton, wie eine neugierige Frage an die Geschichte der Zukunft. Aber wenn, wie neulich in einem großen Berliner Blatt, auf die innere Möglichkeit einer freundschaftlichen Verhandlung afrikanischer und asiatischer Fragen zwischen Frankreich und Deutschland hingewiesen wird, so spitzt die große Presse in Paris sichtbar das Ohr und schlägt freundlichere Töne an. Die artige Reserviertheit deutschoffiziöser Presseauslassungen belehrt dann die öffentliche Meinung hüben und drüben, daß jene Erörterung „theoretisch" und „nicht aktuell" gewesen sei.

Kommt es zuweilen zu einer Konversation über auswärtige Angelegenheiten im Reichstag, so wiederholt sich immer diejenige Erscheinung, die der Ausdruck unserer unentwickelten, unkonstitutionellen Zustände und unserer patriotischen Wohlerzogenheit ist. Der jeweilige Kanzler gibt sogenannte korrekte Erklärungen: Er hält die Lage zwar nicht für wolkenlos, aber doch nicht für besorgniserregend; läßt die Verstimmung über etwaige Mißerfolge der eigenen Politik weislich nur schwach durchklingen; versichert, Deutschland wolle den Frieden; erbittet die Zustimmung aller Parteien für seine Friedenspolitik, die dann gesichert sei, wenn man sich stark mache, um allen Eventualitäten gewachsen zu sein; erklärt dem Hause jeweils, er könne Auskunft über die Gesamtlage, aber keine regelmäßigen Weißbücher geben; versichert, seine Pflicht zu tun, und erhält einen zum Zweck der Stärkung der diplomatischen Lage des Vaterlandes gerne abgegebenen Beifall.

So ist es seit vielen Jahren.

Und die Parteien, in die Einzelheiten der momentanen Lage grundsätzlich nicht eingeweiht, und nur durch Andeutungen über „Spannungen" teils vorsichtig, teils nervös gemacht, übernehmen nicht die Verantwortlichkeit, im Augenblick einer nach außen hin beabsichtigten Kundgebung Gegenzüge vorzunehmen. Manche derselben halten es für eine Stärkung ihrer Position, wenn sie den Gedanken der „auf alle Eventualitäten eingerichteten Friedensliebe" in Worten unterstreichen, die dem Gedankengang eines Rittmeisters nahekommen.

Es ist nicht zu verkennen, daß bei diesem System gut und weniger gut regiert werden kann. Das System ist jedenfalls keine Prämie auf gute Geschäftsführung, da es auch eine mäßige Geschäftsführung gleichermaßen deckt.

In der Welt und der Weltgeschichte sind schon die größten Torheiten in den Falten diplomatischer Geheimniskrämerei den jeweiligen Völkern und Geschlechtern bemäntelt worden, so lange es Zeit war, einzuschreiten. Das mutige Einschreiten

Digitized by Google

des französischen Parlamentes gegen die Sprünge, die Herr Delcassé auf dem Trapez der hohen Politik gemacht hat, sind eine alleinstehende Erscheinung. Selten fallen Minister des Auswärtigen im rechten Augenblick. Meistens haben sie noch Zeit, ihre Länder und ihre Machthaber für ihre Fehler zu engagieren, in die sie auch ihre Nachfolger verstricken.

Es ist erstaunlich, daß so schwer eine öffentliche Meinung aus dem offiziellen Geleise herausfährt. Scheinbar erstaunlich. In Wahrheit höchst natürlich. Das Sprachrohr nicht bloß, sondern der wesentlichste Fabrikant der öffentlichen Meinung ist die Presse.

Die Meinung der Presse aber ressortiert zu fünfundneunzig Prozent bewußt oder unbewußt aus dem dazu gehörigen Auswärtigen Amt. Sie hat keine sicheren Quellen für aktuelle Fragen, mit denen sie ihr Lesepublikum zu alimentieren ein erlaubtes Bedürfnis hat; keine sicheren Quellen als einzig die Diplomatie ihres Landes. Diese Diplomatie aber kennt den Heißhunger der Journalistik nach Neuigkeiten, und sie ist freigebig und vertraulich, wenn es gilt, die Presse in ihre Geheimnisse einzuweihen. Aber die Einweihung folgt in der dem Auswärtigen Amt entsprechenden Beleuchtung. Große, führende Blätter müssen einen Draht in ihr Auswärtiges Ministerium haben. Diesen Draht kann der leitende Minister jeden Augenblick abzwicken. Das Blatt sitzt dann auf dem Trockenen, und seine Leser dürsten. Aus der großen Presse informiert sich die kleine. So erhält fast täglich die betreffende Menschheit „reinen Wein" darüber eingeschenkt, daß die auswärtige Politik ihres Landes den Interessen der Nation in unvergleichlicher Weise dient.

Derart ist die öffentliche Meinung im Einklang mit ihrer Regierung, und die Regierung im Einklang mit der öffentlichen Meinung. Ich habe, abgesehen von dem obigen Fall, in den letzten zwanzig Jahren noch nie erlebt, daß irgendein Staatsmann für eine Dummheit entsprechend zur Rechenschaft gezogen wurde. Und doch wage ich nicht, zu behaupten, daß in dieser Zeit keine Fehltritte gemacht worden sind, intra muros et extra. Im Gegenteil. Oft macht es den Eindruck, daß die Diplomatie der Länder im Kreis herum je von den Fehlern der Diplomatie des anderen Landes ihre Existenz friste.

An nescis, mi fili, quantula sapientia mundus regatur?

Das alles soll aber nur das eine beweisen, daß aus der Kompaktheit der Äußerungen eines Landes das andere noch nicht den sicheren Schluß ziehen darf, als ob nun unter dem Bett des kanalisierten Flusses nicht noch Grundwasser vorhanden wäre. In allen Ländern und auch in Deutschland gibt es Menschen, die nicht ganz befriedigt sind von der Gesamtentwicklung und von den Tonschöpfungen des europäischen Konzerts.

Ein einzelner muß vorsichtig sein in der Verallgemeinerung privater Beobachtungen, auch wenn sie an den verschiedensten Orten und in den verschiedensten Schichten gemacht sind. Aber was von vielen ernsten und unbefangenen Menschen unter vier Augen bestätigt wird, verdient zur Beseitigung von Mißverständnissen festgehalten zu werden.

Digitized by Google

Es hat sich in Deutschland und nicht bloß an der Oberfläche ein in die Tiefe gehender Umschwung der bürgerlichen Meinungen über Frankreich vollzogen. Die rohe Erbfeindidee ist im Verblassen begriffen. Viele bewußt, die meisten unbewußt fühlen den Kulturwert des französischen Geistes. Man hat seit dem gegen einen Justizmord geführten glorieosen Feldzug einiger heroischen Persönlichkeiten, die ihre vornehm veranlagte Nation auf die ideelle Seite herübergerissen haben, auch in Deutschland wieder erkannt, daß Frankreich großer geistiger Impulse fähig ist, und man verfolgt seither die Vorwärtsbewegung des Nachbarlandes mit Gedanken, die aus verschiedenen Gefühlen gemischt, aber von Respekt getränkt sind.

Die Konsolidierung seit Waldeck-Rousseau; die Courage, mit der ein katholisches Land die römische Frage von der französischen zu scheiden und einen gewaltigen Kampf planmäßig durchzuführen verstanden hat; die ganze Organisierung des laisierten öffentlichen Geistes; die Abberufung des Herrn Delcassé, — das alles und anderes ist nicht eindruckslos an Deutschland vorübergegangen. Es darf nicht verschwiegen werden, daß das Auftreten des Abgeordneten Jaurès und anderer in einer Reihe von Fragen der Vorstellung mächtig Vorschub geleistet hat, Frankreich vermöge gerecht auch den Standpunkt anderer zu erkennen und dürfe daher beanspruchen, auch gerecht und objektiver als bisher beurteilt zu werden.

Dieser Bodensatz hat sich gebildet. Das ist schon etwas wert. Nun freilich drohen seit einiger Zeit politische Fragen und scheinbare Interessengegensätze der Fortentwicklung dieser Stimmung Abbruch zu tun.

Deshalb war die Marokkoangelegenheit ein Unglück. Der Versuch, mit diplomatischen Geschicklichkeiten oder Ungeschicklichkeiten das in wirtschaftlicher Ausdehnung begriffene Deutschland von einem Mittelmeergebiet pfiffig abzuschneiden, war kurzsichtig. Wenn man diesen Tadel nicht unterdrückt, so muß man als Deutscher so ehrlich sein, auch in Beziehung auf die Haltung Deutschlands ein offenes Wort zu sprechen.

Die deutsche Politik war nicht fehlerhaft, aber frei von staatsmännischem Weitblick. Dieser abwesende Weitblick hat eine unvergleichliche Gelegenheit nicht benützt und die Lage von heute herbeigeführt.

Zahlreiche deutsche Landsleute sagen und sagten sich schon zur Zeit der ersten Marokkospannung:

Das wieder aufgeblühte Frankreich empfindet die geschichtlichen Ereignisse einer noch ziemlich nahen Vergangenheit in dem Maße weniger hart, in dem es einen hervorragenden und gleichberechtigten Platz in Europa zurückgewonnen hat. Nichts muß für Deutschlands Staatskunst wichtiger sein, als Frankreich zu beweisen, daß wir ihm die Blüte aufrichtig gönnen und nicht seine Gegner sind, wo irgend es sich nicht um unveräußerliche Interessen und Rechte handelt. Der Augenblick, diesen Beweis glänzend zu führen, war spätestens nach dem Sturz Delcassés gegeben. Deutschland konnte damals, ohne sich irgend etwas zu vergeben, all das freiwillig und mit der Handbewegung der Generosität Frankreich gewähren,

Digitized by Google

was es auf der Konferenz von Algeciras schließlich bewilligen mußte: Dann hatte Frankreich Grund zur Anerkennung der deutschen Haltung, dann wurde Frankreich nicht geflissentlich in Englands gespreizte Arme getrieben. Frankreich die Konferenz zu erlassen, wäre an sich ein Geschenk gewesen. Die deutsche Isolierung von Algeciras nicht vorauszusehen, war eine Kurzsichtigkeit von Berlin oder die Folge unglaublich unrichtiger Stimmungsberichte der deutschen Botschafter von Rom, Wien, London, Madrid und New York.

Deutschland konnte in einem separaten Abkommen mit Frankreich, dem beizutreten anderen offen stand, wirtschaftlich mehr erreichen als durch das Protokollpapier von Algeciras, und es konnte die ganze internationale Lage günstig beeinflussen.

Das sind nicht nur deutsche Gedanken von heute, sondern auch von damals. Die deutsche Marokkopolitik war nicht schlecht, aber sie hat versäumt, ausgezeichnet zu sein.

Sie schuf den Keim und die Grundlage für die englische „Einkreisungspolitik". Diese Politik ist selbst vom englischen Standpunkt aus mehr pfiffig als weise. Sie bedeutet keine kriegerische Gefahr — wie eine Menge ewig nervöser Menschen in Deutschland meint, — aber sie belastet die internationale Stimmung und läßt Frankreich weniger frei, als es glaubt und wünschen muß. England scheint uns Sympathien abgraben und Deutschland diplomatisch „schneiden" zu wollen.

Es läßt den Kaiser von Indien reisen und Bruderküsse mit den Potentaten der Halbinseln des Mittelmeeres austauschen. Ich habe die Meinung, daß man die Wirkung von Kaiserküssen maßlos überschätzt. Sie haben nur den Effekt, die nicht geküßten Länder — nicht neidisch, aber nervös zu machen. Öffentliche Liebkosungen sind überhaupt, selbst unter Brautleuten unästhetisch. Hat England vergessen, wie nervös man auf beiden Seiten des Ärmelmeeres über die See- und Landreisen des deutschen Kaisers geworden ist? Würde es nicht seinem eigenen Monarchen zu nahe treten durch die Annahme, daß die Händedrücke Eduards VII. weniger tiefe Spuren zurückließen als diejenigen seines Neffen?

Monarchen möglichst wenig auf Staatsvisiten zu entsenden, das sollte zwar nicht ein Gegenstand der Friedenskonferenz im Haag, aber ein Entschluß der verantwortlichen Minister sein. *Gekrönte Reisen nützen nicht oft, aber sie schaden nicht selten.*

Bildet sich um Deutschland ein diplomatischer Kreis oder Halbkreis, dem Frankreich, von Herrn Clemenceau geführt, angehört, so werden alle alten Verdächte wieder wach, und das moralische Festland, das der trüben chauvinistischen Flut abgewonnen war, droht sich langsam wieder zu senken. Deutschland, diplomatisch isoliert, ist viel zu stark und zu stolz, deswegen um gut Wetter zu bitten. Die Bevölkerung wird sich angesichts einer mehr oder weniger großen Front herausgefordert fühlen und der Regierung die Fortsetzung der Rüstungen nicht verwehren, die, im Namen des Friedens und der Verteidigung vorgenommen, auf die Grenznachbarn bekanntlich noch stärker wirken als ein negativer Kaiserkuß. Schon mache ich die Wahrnehmung bei deutschen Freunden und Anhängern der Schiedsgerichtsidee, daß sie trotz aller Einwände „den Zeitpunkt der Ein-

Digitized by Google

schüchterungsreisen des Königs Eduard VII. nicht für den richtigen Moment der Verwirklichung der Idee" erklären.

Das englische Ministerium, das, wenn es den Mut hatte, dem Schiedsgerichtsgedanken nahe zu treten, dafür von liberaler Seite weder Vorwürfe noch Hohn verdient, handelt verwirrend, wenn es unmittelbar vor Haag seinen König auf Reisen schickt, deren Zweck dem Verdacht der Gewinnung von Bundesgenossen gegen Deutschland ausgesetzt ist.

Deutschland seinerseits hat auf der letzten Friedenskonferenz eine Stellung eingenommen, die nicht bloß der amerikanische Delegierte tief beklagt hat. Damals wurde dem Vorurteil der europäischen Staaten, daß wir Deutsche Kasernenmenschen seien und bleiben wollen, ganz unerwünscht und uneinsichtig Vorschub geleistet. Die Wirkung war jene stille Abneigung vor dem rauhen Nachbarn, die leider in vielen Staaten, auch in den skandinavischen Ländern, Wurzel geschlagen und die Isolierungsarbeit wesentlich erleichtert hat. Deutschland hätte sich diesmal im Selbstinteresse herauspauken und humane Attente anschlagen müssen — hätte man seiner Regierung nicht erlaubt, sich durch eine „eifersüchtige Konstellation" — für bedroht zu erklären.

So gelangt man an der Schwelle der Friedenskonferenz von vornherein zu einem absolut unerquicklichen Resultat: Der deutsche Rücktritt von den Verhandlungen über die Rüstungsmilderung erlaubt England, das Stichwort in die ganze Welt auszugeben, ein Kulturfortschritt sei an der Verweigerung der notwendigen Mitwirkung Deutschlands gescheitert. Das wird die Stimmung aller kleinen und großen Staaten und aller ideell gerichteten Menschen gegen Deutschland unerwünscht beeinflussen. Deshalb ist die Haltung Deutschlands gerade auch dann nicht geschickt, wenn Fürst Bülow davon ausgeht, daß jene Diskussion kein praktisches Ergebnis haben werde. Die neueste Formel des „Beitrittvorbehaltes" ist keine genügende Deckung, wenn England geschickt operiert, sogar ein neue Verlegenheit. Andererseits wird die Belastung der Stimmung gegen Deutschland nicht ohne Echo aus Deutschland bleiben, und die deutschen Vorwürfe gegen das „perfide Albion" werden die unnötige Spannung nicht vermindern.

Dem Rüstungsstillstand sollte zweckmäßigerweise die Abrüstung der geladenen Stimmungen vorangehen, und deshalb wäre die Nichtunterbrechung des stillen Annäherungsprozesses zwischen Deutschland und Frankreich von weittragender Bedeutung.

Ich enthalte mich, die erheblichen Vorteile zu bezeichnen, die nach meiner Meinung daraus für beide Länder erwachsen würden, und die gerade auch Frankreich eine starke, weil eine freie Stellung geben könnten, wie die Abstumpfung des Gegensatzes zugleich die wirtschaftliche Spannung zwischen Deutschland und England zu mildern vermöchte.

Das alles hätte so kommen können und könnte es noch. Aber vernünftige Gestaltungen reifen langsam. Der geistige Stoffwechsel der Völker und gerade der germanischen Völker vollzieht sich langsam. Das nationale Gefühl Deutschlands ist zur Welt gekommen im Gegensatz gegen Frankreich.

Digitized by Google

Solche Gegensätze auszuscheiden, ohne patriotisches Empfinden zu opfern, scheint vielen Deutschen kaum möglich. Aber es ist möglich. Das deutsche Zusammengehörigkeitsgefühl ist so tief verankert, daß es jener Stütze durch das Bewußtsein eines Gegensatzes nicht mehr bedarf. Die Überwindung des verjährten Gegensatzes würde einen Kulturfortschritt für ganz Europa bedeuten und eine Steigerung des Wohlstandes einleiten. Darum darf man anfangen, diese Dinge freimütig und ohne Hintergedanken zu erörtern. Einen Wert hätte diese Erörterung jedenfalls dann, wenn sie drüben und drüben stille Gedanken privater Menschen an die Oberfläche und zur Aussprache brächte.

Europa ist so alt, daß es nicht mehr zu frühe wäre, wenn es vernünftiger würde. Man darf den gewaltigen Vorsprung, den der große junge, starke Konkurrent jenseits des Atlantischen Ozeans besitzt, nicht noch dadurch steigern, daß Europa ewig fortfährt, sich selbst im Schach zu halten und, diesem unnützen Zweck zulieb, Riesensummen der wirtschaftlichen Entwicklung zu entziehen.

Die in hundert Jahren werden sonst ihre Großväter nicht verstehen.

Das perfide Albion

Von T. A. Spender, Herausgeber der Westminster Gazette

Während ich schreibe, liegt eine wohlbekannte deutsche Zeitung vor mir, die einen Artikel enthält über das, was sie „den englischen Abrüstungsvorschlag" nennt. Der Redakteur beginnt damit, daß er sagt, der englische Premierminister habe durch das Aufwerfen der Abrüstungsfrage auf der Haager Konferenz den Streitapfel in die europäische Eintracht geworfen, und er gibt seinen Lesern zu verstehen, daß England sich des Verdachtes schuldig mache, es hege den Wunsch, auf diese einfache Art andere Länder unter das Joch der britischen Marineübermacht zu locken. Dann aber sagt er gerechterweise, er habe einen Brief seines Londoner Korrespondenten erhalten, der über die Ansichten in England außergewöhnlich gut informiert sei, und dieser Brief vertrete die Meinung, daß man mit einer Verdächtigung Sir Henry Campbell Bannermann unrecht tue. Und, wenn auch nicht überzeugt, druckt der Redakteur diesen Brief „im Interesse loyaler Auseinandersetzung" ab.

Der Brief enthält so viel von dem, was ich für die wirkliche Ansicht der Engländer über diesen Gegenstand halte, daß ich ihn gerne einen Augenblick als Text benützen und sodann fragen möchte, warum es diesem Briefe doch nicht gelingt, einen so rechtlich denkenden Mann wie den Redakteur dieser Zeitung zu überzeugen.

In englischen Ministerialkreisen, sagt der Korrespondent, wird nicht darüber geklagt, daß Deutschland der Abrüstungsfrage gegenüber die bekannte Stellung einnimmt. Die Klage geht vielmehr dahin, daß die deutsche Presse der englischen Regierung infolge ihrer Stellung zur Abrüstungsfrage eine antideutsche Tendenz vorwirft. „Ich persönlich," fügt der Korrespondent hinzu, „zweifle

Digitized by Google

nicht an der Aufrichtigkeit der englischen Regierung," und er erklärt aufs neue, daß die jetzt herrschende Partei in England aufrichtig nach Frieden strebe und sich durch ihre Opposition gegen den kriegerischen Imperialismus ausgezeichnet habe. „Diese Partei," sagt der Korrespondent sehr richtig, „kann nicht vergessen, daß die Haager Konferenz ursprünglich ins Leben gerufen wurde, um über die Abrüstungsfrage zu verhandeln, und sie kann nicht einsehen, weshalb Verhandlungen darüber jetzt weniger angängig sein sollten als 1899."

Mag nun auch die Regierung der Schwäche und Unvorsichtigkeit beschuldigt werden, weil sie den Freunden des Abrüstungsvorschlages in ihren Wünschen nachgab, so kann man ihr doch nicht wegen ihres Vorschlages eine antideutsche Tendenz vorwerfen. Und um sein Argument noch zu verstärken, weist der Korrespondent darauf hin, daß die antideutsche Presse in England — in Parenthese darf ich sagen, ein sehr kleiner Teil der Presse —, die eifrig jede Maßregel, welche Deutschland schaden könnte, unterstützt, sich der Regierungspolitik in diesem Punkte aufs schärfste widersetzt.

Warum nun hält es der Redakteur, der diese Korrespondenz abdruckt, für notwendig, hinzuzufügen, daß er von ihrer Wahrheit „nicht überzeugt" sei? Sie sagt die absolute Wahrheit über die öffentliche Meinung in England. Die Freunde der Regierung sind, wie der Korrespondent sagt, sehr dafür eingenommen, daß über die Abrüstungsfrage verhandelt werde, während die Gegner der Regierung diesen Standpunkt für verrückt und unhaltbar ansehen. Aber weder die einen noch die anderen, noch sonst irgendein Mensch in England, haben jemals daran gedacht, zu behaupten, daß dieser Vorschlag auch nur im geringsten einer deutschfeindlichen Gesinnung entsprungen sei. Die fortwährende Klage der antideutschen Gruppe geht vielmehr dahin, daß die liberale Partei ihr Augenmerk zu wenig auf das richte, was jene „die deutsche Gefahr" zu nennen beliebt. Und wenn diese Gruppe wegen der Haager Konferenz irgendeine Befürchtung hegt, so ist es die, daß die Regierung sich von geschickten Berliner Diplomaten dazu verleiten lassen werde, Zugeständnisse zu machen, welche die defensive Situation Englands kompromittieren könnten. Die Vertreter dieser Ansicht würde der Gedanke, daß so harmlose, unschuldige Männer, wie die gegenwärtigen Minister Seiner Majestät, heimliche Absichten auf Deutschland hätten, höchstens zum Lachen reizen. Im übrigen aber wird die große Mehrzahl der Engländer allerdings zuweilen durch die heftige Rhetorik einiger antienglischer Redner und Schriftsteller in Deutschland beunruhigt, ebenso wie Deutschland vermutlich durch die antideutschen Ergüsse in England beunruhigt wird.

Aber man kann doch nicht ernstlich glauben, daß man Leuten dieses Schlages feindliche Absichten gegen irgendeinen europäischen Staat zutrauen dürfte. Ich glaube, jeder Deutsche, der in England gelebt hat, wird mir beistimmen, wenn ich sage, daß es der Mehrzahl der Engländer rätselhaft ist, worin eigentlich der vermeintliche deutsche Streitpunkt besteht und was die Engländer getan haben sollen, um solchen Verdacht zu erregen.

Digitized by Google

Ich weiß jedoch, daß jeder Engländer, der dies aussprächе, sich der Antwort aussetzen würde, beleidigte Unschuld sei stets die Lieblingspose des perfiden Albions gewesen. Unter der harmlosen Maske John Bulls vermutet man stets einen Machiavell, der unaufhörlich sinnt, plant und überlegt, wie er seine Nachbarn schwächen und für sich selbst alle guten Dinge dieser Welt erlangen kann. Dieser heimliche Machiavell ist es, wenn ich einige deutsche Bemerkungen richtig verstehe, der in diesem Augenblick den verwegenen Plan gefaßt hat, die Marinemacht seiner Nachbarn gerade in dem Augenblick einzuschränken, wo infolge verschiedener Zufälle seine eigene Marinemacht ihre höchste Ausdehnung erreicht hat. Und dieser Plan ist deshalb um so gefährlicher, weil er, von einer liberalen Regierung vorgeschlagen, ein scheinbar wohlwollendes Aussehen hat. Nun, es ist gewiß wahr, daß England auf seine Marinemacht gewaltigen Wert legt. Dies wird nicht nur durch sein überseeisches Kaiserreich und seinen Handel bedingt, sondern auch durch seine Lage als Inselreich. England mißtraut seinen europäischen Nachbarn nicht mehr, als sie sich untereinander mißtrauen. Da jedoch der bewaffnete Zustand Europas nun einmal ist, wie er ist, so müßte es entweder seine Landmacht auf die gleiche Höhe wie die seiner Nachbarn bringen — nur daß man dann, wie ich glaube, England in Europa nur noch mißtrauischer betrachten würde —, oder England müßte sich durch eine Flotte schützen, die ihm genügende Sicherheit gegen Mächte böte, die ungleich größere Landheere aufzuweisen haben. Hier gibt es nichts, um deswillen man Versteckеn zu spielen hätte. Und auch nichts, was nicht jedermann in Europa anerkennte. Eben weil die Engländer nicht in europäische Angelegenheiten verwickelt werden wollen, erachten sie es für nötig, ihre Position auf dem Meere unverletzt zu erhalten. Muß man nun England mit Mißtrauen betrachten, wie es scheinbar der von mir angeführte Redakteur tut, weil es seinen Nachbarn Vorschläge macht, die sie und England gleicherweise von der Last wetteifernder Marinerüstungen befreien würden? Es erscheint mir klar, daß ein solcher Vorschlag, wenn er je gemacht werden sollte, von der stärksten Marinemacht ausgehen mußte. Ginge er von einer anderen Macht aus, so würde man sofort vermuten, sie fürchte sich, und das wäre, wie nun einmal die öffentliche Meinung ist, weit unangenehmer, als der Zweideutigkeit beschuldigt zu werden. So muß denn der Vorschlag überhaupt nicht gemacht werden, oder die stärkste Macht muß bereit sein, Mißverständnisse zu erdulden. Dies ist ganz offensichtlich das Schicksal der englischen Regierung. Die Franzosen kommen durch den Vorschlag in Verlegenheit, und die Deutschen halten ihn für perfid. Einige Leute in England finden ihn unvernünftig, andere mutig und tapfer; aber es gibt keinen, der ihn nicht ehrlich fände. Ich streite jetzt nicht darüber, ob er unvernünftig oder klug ist, sondern einzig und allein, ob er ehrlich ist. — Dies ist eine Frage des Charakters. Ich kann natürlich nicht hoffen, Leute zu überzeugen, die die britische Politik und den britischen Charakter für perfid halten. Aber den anderen muß es doch einleuchten, daß wir, die wir gewöhnt sind, von unseren politischen Gegnern und unserer eigenen

Digitized by Google

Regierung ohne jeden Rückhalt zu sprechen, es uns niemals beifallen ließen, Sir Henry Campbell Bannermann und seinem Kabinett etwas anderes unterzuschieben als ein gar zu theoretisches Festhalten an der Friedensidee, die man die „Schwäche" seiner Partei nennt. Will sich ein englischer Flegel unangenehm machen, so spricht er verächtlich von der Unterwerfung Sir Henrys unter die Friedenspartei und von seiner unvernünftigen Bereitwilligkeit, einen „Dreadnaught" einem Gefühl zu opfern.

Die Flottenfrage ist jedoch, um einmal ganz abzusehen von der Haager Konferenz, die Ursache so vieler Mißverständnisse, daß sie noch etwas weitere Beachtung verdient. Die fortwährenden Vergleiche zwischen der deutschen und der englischen Flotte, die dem Marinestrategen bequem und beinahe notwendig ist, hat ohne Zweifel in beiden Ländern die Meinung erzeugt, daß sie es aufeinander abgesehen hätten. Früher gehörte dieser Vergleich zu den Geheimnissen der Admiralität, jetzt wird er öffentlich auf der Rednerbühne und in den Zeitungen besprochen. Und eifrige Patrioten, die ihre Regierung auf der Höhe erhalten wollen, zögern nicht, sich zu überlegen, welchen Eindruck ihre Argumente in anderen Ländern hervorrufen. Es wäre jedoch gut, wenn diese Leute hie und da auch daran denken wollten, daß sie ihrem eigenen Ziele schaden, wenn sie es mit dieser Methode zu weit treiben. Denn wird das Argument durch den Hinweis auf einen Nachbarn zugespitzt, so braucht es nur in die Sprache dieses Nachbarn übersetzt zu werden, um nun wieder für ihn ein ebenso starker Ansporn zu Gehässigkeiten zu werden. Auf diese Weise haben seit einigen Jahren Antideutsche und Antiengländer sich gegenseitig in die Hände gearbeitet. Einer sagt genau dasselbe vom anderen, was der von ihm sagt, und jeder macht ausgiebigen Gebrauch von der Litteratur des anderen, um doch nur zu beweisen, daß weniger aufgeregte Leute in einer Narrenwelt wohnen würden, wollten sie sich gegen diese Streitereien zur Wehr setzen. Euch wird gesagt, die britische Flotte sei ein Angriffsinstrument mit dem Hauptzweck, Deutschland anzugreifen oder es zu beherrschen. Uns wird gesagt, daß Deutschland heimlich eine Flotte baue, um ein Eindringen in unser Land zu ermöglichen. Und wenn jemand aus einem der beiden Länder daran zu zweifeln sich erlaubt, so wird ihm sofort irgendeine haarsträubende Äußerung pangermanischen oder englischen Geschwätzes vorgehalten, wodurch solche Absichten offen oder glaubhaft bestätigt werden. Und obgleich keines der beiden Länder solche Angriffspläne hegt, werden doch beide in einem Zustande des Mißtrauens erhalten, mit dem Erfolg, daß die Kosten der Marinerüstungen jeden Augenblick erhöht werden, und daß dies, wenn es so auf unbestimmte Zeit weitergeht, die Ursache ernsteren Unheiles werden kann. Denn wir müssen uns mit der Tatsache vertraut machen, daß solches Mißtrauen, wenn es nicht unterdrückt wird, dazu neigt, seine eigenen Befürchtungen zu erfüllen. Wir würden eine Gesundung der Lage sehr beschleunigen, wenn wir uns nur gegenseitig verstehen und die Tatsache begreifen wollten, daß das, was beabsichtigt ist, weder dem Neid noch der Mißgunst entspringt — so etwas gibt es zwischen einem guten Engländer

Digitized by Google

und einem guten Deutschen nicht —, sondern lediglich der Furcht und dem Mißtrauen auf der einen Seite vor dem, was wohl die andere tun oder denken mag.

Der englische Vorschlag zur Haager Konferenz mag unrichtig oder verfrüht sein, in jedem Falle beabsichtigte er, durch offene Aussprache diese Atmosphäre des Mißtrauens zu beseitigen. Wir haben uns in England niemals angemaßt, Deutschland vorzuschreiben, was für eine Flotte es haben soll, und wir wissen, um einmal ganz von unserer Lage abzusehen, daß Deutschland mehr als recht hat, wenn es sich eine Flotte wünscht, die seinen Interessen und seinem Handel entspricht. Nur denken einige Leute, man könne das Geschäft, Schiff auf Schiff zu bauen, ohne daß dadurch etwas an der wirklichen Situation unter den in Wettstreit liegenden Völkern geändert würde, endlich ein wenig einschränken, woran die Admirale Europas zu wenig gedacht hätten. Dem will der Gedankenaustausch im Haag zum Nutzen aller dienen.

Es wird vielleicht unmöglich sein, auf der Haager Konferenz zu irgendeiner befriedigenden Lösung der Frage zu gelangen; und wenn dies der Fall ist, verursacht es hoffentlich nicht so viel böses Blut, wie einige Pessimisten voraussagen. Aber ernste Menschen werden kaum die Hoffnung aufgeben, daß eines Tages die Diplomatie die Sache in die Hand nehmen und durch private Unterhandlungen zu erreichen versuchen wird, was bei einer öffentlichen Konferenz schwierig oder unmöglich ist.

Für einen verständigen Deutschen oder einen verständigen Engländer ist es außerordentlich schwer, sich in dem übertriebenen Bilde wiederzuerkennen, das Teutophoben in England und Anglophoben in Deutschland von ihm verbreiten. Was aber jedem nicht voreingenommenen Menschen auffallen muß, das ist die merkwürdige Ähnlichkeit der beiden Bilder. Alles, was man dem schlechten Engländer in Deutschland vorwirft, wird auch dem schlechten Deutschen in England vorgeworfen. Deutschland wird das Bild des „perfiden England" und England das Bild des „perfiden Deutschland" vorgehalten. Jedes ist nach Aussage des anderen unermüdlich im Planen und Überlegen: Deutschland, wie es sein Gebiet nach Norden, Süden und Osten über Europa ausdehnt und eine Flotte baut, die den Ruin Englands bedeutet und dessen Reich und Handel zerstören wird; England, wie es Deutschland isolieren und mit Hilfe seiner Seemacht andere Nationen tyrannisieren wird. Auf beiden Seiten gründet sich jedoch das alles oder wenigstens beinahe alles auf bloße Vermutungen und ein Mißtrauen gegen die Zukunft. Daher kann beides weder aufrechterhalten noch zurückgewiesen werden. Aber jeder von uns weiß, daß das, was über ihn gesagt wird, unwahr ist; und unser Problem ist daher ein verhältnismäßig einfaches: uns nämlich gegenseitig zu beweisen, daß wir es gut meinen miteinander.

Wie könnten wir es, selbst auf der niederen Stufe bloßen Selbstinteresses, anders miteinander meinen, da es doch jedem Menschen in jedem der beiden Länder klar sein muß, daß ein Konflikt zwischen England und Deutschland, wie immer auch der Ausgang sein mag, beiden Ländern unter allen Umständen verhängnisvoll sein würde. Es würde die Vernichtung alles dessen bedeuten,

Digitized by Google

was beide Länder in den letzten Jahren mühsam erreicht haben. Es ist sehr bedauerlich, daß das normale und sichere Verhältnis der beiden Länder zueinander gefährdet ist und durch eine verhältnismäßig kleine Zahl von Unheilstiftern gestört wird; von Leuten, die es sich zur Pflicht machen, Kleinigkeiten aufzubauschen und harmlosen Dingen bösartige Motive unterzuschieben.

Gegen dieses Willkürverfahren gibt es keine Hilfe, außer man appelliert an die Vernunft der beiden Völker. Dies geschieht selten vergebens, wie wir glücklicherweise kürzlich bei mehreren Gelegenheiten feststellen konnten.

Aber zu einem anderen Teil ist dies Mißtrauen die Folge eines durchaus nicht bösartig gemeinten Nichtverstehens der Grundsätze, nach denen die beiden Länder regiert werden. Kein Mensch zum Beispiel, der die Verfassung Englands genau kennt, könnte annehmen, wie es ein deutscher Politiker tat, König Eduard sei bestrebt gewesen, Spanien oder Italien Deutschland zu entfremden, als er im letzten Monat diese Länder besuchte. König Eduard hat gute und stichhaltige Gründe, wenn er Südfrankreich und Italien besucht. Wie sie nämlich jeder Deutsche und Engländer ebenfalls hat, wenn er um diese Jahreszeit in den Süden geht, um die Sonne zu finden. Er sowohl als auch die verstorbene Königin haben seit vielen Jahren alljährlich diese Besuche gemacht; und bis jetzt ist es keinem Menschen eingefallen, zu denken, daß es sich dabei um militärische Zusammenkünfte oder heimliche Verhandlungen zum Schaden freundlicher Nachbarn handle. Um dies zu erkennen, bedarf es in England keiner Gegenäußerung von seiten des Ministeriums des Äußeren, denn wir wissen auch ohnedies, daß geheime Abmachungen sich nicht mit unserem Regierungssystem vertragen. Die Gerüchte, die bei solchen Gelegenheiten durch Europa fliegen, können nur auf einer Verkennung unserer Verfassung beruhen. Weiter sehen wir mit Erstaunen, daß gerade der jetzt in Macht stehenden Partei ein kostspieliger und aggressiver Ehrgeiz zugeschrieben wird. England war noch nie so wenig zu einer aggressiven Politik aufgelegt wie jetzt. Es ist damit beschäftigt, seine Finanzen zu ordnen und seine Ausgaben einzuschränken, um zugunsten innerer Reformen alle Hilfsquellen frei zu bekommen. Für diese ernste Politik ist die liberale Partei das natürliche Instrument; und nichts könnte weniger nach ihrem Geschmack sein als ausländische Reibereien und Verwirrungen. Einige Engländer halten die liberale Partei für zu friedliebend, andere für zu sparsam, aber es gibt nicht einen, der ihr die ehrgeizigen und furchtbaren Absichten zutraute, die ihr von einigen ausländischen Zeitungen untergeschoben werden.

Es besteht noch ein anderes Mißverständnis, das in beiden Ländern Unheil stiftet: Man führt das Geschreibe der englischen Presse auf offiziöse Weisungen zurück. Von solchen aber ist die Presse unabhängig, für sie ist sie nicht verantwortlich. Die Engländer hinwiederum sind eifrige Leser von Buschs „Memoiren Bismarcks“, und daraus ziehen sie die übereilte Folgerung, daß alle deutsche Zeitungen ganz oder halb offiziöse seien und in dieser oder jener Beziehung von dem Ministerium des Äußeren beeinflußt würden, wenn sie über

Digitized by Google

ausländische Angelegenheiten berichten. Dies ist, davon bin ich überzeugt, eine Ungerechtigkeit gegen die deutsche Presse und die deutsche Regierung; aber meine Hauptabsicht ist doch, zu sagen, daß es in England keine „offiziösen Zeitungen" in dem Sinne gibt, wie dieser Ausdruck gewöhnlich in der ausländischen Presse gebraucht wird. Fast gar keine offiziösen Mitteilungen werden hierzulande veröffentlicht; und das wenige von der Art, was erscheint, wird mit der strengsten Unparteilichkeit den Zeitungen, die für, und denen, die gegen die Regierung sind, übergeben. Nichts nehmen die Journalisten beider Parteien so übel als den Gedanken, daß offiziöse Mitteilungen als Gegenleistung für empfangene Dienste gebracht werden sollten, und die Minister tun alles, um sich von solchem Verdacht frei zu halten. Über die absolute „Meinungsfreiheit" wacht man mit noch größerer Eifersucht. Einige Journalisten sind mit Ministern und offiziösen Persönlichkeiten intim befreundet, aber die Regierung als solche tut keine Schritte, um in irgendeine englische Zeitung ihre Meinung zu lancieren. Das ist eine der stärksten Traditionen der Presse in unserem Lande, und ich kann aus eigener Erfahrung bezeugen, daß auch heute noch eifersüchtig darüber gewacht wird.

In der deutschen Zeitung, die ich am Anfang meines Artikels nannte, finde ich die Behauptung, daß die englische Regierung, deren Haager Konferenzvorschläge in Europa mit Kälte betrachtet werden, in einem Artikel ihres „offiziellen Organes" andeute, sie sei bereit, diese Vorschläge fallen zu lassen. Ich glaube, ich kann erraten, welchen Artikel und welche Zeitung der Schreiber meint, und ich kann ihm versichern — sollten diese Zeilen ihm jemals vor Augen kommen —, daß der bewußte Artikel in dem Bureau der Zeitung, ohne die mindeste Verbindung mit der Regierung oder irgendeinem Mitglied derselben geschrieben wurde. Er war weit davon entfernt, die Ansicht der Regierung auszusprechen, er sprach vielmehr eine Ansicht aus, die, wie sich bald zeigte, für die Regierung unannehmbar war.

Derlei kommt bei englischen Zeitungen, die eine Regierung unterstützen, täglich vor, und wenn ich eben ein konkretes Beispiel anführte, so geschah das nur, um die Sache klar zu machen. Kurz, man darf sagen, daß englische Zeitungen nur aus sich selbst heraus sprechen, wenn sie von auswärtigen Angelegenheiten reden; und was den verhältnismäßig kleinen Teil anbelangt, der antideutsch war, so liegt nicht der geringste Grund zu der Annahme vor, daß man für diese Ansichten die gegenwärtige oder die vorige Regierung verantwortlich machen müßte. Tatsächlich ist es, wie ich bereits sagte, die fortwährende Klage der Antideutschen, daß alle britischen Regierungen, ob liberal oder konservativ, blind gegen das sind, was jene „die deutsche Gefahr" zu nennen belieben.

Diese Mißverständnisse und die Reibungen, die daraus entstehen, können am ehesten durch häufigere und freundschaftlichere Zusammenkünfte von Vertretern der beiden Völker beseitigt werden. Die Verhältnisse zwischen Großbritannien und Deutschland mögen in mancher Hinsicht schwierig sein — obgleich ich gestehen muß, daß ich keine Schwierigkeiten sehen kann, die nicht mit gutem Willen beseitigt werden könnten —, aber das ist kein Grund, aus dem

Digitized by Google

sie dumm oder ignorantenhaft sein müßten. Die Rettung besteht darin, daß wir uns besser kennen lernen. Vor allem die unter uns, die über die andere Nation schreiben. Ich möchte hier betonen, daß wir in England die glücklichsten Erinnerungen an den Besuch bewahren, den unsere deutschen Kollegen uns letztes Jahr abstatteten, und daß wir mit dem größten Vergnügen dem Gegenbesuch entgegensehen, zu dem wir vor einigen Wochen in so freundlicher Weise aufgefordert wurden.

Ich bin überzeugt: wenn derartige Zusammenkünfte häufiger stattfänden, würde die Legende von dem perfiden Albion in Deutschland ebensowenig Glauben finden, wie die vom perfiden Deutschland bei uns.

Hexenhammer

Von Ludwig Thoma

Es mag ein Jahr oder darüber sein, da stritt man sich im Münchner Schwurgerichtssaale über die Frage, ob die Kirche dem Hexenglauben Vorschub geleistet habe.

Die Protestanten wollten den Katholiken die Dummheit aufhalsen, und diese fanden wieder zahlreiche Beweise, daß der Wittenberger Gottesmann die Roheit trefflich unterstützt habe.

Und so hin und her.

Immerhin — alle wollten den Hexenglauben als abgetane Angelegenheit des Mittelalters betrachtet wissen.

Das war höflich, aber unwahr.

Denn dieser Unsinn wird ein Inventarstück der Kirchen bleiben.

Es ist lächerlich, an einen Fortschritt innerhalb des Konfessionalismus zu glauben; auch die Reformatoren schmeißen mit Tintenfässern nach dem Teufel.

Ich berichte nun einige Tatsachen.

Im Herbste 1906, also nach jener Gerichtsverhandlung, in der man theologische Kritiken über den malleus maleficorum hörte, bemerkte eine Bäuerin in Kreuzholzhausen bei Dachau, daß ihre Hühner zu wenig Eier legten.

Sie besprach, wie es Rechtens war, die Sache mit ihrem Ehemanne.

Der Bauer, ein wertvolles Glied der katholischen Kirche, bedachte alle möglichen Ursachen dieser Erscheinung und kam schnell genug zu der einfachsten Erklärung:

Die Hühner waren verhext.

Irgendeine Trud, wie es deren so viele gibt, hatte den wackeren Haushennen durch einen Spruch ihr nützliches Geschäft verekelt.

Nun war aber der Bauer ein Mann, dem es an Klugheit nicht mangelte.

Er wußte, daß in München ein Weiser lebt, der verzauberte Hühner kurieren kann.

An diesen schrieb er, und der Magier vom Isarstrand kam sogleich, nachdem er den Brief erhalten hatte.

Er sah die Hühner an und lobte den Bauern wegen seiner großen Einsicht.

Digitized by Google

Nämlich, es war ganz richtig. Die armen Tiere waren verhext, und er, der Magier, war allein imſtande, den Zauber zu bannen.

Es begab ſich alsdann folgendes:

Man fing den Hahn und ſetzte den ſich ſträubenden auf die Tiſchplatte. Darauf nahm man ein Stück von dem geweihten Wachsſtocke, pappte es auf den ſtolzen Kamm des Hahnes und zündete das Kerzlein an.

Die Bäuerin mußte den Gockel feſthalten; der Bauer aber mit ſeinem Geſinde betete laut einen Roſenkranz, während der Magier in einer fremden Sprache lange Sätze herunterſagte. Vermutlich war es lateiniſch. Es kann aber auch arabiſch geweſen ſein.

Genau wird ſich das nie feſtſtellen laſſen, weil ja gerade darin das Geheimnis des Beſchwörers liegt.

Und man begreift, daß er dieſes für ſich behält.

Alſo, die Bäuerin hält den Gockel, die andern beten, der Magier beſchwört.

Der Gockel tut jämmerlich, denn die ganze Geſchichte kommt ihm unheimlich vor, und die heißen Wachstropfen tun ihm nicht wohl.

Er ſchreit mörderiſch.

Da ſahen alle Anweſenden, daß der Teufel in ihm war und nicht gerne herausfuhr.

Aber er mußte.

Als die Kerze zu Ende war, erklärte der Magier, daß nunmehr der Hexenſpruch ſeine Macht verloren habe und alles gut ſei.

Bauer und Bäuerin waren froh; der Gockel auch. Der Weiſe aus München erhielt reichlichen Lohn, und nebenher wurde ſein Anſehen gemehrt.

Denn alle Zweifler konnten ſich Gewißheit verſchaffen, daß von der Stunde an die Hennen wiederum Eier legten, wie es ihre Pflicht und Schuldigkeit iſt.

* * *

Wenige Monate ſpäter kam es im Nachbardorfe zu einem merkwürdigen Erlebniſſe.

Aus verſchiedenen Anzeichen merkte man, daß es in der Gemeinde nicht ſauber war; das will ſagen, daß es nicht mit rechten Dingen zuging.

Gar häufig ſetzte die Milch keinen Rahm an, oder ſie verſäuerte, oder ſie ließ ſich in vielen Stunden nicht zu Butter rühren.

Die klügeren Leute erkannten aus dieſem und anderem, daß es im Dorfe zwei Zauberer geben müſſe.

Ich habe keine Erklärung dafür, warum es gerade zwei ſein mußten, aber ich maße mir nicht an, dieſe Sache beſſer zu verſtehen. Die Gemeinde beſchloß, die Übeltäter ausfindig zu machen. Was war natürlicher, als daß man ſich wiederum an jenen Weiſen in München wandte, der zu Kreuzholzhauſen ſo trefflich ſich bewährt hatte? Vielleicht beſaß er auch das Mittel, die heimlichen Zauberer namhaft zu machen.

Und ſiehe da, man hatte ſich nicht getäuſcht. Der Magier erklärte lächelnd, nichts ſei leichter als dieſe Entdeckung. Man ſoll ihm nur vertrauen. Eines

Digitized by Google

Sonntags im Januar 1907 kam er in das Dorf und zog sich mit einigen Vertrauenspersonen in ein Zimmer des Wirtshauses zurück.

Der Kirchenpfleger erhielt den Auftrag, alle Namen der ortsansässigen Männer auf Zettel zu schreiben; für jeden Namen einen Zettel.

Es geschah.

Sodann nahm der Magier eine Waschschüssel und betete längere Zeit über sie hin.

Wiederum lateinisch oder arabisch.

Als dies geschehen war, legte er sämtliche Zettel in die Schüssel und forderte die Anwesenden auf, mit lauter Stimme einige Gebete zu sprechen, und zum Schlusse bedeckte er die Schüssel mit einem seidenen Tuche, das er mitgebracht hatte, und auf dem sonderbare Zeichen eingewebt waren. Offenbar keine heidnischen, denn der Magier machte dreimal das Zeichen des Kreuzes darüber, und das Tuch verblieb ruhig.

Alle Anwesenden sahen ehrfürchtig auf die geheimnisvolle Schüssel und waren der Dinge gewärtig, die nun kommen sollten.

Der Magier sagte, daß eine reine Jungfrau des Dorfes ihm jetztunder nötig sei.

Man holte die Tochter des Kirchenpflegers.

Als sie das Zimmer betrat, besprengte sie der Weise mit Weihwasser und befahl ihr, mit der rechten Hand unter das Tuch in die Schüssel zu langen, und alle Zettel herauszunehmen bis auf zwei.

Sie tat es.

Da kniete der Magier nieder und betete in seiner Sprache wohl eine Viertelstunde lang, und nahm das Tuch von der Schüssel.

Auf dem Grunde lagen zwei weiße Zettel.

„Diese sind es!“ sagte der Magier, und wiederum mußte die Jungfrau näher treten und die Zettel öffnen.

Sie enthielten die Namen des Pfarrers und des Schullehrers.

Entweder — oder . . .

Entweder lassen sich auch so ehrwürdige Personen zum Verbrechen der Zauberei verleiten, oder die Jungfrau war nicht rein.

* * *

Ein mächtiges Unwesen herrscht in dem Dorfe Großberghofen, welches ebenfalls im Bezirksamte Dachau liegt.

Hier haben sie einen Geisbockreiter und eine Trud; zwei gräßliche Erscheinungen, von denen schon eine mehr als genug wäre. Doch haben die Großberghofener den Vorteil, daß sie die boshaften Teufelskinder genau kennen und nicht erst nach ihnen suchen müssen.

Auf den Geisbockreiter deutet jeder mit Fingern, und wegen der Trud kamen erst kürzlich einige Jünglinge vor Gericht.

Der Geisbockreiter ist ein armer Teufel, und es ist merkwürdig, daß er trotz der schwarzen Kunst nicht zu Reichtümern gelangt.

Digitized by Google

Denn seine Zauberei ist voll des Eigennutzes. Wenn das Korn in den Ähren steht, reitet er auf einem Bocke durch die Felder, und dann fliegen die Körner in seinen Stadel, und dem Betroffenen bleiben nur die leeren Hülsen.

Ich weiß nicht, wie der Mann, dessen Namen ich verschweige, in den Geruch eines Hexenmeisters kam, aber das eine ist sicher: würde er jemals, um seinen Weg abzukürzen, bei hellichtem Tage oder gar um die Abendstunden auf einem Feldraine gehen und würde dabei gesehen, dann wäre sein Leben, jedenfalls aber seine Gesundheit, in größter Gefahr. Denn die Großberghofener verstehen keinen Spaß. Die Geschichte der Trud kann das beweisen.

Sie ist urkundlich festgelegt, denn sie fand ihren Schluß vor dem königlichen Landgericht München II, ganz nahe beim Schwurgerichtssaale, in welchem man von den überwundenen Roheiten des Mittelalters gesprochen hat.

Nun war die Sache so:

Die Großberghofener wissen, daß sie im Dorfe eine Hexe haben, die nächtens alle Kühe ausmelkt und so beträchtlichen Schaden stiftet.

Man begreift, daß sie dieser Person zürnen.

Nun sahen eines Abends die Burschen des Dorfes ein altes Weib in der Dämmerung gegen Erdweg zu gehen, und alle glaubten, daß es die Trud sei.

Sie beschlossen sogleich, die Übeltäterin zu bengeln. Bengeln ist ein terminus technicus für eine besondere Art der Körperverletzung, deren es verschiedene und zahlreiche gibt. Man nimmt ein Scheit Holz — mit Vorliebe hartes — von der Länge eines halben Meters und etwa zehn Zentimeter Dicke und wirft dasselbe nach dem mißliebigen Menschen.

Sehr vorteilhaft als Ziel ist der Kopf; doch können auch sonstige Körperteile schmerzhaft getroffen werden, wenn beim Wurfe nur einige Kraft entfaltet wird.

Die Burschen hatten einige Übung und bengelten das alte Weib mit gutem Erfolge.

Es hatte Beulen am Kopfe und Schwellungen auf dem Rücken und war aber gar nicht die Trud, sondern die Mutter des Herrn Pfarrers von Großberghofen.

Diese Verwechslung war unangenehm, aber verzeihlich, weil nach Aussage aller Beteiligten die Dämmerung vorgeschritten war. Immerhin kam es zu unerquicklichen Folgen, weil die Pfarrermutter einige Burschen erkannt hatte und die Sache der Gensdarmerie meldete.

Es gab eine Verhandlung vor dem königlichen Landgerichte München II.

Die Burschen entschuldigten sich. Sie bedauerten es nicht, daß sie zu fünf oder sechs über ein altes Weib hergefallen waren. Wäre es die Trud gewesen, so hätte man nichts dagegen einwenden können.

Denn eine Trud bengelt man.

Ihre Schuld lag einzig in der Unachtsamkeit, die Frau Pfarrermutter für die andere gehalten zu haben.

Das Landgericht bestrafte sie sehr milde.

Drei Wochen Gefängnis waren alles.

Ein paar Monate vorher hatte man einen Schriftsteller angeklagt, weil er die kirchliche Unterstützung des Hexenglaubens getadelt hatte.

Digitized by Google

Des mittelalterlichen Hexenglaubens.

Hätten die Geschworenen die Schuldfrage bejaht, dann wäre der Redakteur zu fünf oder sechs Monaten Gefängnis verurteilt worden.

Und so kurze Zeit später muß im Münchner Justizpalast, im Jahre neunzehnhundertsieben, ein Prozeß wegen einer Hexe geführt werden!

* * *

Ob den Richtern klar vor Augen stand, daß auch in diesem Falle die eigentliche Schuldige die Kirche war?

Gewiß hat der Herr Pfarrer mit Zorn oder Entrüstung die Mißhandlung seiner Mutter erfahren; aber daß in seiner Gemeinde die Roheit möglich war, dafür ist er verantwortlich. Würden diese Herren gegen den Blödsinn nur einen kleinsten Teil jener Energie aufwenden, die sie für politische Ränkereien übrig haben, dann wäre der Hexenglaube rasch beseitigt.

Aber sie hüten sich wohl, den Boden umzupflügen, auf dem diese sonderbaren Dinge wachsen.

Sie wissen, daß sie dabei die Wurzeln des Glaubens verletzen könnten.

Und bei den Herren Protestanten ist es das gleiche. Der Unsinn blüht ebenso reichlich in mecklenburgischen oder pommerschen Dörfern.

Das ist ebenso gewiß, wie daß auch Martin Luther über die verhexten Hennen mit gläubigem Ernste seine Sprüchlein hergesagt hätte.

Bloß nicht arabisch, wie der Magier aus München an der Isar.

Karl Asenkofer

Geschichte einer Jugend von Karl Borromäus

(Fortsetzung)

Am dritten Tage blieb er im Bette liegen, gesund, wie er war, zum Zeichen, daß er nichts mit mir zu schaffen haben wolle. Mein Ärger wuchs. Geradeswegs begab ich mich ins Haus des Lehrers, erzählte dem Manne offen, daß man seine Tochter bei mir verleumdet habe, um mich zur Feindschaft gegen sie und zur „Rettung" meines Freundes aufzureizen; daß ich aber jetzt nicht mehr im geringsten an ihrer gänzlichen Rechtschaffenheit zweifle. Der redliche Lehrer versicherte mich seiner Gewogenheit, entließ mich in aller Freundlichkeit, nicht ohne mir vorher einige sehr verächtliche Streiche zu erzählen, die ihm die Mutter Trebers in blindem Hasse schon geliefert hatte. Seiner Tochter habe er übrigens verboten, sich mit Franz zu treffen, nicht aus Abneigung gegen Franz, sondern aus Vorsicht gegen dessen Mutter.

Nun war es freilich eine Unklugheit von mir, das Haus des Lehrers zu betreten; denn meine Gassgeberin erfuhr davon, weil sich in dem Dorfe alles leicht herumsprach.

Vom Hause des Lehrers weg lenkte ich meine Schritte einem nahegelegenen Walde zu. Ich bedurfte der Kühlung, denn es war ein heißer Tag, und die Grillen zirpten aus allen Feldern.

Digitized by Google

Am Waldesrand sah ich mich ein wenig um. Und ich bemerkte, daß eben die Cousine meines grollenden Freundes auf den Wald zuging. Mein erster Gedanke war, zu entfliehen, wie sich dies für einen katholischen Theologen geziemt hätte. Aber sie eilte gerade auf mich zu, und ich hatte keine Gelegenheit, ihr zu entrinnen. Ich vergaß die Absicht auch bald.

Nun sagte ich schon, daß der Tag heiß war und das Mädchen liebenswürdig. So kam es, daß ich sie beim Beerensuchen küßte.

Als dies geschehen war, erschrak ich sehr. Nicht nur, daß das Erlebnis meinen theologischen Plänen durchaus widersprach; aber dieses Mädchen brauchte nur ein Wort an Franz zu verraten, und ich war ihm auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Ich zürnte mir, und auf dem ganzen Heimwege dachte ich über meine Unklugheit nach. An das Mädchen richtete ich nur mehr wenige zerstreute Phrasen.

Das Erstaunen meiner Gastgeber, den Theologen mit einem Mädchen vom Walde kommen zu sehen, war groß. Sie glaubten nicht an den Zufall. Franz Treber aber verbarg seine Freude nicht. Entweder ahnte er, was geschehen war, oder er hatte das Mädchen gar angestiftet.

Jedenfalls kam er am Abend wieder auf mein Zimmer, erklärte mir, daß er „alles wisse", und daß er hoffe, ich würde nun auch über seine Sache vernünftiger denken. Ich sagte gar nichts mehr. Als ich allein war, gestand ich mir ein, daß ich schlecht zu einem Theologen tauge; dann suchte ich das Manuskript des Prometheus hervor und schrieb an seinem heidnischen Szenarium.

Den Tag darauf schützte ich Unwohlsein vor, um nicht in neue Geschichten mit Franz oder seiner Cousine verwickelt zu werden, und schrieb wieder allerlei Heidnisches in mein Szenarium.

Am Mittagstisch war ich von lauter übelwollenden Gesichtern umgeben. Und es mißfiel mir lebhaft, sie ihre Gebete herunterleiern zu hören, da doch ihnen allen die Feindschaft im Herzen saß.

Nach dem Essen erklärte ich offen, daß ich zur baldigen Abreise bereit sei. Um die Formen zu wahren, bestürmten sie mich mit Bitten, noch einige Zeit zu bleiben. Ich sagte für einen Tag zu und schrieb folgendes an meinen Bruder: „Mein Bruder, ich bin nun von meinem Rückfall in den cauchemar wieder geheilt. Die Leute hier haben unabsichtlich einiges zu der Heilung beigetragen, wofür ich ihnen Dank weiß. Ihre Gastfreundschaft im allgemeinen ist aber nicht dazu angetan, mich dankbar zu stimmen. Deshalb kehre ich morgen nach Hause zurück.

Ein Wort über Zarathustra: Ich habe mich vom Neide in die Bewunderung gerettet. — Auf Wiedersehen! K."

Am Nachmittage und am Abend des gleichen Tages arbeitete ich fröhlich an meinem gottlosen Prometheus. Am morgen darauf aber kehrte ich leichten Herzens nach München zurück, wo mich mein Bruder recht lieb begrüßte.

Digitized by Google

Viertes Buch

I

Im Herbste des Jahres 19.. schrieb ich mich an der Münchner Universität ein, für Philosophie und klassische Philologie. Mein Bruder, der bisher auf der Technischen Hochschule gewesen war, tat desgleichen. „Es war ein Irrtum," sagte er, „in den exakten Wissenschaften liegt keine Lösung."

Von allen Seiten her kamen nun die Werber der verschiedenen Studentenverbindungen an mich heran. Als ehemaliger Senior eines „Pennalkorps" hätte ich, wie man mir sagte, „den Komment schon im Leib"; man ließ mir hinter dem Schleier der Zukunft alle möglichen Seniorateswürden erscheinen. Und schon versuchte mich mein Ehrgeiz. Indessen spottete mein Bruder so unablässig über die Congregationes, die Zusammenverbindungen gemerkter Schafe, wie er die Couleurstudentenschaft nannte, daß ich mich entschloß, gleich ihm Obskurant zu bleiben. Dies entsprach auch den Wünschen meiner Mutter und unseren häuslichen Verhältnissen.

Mein Vater war um diese Zeit wieder etwas zu Kräften gekommen, so weit, daß er mit Hilfe eines starken Stockes kleine Spaziergänge unternehmen konnte; allerdings schleppte er sich ziemlich mühsam dahin. Während er anfänglich nicht ohne Begleitung ausgehen wollte, versteifte er sich schließlich auf den Gedanken, daß er auch allein gehen könne. Da er sehr empfindlich gegen jeden Widerspruch war und ihm alle Aufregungen erspart werden mußten, so ließen wir ihm schließlich seinen Willen. Jedoch folgte ihm immer jemand in ziemlicher Nähe, um Unfälle zu verhüten. Als einmal die Reihe, ihn so zu begleiten, an mir war, brach er plötzlich vor mir zusammen. Ich eilte zu ihm hin; man half mir, meinen bewußtlosen Vater in eine Droschke heben, und ich fuhr angsterfüllt mit ihm nach Hause. Zu allem Unglück war weder meine Mutter noch mein Bruder zu Hause. Nachdem meine Schwester und ich Vatern ins Bett gebracht hatten, suchten wir ängstlich in allen Schubladen nach Geld, um den wartenden Droschkenkutscher zu befriedigen. Schließlich gingen wir zu einer hilfsbereiten Nachbarin und entlehnten, was wir brauchten. Glücklicherweise kam Vater bald wieder zu sich und erholte sich von seiner plötzlichen Schwäche. Aber der Unfall hatte ihn überaus ängstlich gemacht, und er war nicht mehr zu überreden, Spaziergänge zu versuchen.

Diese Sache hatte mir gezeigt, daß ich gut daran tat, nicht am Studentenleben teilzunehmen.

Vom Gymnasium her hatte ich auch keine Kameraden. Franz Treber war mein Feind geworden, wegen seiner Liebe zu der blonden Lehrerstochter. Zu Otto Sandling kam ich nicht, weil ich ihn als einen besonderen Freund Trebers kannte, und auch, weil ich wußte, daß er in eine sehr zeitraubende „Liebe" verwickelt war. Karl Steinhart hatte es seinen Lehrern am Gymnasium gar zu bunt getrieben. Sie hatten ihn „hinausgeëbet". Er war darüber entrüstet, ja sogar verwundert; so wenig war es seine bewußte Absicht gewesen, den

Digitized by Google

Lehrern Widerstand zu leisten. Nur bezüglich der Distanz hatte er sich stets vergessen. „Ja, aber sag mir doch," rief er verzweifelt, „welchen Sinn hat denn der Riesenabstand zwischen Lehrer und Schüler. Das ist mir alles unverständlich!" Man überließ ihn lächelnd seinem naiven Pathos. Ich wußte, daß er den Sommer über in Berlin geweilt hatte, um das „Setzen" zu erlernen. Er hatte sich nämlich zu dem Berufe seines Vaters, der Buchdruckerei, entschlossen.

So war ich, zur Genugtuung meiner Mutter, die sich vor losen Streichen fürchtete, fast immer in der Gesellschaft meines ruhigen und gesetzten Bruders. Mit ihm zusammen genoß ich des öftern die Gastfreundschaft einer ihm bekannten Familie.

Dieser Familie Vater und Haupt war ein kleines, zusammengeschrumpftes, wortloses Männchen, seines Zeichens ein Unterhändler, dem seine sechzigjährige Frau vorwarf, daß er durch seine Unvorsichtigkeit auch die siebenhundert Mark verspekuliert habe. Mann und Frau waren im übrigen ausgezeichnete Menschen.

Der Bekannte meines Bruders war der jüngere Sohn des Hauses. Dieser, ein Studierender der Mathematik, verteidigte lebhaft die Existenz Gottes. Sein Hauptargument hierbei war, daß das menschliche Dasein keinen Zweck hätte, wenn Gott nicht existierte. „Es hängt von dir ab," wendete man ihm ein, „von uns, von den Menschen, einen Zweck zu setzen, außer dem lieben Gott und seiner Seligkeit." Darauf antwortete er unveränderlich: „Es tut mir sehr leid, meine Lieben! Mein nächster Zweck ist, ein Examen aus der Mathematik zu machen. Ich habe keine Zeit, über die Frage nachzudenken. Einstweilen bleibe ich dabei: es gibt einen Gott. Wenn ich aber mein Examen gemacht habe, will ich mir das alles noch einmal überlegen."

Dieser praktische junge Mann verstand die Geige mit Kunst zu spielen. Er spielte sehr selten, aber dann war es allemal ein Fest. Als ich ihn zum erstenmal hörte, hatte er, wie man mir sagte, seine Geige schon seit einem Jahre nicht mehr berührt. Und nun begann er zu spielen, zu phantasieren, auf eine Weise, daß ich nacheinander alle möglichen Gefühle in mir spürte. Heitere Sorglosigkeit, leises Sehnen, schlichtes Begehren, und endlich sogar die Brutalität des Wollens und Wünschens. Das Ganze aber endete in der tiefsten Melancholie. Man fragte ihn, was er während des Spieles gedacht habe: „Ich habe gedacht," sprach er, „daß es keinen Zwiespalt zwischen uns gibt, daß man überhaupt alles versöhnt sieht, wenn man nur hoch genug steht. Nur kam mir alles so dunkel vor, das ist der Jammer." Er wußte offenbar nicht, was er sagte. Und seine Augen glühten wie die eines Irren.

Der ältere Bruder dieses Menschen, ein Versicherungsbeamter, hing einer eigentümlichen Idee nach. Er behauptete, die Gedanken und Gefühle eines Menschen müßten sich zum großen Teile aus seiner täglichen Nahrung erklären und ausrechnen lassen. Er hatte seit mehreren Jahren sorgfältig auf der einen Seite seines Tagebuches vermerkt, was er gegessen und getrunken, auf der anderen Seite, was er gedacht, gefühlt und getan hatte. In diesem kuriosen

Digitized by Google

Bücher fanden sich, zum Abschlusse jedes Tages, sogenannte „Lebensziffern", die zugleich seine moralischen Schätzungen ausdrückten. Für die Stimmung des Gleichmutes, der Seelenruhe, hatte er die Ziffer Null. Für die Langeweile minus drei. Für den gerechten (heiligen) Zorn plus acht, für den ungerechten minus acht. In einer statistischen Linie zeigte er seinen jeweiligen moralischen Tiefstand oder Höhepunkt. „Im menschlichen Wesen," sagte er, „läßt sich alles durch Zahlen und Linien geben."

Außer den zwei Söhnen gab es in dieser Familie drei Töchter. Die älteste zählte dreißig Jahre und war die Vertraute aller Leute, die mit ihr umgingen. Dies kam daher, daß sie offensichtlich auf alle Freuden dieser Welt verzichtet hatte, also auch auf alle weiblichen Intrigen. Sie gestand mir, daß es eines ihrer höchsten Ziele wäre, ihrer zahnlosen Mutter künstliche Zähne neuester Erfindung zu kaufen, mit denen die alte Frau werde beißen können wie mit natürlichen. Aber der einzelne Zahn dieser Qualität koste fünfzig Mark, und noch habe sie das Geld für den ersten nicht erspart. Das Wesen dieser bescheidenen Person war in sich so abgeschlossen, daß es den Eindruck der Vollkommenheit auf mich machte.

Die zweitälteste Tochter war ein sehr verständiges und empfindsames Geschöpf. Schmeicheleien verachtete sie aus dem Grunde oder faßte sie gar als böswilligen Spott auf; denn sie war mißtrauisch. Ihrem Stande nach war sie Kelluerin in einem Kaffeehaus, zu Hause aber studierte sie die Philosophen, besonders die Mystiker, und hielt seltsame theosophische Vorträge. Einmal überreichte sie mir, unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit, ein Heft in dem sie ihre Selbstbekenntnisse niedergeschrieben hatte. Es kamen darin ganz irre Sätze vor, der Inhalt gipfelte ungefähr in diesen Punkten: Auf der höchsten Stufe hören die Geschlechter auf. Am Christentum ist die Hauptsache das Gebot des Fastens; denn es ist die erste Bedingung der Vornehmheit, daß man seines Magens Herr werde. Durch das Fasten wird der Verstand ungemein verfeinert. Für eine Frau mit verfeinertem Geschmack ist das Ebeleben etwas sehr Niedriges, es kann aber zur Erholung dienen. Und ähnliche Sätze mehr.

Die jüngste der drei Schwestern, sechzehnjährig, war ein schlankes, zierliches Mädchen; ihr Gesicht war fein und edel geschnitten, mit jenem Zug ins Leidend-Vornehme, den ich bei dem Sohne der Frau Ostermaier kennen gelernt hatte.

Dieses Mädchen war mit einer unbezähmbaren Spottlust begabt, die sie an sich selbst ebenso wie an allen Bekannten übte. Man mochte sich noch so unauffällig stellen, sie fand etwas Spottwürdiges heraus. So lag sie mit aller Welt in lustigem Streit. Nur von Zeit zu Zeit söhnte man sich mit ihr aus, dann nämlich, wenn sie Dichtungen rezitierte. Hierfür besaß sie, außer einem feinsinnigen Vortrage, ein an das Wunderbare grenzendes Gedächtnis. Sie war imstande, fünf, sechs fortlaufende Szenen aus der Iphigenie oder dem Faust auswendig vorzutragen, ohne auch nur ein Wörtchen umzustellen. Ich war sehr für sie begeistert.

Digitized by Google

Die fünf Geschwister waren durch eine gemeinsame Neigung verbunden: sie tanzten ebenso leidenschaftlich wie vollkommen. Mein Bruder und ich lernten diese Kunst bei ihnen. Hierbei war ich der Schüler der Jüngsten, ein gelehriger Schüler, zu ihrem großen Verdrusse, da ich ihr so keinen Anlaß zum Spotte gab.

Eines Abends nun saßen wir wieder alle zusammen, und der Bekannte meines Bruders zog seine Geige hervor, um uns zum Tanze aufzuspielen.

Da ging nun mein Bruder auf meine Tanzlehrerin zu, um sie, zum erstenmal, zum Tanze mit ihm einzuladen. Dies war für mich etwas Unbegreifliches, eine fürchterliche Überraschung. Ich schien gar nicht zu verstehen, daß auch ein anderer mit ihr tanzen dürfe. Schon legte mein Bruder den Arm um sie. Zufällig fiel sein Blick auf mich; ich starrte ihn mit Augen an, aus denen meine plötzliche heiße Eifersucht hellauf blitzte. „Du . . ." murmelte ich dazu, mit erstickter Stimme, und blickte auf den Arm, den er um die Taille des Mädchens geschlungen hatte.

Mein Bruder schien das sofort verstanden zu haben. Denn ich bemerkte, wie sich der Raum zwischen ihm und seiner Tänzerin mehr als nötig vergrößerte; er hatte seinen Arm so weit als möglich zurückgezogen.

Aber dies genügte mir nicht. Ich ging, nach den ersten Augenblicken der übergroßen Erregung, geradeswegs auf das Paar zu und hielt es an. Das Mädchen und alle Anwesenden betrachteten mich mit Verwunderung. „Ich will nicht, daß Sie mit anderen tanzen, Fräulein Lieschen."

Noch einen Augenblick Stillschweigen, dann brach die ganze Gesellschaft, meinen Bruder ausgenommen, in lautes Gelächter aus.

Dies ernüchterte mich. Ich begriff meine Lächerlichkeit. „Entschuldigen Sie, entschuldigen Sie," stotterte ich, stürzte auf meinen Hut zu und fort. Kaum, daß ich noch jemand grüßte.

Nachdem ich einige Stunden umhergelaufen war, hatte ich mich beruhigt. Ich nahm mir vor, einen Entschuldigungsbrief an die Gesellschaft zu schreiben, aber niemals wieder in ihren Kreis zurückzukehren. Ferner stellte ich für mich selber folgende absolute, dogmatische Formel auf: „Du wirst nur ein Mädchen lieben und heiraten, das niemals getanzt hat noch tanzen will."

Mit dieser Formel im Kopfe traf ich zu Hause ein. Meine Mutter und meine älteren Schwestern lachten, und mein Vater lachte mit. Ich war sehr ärgerlich, daß mein Bruder die Sache erzählt hatte, und ging auf ihn zu, um es ihm zu sagen.

Aber er schnitt mir das Wort ab: „Ich will, daß du dich zuerst entschuldigst."

„Ja, ich bitte dich um Entschuldigung," erwiderte ich ingrimmig.

2

Einige Tage nach diesem Geschehnis, gegen Ende des Novembers, als die Stadt in Nebeln lag und ich in den Fesseln einer unbestimmten süß-melancholischen Sehnsucht, erhielt ich von Otto Sandling einen Brief.

Digitized by Google

„Lieber Asenkofer," schrieb er, „welch ein vergeßlicher Mensch bist Du doch, und wie leicht verläßt Du Deine Freunde!

Da ist Karl Steinhart, der schon zwei Wochen lang, seit seiner Rückkehr von Berlin, alle öffentlichen Straßen und Plätze der Stadt, alle Wirtshäuser und Cafés nach Dir absucht und nun glaubt, Du wandeltest unter einer Tarnkappe. Ein so flüchtiges Herz hast Du, und wir leiden darunter.

Glaube nicht etwa, daß mich Dein Streit mit Franz Treber irgendwie gegen Dich aufgebracht hätte! Er hat mir die Sache erzählt, aber da ich eben mit einer Liebe zu Ende gekommen bin, habe ich ihn ausgelacht und alles natürlich gefunden.

Zurzeit bin ich ganz ohne Interessen und tange also zur Freundschaft.

Karl Steinhart und ich erwarten Dich morgen abend in der Wohnung Steinharts am Bavariaring. Wir grüßen Dich

Otto Sandling. Karl Steinhart.

Bei Steinhart gibt es zwei hübsche Schwestern. O. S.

... die aber dem Auge des Unparteiischen häßlich vorkommen wie die Nacht. K. St."

Als ich diesen Brief gelesen hatte, traten fröhliche Schatten aus der Kindheit vor meine Seele. Lange Jahre war es her, daß ich mit diesen Schwestern Steinharts unbändig herumgetollt hatte. Ich erinnerte mich ihrer Gesichter nicht mehr. Doch fiel mir ein: die Jüngere hatte grüne Augen. Jedenfalls war ich neugierig auf ein Wiedersehen.

Am Abend des anderen Tages begab ich mich zu Steinhart. Sandling befand sich schon bei ihm, und beide überhäuften mich mit freundschaftlichen Vorwürfen, daß ich sie während langer Monate vernachlässigt hatte. Meine Rührung war groß; und als Steinhart seine wohlbekannte schlechtriechende Tabakspfeife in Brand gesetzt und das Zimmer mit dichtem Qualm erfüllt hatte, wozu Otto Sandling auf dem Klavier eine schauerlich klingende „Tabak-Sinfonie" intonierte — murmelte ich überglücklich vor mich hin: „Tadellos, einfach tadellos." Die Welt schien mir in der Tat ihre Vollkommenheit und alle Sorge ihren Abschluß gewonnen zu haben. „Ja, ja, Asenkofer," sagte Steinhart weichherzig. — „Jetzt warte ich auf nichts mehr," erwiderte ich.

„... als auf Karls Schwestern," schrie Sandling lachend, ohne sich im Spiele zu unterbrechen.

Eben öffnete sich die Tür; eine der Schwestern erschien und rief: „Sie wissen doch, daß mir die Musik zuwider ist; warum spielen Sie dann, Herr Sandling?"

„Ce n'est que pour vous fâcher, fâcher," sang der Angeredete mit fürchterlicher Stimme, „fä-ä-ä-ächer, fäche-e-er." Dazu trommelte er noch einige sehr energische Akkorde.

„Er hat ganz recht," sprach eine dritte Stimme. Die andere Schwester war eben eingetreten.

„Mirzl Steinhart, Elsa Steinhart, meine Schwestern. Ihr kennt euch schon lange."

Digitized by Google

Wir setzten uns alle fünf lachend an den Tisch, und während wir die gemeinsamen Erinnerungen unserer Kindheit austauschten, hatte ich Muße, die Schwestern zu betrachten.

Elsa Steinhart war, wie ich leicht ausrechnen konnte, achtzehn Jahre alt. Ihre Hautfarbe ging ins Bronzene, die Augen waren vom tiefsten Dunkel, ihr Gesicht hatte rein griechische Züge. Ihre Gestalt war voll, fast zu voll. „Eine arabische Pallas," dachte ich mir. Und ich ließ meinen Blick auf ihrem glänzenden Schwarzhaar haften.

„Wissen Sie noch," begann die Jüngere, „wie wir einmal einem Blechhändler sein Zinkblech aus dem Hofe gestohlen und es ihm dann vorn im Laden wieder verkauft haben, um vierzig Pfennige?" Während alles lachte, richtete ich mein Auge aufmerksam und eilig auf die Feindin der Musik, die jüngere Schwester Steinharts.

Man hätte auch ihr achtzehn Jahre gegeben. In Wirklichkeit konnte sie nur sechzehn zählen. Die Augen waren grün. Das Haar blond, im Gegensatze zu dem ihrer Geschwister. Die Hautfarbe war hell und frisch und stach gegen die ihrer Schwester ab. Aber ihr Gesicht war von dem gleichen edeln, griechischen Schnitte. Die Stirne hoch, aber durch Locken lieblich verdeckt.

Wir sahen uns an. Irgend etwas, ein unbenennbarer Strom rieselte mir durch den Körper. Ich wurde ganz ungeduldig dabei. Ihre meergrünen Augen öffneten sich weiter, es glänzte ein Licht in ihnen auf.

Sandling fragte: „Warum hassen Sie eigentlich die Musik?" — „Das kann Ihnen doch gleich sein," antwortete sie. Wiederum sah sie auf mich, der ich ihr mit den Augen dankte; denn von diesem Augenblick an war ich auf Sandling eifersüchtig.

„Nun ja, es interessiert mich, Fräulein Mirzl. Ein junges Mädchen, das die Musik haßt ... Was sagst du dazu, Aſenkoſer?"

„Ich sage, daß Fräulein Mirzl schöner ist als ihr Name. ‚Mirzl' gefällt mir gar nicht." Ich sagte dies aus plötzlicher Gehässigkeit gegen Sandling.

„Auch ich finde den Namen gewöhnlich," sprach Fräulein Mirzl. „Wissen Sie einen schöneren?"

„Miriam zum Beispiel. Es ist die arabische Übersetzung Ihres Namens."

„Miriam, sagen Sie! O, das ist prächtig, das ist feierlich. Ich will Miriam heißen ..."

„Nichtsdestoweniger," meinte Sandling, „finde ich es seltsam, daß Fräulein Miriam" — er betonte den Namen ironisch — „die Musik haßt."

„Meine Tabakspfeife hasse ich nicht," warf Karl Steinhart mit einigem Pathos ein.

„Ja, und dabei ist Fräulein Miriam selber eine Künstlerin. Ich bewundere zum Beispiel ihre Malereien," rief Sandling. Diese Bemerkung mißfiel mir. Was gab ihm ein Recht, sie zu bewundern. Das heißt, korrigierte ich mich, er hat das Recht, aber ...

„Mais allez chercher vos peintures. Il les admirera," fuhr Sandling fort.

Digitized by Google

Dies brachte mich in Zorn. „Du willst mit deinem Französisch imponieren," sagte ich. „Sprich Deutsch, ich liebe Französisch nicht (dies war die reine Lüge), und dein Akzent ist schauderhaft."

Sandling betrachtete mich ein wenig befremdet und gereizt. Glücklicherweise forderte uns eben Steinhart auf, mit ihm in ein Café zu gehen. Wir verabschiedeten uns von den Schwestern und gingen. Als wir auf der Straße waren, sprach Sandling scherzend: „Mir scheint, Asenkofer, du hast Feuer gefangen. Es geht schnell bei dir."

Steinhart lachte.

„Kann sein," entgegnete ich. „Aber ein Wunder ist, daß du dich schon wieder in Damengesellschaft wagst. Du siehst heruntergekommen aus, zehn Jahre älter, als du bist."

„Kann auch sein."

„Ja, Sandling, du studierst dich noch zu Tode," spottete Steinhart gutmütig. Unsere aufkeimende Gereiztheit löste sich in einem befreienden Lachen.

Was aber mich betrifft, so las ich im Café anscheinend Zeitungen von ganz großem Format. In Wirklichkeit verbarg ich meinen Kopf dahinter, um ungestört an Steinharts Schwester denken zu können. Denn die schöne Miriam mit den meergrünen Augen wollte mir nicht aus dem Sinn.

Trotz des Eindruckes, den Miriam auf mich gemacht hatte, kam ich bis gegen die Weihnachtsfeiertage hin nicht mehr in die Wohnung Steinharts. Wohl aber hatte ich zahlreiche Zusammenkünfte mit Otto Sandling und Karl Steinhart. Aber unser Treffpunkt war in der Wohnung Sandlings. Dies hatte ich selbst so vorgeschlagen. Vielleicht, daß ich mir sagte, jener werde mir bei Miriam den Rang ablaufen; denn obzwar er jünger war als ich, stellte er äußerlich mehr vor. Vielleicht, daß ich aus seiner lässigen Haltung auf eine längere Bekanntschaft und auf ein älteres Verständnis mit dem grünäugigen Mädchen schloß. Jedenfalls wunderten sich Steinhart und Sandling, daß ich nie eine Frage nach den zwei Schwestern stellte.

Steinhart kam sogar zuweilen zu mir in die Wohnung. Meine Mutter empfand wenig Sympathie für ihn, weil er mich, nach ihrer Ansicht, neuerdings zu abendlichen Ausgängen verführte. Steinhart hingegen, der ihre Gedanken nicht kannte, faßte eine große Hochachtung vor ihr und suchte dies bei jeder Gelegenheit in seiner biederen Weise auszudrücken. Vater zeigte seit einiger Zeit eine große Fröhlichkeit, eine heitere Geduld in seinem Leiden; dies bewirkte, daß wir unser Unglück nicht mehr so schwer empfanden, wie es war, und alle etwas freier atmeten, Muttern ausgenommen, da ihr die viele Arbeit keine Zeit hierzu ließ. Jetzt, im Winter, waren ihre Wasch- und Putzplätze doppelt hart. Manchmal war sie unsäglich müde.

Aber dagegen gab es in der Tat keine Hilfe. Sogar mein Bruder, obzwar er ein Mensch von tief bohrenden und ausdauernden Gefühlen war, brachte des öfteren seine Abende auswärts zu, bei Freunden, wo er mich in Erinnerung an die Tanzkomödie nicht mehr einführte.

Digitized by Google

Ich hatte ihn einmal zu Saudling eingeladen, wobei auch Steinhart sich einfand. Was mir, besonders im Anfange, Saudling in gewissem Sinne interessant gemacht hatte: jene zur Schau getragene Müdigkeit und Nachlässigkeit eines Menschen, der viel gelebt hat, — gerade das empörte meinen Bruder. Er nannte es Arroganz und schändliche Antizipation aus dem Greisenalter. „Wenn er etwas ist," bemerkte er mürrisch, „warum nimmt er dann fremde Rollen an? An Steinhart ist zehnmal mehr Ehrlichkeit, der Mensch hat einen besseren Inhalt."

Steinhart selbst sprach sich einige Tage nach jenem ersten und letzten Besuch, den mein Bruder unserem Kreise machte, über ihn aus: „Dein Bruder muß sehr ehrlich sein, auch viel genauer als du, nur ein wenig galliger. Aber das gefiel mir. Wie schade, daß wir ihm nicht gefallen haben."

Saudling sagte hierzu: „Ich weiß so viel, daß wir zwei nicht zusammenpassen." Eine weitere Erklärung war nicht aus ihm herauszubringen. Ich aber ärgerte mich, daß Steinhart meiner Mutter und Saudling meinem Bruder nicht genehm war, und versteifte mich darauf, ihre Gesellschaft zu meiner ausschließlichen zu machen.

Einmal, kurze Zeit nach Weihnachten, war ich sehr rührselig. Ich hatte meinen zwei Freunden eben eine längere Rede gehalten, des Inhalts, daß die Freundschaft der Liebe um vieles vorzuziehen sei. Während ich noch über meine Worte nachsann, kam mir von irgendwoher der Gedanke: Ob wohl die grünäugige Miriam schon getanzt hat? Und ich fragte sogleich ihren Bruder.

„Freilich, das ginge ihr gerade noch ab," antwortete dieser im Tone edler Entrüstung. „Erst soll sie Strümpfe stricken lernen." Und nach einer kleinen Pause: „Übrigens paßt die Frage gar nicht zu deiner Rede. Freundschaft steht ja höher als Liebe." Er lachte und trank herzhaft. Ich aber griff nach einer Aussichtskarte und schrieb: „An Fräulein Miriam Steinhart, Bavariaring Nr. . . . Der verehrten Musikfeindin sendet herzliche Weihnachtsgrüße. K. A."

Am Silvestertag erhielt ich die Antwort: „Warum hat man Sie gar nicht mehr wiedergesehen? Kommen Sie heute abend zu uns, aber ohne den Musikfreund Herrn Saudling. Mit Einladung und Gruß im Namen der Familie Steinhart Miriam St."

An diesem Billett waren zwei Dinge, die mich erfreuten. „Ohne den Musikfreund Saudling" und außerdem der Strich unter Miriam, der besagte, daß sie an dieser meiner Erfindung festhielt.

Am Abend dieses Silvestertages lernte ich Frau Steinhart aufs neue kennen. Die Frau war lebhaft, witzig und noch schön, trotz der neun oder zehn Jahre, die sie inzwischen älter geworden war. Herr Steinhart war noch dicker geworden, auch noch grämlicher, wie mir schien. Er sprach über griechische Klassiker und französische Moralisten, die er aus Übersetzungen kannte, deren Kenntnis ich aber bei einem bloßen Geschäftsmanne nicht vermutet hätte. Seine Sprechweise war bestimmt, knapp und dennoch liebenswürdig. Indes blieb er nur kurze Zeit und ging dann aus. Seine Frau rief ihm nach: „Daß du doch immer ausgehen mußt, trotz deiner Gicht."

Digitized by Google

Zu sagen ist, daß wir einen sehr schönen Abend verlebten. Ich saß neben Miriam; ich fühlte, daß mir wieder irgendein Unnennbares, Köstliches durch den Körper rieselte; kaum daß ich mich vor freudiger Erregung ruhig halten konnte. Ihre Augen blitzten.

„Wie niedlich jetzt diese Miriam tut," begann da Elsa Steinhart. „Gestern zum Beispiel hätte man nicht geglaubt, daß sie so fein kann."

Miriam errötete.

Ich erriet, daß Elsa unzufrieden war, weil ich mich zu wenig mit ihr und zu viel mit ihrer jüngeren Schwester beschäftigte. „Warum, was war gestern?" fragte ich.

„Ja, du," sprach Karl, „es ist arg mit ihr. Gestern haben sich die zwei gestritten, und weil sie nicht recht hatte, verfiel sie in Krämpfe, so zornig war sie."

„O, so schlimm wird es doch nicht gewesen sein." Ich sah auf Miriam.

„Was kann ich dafür, daß ich nicht so kalt bin wie ihr Eisbären," verteidigte sie sich.

„Sie haben ein heißeres Blut, Fräulein Miriam," setzte ich höflich hinzu.

„Und leider läßt Vater gerade ihr alles hingehen. Sie ist nun einmal sein Liebling. Da wächst dann die Heißblütigkeit." Nach diesen Worten der Frau Steinhart rollte die Unterhaltung wieder in das alte, vergnügliche Geleise zurück.

Miriam brachte einige ihrer Malereien herbei. Es war viel Ungeduld in diesen schwermütigen, merkwürdig einfachen Nacht-Landschaften, die sie mit einigen frechen Strichen hingeworfen hatte. Mich erstaunte die Düsterheit der Auffassung. Es sprach eine glühende, fast bedrohliche Sehnsucht aus diesen Versuchen.

Kurzum, als ich nach Mitternacht und nach dem „Prosit Neujahr!" die Familie Steinhart verließ, hatte ich Herz und Kopf wieder gründlich voll von Miriam.

„Aeukefer," sagte Karl zum Abschied, „seit ich Buchdrucker bin, haben mich fast alle im Stiche gelassen. Ich bin zu oft allein. Es fehlt mir an Gesellschaft. Wenn du öfter zu mir kommen wolltest . . ."

„Ja, warum hast du das nicht früher gesagt! Hätte ich das gewußt, so hätte ich mich nicht bitten lassen. Natürlich werde ich kommen, tagtäglich, wenn du willst. Laß dich umarmen!" Und ich umarmte Karl Steinhart.

Als ich heimstampfte auf dem leise seufzenden Schnee, dachte ich daran, daß ich eigentlich gelogen hatte; denn ich hatte schon lange von der Vereinsamung Karls gewußt. O Miriam!

Aber ich dachte auch daran, daß ich ihn jetzt mehr liebte als zuvor, mehr, als ich je einen Freund geliebt hatte. Und ich hatte ihn so herzlich umarmt. „Das macht, er ist vom gleichen Blute wie sie," erzählte ich mir.

Freudengeschrei und Gelächter hörte ich von den nächtlichen Schwärmern. Oder, richtiger, ich hörte es beinahe nicht.

Digitized by Google

Ich legte den Kopf zurück und ließ mir die dicken, weichen, kühlen Schneeflocken auf das erhitzte Gesicht fallen.

Die ersten zwei Wochen des neuen Jahres kam ich nun tagtäglich zu Steinhart. Er war mir überaus dankbar. Und ich ihm, ohne daß er es wußte.

Während dieser Zeit sah ich Miriam alle Tage. Sie besuchte eine höhere Töchterschule, mit der sie sehr unzufrieden war. „Ich passe nicht hinein," sagte sie, „ich habe keine Anlagen zum Backfisch." Wir machten ihre Aufgaben zusammen. Dabei lernte ich ihren lebhaften, hochfliegenden Geist kennen. Bald sah ich ein, daß sie mir nicht nur mit ihrer Phantasie voraus war, sondern mit ihrer ganzen Art, die Dinge aufzufassen, trotz ihrer Jugend; sie nahm einen höheren und beweglicheren Standpunkt ein, gleichsam von Geburt aus und nicht nach einer langen Kette von Reflexionen. Und ich erstaunte über den unvergleichlichen Reichtum ihrer Natur.

Natürlich liebte ich sie; aber ich hatte meinem Gefühle noch keinen Namen gegeben. Obzwar ich bemerkte, daß sie mir zugeneigt war, wagte ich nicht zu glauben, daß sie mir beschieden sei. Mein Mangel an Selbstbewußtsein machte mich melancholisch. Und jeden Abend nahm ich mir vor: „Heute gehst du das letztemal zu Steinharts."

Nachdem ungefähr vierzehn Tage in diesem Hinwarten vergangen waren, wurden Karl und ich wieder einmal von Sandling eingeladen. Bei meiner Ankunft in seiner Wohnung fand ich leicht heraus, daß Karl Steinhart schon einige anzügliche Witze über mich gemacht hatte; denn jener lächelte verräterisch.

Eine Stunde lang sprach ich mit ihnen in großer Lebhaftigkeit über das „soziale Elend" und über seine Folgen. Ich erzählte einiges aus der harten Vergangenheit meiner Familie und erging mich dann in den bittersten Sarkasmen über die „Engherzigkeit und die verschrobene Niedrigkeit" meines Geistes, von der ich eine schmerzliche Empfindung hatte, seit ich Miriam kannte.

Nachher fiel ich plötzlich in Schweigen und schwieg drei, vier Stunden lang. „Sehr müde bin ich," sagte ich, als wir uns trennten.

Nichtsdestoweniger schlug ich dann in einsamer Melancholie den Weg zur Bavariahöhe ein, obgleich ich in Haidhausen wohnte. „Ich bin doch gar nicht müde," redete ich für mich hin. „Aber warum soll ich jenen Vorträge halten, wenn sich hinterher herausstellt, daß sie alles schon als Bestandteil in sich tragen, was ich als vornehm zu entdecken vermeine. Sie tragen es in sich und brauchen gar nicht darüber nachzudenken. Und ich, ich muß die Logik zu Hilfe nehmen. Haha," lachte ich verächtlich, „da ist einer, der durch die Logik vornehm werden will! Natürlich, Miriam ist von der anderen Art. Ich bin zu unansehnlich für sie." Dann dachte ich unwillkürlich an die große, breite Gestalt Otto Sandlings. „Aber den liebt sie doch nicht," tröstete ich mich. „Gleichwohl, mir ist sie nicht bestimmt. Es ist schade."

Vor mir lag nun im glitzernden Schnee die Theresienwiese. Der Mond warf seine Strahlen auf die Ruhmeshalle, die Säulen traten blendend und

Digitized by Google

harmonisch heraus, nur zum Teile verdeckt und verschattet durch die Riesenstatue der Bavaria. Ich wurde ruhiger bei diesem Anblick.

Dann stieg ich zur Höhe hinauf und schaute von dort aus lange hinüber zu dem Hause, in dem ich Miriam schlafend wußte.

Am anderen Morgen erwachte ich in heftigem Fieber. Ich hätte mich erkältet, sagte der Arzt, und konstatierte eine Lungenentzündung.

Daran war ich sechs Wochen krank. Ich war von leidvollen Träumen gequält, von denen mir besonders einer noch lange im Gedächtnis blieb: Ich saß im Freien, auf einem Kilometerstein der Landstraße und hatte das Gefühl, einen unbeschreiblichen, fürchterlichen und aufwühlenden Schmerz erlebt zu haben. Ich saß da und weinte unaufhörlich. Eine Reihe Menschen zog an mir vorbei. Zuerst meine Mutter. „Da sitzt du nun," zankte sie, „und bildest dir ein großes Leid ein. Und wirst kein Examen machen, sondern ein Lump werden. Alle meine Mühe war umsonst." Dann erschien mein Bruder. Dieser maß mich stolz vom Kopf bis zu den Füßen. „Nun ja," meinte er schließlich mit Kennermiene, „du stehst eben so zwischen Kindheit und Pubertät. Da übertreibt man alles. Die Sache ist nicht gefährlich. Sie erklärt sich ganz einfach aus der Physiologie der Sinnesorgane." Damit ging er selbstgefälligen Schrittes weiter. „Aber es tut schrecklich weh," schrie ich ihm nach. „Nun ja, nun ja," antwortete er aus der Ferne, „du übertreibst auch viel. Das macht der Eintritt der Pubertät . . ."

Auf ihn folgte Karl Steinhart, und noch manche andere, die mir alle ein hartes Wort gaben. Am Ende des Zuges erschien Miriam. „Erbarmen, Miriam, Erbarmen," rief ich. Sie aber ging in tiefem Stillschweigen vorüber; der Zug verschwand in weiter Ferne, ich aber stürzte, vom Schmerze überwältigt, herab von meinem Sitze und verlor das Bewußtsein.

Als ich genas, erzählte mir Mutter, daß ich im Fieber wiederholt zwei Sätze gerufen hatte: „Saudling, du siehst mich so seltsam an! Miriam darfst du nicht so ansehen!" Als ich dies hörte, fiel mir ein, daß ich mich wirklich einmal über den Blick gewundert hatte, mit dem mich Saudling aus seinen stahlblauen Augen anzusehen pflegte. Aber was hatte das mit Miriam zu tun? Was lag überhaupt an seinem Blick! Das lag ihm eben so in der Natur.

Als ich gänzlich genesen war, sehnte ich mich nach Miriam. Es schien mir, als müßte ich nun endlich zu erfahren suchen, ob sie mich liebe.

Da klopfte eben Karl Steinhart an die Tür. Er war während meiner Krankheit öfter gekommen. Heute brachte er mir Blumen und Glückwünsche von seinen Schwestern, „besonders von Miriam," bemerkte er und lächelte, überglücklich, mich gesund zu sehen. „Sie haben wohl eine große Plage mit Ihren zwei Kranken gehabt, Frau Asenkefer?" sagte Karl, im Bestreben, meiner Mutter seine Hochachtung auszudrücken.

„Was meinen lieben Sohn betrifft," scherzte Mutter, „so ist er gesund eine größere Plage als krank."

Digitized by Google

„Geben wir zu euch," bat ich Karl Steinhart. Als ich Miriam wiedersah, verstand ich endlich und wagte ich zu verstehen, daß sie mich wirklich und wahrhaftig liebte. So grüßen sich nur Menschen, die sich lieben, so wie wir uns damals grüßten. Und dann, als wir am Tische saßen — die ganze Familie Steinhart war anwesend — da sprach ich mit leiser, weicher Stimme: „Ich bin so glücklich bei Ihnen, ich liebe Sie alle."

Als niemand auf mich merkte, fuhr ich mit meiner Hand verstohlen über Miriams Finger. Wir saßen nämlich eng nebeneinander. Und diese Finger waren heiß und zitterten freudig, wenn ich darüberfuhr. Wie glücklich, wie glücklich waren wir!

„Ihr sitzt ja nebeneinander wie ein richtiges Liebespaar," meinte Karl.

„Ja, machen Sie nur noch schnell die Chiffre aus für die postlagernden Briefe. Oder haben Sie schon eine?" scherzte Herr Steinhart.

„Gewiß," antwortete ich gedehnt und blickte langsam auf Miriam, „wir haben schon eine. M. St. 45. Landwehrpostlagernd. Nicht wahr, Fräulein Miriam?"

Die Familie Steinhart lachte. Miriam indessen lachte nicht, sondern wiederholte: „Gewiß, M. St. 45. Landwehrpostlagernd."

Wir hatten uns also verschworen. Und während die Gesellschaft lachte und an einen Scherz glaubte, ergriff ich ein Stück Papier und schrieb darauf die Chiffre. Ich gab es Miriam öffentlich hin: „Nehmen Sie, damit Sie nicht etwa vergessen."

Die Familie Steinhart aber lachte aufs neue.

„Das ist doch gelungen," rief Frau Steinhart.

„Ja," sagte ich zu mir mit fast bösem Lächeln, „das ist gelungen." Meine Seele aber füllte sich alsbald mit Glück bis obenauf.

Das Gespräch kam auf Saudling. „Wie seltsam übrigens der Blick dieses Menschen ist!" äußerte Miriam.

„Hat er Sie mit diesem Blick angesehen?" fragte ich in eifersüchtiger Bestürzung. Niemand verstand den Sinn meiner Frage, auch ich selber nicht. Trotzdem entgegnete Miriam: „Ja, aber ich habe den Blick nicht angenommen." Der Sinn dieser Antwort war wieder allen unverständlich, auch Miriam selber.

Man redete sogleich von anderen Dingen. Aber nicht lange; denn ich war so erfüllt von Glück, daß ich nicht mehr stille sitzen konnte und mich bald verabschiedete.

Ich wußte, daß Miriam mich liebte. Von diesem Tage an versank alles für mich. Nur Miriam blieb übrig. Weder begriff ich andere Ziele außer ihr, noch fühlte ich mich irgend jemand anderem verpflichtet. Nicht einmal meiner Mutter. Gegen alles ward ich taub und, wenn das nicht anging, widerspenstig; wie ein Hangenbamer, der da plötzlich aus der Reihe tritt und gegen sein bisheriges Leben protestiert und Hab und Gut vertrinkt.

Nach Jahren habe ich einmal mit Muttern über diese Zeit gesprochen. Sie erzählte mir, daß sie damals fast immer kränkelte; daß meine älteste Schwester

Digitized by Google

Tag und Nacht stickte und schließlich in Gefahr geriet, das Augenlicht zu verlieren. Ich wußte nichts von alledem.

Meine jüngste Schwester schmeichelte sich vergeblich an mich heran. „Ich weiß kein Märchen mehr," flüsterte ich ihr in die Ohren, „und übrigens bin ich nun selbst ein Märchen."

3

Am Morgen des folgenden Tages — es war einer der letzten Tage des Februars — trieb ein lauer Wind durch die Straßen und erweckte das Gefühl des nahenden Frühlings. Bald aber regnete es. Als der Regen vorüber war, schien die Sonne, aber nur für ganz kurze Zeit. Und nachher schneite es.

Ich war den Vormittag über in allerlei Gedanken versunken. Um mich zu zerstreuen, wollte ich ein Gedicht machen, zu Ehren der geliebten Miriam. „Ein Gedicht, das ist unbedingt nötig," sagte ich mir. Aber es fiel mir nichts ein und schließlich kam ich auf das Wetter. Ich schrieb:

Der Himmel zieht in Grau sich an,
Es dunkelt unaufhaltlich,
Ein Sonnenstrahl zuckt dann und wann
Verzweifelt aber schmählich.

Die Erde reibt die Augen aus,
Als wollte sie erwachen,
Mit Pathos viel und Sturmgebraus,
Daß alle Bäume krachen.

Dann sieht sie sich verschlafen um.
Es scheint ihr noch zu frühe.
Sie streckt sich träg und nickt ganz dumm:
Das Aufstehn macht viel Mühe.

Und gibt den Wolken einen Wink
Mit herrischer Gebärde.
Ein neues Bettuch deckt gar flink
Die faule, faule Erde!

Ich stellte mir vor, daß es mein Prestige ins Ungeheuere steigern würde, wenn ich dieses Gedicht dem Briefe an Miriam beilegte und es ihr widmete.

Aber das war es eben, was ich mich fragte: Dürfte ich Miriam einen postlagernden Brief schreiben? Da beträge ich die Gastfreundschaft der Familie Steinhart, hielt ich mir vor. Aber, tröstete ich mich andererseits, öffentlich könnte ich nicht von meiner Liebe reden. Und ich müßte ihr doch davon reden, um jeden Preis. Ich sei allerdings zu jung für das „Offizielle", gewiß; Herr Steinhart würde mich auslachen. Aber ich sei alt genug, um zu lieben. Ich

Digitized by Google

liebte ja schon. Wenn der Brief, den ich zu schreiben im Sinne hätte, ein Fehler sei — nun, ob daran nicht die Umstände allein schuld seien? Ein Verbrechen, das gleichsam aus dem „Milieu“ entstehe! Ich lachte für mich hin. — Übrigens ginge Miriam heute auf die Landwehrpost; irgend etwas müßte ich also schreiben; und warum dann nicht gleich von dem Wichtigsten, von meiner Liebe. Ich würde es später ihrem Bruder eingestehen, so bald wie möglich. Er würde verzeihen und zu mir halten.

Ich zauderte bis zum Nachmittag. Dann aber entschloß ich mich und schrieb an Miriam. Mein Brief enthielt außer jenem Gedicht, von dem ich mir einen großen Erfolg versprach, nichts Außergewöhnliches. Wie natürlich, sprach ich von der Sonne, die mir aufgegangen sei — obgleich draußen alles verdüstert aussehe. Diese Gegenüberstellung hielt ich für sehr geistreich. Dann nannte ich sie die Frühlingskönigin, für die ich in meinem Herzen einen Thron bereitet hätte. Dies war nicht ganz neu, erschien mir aber so. Ach, und wie war ich dabei glücklich! Ich schloß:

„Vielleicht kommen Sie morgen, nachmittags um fünf Uhr, an das große Portal der Paulskirche. Finde ich Sie nicht dort, so werde ich wissen, daß ich zu viel gehofft habe.“ Und von einer großmütigen Regung erfaßt, fügte ich bei: „Aber auch dann, liebe Freundin, werde ich Ihnen nicht zürnen. Einstweilen jedoch erwarte ich Sie morgen und grüße Sie bis dahin mit zutraulichen Grüßen.

Ihr K. A.“

Hernach legte ich mich wieder zu Bett. „Bist du krank?“ fragte Mutter.

„Nein.“

„Warum gehst du dann nicht zur Universität?“

„Ich mag heute nicht.“

„Wirst du auch deine Stunde nicht geben?“

„Nein, ich kann heute nicht. Sei nicht bös!“

„Nun ja,“ sagte sie verdrossen. „Um eine Mark arbeite ich einen halben Tag und friere und hungere dabei. Dir aber ist eine Stunde zuviel. Zu essen gebe ich dir jedenfalls nichts.“

„Nicht nötig, ich bin satt, Mutter.“

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Rococo von Wilhelm Schulz

Die Schauer im Don Giovanni

Von Rudolf Hans Bartsch

Es war einmal ein rasiges, wiesenhaftes Wien.

Um die Stadt hielten sich die grünen Bastein an den Händen: gar kein eherner Reifen. Nein, wie ein Ringelreihen lachender Mädchen. Bocksbart, violetter Salbei und sonnenfarbiger Löwenzahn wuchsen sorglos, das Gras wehte jedem Wind zuliebe, ganz so wie das große Kindervolk in jener Stadt, und ein hellgraublauer Invalidenfeldwebel hütete die kleine Halmbrut vor den zahllosen Kindern, welche mit eben dieser Zahllosigkeit schuld wurden, daß später graue Steine über die liebliche Rasensanftheit wuchsen.

Die Vorstädte lagen ringsum auf Wiesenhügeln oder in Bachsenkungen. Und die Wiese war Königin der Gegend. Unverwüstlich brach sie selbst mitten in den heutigen inneren Bezirken aus der Erde, und alle Gassen waren rasig, weil das jubelnde Grün sogar zwischen den Pflastersteinen übermütig herauslachte. Die Natur neckte sich noch mit der Stadt; es war eine Kinderei ohnegleichen, und rechte Kinder des weinsonnigen Landes hatten auch diese Stadt gebaut.

Nicht hoch hinaus. Auf Zins und Miete wohnten damals so wenig Leute, daß in der Vorstadt ein zweites Stockwerk schon als protzig galt. Dazu vermochten diese hell lebendigen Menschen die Infamie der Baulinie noch nicht zu erfinden. Die Häuschen lagen wie aus dem Ärmel des lieben Gottes geschüttelt: Die einen über Eck, andere schon in die Gartenferne zurückweichend, da und dort griff ein weingetreues Wirtshaus bedarfend mitten in den Fahrweg vor und zog die Langfront der Giebelstellung vor, weil Fuhrleute Raum haben wollen. Und in den Straßen lag die Sonne, und in den Straßen lag die Ruhe und die Bedächtigkeit. Der breite, volle Spruch: Heute bin ich, und das Morgen hat Zeit. In unseren Tagen ist es eine Kostbarkeit, wenn der Sonnenstrahl bis auf den Straßengrund gelangt, eine Erstaunlichkeit, wenn sich dort ein Hund im warmen Scheine blinzelnd streckt, und ein Märchen, wenn ein Kätzlein die beneidenswerte Himmelsgnade auf seinen faulen Pelz brennen läßt. So ein Kater, der sich sonnt, ist wie ein Symbol der guten alten Zeit.

Damals war die Stadt eine Versammlung heimtrauter Anwesen, und über die Häuser hinweg grüßten sich winkend die Bäume der Nachbargärten. An der Mauer hing reichlich die Rebe, die wunderkräftige Rebe, welche eines ganzen Volkes Charakter bestimmen kann.

Damals war die Vorstadt Sommerfrische. Die beweglichen, reisegewohnten Künstler sogar, die leichtlebigsten Naturkinder, welche für einen grünrauschenden Sommer Schulden machen konnten, zogen nicht weiter als bis in die Vorstadt. Meister Wolfgang Amadé sogar, der nur zwei Werte kannte, den Tag und die Ewigkeit, der das Morgen mitsamt seinen Reimen Borgen und Sorgen auslachte, dem war es genug, wenn er für den Sommer in Vorstadt oder Vorort ein vom Rauschen der Bäume ummusiziertes Gartenhäuschen hatte.

Digitized by Google

Dort schrieb er dann Sachen, über welche das Herz der ganzen Welt hüpfte und lachte. Das wiesenreiche Wien schaute ihm dabei über die Schulter. Jetzt im Herbst nahm er Abschied von der Wiese. Wenn er wiederkam, lag Allerheiligenreif darüber. Es war schon hoher Oktober, und er mußte nach Prag zu dem Volke, das noch besser zu singen und zu klingen verstand als die Wiener, um ihnen dort seinen Don Giovanni vorzustellen.

Wolfgang Amadé ging mit seinem Freunde, dem Geheimschreiber Gilovsky, der von Paris gekommen war, über die Rasenhügel der Türkenschanze; Wolfgang Amadé im schönsten Staatsfrack, der auf Kredit zu haben war, in Strümpfen und Schnallenschuhen, Gilovsky in der Werthertracht. Blauer Frack, gelbe Weste, Stiefel mit Stulpen. Ein wilder Junge, dem die Haare wie Flammen auseinander standen; und seine Augen flackerten wie Lichter im Winde.

In der Ferne brannten die roten Buchenwälder des Kahlenberges.

„Der eine kommt, der andere geht," lachte Mozart, dem es wohltat, Plattheiten zu reden, wenn in seiner Seele der Aufruhr der Klänge wühlte. „Was gibt's Neues in Paris, Bruderherz?"

„Schwerwuchtig Neues," sagte Gilovsky. „Es rührt sich eine andere Welt, um zu entstehen. Die Franzosen werden ein neues, eisernes Zeitalter schaffen."

„Die Franzosen? Ach Gott nein. Das sind bloß Österreicher mit einer hübscher gefälteten Sprache. Ich glaube, die verklärten Seelen der Wiener kommen in Paris wieder auf die Welt."

„Nimm das nicht so leicht, Wolfgang. Was hast du von Paris gesehen? Die Pompadour, Straußenschweif und Reiherbusch, Brokat und Parkett."

„Und du?"

„Ich war anderswo. Bei den Winkelzeitungen, wo junge Bürgerliche, glühend wie unterirdisches Feuer, für hundert Franken im Monat um zehntausend Franken Genie verbrennen. Wo über den Freiheitskrieg in Nordamerika gewispert wird, daß sich ihn Frankreich auf den eigenen Schiffen, in den eigenen Regimentern importieren wird. Gib acht, Wolfgang Amadé, — ein Volk, in dem die ersten Siedebläschen steigen."

Mozart blieb stehen und schaute zu Boden. Die Musik in ihm schwieg. Nachhallend nur fielen ringsum von den goldenen Bäumen flüsternde Blätter. Wie verrieselnde Noten eines Scherzo, welches zu Ende ging.

Der junge, wilde Gilovsky in seiner Werthertracht aber zog ihn mit sich: „Hörst du, sie hassen dort das helle, frohe Genießen, und ich, Wolfgang Amadé, ich hasse es auch. Denn ich bin einer von der neuen Welt, das habe ich dort erfahren. Dort sind die Gassen eng, die Häuser hoch. Dort brütet in Staub und Brodem der Staub der Sonnenlosigkeit. Dort hockt die hohlwangige, skrofelfeuchte Wohnungsnot, das Elend der Masse, der maschinenstarke Druck der Industrie über jeder Brust. Hier in Wien gibt es das noch nicht, was sie in London Mob, in Paris Pöbel nennen. Hier hat der unterste Stand seinen Stolz und der Stolz seinen Grundbesitz. Dort aber hat ein böser Übermut den Menschen zur Schachtelware gemacht. Gedrängt sitzt dort das blaßwangige

Digitized by Google

Elend, — aber Wolfgang: es jammert nicht. Es brütet. Und das ist schön, — schön! Hier singt und leuchtet die Welt noch. Wien ist eine große Wiese, voll Grillen und Heupferdchen, die alle im schläfrigen Sonnenschein musizieren. Dort aber ist der Groll, das Stöhnen, der Seufzer, die Sehnsucht. Dort erlebst du das Wunder, daß Flammen aus dem Sumpfe steigen; die Flammen des Irrlichtes. Es ist schön, wunderschön, geheimnisvoll schön!"

Wolfgang Amadé fieberte leise. In ihm hatte stets wie hinter einem Vorhang ein kleiner, dunkler Raum gelegen, in dem Ähnliches träumte. Nun fingen dort seltsame Stimmen zu rufen an, die ihn mit Angst schüttelten. Stimmen, welche für seine Sonnenwelt das Jenseits bedeuteten. Sie hatten schon vor Jahren aufgeschrieen, als Graf Arco ihn wie einen Halunken aus den Diensten des Erzbischofs gestoßen hatte, und hatten von da ab stets einen leisen Unterton gesungen, wenn übermütige Adelige ihn begönnerten. Aber er liebte so sehr das Lachen, die bunten, schönen Kleider, die reichen, schönfrisierten Frauen, den Champagner und den Luxus, daß diese Stimmen selten sangen. Nur dann und wann schwang sich unendliche Wehmut wohllautvoll wie ein sterbender Schwan über die Welt seiner Melodien empor. Es war das österreichische Juchzen, von dem niemand sagen kann, ob es Lust bedeutet oder Weh, denn trunkene Arbeiter und Rekruten können es am besten.

Auch der kleinen Zofe Despinetta, so übermütig sie ist, hat er solche sehnsüchtige Töne gegeben, die wie geängstigte Lerchen über die abendlich verdunkelte Welt in das Sonnenreich hinaus wollen.

„Bruder Wolfgang," mahnte Gilovsky. „Hast du nicht einen Geheimverein gründen wollen, mit dem Namen ‚Die Grotte'? Einen Verein, in dem der Ernst des Lebens wie ein unterirdisches Wasser unter den Wiesenflächen der Sonne raunt und murmelt? Ich wüßte dir Mitglieder — — — —"

„Da muß ich dir gestehen," sagte Mozart, „daß wohl im Grunde meines Wesens der Widersacher stets eine Unterstimme hat. Aber das mit der Grotte war nur die Angst, die unsereins, als Menschenwolf, hat, sich nicht bestätigt und bekräftigt zu fühlen. Siehst du, lieber Gilovsky, man wünscht sich Mitschuldige. Aber freilich, wenn man dann einen sieht und hört, dann erschrickt man vor ihm und vor sich selber." — Und er lächelte: „Ich werde allein bleiben in meiner Grotte."

„Das ist," rief Gilovsky unwillig, „weil du für nichts anderes ein Herz hast, als für deine Noten!"

Und er sprach weiter von London und Paris und wiederholte, daß ihm die düsteren Gassen, die Unzufriedenheit als Seele aller Menschengröße tausendmal geliebter sei als alles Te Deum laudamus.

Mozart aber, das Kind, in welchem das Ja sonst lebendiger war als das Nein, schwieg mit bangem Herzen. Denn zwei gleich starke Mächte standen vor ihm und schauten ihn aus großen Augen an.

Er versuchte abzulenken und blickte in die Ferne, wo in den Buchenwäldern des Kahlenberges des Todes festlich rot und gelbe Fahnen wehten, darüber der begütigt blaue Himmel. — — — —

Digitized by Google

Wieder die beiden Mächte. Sie standen vor ihm und schauten ihn an.

Da schüttelte der geplagte Wolfgang Amadé die gepuderten Locken, daß der Zopf die Schultern schlug und ein leises Reismehlwölkchen im Herbsthauch davonflog. Er schüttelte sich wie ein Rößlein, das Bremsen verjagen möchte.

„Ein Glas Wein, Bruder," rief er dann. „Lassen wir jedem das Seine und vereinigen wir uns. Ich *will* vergessen, du *mußt* es. Ein Glas Wein, hier, vor diesem Häuschen? Wie schön winkt es uns zu!"

Gilovsky schüttelte den Kopf: „Du Leichtsinn! Du Leichtsinn!"

Sie blieben vor der kleinen Heurigenschenke stehen. Das letzte Häuschen von Währing. Eigentlich zwei aneinandergebaute; sie standen unter einem Dache. Links eine Wirtshaustür mit dem Föhrenzweigbüschel, des Herrgotts Zeigefinger, daß hier heuriger Wein zu haben sei. Zwei laubüberfallene Tische im Freien, eine vormittagstille Wirtsstube. Rechts eine Gärtnerei, und des Hauses ganze Hälfte überhangen mit Kränzen für Allerheiligen. Tiefblutviolette Blattkränze oder welschkorngelbe Reifchen, in denen mit schwarzen Samenkörnern eingefügt stand: Ruhe sanft. Die Astern, die Enterbten des Sommers, hatten hier ihren Beruf gefunden, und was sonst noch von der kinderfroh stehenden Schar der Blumen den Herbst überdauert hatte, alles war hier als Trödelkram des Totenfestes in Kränzen zusammengeschnürt.

Abermals standen vor ihnen die beiden gleichstarken Mächte und schauten sie aus großen Augen an.

Wolfgang Amadé wehrte sich nicht mehr. Still und ergriffen trank er seinen Wein und sah die Allerseelenkränze an. Und Gilovsky saß neben ihm, — Ossians Gesänge und die Leitartikel der Pariser Winkelzeitungen wildbunt in einem Herzen zusammengepreßt.

„Wird dein blaßwangiges Elend voll Druck und Haß jemals bis in diese Einsamkeit der Blumen und Reben heraufgreifen?" fragte Mozart.

„Die neue Zeit wird ihre Hand auch um diese Vergessenheiten schließen. Es wird eine Zeit kommen, in welcher selbst die Armut Geist und Seele haben wird."

„Ich sehne mich," sagte Mozart, „mit zerspringendem Herzen nach jenen, welche sich in dieser neuen Zeit nach mir sehnen werden!"

Dann trank er rasch und viel von dem neuen Weine, der ihnen vorgesetzt worden war, und sprach den ganzen Tag kein vernünftiges Wort mehr.

Gilovsky trennte sich bald von ihm. 's ist ein Musikant, dachte er im Fortschreiten; die Harmonie ist ihm wichtig und die endliche Auflösung in Reinheit und Einheit notwendig. Niemals wird er den Sturm, die Zerstörung und den Haß erkennen, welche viel notwendiger sind.

Mozart fuhr nach Prag, um seinen Don Giovanni zu vollenden, Gilovsky aber suchte in Wien die Freunde, welche ihm helfen sollten, die neue Zeit mit dem Sturm, der Zerstörung und dem Haß auch im wiesenhaften Wien zu gestalten.

Digitized by Google

Er wurde, zur Zeit der Revolution, Jakobiner und begann mit einem Dutzend Menschen, welche unter Millionen von Österreichern allein dachten wie er, jene Verschwörung, welche mit Kräften, die kaum hingereicht hätten, den Bürgermeister einer Kleinstadt zu stürzen, den Thron der Habsburger untergraben wollte.

Der Verhaftung hat er sich dann durch einen Pistolenschuß ins eigene Herz entzogen. Er starb im Wertherstil, den er so sehr geliebt hatte.

Alles, was von diesem wilden Herzen übrigblieb, sollten die ahnungsvollen Schauer sein, die er an jenem Herbsttage in Mozarts Seele zum Tönen gebracht.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wolfgang Amadé aber schien sie bereits vergessen zu haben. Denn vor Prag hatte Freund Duschek einen sonnenluftigen Weingarten. Dort wohnte Wolfgang Amadé, schob Kegel und hatte dabei Herz und Kopf voll Wohllaut.

Alles war zum Don Giovanni fertig. Die süßen Schmeicheleien Zerlinens und die Weltfreude seines Helden, — sogar der Bauernbursch; und einzig noch fehlten der tote Komtur und die Ouvertüre. War es ihm denn unbequem?

Sie tranken dort, tollten und neckten sich in der Villa vor dem goldenen Prag; nur bänglich leise fragten manchmal die Freunde: „Was ist mit der Ouvertüre? Die Oper soll in wenigen Tagen gegeben werden!“

Er aber lachte und sagte: „Laßt mir mein bißchen Freude.“

Und am Abend machte er nichts als Kindereien; es war ein prächtiges Festmahl gerichtet worden, an dem sechs oder sieben Bewunderer Mozarts, fast alles Herren vom Adel, teilnahmen. Leckereien, Champagner, der den ganzen Tisch überströmte, Blumen — — —.

Und Wolfgang Amadé tollte und scherzte, während sich die Freunde in leiser Unruhe ansahen.

Als das laute Mahl zu Ende gegangen war, fragte Duschek: „Was ist mit der Ouvertüre?“

„Ich mache sie jetzt,“ lachte Mozart.

„Du wärst am Ende auch das imstande,“ sagte der Freund halb ungläubig und bot ihm gute Nacht.

Im Saale stand ein Spinett, und der einsam Zurückgebliebene warf sich in den Sessel davor und legte die wunderschönen, blassen Hände auf die Tasten. Leise klirrten die Saiten, wie die einer alten Harfe.

Duschek hatte den Dienern gesagt: Laßt den Saal in Ruhe. So strahlten noch sechzig Kerzen, und die großen, nachdenklichen, venezianischen Spiegel reflektierten sie und wucherten mit dem Lichte.

Da sah sich Wolfgang Amadé im Saale um.

Hell schrieen Lichter und Farben mitten in verlassener Mitternacht. Die Blumen prahlten, aber schon lag die Welkheit überstandener Blüte in ihrem Duft.

Es roch nach Blumen, nach Wachs, — — — und die große, lange Tafel stand da wie ein Katafalk.

Digitized by Google

Es ist ein überirdisches Sein, wenn man allein stehen muß in einem Festsaal, und das Fest ist aus. —

Noch sind die Farben des Lebens alle da, und die Lichter rufen Hosianna. Aber es riecht nach verschüttetem Schaumwein, und die hier jubelten, sind alle fortgegangen.

Die Wachskerzen leben allein noch. Aber sie sind doch schon tief heruntergebrannt. Und die Blumen neigen die müden, schönen Köpfe wie unglückliche, gekrönte Frauen. Entwurzelt und mit dem Glanze betrogen.

Die große, schwere Tür aber war weit nach außen geöffnet. Draußen im Korridor stand blindaugig die Nacht, und das weitaufgerissene schwarze Viereck starrte schaurig in den grellen Saal des ausgelärmten Lebens.

Da schauten ihn zum drittenmal die beiden großen Gewalten an, aber dieses Mal war die zweite stärker als die erste.

In leisem Grauen setzte er sich an das Spinett. Zuckend breiteten sich die milden, schönheitspendenden Hände, und ein wohllautvoller Klageton flog im Saale empor.

Wolfgang Amadé sah nach dem schwarzen, starrenden Viereck der Türe, welche zur Nacht draußen offen stand; leise rieselte ihm dieser Blick aus dem Jenseits über den Rücken, und gehorsam bebten die Hände nach dem Geheiß der großen Macht über die Tasten. Er war ein Kind, das auf Befehl folgte.

So entstand das „Weit — — — weit" des steinernen Gastes mit seinen Schauern.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

In ihren Betten aber hörten die adeligen Gäste eine Musik aus dem Festsaal herüberbeben, welche damals unerhört war; — — so schön und ergreifend wie die Liebe zum Leben, so mahnend und so schauerlich wie das Gericht.

Diese Töne sangen den Druck der engen Gassen von Paris. Sie sangen die Not und Angst des Kindes Wolfgang Amadé. Sie sangen den Wein von Währing und die Allerseelenkränze. Den begütigt blauen Himmel und die herbstlich brennenden Wälder.

Sie bebten wie die zitternden Kerzen in Brand und Helle, dufteten wie welkende Blumen und rochen wie verschütteter Schaumwein.

Sie lockten und zogen sehnsüchtige Reihen mit festlichen Geigen und waren Jubellieder übermütiger, graziöser Adelszeit, — — — aber hinein schaute nachtdrängig die viereckige, große, schwarze Tür des Jenseits, die zu einem Morgen führte, den sie noch nicht kannten.

Und sie schauerten und frösteln in ihren Betten vor Entzücken und Angst.

Drunten aber stand Wolfgang Amadé vom Spinett auf, die sonst so trüben Augen fackellohend, aber das Antlitz leichenblaß und kalt.

Der verrieselnde Rausch fröstelte leise in ihm. Seine Ouvertüre war fertig.

Er merkte sie sich gut. In der nächsten Nacht schriebe er sie wohl nieder? Aber seine gute Frau müßte ihn wach erhalten. — — — Denn so einsamkeitgeschüttelt wie heute? — — — Das war mehr Tod als Leben ....

Digitized by Google

Er ging fort, um zu ruhen. Hinter ihm flammte und strahlte ein leerer Prunksaal.

So ist der Schwanengesang des Rokoko entstanden.

Die Vogelsprache

Eine chassidische Legende* von Martin Buber

Rabbi Arje, der Prediger von Polana, trug in seiner Seele brennendes Begehren nach einer Weisheit, die in der Gemeinde der Irdischen so selten ist, daß nur einer, ein einziger je in der Frist eines Menschenalters, ihr Erbe und Hüter ist. Zur Zeit, da Rabbi Arje auf Erden ging und um ihren Besitz rang und sich härmte, war es der Baalschem, der sie inne hatte, als Beute, die der Flug seiner Seele ihm gebracht, eines Tages, als sie in unermeßliche Höhen sich erhoben und geweitet hatte.

Der Sinn der Weisheit aber war, daß der, so sie trug, Gehör hatte für die Sprache aller Kreaturen unter der Sonne. Es ging ihm ein, was die Tiere auf der Erde und in den Lüften zueinander redeten und sich vertrauten von den Geheimnissen ihres Daseins; ja selbst was Baum und Kraut aussprachen, war ihm kund. Und wenn er sein Ohr an den schwarzen Erdboden oder an den nackten Felsen preßte, kam ihm das Raunen der Geschöpfe zu, die das Licht scheuen und in Spalten und Höhlen hausen.

Nun war Rabbi Arje in sich wohl klar, welche Vermessenheit in seinem Wunsche lag. Doch vermeinte er, indem er sich selbst zum Richter über seine Seele setzte, er dürfe ihn dennoch hegen, des hohen Willens halber, aus dem ihm dies Begehren geboren war. Er, der ein Redner war und eindringlich und furchtbar im Worte werden konnte, er glaubte, wenn er die Sprache aller Kreaturen verstünde und auf seine Zunge leiten könnte, würde seine Rede mächtiger denn je die Seelen aller ihm zuführen, er würde predigen aus dem Geiste der Erde und der Himmel und so regieren die Herzen seiner Gemeinde, wie ein Kaiser seine Reiche. Und sein Inneres dürstete nach jener feinen, ungreifbaren Macht, die ihm herrlicher und begehrenswerter vorkam denn irgendein Ding der Welt.

So faßte er den Mut, zum Baalschem zu ziehen, ihm seine Begierde zu offenbaren und mit seinem Verlangen den Willen des Heiligen zu umspannen, auf

* Der Chassidismus ist die letzte Phase jüdischer Mystik. Seine Entwicklung fällt in das achtzehnte Jahrhundert. Seine Grundlehren sind das Leben Gottes in allen Dingen und die Vergöttlichung der Seele durch alle Handlungen. Die chassidischen Legenden, die im Gange der Geschlechter im Volke entstanden sind, erzählen vornehmlich das Leben des Stifters der Sekte, des Rabbi Israel, der „Baalschem", das heißt Meister des wundersamen Gottesnamens, genannt wurde. Hier ist eine dieser Legenden, dem hebräischen Original nacherzählt.

Digitized by Google

daß der ihm gewogen werde und er aus dem seligen Munde die Weisung empfange, die zu jener wunderbaren Stufe führt, auf der das Menschenohr allen Stimmen unter dem Himmel verstehend sich auftut. Und er meinte, da das Endziel dessen, was er heischte, ein so hehres war, würde der Meister die Gewährung ihm nimmer versagen.

Wunsch und Hoffen beschwingten seine Füße. So ging er des Weges, ohne Mensch und Ding zu achten, ganz eingesponnen in seinen Wundertraum der Seelenmacht. Und so trat er in die Stube des Meisters. Das Gemach war von Menschen erfüllt, die umher stehend oder sitzend lauschten, denn der Baalschem redete gerade. Als Rabbi Arje die Tür hinter sich zugezogen hatte, neigte er tief und schweigend das Haupt gegen die Erde nieder, und als er es erhob, tauchte sein Blick, vom nie rastenden Begehren seines Geistes hartglänzend und unstet geworden, just in die milden, blauleuchtenden Augen des Meisters, die wie zwei sanfte, friedenstrahlende Sterne über dem Raume waren. Der Baalschem stand sprechend ihm gegenüber an die Wand gelehnt. Der Rabbi fühlte an seinem Blick, daß er ihn wohl gesehen und erkannt hatte, aber der Heilige tat es durch kein Wort oder Zeichen kund, und so blieb der Gruß unerwidert, da alle, die sonst anwesend waren, aus Ehrfurcht vor dem Erhabenen nicht sprachen und sich nicht bewegten. Der Gast blieb neben der Tür stehen und wartete. Er bemerkte, daß der Meister in einem Gleichnis redete, doch war er nicht imstande, der Rede mit seinen Sinnen zu folgen, denn es kränkte ihn tief im Herzen, daß der Baalschem sich nicht unterbrach, ihn mit Worten willkommen zu heißen oder ihm doch mit der Hand einen flüchtigen Gruß zuzuwinken. Doch zügelte er seine ungeduldigen Gedanken und nahm sich vor, sich stille zu verhalten, bis der Meister geendet haben würde, denn sicher wollte er ihm alsdann Willkommen und Frieden entbieten. Der Baalschem aber hatte gesprochen, und nun ließ er den und jenen aus der Hörer Mitte zur Rede kommen, denn noch erzählend hatte er aus den Mienen gelesen, was ein jeder unter ihnen empfand, Widerspruch, Frage und Zustimmung. Während Rede und Gegenrede gehört wurden, achteten nicht Wirt noch Gäste auf den Angekommenen, und so stand der Rabbi fort und fort tottraurig und verwundet an der Tür. Die Scham, sich so mißachtet zu sehen, stieg ihm heiß und trocken in der Kehle auf und dörrte ihm schier den Atem. Und dennoch wußte er sich allzeit vom Heiligen geliebt und in Freundschaft gehalten. Es war ihm, als müßte er sich leise hinwegschleichen, um irgendwo sich auszuweinen; als könne er sein Lebtag nimmer froh werden. Aber während seine Hand sich an die Klinke stehlen wollte, sie sachte niederzudrücken, gedachte er des Begehrens, das ihn hergebracht hatte, aufflammend beherrschte ihn sein ewiger Wunsch, und er meinte, keine Demütigung sei so elend, keine Schmach so brennend, daß er sie um dieses Zieles willen nicht ertrüge. So harrte er aus.

Indessen wandten sich viele der Gäste zum Gehen. Der Wirt geleitete sie zur Türe, den Frieden spendend. Da, als sein Gewand den Rabbi streifte, wandte er sein Haupt ihm fast unmerklich zu und gab ihm den Gruß, gleichsam

Digitized by Google

über die Schulter hinweg, ohne Freude und Bewegung, mit gleichmütiger Stimme, wie einem Niegesehenen, um den der Sinn sich nicht bekümmert. Dem Prediger war nun der Mut gar krank und siech geworden. Er empfand, als hätte man ihn des Bodens beraubt, darauf seine Füße standen, und er sänke ganz allmählich tiefer und tiefer in eine kalte wirbelnde Finsternis. Doch wurde seine Sehnsucht wiederum wach und belebte ihn aufs neue, und er raffte all seine Stärke und all seine Geduld zusammen nnd wappnete sich so gegen die Unbill, die dieser Tag ihm brachte. Und er sagte sich: Mag es ein grausamer Zufall sein, der mich so beschämt, oder eine Prüfung, die der Meister als gut erfand zu meiner Läuterung, ich bleibe und harre der gütigen Stunde. So brachte er den Tag bis zum späten Nachmittag in dem Hause des Baalschem zu unter den Freunden und Schülern und empfing von seinem Herrn geringe Ehre und Beachtung. Gegen Abend ließ der Meister Wagen und Pferde zur Ausfahrt rüsten, denn er gedachte noch desselbigen Tages eine Reise nach Kaminka und Jampol anzutreten, und schon befiel den Rabbi Arje kalt und bitter eine allerletzte Verzweiflung, da er den Herrn sich so seinem Wunsche entziehen sah, als der Meister mit einer freundlichen Bewegung seiner Hand ihn zu sich rief nnd ihm gebot, sich einigen anderen Männern seiner Begleitung auf dieser Reise zu gesellen. Da erhebte des Predigers Angesicht vor tiefer Freude, denn er wußte, der Heilige wählte mit Bedacht zu Genossen auf seinen Fahrten jene unter seinen Jüngern, denen er sich oder seinen Willen oder sein Erkennen in irgendeiner Weise mitzuteilen gedachte. Nunmehr eilte das Schiff seiner Hoffnung aufs neue mit weißen, glänzenden Segeln vogelgleich auf das Meer seines stolzen Wunsches hinaus. Denn er fühlte, daß der Meister sein Begehren erkannt und die Gewährung auf dem Wege ihm zugedacht hatte.

Schweigsam und voller Bangen fuhren die Genossen in das schon dämmernde Land hinaus. Und wie nach dem Sonnenuiedergang alle Gerüche der Pflanzen und der Dunst der Erde herber und stärker sich lösten und die Luft würzten, stieg die Erwartung aus den Seelen auf, denn auf diesen Reisen, die der Meister mit den Schülern unternahm, pflegten ernste und wunderbare Dinge sich zu erfüllen. Weiße Nebel, sonderbar gestaltet, wirbelten und zogen sich aus den Ackergründen auf den Weg heraus, warfen sich den Pferden entgegen, stiegen knapp neben dem Wagen aus der Erde auf, die Schauer der Insassen vermehrend. Und dann kam das Dunkel, und die Pferde griffen eiliger aus, alles verschwand in der Finsternis. Rabbi Arje war nach dem ersten jubelnden Entzücken seines Geistes in eine seltsame müde Erstarrung verfallen. Während der scharfen Fahrt tat ihm die Nachtkühle weh, und sein Herz war ermattet von den wechselnden Gefühlen des Tages. Er hielt die brennenden Augen krampfhaft offen, denn, wie er meinte, jeden Augenblick konnte der Meister seinen Namen rufen, um mit ihm von dem zu reden, was er begehrte. Doch der Baalschem verblieb in wortloser Versunkenheit. Um Mitternacht gebot er dem Wagen Halt. Es war eine Herberge in einem Städtchen am Wege, vor der sie hielten. Der Meister stieg sogleich die Treppe empor zum

Digitized by Google

Obergemach, wo der Wirt ihm eine Ruhestätte bereitete. Die Jünger verblieben insgesamt in der großen Stube zu ebener Erde. Eine Magd richtete eilig mit einigen Polstern und Decken notdürftige Lager auf den Wandbänken her. Alle warfen sich ermattet nieder und schliefen ein.

Rabbi Arje legte sich mit den anderen hin, aber so wie sein Körper das Lager berührte, war alle die lähmende Müdigkeit, die ihn auf der Fahrt gepeinigt hatte, dahin. Seine Gedanken flogen in einem wirbelnden Tanze auf, und sein ewiger Wunsch kreiste in ihrer Mitte. Er fühlte den Sturm in seiner Seele wie einen äußeren Lärm. Mit Anstrengung lauschte er auf jeden Laut im Hause. Würde der Meister jetzt, jetzt, da alle schliefen, in der geheimnisreichsten Stunde der Nacht, ihn auf seine Kammer rufen, um ihm die Offenbarung zu bescheren? Wie er lag und lauschte, befiel ihn ein halber Schlummer, aus dem alsbald ein trügerischer Ton ihn auffahren ließ. Dann lag er glühend in dem Fieber seines Geistes und harrte dem Morgen entgegen.

Während die Schatten der Nacht aus dem tiefen Schwarz sich in ein fahles Grau verfärbten, vernahm er über sich ein Geräusch in den Dielen und erkannte die Schritte des Meisters. Dann wurde sachte eine Tür aufgetan, und eine Stille wie zuvor folgte. Der Prediger lag eine Weile und lauschte, dann bezwang ihn die Ungeduld, er schlich sich an den Schlafenden vorbei hinaus und eilte die Treppe hinauf, da er nun gewiß war, daß der Baalschem, der stets in einer geringen Frist des Schlafes die Quellen seines Lebens erneute, sein Lager verlassen hatte. Und Rabbi Arje vermeinte, diese nachtgeborene Stunde des kommenden Tages sei seiner Bitte günstig.

Auf den letzten Stufen der Treppe traf ihn ein so starkes, so blendendes Licht, daß er getroffen zurücktaumelte und eine Zeit mit geschlossenen Augen sich an dem Geländer festhielt. Als er mühsam die Augen aufzuhalten imstande war, gewahrte er den Heiligen in der Öffnung seiner Kammertür, und das Angesicht des Baalschem war der Kern jenes feurigen Glanzes, der ihn vorher zurückgeworfen hatte. Das Haupt des Meisters war wie von einer bleichglühenden flüssigen Materie; aus den Augen schienen blaue Silberbäche hervorzubrechen. Der Anblick war in Furcht und Schönheit von solcher Art, daß den Prediger eine zitternde Schwäche in allen Gliedern befiel und er sich auf der letzten Stufe niederwarf, das Antlitz auf den Boden bergend. Er fühlte, daß der Erhabene jetzt Eines mit dem höchsten Strom der Glorie war, und nur die schimmernde Hülle, von der fernen Seele bestrahlt, vor seinen Augen zwischen den zwei Welten weilte. Als er es wagte, den Blick wieder zu erheben, glich das Antlitz des Herrn einem erbleichenden Gestirn, das der Tageshelle der Wirklichkeit weicht. Nach einer Weile rief ihn der Baalschem mit Namen. Er erhob sich von den Knieen und eilte gesenkten Gesichtes zu dem Meister, warf sich dort aufs neue zur Erde und brach in Tränen aus. „Freund, was begehrst du von mir um diese frühe scheue Stunde?“ fragte der Heilige. In dem Beben seines ehrfürchtigen Herzens fand der Prediger kein Wort zur Erwiderung. „Sei ohne Zagen, steh auf!“ ermutigte ihn der Meister, doch als der Rabbi zu reden ver-

Digitized by Google

suchte, brach nur ein rauhes Stammeln über seine Lippen. Da erhob er sich verstört und beschämt, verließ den Herrn, ging leise zu den Genossen hinunter, die tief im Morgenschlaf befangen sein Kommen überhörten, und suchte aufs neue sein Lager auf. Er erhob sich mit ihnen zum Frühmahl, saß verschlossen inmitten ihrer Gespräche und verriet mit keiner Silbe das Erlebnis der Nacht. Der Baalschem aber war wie immer, geruhig und mitten im Leben.

Als es zur Abfahrt ging, rief er den Prediger herbei und sagte zu ihm: „Freund, du sollst den Platz an meiner Seite einnehmen, wir wollen beide selbander sein."

So fuhren sie in den lauten, geschäftigen Tag hinein. Als das Städtchen hinter ihnen lag, die Felder sich dehnten und fern ein Wald vor dem Blau des Himmels dunkelte, sah der Baalschem seinem Nachbarn mit einem eigentümlichen Lächeln ein wenig vorgebeugt unter die Augen und begann so zu reden: „Der Grund deiner Ankunft und deines Weilens in meinem Hause, Lieber, ist mir bewußt. Du hoffteſt, daß ich dich in meine Erkenntnis einführe, damit sich dein Ohr wie meines der Sprache aller Kreaturen öffne. Siehe, ich weiß, dies allein hat dich zu mir geführt!" Rabbi Arje ergriff die Hand des Meisters und legte sein brennendes Angesicht darauf, und kein Ton der Antwort kam über seine Lippen. Der Baalschem aber sah hinaus auf die zartgrünen Saatfelder, und das Lächeln blieb auf seinen Mienen. Nach einer Frist redete er wieder: „Setze dich näher zu mir und neige dein Ohr zu meinem Munde. Ich will dich nun meine Weisheit wohl lehren. Sei nur ohne Sorge, daß die anderen uns vernehmen möchten, meine Rede geht allein in dein Ohr ein, und der Lärm von Huf und Rad verschlingt meine Worte für die Genossen. Ehe ich dich in den Urgrund des Geheimnisses einführe, tut es not, daß ich ein Ding, das du weißt, vor dein Auge hebe. Aber wisse, daß dieses, was ich dir nun sagen will, nur die Vorbereitung für die letzte der Offenbarungen ist. Du weißt von dem gewaltigen Wagen, der in der höchsten Sphäre der oberen Welt steht. An seinen vier Enden ist je das Haupt einer Kreatur, eines Menschen, eines Stieres, eines Löwen und eines Adlers. Diese vier Geschöpfe bergen in sich Ursprung und Quell alles dessen, was in den lebenden Wesen unserer Welt sich ereignet und sich erfüllt, Atem gewinnt und als Wort geboren wird. Siehe, von dem Menschenantlitz kommt uns der Geist und die Seele der Sprache zu, die wir zu Menschen Geschaffenen hier unten tauschen. Aus dem Haupte des Stieres kommt den Tieren, die uns dienstbar und hilfreich wurden, die Kraft und der Sinn ihrer Laute; von dem des Löwen die Bedeutung der Schreie, die das unbändige und wilde Getier in den Wäldern und Wüsten in die Dämmerung sendet, sich zu rufen und zu locken; der Kopf des Adlers aber erzeugt in seinem Gehirne die Laute der Vogelwelt, mit denen sie die Lüfte unter dem Himmel füllt.

Und das wisse, Freund, wer seine Seele so hoch zu spannen vermag, daß sie in jene Sphäre der oberen Welt eindringt, in der der Wagen steht, und wer dann aus ihren Augen so klar und tief schaut, daß er das Mysterium des

Digitized by Google

Grundwesens der vier Kreaturen des Wagens erkennt, die das Symbol der Geschöpfe unserer Welt sind, der, Freund, hat den Sinn offen für alle Laute auf Erden. Er scheidet das falsche Wort von dem wahren, das aus des Menschen Munde kommt, und den trügerischen Ton vom herzgeborenen. Er hört die Stimmen unter der Erde sich in den Nächten unterreden, wenn dem Menschengeschlecht die Stille vollkommen und jeder Laut abgestorben dünkt. Und die Stimmen der Tiere auf der Erde und der Vögel in den Lüften tragen ihm jene Geheimnisse der Natur und des Lebens herbei, für die die Sinne der Menschen sonst taub und unempfindlich sind. Siehe, und so schweigt die Welt ihm nie, sie drängt sich an ihn heran mit allen Wundern, nichts ist ihm starr und versagend, denn er hat die Wurzel, aus der alles kommt, im oberen Wagen geschaut und erkannt. Aber verstehe wohl: was ich dir nun sagen werde, ist der Kern der Offenbarung selbst. Darum beuge dein Ohr tief zu meinem Munde und höre mit ganzer Seele mir zu. Verschließ dich in diesem Augenblick vor allem, was außer dir und meinen Worten weilt!" Und nun flüsterte der Meister dem Prediger erhabene und nie vernommene Dinge zu, daß die Mysterien des Wagens und seiner Gestalten ihm in ihrer letzten Tiefe erschlossen wurden. Und der Meister fuhr fort zu reden, und es war dem Prediger, als ob Tor um Tor vor ihm aufspränge, alle Schatten und Dunkelheiten wichen, alles Trübe und Unreine sich kläre und sein Herz dem großen Herzen der Welt nahe sei.

Und wie er so an den Meister gedrängt, das eine Ohr nahe dem Munde des Heiligen saß und im Lauschen aufging, fuhr der Wagen in einen Wald ein. Der Weg war knapp und eng für das stattliche Gefährt, und dem Prediger streiften die Nadelzweige das eine Ohr. So wurde er ein Kleines aufmerksam auf den Ort und bemerkte, daß allerlei Vögel gar anmutig ihren Frühgesang aufführten. Und bald unterschied er wunderlich genug einzelne Worte und Partien, und das Ganze war eine große Unterredung, und alles hatte einen munteren, lieblichen Sinn. Da wurde es dem Prediger fröhlich und stolz ums Herz, und er hörte emsig weiter zu und unterschied alsbald auch Stimmen anderer Tiere und den Inhalt ihrer Reden mit recht innigem Behagen an seiner wunderbaren Fähigkeit.

Über dem einen aber ließ er das andere mit nichten, sondern horchte mit dem zweiten Ohre nicht minder eifrig den Worten des Meisters, und so mit geteiltem Geiste nahm er beides hin.

Der Wald ging zu Ende, und ganz nah sah man die Stadt liegen, die das Ziel des Baalschem war. Der Meister hatte seine Unterweisung geendet und blickte den Prediger stillschweigend und forschend an. „Hast du gut inne, was du von mir vernommen hast?" fragte er nach einer Weile. Und Rabbi Arje sah ihn jetzt mit sicheren, frohen Augen strahlend an und sagte: „Ja, Meister, alles hab' ich wohl verstanden!"

Da fuhr ihm der Heilige mit der flachen Hand leicht über die Stirn.

Siehe, nun hatte der Rabbi alles, alles vergessen, was der Baalschem an Offenbarung in seinen Geist gelegt hatte. Er saß da, trostlos leer und wie

Digitized by Google

ausgebrannt, und hörte die Vögel in den Ackerfurchen schreien und verstand und empfand dabei so wenig als je vor diesem Tage — eines Getieres simpler, sinnloser Laut.

Der Baalschem aber lächelte und sprach: „O wehe dir, Rabbi Arje, der du eine unstete, gierige, naschhafte Seele hast! Konntest du sie mir nicht ganz überlassen in dem Augenblick, da ich die Gnade aller Gnaden in sie legen wollte? O wehe dir, Freund, der du in Vielheit und Hast sie bereichern wolltest! Gottes Wunder sind derer, die sich in Einem sammeln und bescheiden können!"

Da sank der Prediger in sich zusammen und schluchzte schwer und bitterlich.

Leopold II. und der Kongostaat

Von Emile Vandervelde

„Der König, Ihr Vater, ist ein sehr intelligenter Mann; unglücklicherweise hat er ein Loch an Stelle des Herzens!"

Diesen Ausspruch soll Herr Sam Wiener, Advokat König Leopolds II., getan haben, wie von der Prinzessin Luise von Sachsen-Koburg behauptet wird.

Wurde dieser Ausspruch tatsächlich getan? Sehr wahrscheinlich! Aber wie dem auch sei: niemals wurde ein zutreffenderes Urteil gefällt. —

Der König von Belgien ist ein sehr intelligenter Mann; selbst seine verbissensten Gegner leugnen dies nicht. Seine Intelligenz ist jedoch die eines Finanzmannes, eines Spekulanten. Nie, nein niemals bezeugte Leopold II. das mindeste Interesse für wissenschaftliche, künstlerische oder soziale Werke. Er hat Millionen für Prachtbauten verausgabt, wie zum Beispiel für die Verschönerungen des Schlosses in Laeken und die monumentalen Arkaden zu Brüssel. Niemals gab er auch nur einen Sou für ein Sanatorium, ein Museum oder eine Universität. —

Musik und Litteratur langweilen ihn. Die Wissenschaft hat in seinen Augen nur Wert im Sinne praktischer Ausbeutung. — Die sozialen Fragen sind ihm in staunenswertem Maße fremd. — So besuchte er zum Beispiel eines Tages eine Ausstellung in einer Vorstadt Brüssels und fragte dort einen Typographen, wie hoch sein Lohn sei. „Fünfzig Centimes," antwortete dieser. „Per Tag?" frug Seine Majestät weiter, ohne im mindesten erstaunt zu sein, daß ein Brüsseler Typograph mit dem zehnten Teil seines wirklichen Einkommens leben könne! —

Jedoch derselbe Mann, der den Wert der Arbeit nicht kennt, kennt den Wert der Dinge vortrefflich; er ist Kaufmann, Händler, Spekulant — mit ganzer Seele! Wäre er in Amerika geboren, er wäre zweifelsohne einer jener Petroleum- oder Speckkönige geworden, deren „buildings" von siebzehn Stockwerken durch ihre Masse alle öffentlichen Bauten und Denkmäler New Yorks und Chicagos erdrücken. — Da er sich jedoch die Mühe genommen hatte, als

Digitized by Google

Prinz geboren zu werden, benutzte er seine Königswürde, um sein kaufmännisches Genie noch viel größeren Unternehmungen zu widmen.

Ein ganzes Land, achtzigmal größer als Belgien, hat er sich zum Felde seiner Operationen erkoren. Mit einer Geschicklichkeit, Ausdauer und raffinierten Findigkeit sondergleichen hat er sich des Kongostaates bemächtigt. Er hat dieses Land in eine ungeheure Kautschukfarm umgestaltet, die er durch Zwangsarbeit der Eingeborenen ausbeutet. Daraus bezieht er alljährlich Millionen, mit denen er das Budget des Freistaates begleicht, chinesische Eisenbahnaktien kauft, Luxusbauten aufführen läßt, für welche das belgische Parlament die Mittel verweigert. Nicht zu reden von den Maitressen, die er sich hält, und den Journalisten, die er besticht. —

Wahrlich, es ist eine traurige Sache, bestätigen zu müssen, daß unter den belgischen Zeitungen nur wenige sind, deren Ehrlichkeit über den Verdacht erhaben wäre, vom Bureau de la Presse des Kongostaates subventioniert zu sein.

Ob es sich nun um das skandalreiche Privatleben des Königs oder, was ungleich schwererwiegend ist, um den entsetzlichen Mißbrauch der Kongokolonie handelt, diese Zeitungen beobachten ein undurchdringliches Schweigen, wohingegen sie dem Freistaate günstige Urteile gerne veröffentlichen. Desgleichen geht bei militärischen oder anderen den König persönlich interessierenden Fragen der größte Teil der liberalen und katholischen Zeitungen denselben Weg, wenngleich die Vertreter der verschiedenen Parteien in der Kammer oft entgegengesetzter Ansicht sind. — So kam es, daß der Einfluß des Königs auf die belgischen Angelegenheiten durch die Hilfe des größten Teiles der Presse ständig wuchs. Zählt man dazu die Ordens- und Adelsbriefverleihungen, die reichlichen Gewinnanteile aus Unternehmungen im Kongogebiete, die dem biegsamsten Abgeordneten reservierten Ministerportefeuilles, so begreift man das seit einigen Jahren in Belgien ständige Wachsen der königlichen Macht.

Zur Zeit des régime censitaire, als Frère Orban oder Malou Kabinettschefs waren, herrschte Leopold II. wohl, jedoch er regierte nicht. Seine Thronreden waren die einfache Wiedergabe der Ansichten seiner Minister. Man hätte es ihm übelgenommen, wenn er, wie heutzutage, dem Ministerrat beigewohnt hätte. Er wurde von den beiden Parteien, der katholischen und der liberalen, die abwechselnd am Ruder waren, einfach als Automat betrachtet, eine Eigenschaft, die ihm oft von der Partei vorgeworfen wurde, die sich gerade in der Minorität befand.

Als er im Jahre 1879 das liberale Schulgesetz sanktionierte, überhäuften ihn die Katholiken mit Schmähungen. Als er im Jahre 1884 das klerikale Schulgesetz unterschrieb, schrieen die Liberalen unter seinen Fenstern: „Papierkönig! — Papierkönig!“

Heute ist die Lage eine ganz andere. Der „Papierkönig“ spielt den Autokraten, oder er versucht das wenigstens. Fortwährend erörtern die belgischen Zeitungen die „Meinung“, die „Politik“ oder den „Willen“ des Königs; und es ist klar, daß in allen öffentlichen Fragen, bei Militärausgaben und

Digitized by Google

Kolonialangelegenheiten Leopold II. den Ministern seinen Willen diktiert und nicht die Minister dem Könige den ihren, wie früher. —

Sicherlich ist Belgien nicht das einzige Land, wo man eine Tendenz nach Wiederherstellung des persönlichen Regimes beobachten kann. Fast überall zwingen die Fortschritte des Sozialismus das sonst gerne zu Opposition und Unglauben neigende Bürgertum, Schutz bei Thron und Altar zu suchen. Dieser Vorgang zeigt sich in Belgien am markantesten, und es scheint: die Ursache ist darin zu suchen, daß der Absolutismus Leopolds II., Beherrschers des Kongo, auf den Konstitutionalismus Leopolds II., Königs von Belgien, gewaltigen Einfluß ausgeübt hat.

Es ist allerdings wahr, daß es sich bei Belgien und dem Kongostaat nach dem gesetzlichen Wortlaut um eine reine Personalunion handelt. Interpelliert im belgischen Parlamente irgendein Vertreter der radikalen oder sozialistischen Partei die Regierung wegen der vielen abgeschnittenen Hände und Massenhinrichtungen in Abir und Mongalla, so beantwortet der Minister des Auswärtigen diese Interpellation dahin, daß für Belgien der Kongostaat ein fremder Staat sei. Eine rechtlich und konstitutionell unbestreitbare Tatsache, die aber gerade deshalb die jetzige Lage Belgiens dem Kongostaate gegenüber unerträglich macht. In der Tat ist doch der Kongostaat eine belgische Kolonie. Durch belgische Millionen wurde er erschlossen; belgische Offiziere, Richter, Beamte, die dem Könige unentgeltlich zur Verfügung gestellt werden, bilden den Mittelpunkt der Verwaltung des Kongostaates. Über diese belgische Kolonie jedoch hat Belgien keine Kontrolle. Belgien hat wohl das Recht, sogar noch zu Lebzeiten Leopolds II. diese Kolonie zu übernehmen, muß aber, solange diese Übernahme nicht stattgefunden hat, auf jedes Interventionsrecht verzichten. Selbst Auskünfte und Aufklärungen dürfen nicht gefordert werden.

In seiner Eigenschaft als Beherrscher des Kongostaates ist Leopold II. noch in bei weitem höheren Maße Autokrat als Nikolaus II. und Abdul Hamid. Er vereint in seiner Person alle drei Gewalten: die gesetzgebende, die exekutive und die gerichtliche. Seine Allmacht in Afrika beeinflußt ohne Zweifel die Art seiner Regierung in Belgien. — In seinen geschickten Händen wurde der Kongostaat ein vorzüglicher Regierungshebel für ihn. An die Spitze der Handelsgesellschaft des Kongostaates stellte er eine Anzahl politischer Persönlichkeiten, die der Kammer und dem Senat angehören. Durch die Vermittlung des Bureau de la Presse hatte er eine Anzahl belgischer und fremder Zeitungen angeworben. Dem Bürgertum gegenüber bediente er sich des durch sein koloniales Reich erworbenen Einflusses, um eine persönliche Politik zu entwickeln, die dem Willen des Parlamentes oft widersprach. So wurde es möglich, daß unter dem langjährigen Ministerium des unter Leopold II. als Anerkennung seiner Verdienste in den Adelsstand erhobenen Grafen de Smet de Naeyer die belgischen Minister für den König ebenso gehorsame Diener wurden, wie Stolypin und Durnowo für den Zaren.

Zwischen den russischen und den belgischen Ministern besteht jedoch der Unterschied, daß diese, wenn die parlamentarische Majorität versagt, ihr

Digitized by Google

Portefeuille niederlegen müssen. Diese Erfahrung machte soeben Herr de Smet de Naeyer gelegentlich der Debatte über die Bergwerkgesetze. Einige katholische und sozialistische Abgeordnete hatten vorgeschlagen, die Arbeitszeit in den Gruben zu beschränken, ein Vorschlag, den Herr de Smet de Naeyer mit aller Macht bekämpfte. Er stellte die Kabinettsfrage, die Majorität entschied gegen ihn: die Regierung mußte demissionieren.

Doch nur scheinbar war dieser Konflikt die Ursache von Herrn de Smets Sturz; in Wirklichkeit war er nur ein Vorwand. Was Herrn de Smet am meisten vorgeworfen wurde, war sein Verhalten in der Kongoangelegenheit. Wenn er demissionieren mußte, so geschah dies nur, weil selbst seine politischen Freunde seine übergroße Nachgiebigkeit gegenüber dem Könige tadelten. Der Sturz des Kabinetts de Smet scheint also ein Symptom der Unzufriedenheit zu sein, die gegenwärtig anfängt, sich Leopold II. fühlbar zu machen. Lange Zeit war die Bürgerpartei mit allem einverstanden, nur um das Spiel der Republikaner und Sozialisten zu durchkreuzen. Als Leopold II. seine geistig vollkommen gesunde älteste Tochter, Prinzessin Luise, in ein Irrenhaus sperren ließ, als er, zwischen zwei Festen, von Luchon zurückkam, um Prinzessin Stephanie vom Totenbette der Königin wegzujagen, als er die Prinzessin Klementine zwang, das Palais in Laeken zu verlassen, damit sie der Maitresse ihres Vaters nicht begegne, fand die wohlgeneigte Presse kein Wort des Einspruches oder des Tadels. Die öffentliche Meinung selbst, das heißt die Meinung der Bürger, war ihm eher günstig. Er war ein schlechter Vater, ein schlechter Gatte, — ein schlechter Mensch: freilich! Jedoch verstand er sich so gut auf Geschäfte, hatte die belgische Expansion so gewaltig unterstützt und verhalf der regierenden Klasse so tüchtig zu ihrem Vorteil!! —

Die Lage änderte sich jedoch von dem Moment ab, als der Wille des Königs mit dem der Bürgerpartei nicht mehr im Einklange war. Zuerst war es die Angelegenheit der Militärforderung für Antwerpen, für Befestigungswerke, deren Kosten der große Festungsbauer General Brialmont selbst für zu hoch gegriffen erklärte, und die dem Lande hundert Millionen kosten sollten. — Nach langwierigen und verdrießlichen Verhandlungen bewilligte die Kammer mit zwei bis drei Stimmen Majorität den verlangten Kredit, aber nur ungern, und zudem kürzte sie die Summe um ein Drittel und verwies einen großen Teil des Projektes an eine Spezialkommission.

Dann kam die Kongofrage, die in den letzten sechs Monaten brennend geworden ist. Man darf sich aber nicht etwa einbilden, daß die belgischen Bürger für die Schmerzen der Schwarzen, die dem Arbeitszwang unterworfen sind, Mitleid empfänden. Solange nur die Neger allein in Frage kamen, zeigten die Bürger eine unsägliche Gleichgültigkeit. Daran waren sie aber vielleicht doch nicht so ausschließlich schuld, da der größte Teil der Zeitungen ununterbrochen erklärte daß in Afrika alles in schönster Ordnung sei, daß Leopold II., der große Pionier der Zivilisation, dort Wunderbares leiste, und daß die sogenannten „Kongogreuel" einfach und glatt von den belgischen Sozialisten und englischen und amerikanischen Missionaren erfunden seien. —

Digitized by Google

Wie gingen einem aber die Augen auf, als die dem König durch England aufgezwungene Untersuchungskommission im Jahre 1905 ihre Berichte veröffentlichte! Die erwartete Verteidigung wurde zur Anklage! Mit einer Aufrichtigkeit, die ihnen zur größten Ehre gereicht, konstatierten die Untersuchungskommissäre, daß fast überall in den Kongodistrikten die Handelsfreiheit eine Täuschung war, daß der Boden durch den Staat oder durch die dem Staate unterstehenden Gesellschaften monopolisiert wurde, daß in den Kautschukgegenden die Eingeborenen unter dem Vorwande einer Steuerkontribution tatsächlich der Sklaverei unterworfen waren. Nach dem Gesetze brauchten die Eingeborenen nicht mehr als vierzig Stunden Arbeit pro Monat zu leisten. In Wirklichkeit wurde das Gesetz überall dreist übertreten. — (In den meisten Fällen, sagt der Bericht der Kommission, muß der Eingeborene alle vierzehn Tage ein bis zwei und sogar mehr Tagesmärsche leisten, um jenen Teil des Waldes zu erreichen, in dem Kautschukbäume in genügender Anzahl stehen. Dort führt er während mancher Tage ein elendes Leben. Er muß sich eine provisorische Schutzstelle bauen, die ihm die Hütte nicht ersetzen kann. Die Nahrung, die er gewohnt ist, und sein Weib gehen ihm ab. Allem Ungemach der Witterung ist er ausgesetzt!) Wenn diese Unglücklichen sich gegen eine solche Behandlung auflehnten, wenn sie sich weigerten, solche Dienste zu leisten, wurden ihnen ihre Weiber als Geiseln fortgenommen, die Widerspenstigsten wurden erschossen und ihre Dörfer niedergebrannt.

Im Hinblick auf solche Enthüllungen wurde die übliche Regierungspolitik unmöglich. Es gab keinen Vorwand mehr, unter dem man hätte behaupten können, daß der Kongostaat ein Opfer interessierter Verleumdung wäre.

Eine Zeitlang schwieg die offizielle Presse. Vielleicht hätte dieses Martyrium eines ganzen Volkes Industrieunternehmer, die gewöhnt sind, ihre weißen Arbeiter wie Neger zu behandeln, gleichgültig gelassen. Aber man erfuhr gleichzeitig, daß der König, um seine außerkolonialen Phantasien zu befriedigen, um den Wirkungskreis seiner chinesischen Geschäfte zu vergrößern und um der enormen Ausdehnung der Kongostaatausnützung zu begegnen, die Schuldenlast in beunruhigendem Maße gesteigert hatte, wofür nun Belgien, falls es sich entschließen sollte, den Kongostaat zu annektieren, aufzukommen hätte. Endlich, um das Maß voll zu machen, schrieb Leopold II., während er gleichzeitig, um den Leuten Sand in die Augen zu streuen, allerhand Verbesserungen ankündigte, einen offenen Brief, in dem er das Annektionsrecht Belgiens auf den Kongostaat von unmöglichen Bedingungen abhängig machte.

Obgleich Leopold II. im Jahre 1902, als er Geld brauchte, dieses Erwerbsrecht bedingungs- und rückhaltlos bewilligt hatte, verlangte er im Jahre 1905, daß das belgische Parlament im Falle des Rückkaufes sich verpflichten solle, des Königs Privatgut sowie sein Krongut unangetastet zu lassen, desgleichen alle Zwangsarbeit bestehen zu lassen, mit einem Worte, seine sämtlichen Vorrechte aufrecht zu erhalten, was den aufgebrachten Widerspruch der ganzen zivilisierten Welt hervorrief. In Anbetracht dieser Forderung wurde die Kammer einig,

Digitized by Google

die Liberalen und die Sozialisten interpellierten. In der Debatte selbst sprachen hochstehende, der katholischen Partei angehörende Persönlichkeiten gegen die königlichen Anmaßungen. Kurz, um einer sicheren Niederlage zu entgehen, entschloß sich die Regierung zum Rückzuge und erklärte, daß die in dem Briefe des Königs genannten Forderungen in Wirklichkeit nur „wohlgemeinte Ratschläge" wären. In der Tagesordnung, die diese Erklärung registrierte, erklärte die Kammer ihre Absicht, in nächster Zeit die Frage des Rückkaufes zu behandeln. Eine Kommission zur Feststellung der „passenden Regierungsform für die eventuelle zukünftige belgische Kolonie" wurde berufen. Diese Kommission hat schon zahlreiche Sitzungen abgehalten! Es ist sehr wahrscheinlich, daß in nächster Zukunft dem belgischen Parlamente ein Projekt zur Annektierung des Kongostaates vorgelegt wird. Dabei wird man aber mit Leopold II. zu rechnen haben. Von allen Gegnern der Einverleibung ist er der erbittertste. Diesen fetten Brocken hat er sich nun einmal angeeignet, den läßt er sich so leicht nicht entreißen!! Aus dem absolutistischen Regime im Kongostaat erwachsen ihm zu viele Vorteile, als daß er auf eine andere Verfassung eingehen würde.

Schon im Jahre 1885, als er die Millionen Belgiens brauchte und ihn die Minister zwangen, als Gegenleistung eine Rückkaufsklausel zu unterzeichnen, ließ er unter der Hand durch englische Zeitungen dieses Projekt bekämpfen. Noch heute kann man darauf gefaßt sein, daß er alles mögliche versuchen wird, bevor die Frage dieses Rückkaufes der Kammer vorgelegt wird. Nichtsdestoweniger können diese Manöver nur eine gewisse Zeit dauern. Die Debatte muß eröffnet werden. Dann haben die demokratischen Parteien, von der sozialistischen angefangen, eine der delikatesten und schwierigsten Frage zu behandeln, die ihnen je vorgelegt wurden. Das Problem des Kongostaates kann auf drei verschiedene Arten gelöst werden: Bruch zwischen Belgien und dem freien Kongostaat, Aufrechterhaltung des Status quo oder Annektierung. —

Viele Radikale und Sozialisten meinen, daß ein einfacher Bruch mit dem Kongostaat, die Zurückberufung der dort befindlichen belgischen Offiziere, die Forderung der Rückzahlung der von Belgien vorgestreckten fünfunddreißig Millionen vorzuschlagen wäre. Doch auch die verbissensten Gegner der Kolonialpolitik können sich über die Aussichten einer solchen Lösung der Frage keiner Illusion hingeben. What is done cannot be undone!

Alles, was gesagt werden kann und mit Recht gesagt werden kann gegen die Kolonialpolitik, ändert nichts daran, daß sich Belgien seit fünfundzwanzig Jahren immer tiefer in die Kongoangelegenheit eingelassen hat. Und wer heute die Aufgabe des Kongostaates vorschlagen würde, würde nicht besser aufgenommen werden als ein Engländer, der eine Räumung Ägyptens, oder ein Franzose, der eine Räumung Tunesiens empfehlen würden. — Was die zweite Art der Lösung des Problemes anbelangt, das heißt Aufrechterhaltung des Status quo, so wäre das entschieden die schlimmste von allen. Aufrechterhaltung des Bestehenden heißt Aufrechterhaltung des königlichen Absolutismus, der Zwangsarbeit, des ganzen abscheulichen, von der Untersuchungskommission

Digitized by Google

gebrandmarkten Verfahrens. Ist nun der Bruch und ebenso die Aufrechterhaltung des Status quo nicht möglich, so bleibt die Annektierung als die einzige und die wahrscheinliche Lösung.

Wer, wie wir, immer gegen die Ausgaben für den Kongostaat gestimmt hat, wer sich immer weigerte, an der afrikanischen Affäre teilzunehmen, der kann sich aus Prinzip von dieser Politik fern halten. Da er für die unvermeidlichen Mißbräuche der kapitalistischen Kolonisierung keine Verantwortung mit übernehmen will, steht es ihm frei, gegen den Rückkauf zu stimmen. —

Die anderen aber, das heißt die Majorität des Parlamentes, welche die Unternehmungen des Königs unterstützt hat, können nicht mehr zurück. Wenn sie den königlichen Absolutismus aufheben und die Mißbräuche bekämpfen wollen, unter denen die Eingeborenen so schwer zu leiden haben, also eine parlamentarische Kontrolle aufzustellen wünschen, so haben sie keinen anderen Weg — als die Annektion. —

Hätte ich für mein Teil die Wahl zwischen Rückkauf und Status quo, so würde ich von zwei Übeln das kleinere wählen; und das ist nach meiner Ansicht der Rückkauf.

Kurz zusammengefaßt, handelt es sich in Belgien heute nicht um die Frage, ob man kolonisieren soll oder nicht. Ob man Anhänger der Kolonisation ist, wie sie im Kongostaat ausgeübt wird oder nicht: man muß anerkennen, daß der Kongostaat schon jetzt eine belgische Kolonie ist. Diese belgische Kolonie ist aber, statt daß sie unter Kontrolle und Verwaltung der Kammer stünde, durch den König allein despotisch regiert.

Leopold II. wünscht, dieses System zu erhalten. Die Majorität des Parlamentes hingegen will es aufheben. Zwischen beiden Richtungen ist ein Kampf entbrannt, der vielleicht einige Jahre dauern kann; aber der Ausgang ist nicht zweifelhaft. Minister können nachgeben; politische Persönlichkeiten können sich dem königlichen Willen fügen. Aber in einem Lande, in dem kein Soldat in die Kaserne, kein Sou in die Staatskasse kommt ohne Zustimmung der Kammern, darf man prophezeien: das Volk wird das letzte Wort haben.

Digitized by Google

Fühlen und Forschen

Von Kurd Laßwitz

„Wo faß' ich dich, unendliche Natur?" — Diese Frage zielt nicht bloß auf die wirkende Natur, wo in ewigem Wechsel Geburt und Grab sich ablösen, wo immer vollkommenere Formen des Lebendigen sich zum Lichte ringen; sie sucht auch nach dem Zusammenhange mit dem schaffenden Menschengeiste, der das Schöne und Gute liebt und billigt, erzeugt und will. Nun ist ja klar: wie das Sein und Werden nie abgeschlossen ist, so kann auch die Erkenntnis nichts Fertiges sein. Aber, so sollte man meinen, über den Weg des Fortschrittes, über die Mittel, die Natur zu fassen, darüber müßte doch eine Einigung sich erzielen lassen? Doch bei diesem Beginnen verschmilzt die Sehnsucht nach Erkenntnis mit all den anderen Interessen des Gemütes, sie verführt, lockende Irrwege einzuschlagen, und verwickelter wird der Streit.

Das „Wo faß' ich dich?" ist im Grunde gleichgültig dem Unendlichen gegenüber, denn für dieses ist das „Wo" ein „Überall". Tiefer greift die Frage: „Womit faß' ich dich, unendliche Natur?" Mit welchem Organ trete ich an dich heran, um dich aufzunehmen, zu bestimmen, mir zu eigen zu machen? Soll ich dich fühlen, schauen oder denken? Wie faß' ich dich?

Das Gefühl ist die Form des Bewußtseins, in der alle Erfahrungen einen bestimmten Wert für uns gewinnen, mehr oder weniger geschätzt werden. Lust oder Unlust umhüllen uns die Dinge mit rosigen oder grauen Schleiern; was dahinter liegt, kümmert uns nicht viel; nur wie wir's erleben, ob zu Freud oder Leide, das trifft uns zunächst. Das wirkt selbst dort mit, wo wir die redliche Absicht haben, objektiv zu sein. Es gibt so viele Ansichten, bei denen das Für und Wider der Gründe schwankt; da entscheiden wir, ohne es zu wissen, nach dem Gefühl. Das schadet ja auch nichts, solange wir uns mit unserer Privatansicht begnügen. Aber bedenklich wird's, wenn wir sie für eine Lehre von allgemeingültiger Bedeutung erachten und verkünden. Und dieser Übergriff ist so naheliegend, daß es sich wohl verlohnt, darüber zu sprechen.

Ein Mensch mit lebendiger Phantasie macht sich ohne Schwierigkeit eine Theorie zurecht, wenn er erst an einer Ansicht Wohlgefallen gefunden hat. Es wäre doch hübsch, wenn es so wäre, oder, es könnte doch wohl so sein. Warum sollen wir nicht vor unserer Geburt oder nach dem Tode in irgendeiner anderen Gestalt auf Erden wandeln, sei es als Tier, sei es als veredelter Mensch, um unser Ich nach allen Seiten hin auszuleben und zu vervollkommnen? Oder: Warum soll nicht der einzelne rücksichtslos der eigenen Kraft vertrauen, alles andere, die Menschen nicht ausgenommen, als bloßes Mittel betrachten, in sich die Blüte der Menschheit als gewaltigstes, vornehmstes Ich herauszutreiben? Ja, warum nicht? Gründe sind leicht zu finden. Und die Gegengründe abzuweisen, nun, dazu liegt eben das Mittel darin, daß man sich nichts daraus macht; die Entscheidung liegt ja beim Gefühl.

Digitized by Google

Wenn man freilich mit dieser Methode dem festen Gefüge der Natur zu Leibe will, so spürt man den Widerstand; die Phantasien zersplittern an der Notwendigkeit, deren eisernes Gesetz der Souveränität des Gefühles Schranken setzt. Dennoch kann man auch hier schon recht viel behaupten. Weiter aber kommt man in der Lehre vom Menschenleben, in der Betrachtung der Geschichte, im Verhältnis der Rassen, in der Auffassung führender Persönlichkeiten. Hier sind die Tatsachen nicht so hart, die Gesetze biegsam nach der Formel, daß die Ausnahmen die Regel bestätigen. Daher stammt auch die Neigung, die Naturwissenschaften in Geisteswissenschaften zu verwandeln, sie von ihrem mathematischen Boden auf den psychologischen zu verpflanzen, der auf seinen Ertrag weniger zu kontrollieren ist. Gewiß ist es berechtigt, die ganze Natur im Sinne von Fechner als beseelt anzusehen, nur darf man nicht auf dieser Beseelung eine Erklärung aufbauen wollen. Das hieße Unbekanntes aus noch Unbekannterem ermitteln. Aber freilich ist ein solcher Versuch verführerisch für alle, die aus dem Gefühl heraus philosophieren möchten.

Diese Methode ist nämlich sehr fruchtbar. Sie ist ein Selbstbetrug, dem leider gerade lebhafte und bewegliche Geister leicht anheimfallen. Man möchte in den Dingen gewisse Gesetze erkennen. Nun definiert man aber die Begriffe bereits auf Grund der Gefühle, die man nachher als angebliche Gesetze aus ihnen herauslesen möchte. Man definiert zum Beispiel „Leben“ als die Form des Geschehens, die wir auf der Erde als das organische Leben des Plasmas kennen, und beweist daraus, daß es unter anderen Bedingungen kein Leben geben könne, daß also die Erde der einzige bewohnte Himmelskörper sei. In der Kunst und in der Ethik lassen sich so auf das Gefühl großartige Theorien bauen, bei denen die Zirkelschlüsse viel schwieriger aufzudecken sind.

Die „Gefühlsphilosophie“, wie man diese Methode kurz nennen kann, bietet für den, der sie ausübt, viele Annehmlichkeiten. Sie bedarf keines so mühsamen Apparates wie das empirische Verfahren. Man begnügt sich mit seinem „inneren Erlebnis“. Man hat einen hübschen Einfall. Das gefällt mir. Ich dekretiere, es ist so. Aber das braucht man nicht so deutlich zu sagen. Man spricht in Bildern. Bilder geben von den Dingen immer nur einen Teil. Darum merkt man es nicht so leicht, wenn man sich widerspricht. Auch gestattet das eine schöne, geistvolle Sprache, die über die Lückenhaftigkeit der Schlüsse hinwegtäuscht. Man nimmt Gefühlsausbrüche für Beweise, Wortspiele für Belege, Phrasen für Lehrsätze. Und wenn man nicht mehr weiter kann, weil die logische Folge den Widerspruch aufdecken würde, so bricht man ab und fängt eine neue Gedankenreihe an. Das nennt man dann Aphorismen. Widerlege mir einmal einer einen Aphorismus! Ich mache sogleich einen neuen. So ein Aphorismus steht ja für sich, wer kann verlangen, daß sie nun auch untereinander zusammenpassen? Wenn sie nur aus demselben Vorurteil des Gefühles kommen, so kann sich der Leser das übrige zwar nicht denken, aber hinzufühlen, Und das wollen viele; das Denken gelingt ihnen nicht. Unklarheit hat etwas Anziehendes. Man muß nur mit der gehörigen Wucht und Überzeugungskraft

Digitized by Google

auftreten; man schöpft ja aus dem tiefsten, unergründlichen Quell der Seele, aus dem Gefühl. Mit einem Worte, man muß orakeln. Ein Orakel trifft immer ein, sobald es geglaubt wird; dann weiß man es schon zu deuten.

Daher kommt's nun auch, daß diese Art der Philosophie außerordentlich populär ist. Man versteht sie zwar nicht, aber das merkt man nicht. Eine wissenschaftliche Auseinandersetzung ist freilich vielleicht noch schwerer zu verstehen, aber man merkt gleich, wenn man sie nicht versteht. Sie erfordert außerdem Arbeit zum Verständnis, die man nicht immer anwenden will. Bleibt dann der Leser stecken, so findet er die Sache langweilig und öde, gelehrtenhaft. Aber bei der Gefühlsphilosophie ist das ganz etwas anderes, da braucht man nicht mehr zu denken, als man gerade Lust hat. Sie wirkt ja nicht auf den Verstand, sondern auf das Gefühl, und Gefühl hat jeder. Er nimmt dann aus dem Philosophen, was ihm paßt, denn ein systematischer Zusammenhang ist ja hier nicht nötig. Er ist wohl gar nicht drin.

Wozu auch das doktrinäre Beweisen? Wenn nur ein gütiger Genius immer eine dunkle Ahnung in uns gelegt hat, was wir im richtigen Augenblick vermuten oder annehmen sollen! Je weniger man denkt und kritisiert, um so mächtiger ist die Wirkung aufs Gefühl. Nur muß die Sprache lebendig sein, überraschend, klangvoll. Man kann darin schwelgen wie in Musik. Wunderbare Geheimnisse werden enthüllt. Man wird ergriffen, hingerissen. Nun fühlt man sich auf eigene Weise in die Welt hinein. Ein mystischer Schauer faßt uns an. Und schließlich meint man: was man fühlt, — das sei wirklich als ein wahrer Sachverhalt erwiesen.

Eine solche Gefühlsphilosophie hat keine Widerlegung zu fürchten. Was ich fühle, das fühle ich, ob es (im Sinne der Erkenntnis) wahr ist oder nicht. Wenn mir etwas gefällt, so kann mir niemand beweisen, daß es mir nicht gefällt, und mehr als diese subjektive Tatsache will ich ja vom Orakelspender nicht entnehmen. Das Gefühl ist das absolut Irrationale und hat immer recht für den einzelnen, der daher das Logische abweist, das ihn stört, ernüchtert, erkältet.

Aber da liegt nun auch die Schwäche der Gefühlsphilosophie. Weil die Begründung nur im Gefühl des Philosophen wurzelt, so gilt ihre Wahrheit auch nur für ihn. Er kann überreden, nicht überzeugen. Freilich vermag er, ähnlich wie der Künstler, gleichartige Gefühle zu erwecken. Dann geht so eine Gefühlsmanie, einer Völkerpsychose gleich, eine Zeitlang durch die Welt, bis sie von einer anderen abgelöst wird.

Eine solche Glaubensströmung hätte ja ihr gutes Recht, wenn sie als solche erkannt würde, wenn sie nicht Anspruch machte auf den Namen der Philosophie als einer wissenschaftlich begründeten Weltanschauung, wenn sie sich nicht als Erkenntnis ausgäbe und dafür gehalten würde. Aber Erkenntnis kann sie niemals sein. Diese entspringt wohl ihrem Bedürfnis nach aus dem Gefühl, ihrem Inhalt nach kann sie nie daraus entstehen. Denn das Gefühl ist das rein Subjektive, das Wesen der Erkenntnis aber und ihr Wert liegen darin, daß sie objektiv ist. Erkenntnis stellt nicht das Verhältnis dar, in dem sich der

Digitized by Google

einzelne zum Weltganzen fühlen kann, sondern die Gesetze, durch welche die einzelnen zu einem Ganzen verbunden sind; sie begründet die Allgemeingültigkeit des Zusammenhanges von Natur und Menschheit.

Erkennen im wissenschaftlichen Sinne kann man nur, was sich in klaren Gesetzen ausdrücken läßt. Darin eben besteht Erkenntnis, daß ein noch Unbestimmtes, erst zu Bestimmendes, als ein Zusammenhang gesetzt wird, der nunmehr eine Einheit bildet und als solche von jedermann klar wiedererkannt wird.

Hier ist ein Erlebnis, eine Empfindung, sie heißt „rot", rote Blüten, rote Früchte, rote Gewänder, Morgenrot und Blut. Aber das ist ein noch unbestimmtes Licht. Wer vermag dem anderen zu sagen, ob er dasselbe Rot meine? Der sinnliche Eindruck allein läßt sich nicht beschreiben, nicht objektiv mitteilen. Das Gefühl vermag darüber gar nichts zu bestimmen. Erst wenn die Strahlen verschiedenen Ursprungs, die wir rot nennen, durch das Prisma zerlegt sind, wenn ihre Brechbarkeit gemessen ist, dann haben wir ein objektives Merkmal für die sehr verschiedenen sinnlichen Eindrücke, die wir als rot bezeichnen. Dann erst ist das Erlebnis des einzelnen so bestimmt, daß es jederzeit als ein gesetzmäßiger Vorgang wieder erkennbar ist; freilich nicht als das Erlebnis des einzelnen, aber als eine höhere, weil allgemeingültige, objektive Realität. Darum bleibt nichtsdestoweniger das subjektive Erlebnis in seinem ganzen Werte erhalten; es kann auch noch in anderer Weise, zum Beispiel ästhetisch, objektiviert werden. Aber für die Erkenntnis ist es nun als ein Gegenstand bestimmt, der eine besondere Eigenart im Raume als Größe festlegt. Dazu eben muß das subjektive Gefühl ausgeschaltet werden. Ohne dies ist ein Fortschritt der Erkenntnis nicht möglich. Es wird eine neue Welt geschaffen, die Natur als das im Raume wissenschaftlich Erkennbare.

Aber wer darf denn behaupten, daß damit die ursprüngliche Welt, die subjektive des Gefühles, vernichtet sei? Wird denn die Empfindung des Roten oder das damit verbundene Gefühl irgendwie geändert, zerstört, aufgehoben dadurch, daß man seinen objektiven Gehalt absondert? Warum tut man da so, als wolle die Begriffswissenschaft uns des Gefühles berauben, warum eifert man gegen das Theoretische? Alles an seinem Platze! Zum Fühlen freilich brauche ich keine Physik. Aber das Leben besteht doch nicht bloß im Fühlen, es gehören dazu Beziehungen, die durchaus objektiv und in voller Klarheit festgestellt werden müssen.

Das Gefühl enthält stets etwas Unbestimmtes. Darin liegt seine unendliche Bedeutung als der unerschöpfliche Quell des Individuellen; aber auch die Grenze, jenseits deren es Verwirrung anrichtet. Es muß eingeschränkt werden durch die unerbittliche Strenge des Gesetzes, durch den Begriff, der keinen Widerspruch duldet. Das Widerspruchslose existiert nirgends als im logischen Denken. Das Denken allein ist imstande, objektive Erkenntnis zu schaffen.

Diese Richtung liegt nun freilich wenig im Interesse des Gefühlsphilosophen. Vielmehr ist ihm das begriffliche Denken die unangenehme Polizei, die ihn an die notwendige Ordnung der Gemeinschaft erinnert und seinen willkürlichen

Digitized by Google

Privatwegen auf die Spur kommt. Daher der ausgesprochene Haß der Gefühlsphilosophie gegen die regelmäßige, kritische Arbeit der Begriffsphilosophie, nicht weniger auch gegen die unbestechliche Methode der Naturwissenschaft.

Die Naturwissenschaft verträgt kein bloßes Spiel mit ihren Aufgaben. Gewiß kann man auch dort die kühnsten Spekulationen versuchen, aber man kommt damit nicht weit. Denn hinter der Hypothese steht der Versuch, und wenn dieser sie nicht bestätigt, wenn nicht aus der spekulativen Voraussetzung Folgerungen fließen, die an der Erfahrung geprüft und durch mathematische Darstellung erweitert werden können, so fällt die Theorie in sich selbst zusammen. Hier bleibt ja kein subjektives Gefühl übrig, das für sich wertvoll wäre. Auf das Gefühl hin kann man keine Maschine konstruieren und keine Umsetzung von Energie berechnen. Man kann damit überhaupt keinen Schritt weiterkommen. Hätte die Spektralanalyse nicht die von den Körpern ausgesandten Lichtstrahlen genau nach ihrer Lage bestimmt, so wüßten wir heute nichts von den auf der Sonne und den Fixsternen glühenden Stoffen und sehr wenig von den Eigenbewegungen der Sterne. Goethe seufzt in seinen Sprüchen:

„Wüßte nicht, was sie Besseres erfinden könnten,
Als wenn die Lichter ohne Putzen brennten."

Wenn man dem auch einen tiefen symbolischen Sinn unterlegen kann, so hat er's gewiß auch recht wörtlich gemeint. Aber die Erfindung der imprägnierten Dochte, die man nicht zu putzen braucht, hat der Meister nicht mehr erlebt, auch nicht die Gasbeleuchtung, wenigstens nicht in Weimar, geschweige denn das elektrische Licht. Die Technik ist die mächtige Faust, die handgreiflich den Unterschied aufzeigt zwischen dem, was in der träumenden Phantasie verführerisch glitzert, und dem, was im rechnenden und experimentierenden Erkennen objektive Wirklichkeit gewinnt. Sie ist zum Glück der immer bereite, getreuliche Nachweis, wo die wirklichen Kulturmittel liegen, und für wen der Sieg erreichbar ist; denn nur der harten Arbeit fällt er zu auf Grund des mathematischen Gesetzes, und nicht dem weichen Gefühl auf Grund bequemer Schwärmerei. Was nützte alles Phantasieren über die Elektrizität als Spannung von Gegensätzen und Befreiung in der Einigung, wenn nicht Ohm gezeigt hätte, daß die Stromstärke der Spannung direkt und dem Widerstande umgekehrt proportional sei? Denn nur durch solche gesetzliche Festlegungen wurde es möglich, die elektrische Energie in den Zusammenhang wirtschaftlich bestimmbarer Größen aufzunehmen.

Tritt nun die Ohnmacht des Gefühles bei solchen objektiven Bestimmungen unwiderleglich zutage, so hilft sich der Gefühlsphilosoph mit einer wegwerfenden Bemerkung über das Äußerliche aller naturwissenschaftlichen Forschung, das ja dem Geheimnis des seelischen Erlebnisses nicht näher komme. Es sei doch höchst gleichgültig, wie die Erscheinungen zusammenhängen, wenn man nur begreife, wie sie im persönlichen Erlebnis sich darstellen. Nun ja — das ist freilich eine wichtige Aufgabe, es bleibt nur auch dann alles im unbestimmten Blau des subjektiven Gefühlshimmels hängen, wenn es nicht gelingt, die psychischen

Digitized by Google

Eigenschaften und Wirkungen in eine begriffliche Ordnung zu bringen, aus der jeder erkennt, wovon man eigentlich redet. Gewiß, das tiefste Wesen des Persönlichen enthält stets etwas Undefinierbares; eben weil die Persönlichkeit die Einheit ist, in der die Notwendigkeit des Denkens und die Freiheit des sittlichen Wollens in dem Akte des Selbstgefühles aufgehoben sind. Aber wenn man die Persönlichkeiten erkennen will in ihrem Verhältnis zu den Objekten und in ihrer geschichtlichen Wirkung, wenn man ihre Weltanschauung begreifen will, so heißt das eben, ihre besondere Art zu fühlen muß in ihrer besonderen Art zu denken aufgewiesen werden, es muß also ihre Denkungsart mit den allgemeinen Formen des Denkens in Beziehung gesetzt werden. Fühle ich mich in die Stimmung Goetheſcher Dichtungen ein, so kann ich durch diesen unbeschreibbaren ästhetischen Genuß mein Leben wundersam erhöhen, vertiefen. Will ich indessen Goethe in seiner kulturgeschichtlichen Wirkung verstehen, so muß ich seine Eigenart, Gefühle in Gedanken und Sprache umzusetzen, vergleichen mit der Art überhaupt, wie solche Umsetzung möglich ist und vor ihm geübt wurde. Sich in die persönliche Art des zu studierenden Künstlers hineinzufühlen, ist doch erst eine Vorarbeit; das Interesse der Wissenschaft ist damit noch nicht erfüllt. Aus dem inneren Miterleben muß nun erst ein Verständnis dieses Erlebens in dem Sinne gewonnen werden, wie die Erkenntnis aus subjektiven Erfahrungen objektive Wahrheiten erzeugt. Das Ergebnis muß die Auffindung des Gesetzlichen sein, das in der Wirkung des Genies liegt. Der Künstler siegt durch die anschauliche Darstellung seines inneren Erlebnisses. Der Philosoph muß noch mehr als dies. Er muß das Gefühlte in Denkbares übersetzen, er muß im logischen Begriff das fassen, was an der persönlichen Wirkung eines Menschen als objektiv feststellbare Tatsache, als Zusammenhang mit dem wirklichen Geschehen auftritt.

Das bestreitet freilich der Gefühlsphilosoph. Er will sich ja nur an das persönliche Erlebnis direkt halten. Er verwirft den Wert der wissenschaftlichen Analyse, weil sie immer mit Abstraktionen arbeiten müsse, während doch die Persönlichkeit eine untrennbare Einheit sei. Als ob im Denken nicht jeder Synthese eine Abstraktion vorhergehen müsse! Wie kann ich denn einen Zustand, eine Handlung von einer anderen unterscheiden, wenn ich nicht zuvor die psychologischen Elemente auseinanderlegt habe, die ich nun erst in ihrer Einheit zu begreifen vermag? Damit aber verzichtet der Gefühlsphilosoph auf jede kritische Nachprüfung, und damit auf jede wissenschaftliche Objektivität. Er beschränkt sich auf die Tätigkeit des Dichters und blickt hochmütig auf die Doktrinäre herab, die mit Begriffen arbeiten müssen.

Aber den Eigenwert des Dichters erreicht er damit nicht. Denn die wirkliche Arbeit des Dichters ist die Aufhebung des Stoffes in die künstlerische Form. Diese jedoch wird dem Gefühlsphilosophen erlassen. Seine Form bleibt ja die dogmatische, didaktische; nur daß er statt des Resultates kritischer Analyse seine eigenen Einfälle erzählt, die er nach seinem subjektiven Gefühle für das innere Erlebnis der zu schildernden Persönlichkeit hält.

Digitized by Google

Das Gefühl ist somit als Erkenntnismittel nicht zureichend. In den Naturwissenschaften erweist es sich als unfruchtbar, in der Untersuchung geistiger Bewegungen als irreführend, es setzt eigenes Erlebnis für das Verständnis des fremden. Durchleben mögen wir Natur und Menschengeist mit dem Gefühl, dagegen begreifen, fassen können wir sie damit nicht.

Aber Goethe, wird der Gefühlsphilosoph sagen, — ist er nicht das glänzendste Beispiel für die Fruchtbarkeit der Erkenntnis aus der innersten Anschauung? Dort freilich, wo es sich um das Wunder des Genius handelt, intuitiv eine neue Wahrheit zu erfassen, doch nicht dort, wo es gilt, sie zu beweisen. Da wußte er sehr wohl, daß andere Mittel dazu gehören. Es möge zum Schluß gestattet sein, daran zu erinnern, wie entschieden Goethe die Philosophie aus dem Gefühl von sich wies.

Im Jahre 1796 veröffentlichte Kant eine kleine Schrift: „Von einem neuerdings erhobenen vornehmen Tone in der Philosophie." Sie ist gegen das angebliche Philosophieren aus dem Gefühl gerichtet. Es liege nicht bloß in der natürlichen Trägheit, sondern auch in der Eitelkeit der Menschen, so führt Kant aus, daß sich die, die zu leben haben, für vornehm halten im Vergleich mit denen, die arbeiten müssen, um zu leben. Und so kündige sich auch neuerdings eine Philosophie unverhohlen an, bei der man nicht zu arbeiten brauche, sondern sich damit begnügen könne, nur das Orakel und sich selbst anzuhören und zu genießen. Dabei bediene sie sich eines Tones, der deutlich zu erkennen gebe, daß sie sich gar nicht in eine Linie mit denen stellen will, die in vorsichtiger Kritik schulmäßig zur Erkenntnis vorzudringen streben, sondern daß sie geniemäßig durch einen einzigen Blick in ihr Inneres alles zu leisten sich getraue, und noch mehr, als was Fleiß nur immer zu schaffen vermag. Deshalb eben glaube sie einen vornehmen Ton der Herablassung anschlagen zu dürfen. Dazu verleitet in der Tat nichts so sehr wie das Prinzip, aus einem höheren Gefühl heraus zu philosophieren. Denn wer will mir mein Gefühl streitig machen? Kann ich dann nur den Glauben erregen, daß jenes Gefühl einem jeden angesonnen werden könne, so bin ich in einem großen Vorteile jenen gegenüber, die ihre Ansicht erst beweisen müssen. Mein Gefühl überträgt sich dann unmittelbar als Anschauung und wirkt in dem anderen wie eine objektive Erkenntnis, ohne daß wir uns beide mit logischer Arbeit bemühen mußten. „Ich kann daher im Tone eines Gebieters sprechen, der der Beschwerde überhoben ist, den Titel seines Besitzes zu beweisen. Es lebe also die Philosophie aus Gefühlen, die uns gerade zur Sache selbst führt! Weg mit der Vernünftelei aus Begriffen!"

Diese Gefühlsphilosophie, führt Kant weiter aus, erkläre, ihre fühlbaren Geheimnisse zu haben, eine Ahnung, eine dunkle Vorerwartung der Wahrheit. Woher aber wisse man das? Wenn nicht durch Begriff, so könnte es nur durch eine übernatürliche Mitteilung geschehen; und das wäre der Tod aller Philosophie im wissenschaftlichen Sinne. Wenn der Gefühlsphilosoph sagt, der Mensch könne zwar den Schleier der Isis nicht aufheben, aber ihn doch so dünne machen,

Digitized by Google

daß man unter ihm die Göttin ahnen könne, so antwortet Kant mit köstlichem Spott: „Wie dünne, wird hierbei nicht gesagt; vermutlich doch noch so dicht, daß man aus dem Gespenst machen kann, was man will; denn sonst wäre es ein Sehen, was ja vermieden werden sollte.“ — Es ist wahr, meint Kant zuletzt, die Philosophie mag ja prosaisch sein, aber der Vorschlag, von jetzt ab poetisch zu philosophieren, möchte wohl so aufgenommen werden, wie wenn man vom Kaufmann verlange, seine Handelsbücher künftig nicht in Prosa, sondern in Versen zu schreiben.

Diese gründliche Ablehnung der Gefühlsphilosophie durch Kant hat nun Goethe viel Freude gemacht. Er billigt sie durchaus, wenn er am 26. Juli 1796 an Schiller schreibt, auch durch diese Schrift (Kants) werde die Scheidung dessen, was nicht zusammengehört, immer lebhafter befördert. Goethe gehört also nicht mit der Gefühlsphilosophie zusammen. Mit Bezug auf dieselben Gegner (es handelt sich um Friedr. Heinrich Jacobi) schreibt er am 30. Oktober 1796 an Meyer: „Der alte Kant hat sich, Gott sei Dank, über die Herren auch ereifert und hat einen ganz allerliebsten Aufsatz über die vornehme Art zu philosophieren in die Berliner Monatsschrift setzen lassen; er hat niemand genannt, aber die philosophischen Herrn Aristokraten recht deutlich bezeichnet.“

Man sieht, auch Goethe hat es an Deutlichkeit nicht fehlen lassen. Die Gefühlsphilosophie hat kein Recht, den größten Dichter für sich gegen den größten Denker auszuspielen. Wir haben heutzutage allen Grund, uns daran zu erinnern.

Berliner Sezession

Von Fritz Wolff

I

Vor einigen Wochen gab ein Litteratenprozeß dem königlichen Notar Dr. Sello den Anlaß, Max Liebermann den Titel des „größten deutschen Malers“ vor Gericht zu beglaubigen. Leider muß ich daher fürchten, ungelegen zu kommen; aber der Augenblick, in dem die dreizehnte Ausstellung der Berliner Sezession eröffnet wird, verlockt mich, ein wenig näher zuzusehen, was aus der stürmischen Parole von der neuen deutschen Kunsthauptstadt wohl geworden ist, seit unter begeistertem Geschrei der Philister München die Künstlerlocken geraubt wurden. Wie steht nun Berlin die Perücke?

Ich verdanke es Frau Lepsius, wenn ich ein Gesamtbild der künstlerischen Zustände Berlins ausführlicher nicht zu geben brauche. Dieses Rüpelspiel ergötzlicher und schlagfertiger zu schildern, als ihr dies in Nummer 2 des „März“ in ihrem Brief „Über Berliner Kultur“ geglückt ist, wäre nicht möglich. Der Brief verdiente den öffentlichen Anschlag wie französische Ministerreden. Denn geistreicher und unumwundener läßt sich der Beweis der unlösbaren Verworrenheit

Digitized by Google

und Verlogenheit dieses individualistisch-sozialistisch-idealistisch-monistisch-hygienisch-ästhetischen Wirrwarrs und Getues nicht führen. An dieses Rundpanorama von Frau Lepsius soll der Leser denken, wenn es hier an die Prüfung eines Hauptpostens auf der sogenannten Aktivenseite des zeitgenössischen Berlins geht.

Jahraus jahrein hallt Berlin wider von den beweglichsten Klagen, Bitten und Beschwörungen um „Kultur"; der letzte Skribent führt sie im Munde. Und wie anerkennenswert, wie zukunftsreich könnte es sein, wenn drei Millionen Menschen, die wahren Gründer dieser neuen Stadt, sich einen solch bescheidenen Anfangszustand wirklich bewußt gestehen wollten. Hieraus vermöchte das Größte zu entstehen, denn die Kräfte sind unermeßlich. Wer in den Straßen dieser Stadt wohnt, wer nicht abseits als Ästhet, sondern in frischer Teilnahme ihr gewaltiges Leben mitlebt, fühlt zu jeder Stunde die oft erschütternde Phantastik des Strebens, der Leistung, der Zahlen. Dem Chorus des Hohnes über Berliner Kulturlosigkeit gegenüber, den ganz Deutschland und das Ausland bilden, ahnt er, daß über dem Dasein dieser Menschenmassen der gewaltige Widerschein großer Kunst sich eines Tages erheben könnte. Könnte, wenn der Jammer nach „Kultur" echt und konsequent wäre. Wenn er nicht selbst ein Hauptrezitativ des ewigen Kunstgeredes wäre, in dem alles untergeht. „Wir Kunstmenschen" erinnere ich mich in einer Kritik gelesen zu haben. Das sagt alles. Hinter aller Kultursehnsucht steckt nicht Bescheidenheit, sondern Dünkel, in der Beurteilung des heutigen Zustandes nicht Ehrlichkeit, sondern Selbstbetrug.

Eine berliner Tradition war da; so weit zurückgreifend und reich, daß es zu einer Spezialität geworden ist, sie heute neu zu entdecken. Durch fast zweihundert Jahre sehen wir sie ablaufen. Eine Gesellschaft von zwar vorherrschend intellektueller Richtung, der trotzdem der künstlerische Instikt nicht abging, wie sie durch manche der Erinnerung würdige Gestalt bewiesen hat. Breite Schichten, zum wenigsten seit Friedrich dem Großen, engere Kreise lange vorher, waren auf das intensivste Mitleben im Inhalt der Zeit, auf den abgeschlossenen geistigen Genuß gerichtet und stellten bis etwa 1860 ein Publikum dar, auf dessen künstlerische Empfänglichkeit eine lange Reihe von Künstlern: Peöne, Schlüter, Chodowiecki, Schadow, Schinkel und Menzel, rechnen konnte. Sie beweist, daß Frau Lepsius mit ihrer Meinung irrt, im Norden sei Kultur stets persönliche Leistung. Die Tradition war da, in unaufhörlicher Folge erschien Generation auf Generation im Besitz eines Maßes an künstlerischem Sinn. Mit gewissen Einschränkungen freilich, die für den harten Boden des alten Preußens von Anbeginn eigentümlich waren.

Dann kam das Glück. Aus einer halben wurden drei Millionen, vom alten blieb kaum ein Stein auf dem anderen. Nicht ein Sechstel der heutigen Berliner steht in tatsächlichem, nur ganz wenige unter ihnen stehen in einem geistigen Verhältnis zu jener Tradition. Die alte Gesellschaft ist von diesen Massen zersprengt. Was sie hinterlassen hat, verschwindet von einem Tag auf den anderen. Nichts verbindet das Gestern mit dem Heute.

Digitized by Google

Dies ist der wahre Grund dessen, was alle Kulturklageweiber vage meinen. Ist das Bewußtsein davon allgemein? Bis heute nicht. Man seufzt nach dem, was nicht kommen will, und bereitet ihm unermüdlich den Boden durch den rationalistischen Unsinn der Kunsterziehung, der nirgends Wurzel gefaßt hat als hier. Gleichzeitig lebt man im behaglichsten Selbstbewußtsein. Man ist Theaterstadt. Aber wenn man näher zusieht, ist's das einzige Lessingtheater, das den Reinhardtgreueln noch widersteht. Man ist die deutsche Kunststadt, weil man die Berliner Sezession sein eigen nennt.

2

Diese Vereinigung machtvoller Naturen gehört zu den einflußreichsten des Festlandes. Das Gebiet, über das sie unumschränkt herrschen, beginnt am Magdeburger Platz und reichte schon vor Jahren, zwar nicht bis ans Mohrenland, aber bis an die Halenseeer Brücke. Heute ist ihnen der ganze Grunewald zinspflichtig, und ihre Vorposten stehen bei Zehlendorf und Wannsee. Wie Fontanes Semnonen ziehen sie aus, „von der Mägdel aus die Welt zu erobern." Der Engel der ersten Posaune, der im Lokalanzeiger Ph. St. zeichnet, schreitet ihrem Triumphzug vorauf und verkündet ihre Gloria.

Doch im Ernst. Als im Jahre 1899 der kleine Pavillon im Garten des Theaters an der Kantstraße sich öffnete, da war man voll angenehmer Zuversicht. Man freute sich, daß sich doch etwas rührte. Die Sprache des Vorwortes zu dem kleinen Katalog klang zurückhaltend, und über die Entwicklung der Dinge konnte man optimistisch denken. Es war nur billig, diesem ganzen Kunstwesen Zeit zu gönnen. Denn wie es falsch ist, auf dem Theater alljährlich einen neuen Shakespeare zu erwarten, wobei dann ein Hoffmannsthal zum Vorschein kommt, so auch hier. Man hätte sich gerne geduldet. Aber da ging mit einem Male, gerade als man die ersten bescheidenen Früchte erwartete, der Lärm von der Kunsthauptstadt Berlin los, und mehr als einer unter den Leuten von Geschmack und Verstand sagte sich wohl, daß hier ausbleibende Taten durch große Redensarten ersetzt werden sollten. Das gleiche Ziel verfolgte man mit der geräuschvollen Gründung des, übrigens totgeborenen, Deutschen Künstlerbundes. Heute, nach reichlicher Frist — von Voreiligkeit oder Ungeduld kann nach acht Jahren wohl nicht die Rede sein — ist es Pflicht, es auszusprechen: Wir stehen vor einem runden, durch nichts beeinträchtigten Mißerfolg.

Es ist müßig, über die, wie Scheffler so schön und bildhaft sagt, „Kurve der Notwendigkeit" von Erscheinungen zu diskutieren, die wie die Sezessionen allenthalben ungefähr gleichzeitig hervortraten. Sie sind nun einmal da und entbehren gewiß nicht der Wirkung. Aber die rückschauende Kritik kümmert sich allein um den Erfolg; wo er ausbleibt, sucht sie die Gründe nicht in Zufälligkeiten, sondern unwillkürlich und mit Recht in den ersten Anfängen.

Auf deutschem Boden, und hierzu ist auch Wien zu rechnen, tragen die Sezessionen vom ersten Augenblick an den Fluch bloßer Nachäfferei. Vergleiche mit auswärtigen, etwas kleinstädtisch angestaunten Mustern gestatten weder die

Digitized by Google

Talente der Neuerer noch die der verachteten Alten. Im allgemeinen wird es nicht als Ausdruck selbstsicherer Kraft und wirklicher Überlegenheit angesehen werden können, wenn der überlegen Tuende, statt auf dem Schlachtfeld zu stehen und zu siegen, mit dem Versprechen davonläuft, den Gegner in der Einsamkeit unterzukriegen, wo er nicht ist. Hermann Grimm hat sich vor Jahren für die Sezessionen günstig geäußert. Wer ihn gekannt hat, weiß, wie ganz anders er heute urteilen würde, denn aller Spektakel war ihm ein Ekel. Der Ursprung der Sezessionen war Nervosität und höchst nebensächliche, persönliche Zänkerei, dazu ein anfangs gut verborgener Dünkel, für den der Beweis der Berechtigung nicht erbracht worden ist. Wer vermöchte heute, wenn er die neue neben der alten Akademie sieht, noch zu sagen, warum sie die doppelten Regiekosten nicht sparen und wieder einträchtiglich zusammen ausstellen. Eine falsch heroische Pose nahmen sie an vom ersten Augenblick; schon im Katalog der ersten Ausstellung versinnbildlichte sie ein Signet: ein nackter Kämpfer, den man gegen einen unkenntlichen Fleck von Druckerschwärze anbringen sah. Der Fleck ist bis heute nicht lichter geworden, was die Entwicklung klar erkennbarer Ziele bedeutet hätte. Zwar die Eröffnungsansprachen sind alljährlich wortreicher geworden, doch was sie gaben, war lediglich das Vokabularium jenes blutleeren Ästhetizismus, der heute in Berlin obenauf ist. Die „Bewegung" blieb rein negativ, und wer Liebermanns Kunsttagesbefehle liest, wird bewundernd zugeben, daß es, was Zahl der Befehle und Verbote an die Kunst betrifft, nur einen Mann gibt, der als vollständiges Gegenstück Anton von Werners dasteht: eben Max Liebermann.

Daß man zu demselben Ziel auf sehr verschiedenen Wegen gelangen kann, zeigt der „heilige Frühling" in Wien und Berlin. Man blamiert sich mit oder ohne Grazie.

Das erstere wählten die Wiener. Weder haben sie sich jemals besonders tragisch genommen, noch taten dies andere. Sie verließen eines Tages das Künstlerhaus, um sich in der Gartenbaugesellschaft kostümiert wieder zu vereinigen. Wie lustig war's, all die Charaktermasken einmarschieren zu sehen: den einen als Böcklin, den zweiten als Khnopff, diesen als Manet, jenen als Burne Jones. Ihnen allen das zu verübeln, wäre humorlos gewesen. Die Päckchen Überzeugung, die die Herrschaften mit sich führten, waren gering; wozu auch wegen des bißchen Schminke, das zu transportieren war, mit dem großen Koffer ausrücken? Was da als neue Wiener Kunst zutage kam, war mehr als unerheblich. Aber die Inszenierung dieses Nichts war selbst etwas wie Kunst, das fühlte man. Und vor allem eins: sie waren bescheiden, im ganzen harmlos und vergaßen nicht, daß sie alle bis Feierabend ihr Schusterhandwerk recht und schlecht getrieben hatten. Wie es so kommt, fanden sich auch Schreier hinzu, die sich gewaltig aufspielten und doch verschworen. Ihr Wortführer war natürlich der Oberste der Kompromißler, Moll — heute Mitglied der Jury des Deutschen Künstlerbundes. Als er schließlich zu komisch wurde und zwischen der Verkennung Beethovens durch seine Zeitgenossen und der seiner geschätzten

Digitized by Google

Kollegen Vergleiche riskierte, da war's der Anfang vom Ende. Muther, der so was versteht, nahm den Herrn beim Schopf und blies in einem seiner amüsantesten Artikel „Kunst und Größenwahn" den ganzen dummen Nebel weg; denn schließlich war Fastnacht vorüber. Aber auch das in aller Harmlosigkeit, die nicht vergessen ließ: 's ist ja ein Spiel nur zum Scherz. Eben im ganzen Maskerade, aber eine, wie man sie im Süden zu machen versteht: ein Künstlerjux in Permanenz. So ist's ein liebenswürdiger Mißerfolg, in dem die Wiener Sezession ihr Ende genommen hat, und den verzeiht man. Noch immer stellt sie aus, aber in ihrem Wesen ist nichts mehr von den alten Aspirationen, die zu erfüllen sie nicht imstande war.

Ein nachahmenswertes Beispiel wird niemand darin erblicken. Das ist nicht die Art, wie eine Gesellschaft ihre Kunstfragen anfaßt, die in hundert anderen Beziehungen tagtäglich den Beweis unerschöpflicher Entwicklungskraft gibt. Für einen Fasching der Künste ist in Berlin kein Raum. Es wäre ungerecht, wenn man das anfängliche ernste Wollen der Berliner Sezession leugnete. Nur dadurch war sie imstande, auch bei Leuten Interesse zu erwecken, die nicht überall hinrennen, wo es ein Spektakelstück gibt. Für ein Programm nahm man die Versicherung, daß „die gewerbsmäßige Routine und die oberflächliche Mache grundsätzlich ausgeschlossen sein sollten". Wir werden sehen, was daraus geworden ist.

3

Im Liebermannsaal der diesjährigen Ausstellung ist eine Anzahl seiner Arbeiten vereinigt, die, im Jahre 1876 beginnend, über mehr als ein Menschenalter hinwegführt.

Von Herrn Selle wissen wir: es ist der größte deutsche Maler. Vor eines Mannes Werken stehen heißt vor ihm selbst stehen. Und der erste Eindruck inmitten dieser Werke ist der entscheidende. Wir erwarten, hoffen, daß es uns gehen wird, wie Grillparzer, da er vor Goethe stand, und wie es jedem lebendig Empfindenden in Gegenwart des Größten gehen muß. „Das Innerste meines Wesens begann sich zu bewegen," erzählt er selbst. Und hier vor dem größten deutschen Maler unserer Tage? Nichts davon.

Also ist Herrn Sellos Einschätzung Liebermanns nicht die unserige. Vielmehr empfinden wir in diesem Raume nichts als kühles Interesse an einer Folge technischer Leistungen. Wertschätzung für einen Mann, der in seiner besten Zeit bewußt oder unbewußt über seine engen Grenzen nicht hinauszustreben hat; der es innerhalb dieser Grenzen zu dem ihm gegebenen Maß der Vollendung brachte.

Zwei Gruppen von Beurteilern Liebermanns sind, wenn man vor diesen Bildern steht, gleicherweise unbegreiflich: die glühenden Bewunderer und die wütenden Bekämpfer. Man sollte glauben, beide Parteien müßten hier einsehen lernen, daß sie teils grenzenlos bescheiden, teils unsäglich plump sind. Mit diesen Werken die Museen zu füllen, ist ebensowenig am Platze, als gegen sie das deutsche — auch etwas antisemitische — Schwert zu schwingen. Beider

Digitized by Google

Gruppen Entschuldigung ist, daß sich, für manche Teilnehmer wenigstens, der Streit um weit mehr dreht.

Was das Liebermann-Kabinett der Jahrhundertausstellung schon gezeigt hat, beweist dieser andere Kreis von Werken seiner Hand von neuem: Er ist ein Mann von ausgesprochenem Respekt vor Autoritäten, der die Ehrlichkeit besaß, sich in jeder seiner Arbeiten als Schüler dieses oder jenes Lehrers zu bekennen; dem in seinen guten Zeiten nichts ferner lag als Originalitätsucht. Wie aus ihm auf den natürlichen Wegen seiner Entwicklung der Wortführer des Berges werden konnte, verstehe wer kann.

Die ganze Malergeschichte seit 1870 zieht vorbei, während wir von einem zum anderen Bilde rund um den Raum schreiten. Kommt heute ein neuer Omar, und die Museen gehen in Flammen auf, so sind trotzdem die letzten dreißig Jahre nicht völlig ausgelöscht, wenn nur Liebermanns Werke der Vernichtung entgehen. Das ist Liebermanns Rolle, und gewiß keine geringe. Gewisse Beurteiler der Jahrhundertausstellung hatten nicht übel Lust, die ganze deutsche Kunst des neunzehnten Jahrhunderts als Hinweis auf ihn, ihre Vertreter als Eideshelfer für die Notwendigkeit seines Erscheinens anzusehen. Das ist allenfalls ein schlechter Spaß. Vielmehr steht Liebermann da als eine unter jenen grundtüchtigen, wenn auch nicht originalen Kräften, deren genauere Bekanntschaft die Ausstellung in großer Zahl vermittelt hat.

Das Bild größter Konsequenz der technischen Entwicklung — im jüngeren Liebermann — zu verkennen, heißt einen erfreulichen Besitz heutiger Kunst verleugnen. Seine Gestalt in eine Höhe erheben, in der er nicht heimisch ist und es niemals sein wird, dazu sind nur seine abgesagten Feinde imstande, die Clique, die ihn umringt. Unter den Größten ist sein Platz nicht, auch unter den Großen nicht. Auch dann nicht, wenn störende größere Maßstäbe wie die Kunst Menzels und Böcklins verdächtig gemacht werden. Das ist alles Tageskram. Ich lasse Persönliches hier beiseite, schon deshalb, weil diese Herrschaften aus allem Reklamehonig zu ziehen verstehen und mir nichts ferner liegt, als ihnen in geringsten dienen zu wollen. Dem ganzen Chorus der Bekenner und sogenannten Kenner, dem geschwätzigen Kreis der Intimen, den gelehrten Freunden und naiven Enthusiasten wird es nicht gelingen, durch all ihr Geschrei die Ansicht kommender Generationen irgendwie zu beeinflussen. Sie schaffen damit nichts als den Maßstab ihrer eigenen kulturgeschichtlichen Bewertung.

In der Geschichte der Maltechnik ist Liebermanns Platz; da steht er als der Sammler zerstreuten Besitzes. Niemand weiß das besser als er selbst. Bewußtes Handeln danach war seine Entwicklung bis über sein fünfzigstes Jahr hinaus. Mit der Gründung der Sezession fällt eine Wandlung in ihm zusammen, die nicht zu übersehen ist. War's plötzliche Angst vor zu geringem Nachruhm? Verlor er den Glauben an die Richtigkeit seines Weges? Genug, er ist seither nicht mehr derselbe. Überflüssig zu sagen, daß seine Freunde gerade dies als den höchsten Aufschwung hinstellen. Von da an beginnt das Pochen auf die von aller Philosophie verlassene Theorie von Form und Inhalt.

Digitized by Google

Man wird es nicht ergründen, was merkwürdiger ist: daß ein Mann für solche Verrenkung des Denk- und Empfindungsvermögens eintreten konnte, oder aber daß ein anderes Echo sich dafür fand als helles Gelächter? Das Motto der hitzigsten, weit zurückliegenden Jugendzeiten des Impressionismus wurde hier, als „eiserner Bestand der Ästhetik" aufgestellt, lediglich Phrase. Was daran richtig ist, ist trivial. Aber was tut's, es wird unter die Menge geworfen, als wär's ein unerhörtes Wort. Schrei es hinaus, jüngster Malerlehrling, und du stehst da als Held im Flammenschein der großen Kunstrevolution.

Liebermann weiß, was von der Geltung dieser Gewaltsästhetik für seine eigene abhängt. Nur darum beteuert er sie unaufhörlich. Aber trotzdem vergeblich. Ohne sie ist er nichts als eines der stärksten technischen Talente unter den Lebenden, das aber ein fast unbegreiflicher Mangel an Geist und Herz des Schaffens unerbittlich von den Großen scheidet.

Wenn Scheffler ihn als „ganz sachlich, als Diener des Eindruckes, als Registrator der Vorstellungen wirkenden Erscheinung, ohne den leisesten Versuch, zu schmeicheln oder die Natur zu korrigieren" darstellt, so ist das ein auf dem Altar der höheren Wissenschaftlichkeit dargebrachter Unsinn. Wer dieser Schilderung entspräche, wäre nicht nur kein Künstler, er wäre auch kein Mensch, sondern ein photographischer Apparat. Psychologisch ist das unmöglich. Aber es ist ein Korn der Wahrheit dennoch darin, wenn sie anders ausgesprochen wird. Es ist so wenig Liebermanns, wie irgendeines Menschen Wille und Vermögen, so vor den Erscheinungen der Außenwelt zu stehen. Soweit aber abnormer Mangel an Phantasie und innerem Erleben ein menschliches Individuum dieser im tiefsten Grunde unkünstlerischen Neutralität annähern kann, soweit ist es bei ihm der Fall. Dieses, wenn auch verblümte Zugeständnis am Beginn eines dicken Buches über den Künstler Liebermann ist ein seltenes Beispiel der Objektivität eines Biographen. Es wäre nicht möglich, dem eigenen, noch ungeschriebenen Buch die Daseinsberechtigung noch überzeugender abzusprechen.

Öde des Empfindens und Denkens strömten die Bilder Liebermanns auf der Jahrhundertausstellung aus, und ebenso hier. Die Empfindung des Beschauers lassen sie völlig unberührt. Weder das Verstandesmäßige seiner Natur noch alle Exzentrizitäten der letzten Jahre halfen Liebermann darüber hinweg. Und zur Exzentrikleistung hat er seine Arbeit gemacht, seit er, der Ruhige, Stete, an der Spitze der Sezession steht. Seit damals überschlug sich sein Wesen. Sensationsbilder wie „Simson und Dalila" malt man nicht ungestraft. Der dies Jahr ausgestellte Hamburger Professorenkonvent aus dem Jahre 1906 zeigt, daß er auch an seinem alten Besitz technischen Könnens zu verlieren beginnt. Es zeigt nur zu deutlich, in welcher Hast er heute arbeitet. In Hinsicht auf die Komposition, die Behandlung des Lichtes ist es wohl das Schwächste, was wir von Liebermann besitzen; von den Porträtqualitäten ganz abgesehen. Dies alles hindert die Freundschaft nicht, sich auf der Suche nach Vergleichen nur mit den holländischen Regentenstücken zu begnügen und von

Digitized by Google

Frans Halsscher Kühnheit zu sprechen. Liebermann ist heute eben auf dem Standpunkt des derzeitigen Bürgermeisters von Wien angelangt, der sich rühmen kann, es stünde in seiner Macht, einen Barrierestock wählen zu lassen.

Das ist der Oberste, der Meister. Als gelehrige Adepten sieht der begeisterte Betrachter alle übrigen unter ihm. Nur der Illustrator könnte mir helfen, die konzentrischen Kreise dieses Kunstparadieses aufzubauen, in dessen obersten Liebermann allein steht. So kann ich mich nur ans Nacheinander halten.

In der Hierarchie der Sezession ist der nächste Walter Leistikow. Durchaus kein Waltharius manu fortis. Aber ein wackeres Gebein. Ein Mann von dem tüchtigen und fleißigen Schlage der Landschafter, unter denen es auf der Jahrhundertausstellung Entdeckungen zu machen gab. Aber es ist nichts in ihm, was jedem anderen unerreichbar wäre, und unter den deutschen Landschaftern ist er keineswegs zuerst zu nennen. Ihm ist es verweigert, was manchem unter den Karlsruher Graphikern auf dem kleinsten Blatt gelingt; ein klares Stück Natur herzenseinfältig aus sich heraus zu malen. Seine Bilder sind Tapeten, Wandschirme, und das dienend Dekorative wäre dauernd sein bestes Feld gewesen. Er ist ein grundehrlicher Arbeiter. Aber wo ist die große Linie, die ihn von den ernsteren Leuten des Lehrter Bahnhofes radikal scheidet? Unter ihnen wäre er der erste, am Kurfürstendamm kompromittiert er sich durch die Nachbarschaft des „Landschafters" Munch und durch den Anspruch, zu den Führern in Germanien zu zählen.

Aber wir haben es leider mit Liebermann und Leistikow nicht nur als Malern zu tun. Sie als die ernstesten Mitglieder der Jury nehmen die Verantwortung auch für das übrige auf sich.

Als da wäre: Ludwig von Hofmann. Der Hellene, wenn ich bitten darf. Der Mann mit der Seele, die das Land der Griechen sucht, und mit dem Talent der höheren Tochter. Wenn man seine Freunde hört, so ist er der malende Balduin Bählamm, in seinem ewigen Zustand der Verhinderung, das große Kunstwerk zu schaffen. „Ja," rufen sie uns zu, „wenn ihm Wände zur Verfügung ständen! Wände! Dann sollte die Welt was erleben." Ich wünsche Hofmann innig, daß er seine Wand nicht finde. Es wäre sonst der peinlichste Augenblick seines Lebens, denn alle Welt würde sehen, daß seine Unkenntnis im Umgang mit dem Pinsel nur von der Unfähigkeit der zeichnenden Hand, beide aber von der Kindlichkeit seiner Vorstellungswelt übertroffen werden.

Von Louis Corinth im Ernst zu sprechen, bin ich nicht imstande. Ich würde auch die Berichterstattung über Castans Panoptikum nicht übernehmen. Aber dies Jahr hat er ein ernstliches Verdienst. Ein Vergleich mit ihm zeigt, daß ein junges Talent auftaucht, das wirklich besitzt, was er vorspiegeln möchte: Max Beckmann. Nach seiner „Kreuzigung" soll man ihn nicht taxieren, mit ihr wollte er offenbar seinen Sezessionskollegen sein Kompliment machen. Sein anderes Bild, die beiden Akte, lassen von ihm etwas erwarten.

Es wäre unrecht, zu verkennen, daß unter den vielen, die hier zu nennen der Raum mangelt, mehr als einer steht, der Anspruch auf ernste Beurteilung

Digitized by Google

hat. Vor allem unter den Porträtisten. Das Entscheidende ist, daß ihnen eine weit größere Anzahl gegenübersteht, die die Sezession dauernd kompromittieren. Das Leitwort des ersten Kataloges vom Ausschluß der gewerbsmäßigen Routine und der oberflächlichen Mache ist seit Jahren zur leeren Redensart geworden, denn elf Zwölftel aller ausgestellten Arbeiten repräsentieren beides. Wie Berlin auf diese Leistungen hin eine Kunstbegemonie über ganz Deutschland beanspruchen darf, ist schwer zu verstehen, wenn auch nicht ganz unerklärlich. Frau Lepsius hat den Grund gezeigt und muß verzeihen, wenn ich ihn hier nenne, obwohl sie selbst Mitglied der Sezession ist: derlei ist nur mit unaufhörlichem, ohrenbetäubendem Geschrei zu machen, das eine Entgegnung überhaupt nicht mehr aufkommen läßt. Der zukünftige Kulturhistoriker unterschätze solches Geschrei nicht. Voll Staunen wird er einmal die kunstvolle Organisation entdecken, die dazu nötig war.

4

Es bleibt nichts übrig, als abzuwarten, denn dergleichen kann nicht ewig dauern. Man soll auch nicht vergessen, daß selbst innerhalb der Sezession Kräfte am Werke sind, denen es eines Tages in dieser Umgebung unbehaglich werden muß. Da ist vor allen Dingen Kalkreuth. Aus den Porträts seiner Mutter, die er vor zwei Jahren ausgestellt hatte, aus seinem Selbstporträt, das man dies Jahr sieht, spricht vornehmlich etwas von der großen deutschen Tradition des neunzehnten Jahrhunderts. Eine Tradition, der wir uns aus all dem Wust wieder nähern, wenn auch nur langsam. Die nach Marktschreierei, herzlosem Ästhetizismus und Routine das Maß von Sammlung und Stille bringen soll, dessen die Zeit überhaupt fähig ist. Vom Rembrandtdeutschen, von dessen „Dilettantismus" so viele gelehrte Herrschaften heute leben, die es nicht sagen, stammt das Wort von den Künstlern, denen aus Mangel an Idee alles, Landschaft, Porträt, Mensch und Natur zum Stillleben wird, zur nature morte. Es ist niemals schlagender in Erfüllung gegangen als im Wesen der Berliner Sezession. Kalkreuth könnte, seit Böcklin und Menzel tot sind, nach reinlicher Scheidung von diesem Wirrwarr wieder der erste sein, der das andere Wort verwirklicht, daß eine Individualität haben heißt: Seele haben; daß eine geschlossene Individualität haben heißt: Stil haben.

Die künstlerische Zukunft Berlins ist unklar. Daß ihr eine so fragwürdige Gegenwart nicht schaden sollte, ist unmöglich. Was es mit ihr auf sich hatte, wird der Welt erst zu Bewußtsein kommen, wenn die Verwechslungskomödie der Kleinen mit den Großen zu Ende ist. Aber wie weit es bis dahin ist, kann man nicht wissen. Der Verknüpfungen der künstlerischen mit geschäftlichen und persönlichen Fragen sind so viele, daß an ihre rasche Überwindung zu glauben mehr als ideologisch wäre.

Der Anspruch auf den Namen der deutschen Kunsthauptstadt wird nie unberechtigter sein als eben jetzt.

Digitized by Google

Aber ein anderer Ausblick öffnet ſich. Dieſes Treibens ungeachtet, regt ſich's in Berlin. Die gewaltige Stadt, ihr Bild unaufhörlich verändernd, ſucht mit angeſpannten Kräften nach feſten Formen der Baukunſt. Hier iſt das Stadium des ewigen Kunſtexperimentes überwunden. Und es ſcheint wie eine erſte Befreiung, wie ein deutlich, wenn auch unbewußt kundgegebener Trieb, heute die uralte Grundlage aller Künſte erſt wieder zu ſchaffen: Architektur. Es iſt eine ungewiſſe Hoffnung auf lange Sicht, daß Malerei und Plaſtik ihr ſich dann angliedern werden. Man möchte es erleben, um Zeuge zu ſein, wie dann alle auf dieſe Gegenwart zurückblicken werden wie auf einen dummen Traum.

Rundſchau

Die erſte deutſche Kolonialbahn

Der Dampfer hielt. Alles ſtarrte das Land an, das ſich weſtlich von uns ausbreitete. Sand, öder, kahler, fliegender Sand, ſoweit das Auge reichte. Vor uns einige wenige Gebäude: das war Swakopmund. Zwiſchen dem Dampfer und dem Strande die brauſende Brandung. Es war, als ob das Meer in ohnmächtiger Wut den kahlen Strand verſchlingen wollte.

Da mußten wir hindurch.

Ein Boot, mit Schwarzen bemannt, hatte am Dampfer angelegt und nahm uns auf. Eine Dampfpinaſſe brachte uns bis dicht zur Brandung, und nun wurde das Boot den ſchwarzen Ruderarmen überlaſſen. Mit kräftigen Schlägen wurde die Nußſchale in die Brandung getrieben, emporgeſchleudert und bedenklich ſchwankend in die Tiefe geriſſen. Giſcht und Schaum ſchlug uns ins Geſicht, ſo daß wir nichts mehr ſehen konnten. Ein Kampf von wenigen Minuten, da hatten wir die Brandung hinter uns. Das Boot wurde zum Ufer geſchleudert. Dort ſtanden ſchon bis überm Knie im Waſſer Neger, die das Boot erfaßten. Die Welle, die uns hergetragen, gab uns noch zum Andenken ein Sturzbad. Wie Raubtiere ſtürzten ſich die Neger auf die Fahrgäſte. Nicht um ſie zu freſſen, ſondern um ſie trockenen Fußes ans Land zu tragen und dann ihrem Opfer die offene Hand entgegenzuhalten.

Wir ſtapften knöcheltief durch den Sand und ſtrebten jenen Gebäuden zu, die als einzige Abwechſlung das öde Strandbild ein wenig belebten. Man ſagte uns, daß in kurzer Zeit ein Zug abgehen würde. Ich verzichtete darauf, Swakopmund genauer in Augenſchein zu nehmen, und wandte mich dem Bahnhof zu.

Bald ſtand ich am Geleiſe der erſten deutſchen Kolonialbahn, die die Hafenſtadt mit dem Hinterlande verbinden ſollte. Ich war ſtolz auf mein Vaterland, das Deutſche Reich, das auf die einfachſte und ſelbſtverſtändlichſte Weiſe den öden Dünenſtreifen überwunden hatte, hinter dem ſich die weiten Weideſteppen ausbreiten ſollten.

Dicht neben mir ſtand auf den Schienen ein offener Wagen, an dem ſich einige Neger zu ſchaffen machten. Es wurden Bänke auf den Wagen geſtellt und eine Anzahl Maulеſel vorgeſpannt. Sicher fehlte eine Rangierlokomotive. Nun ſollten die Maulеſel den Wagen wegſchaffen, um das Geleiſe für den bald fälligen Zug frei zu machen.

Aber da ſtiegen ja einige Weiße auf und

Digitized by Google

machten sich's auf den Bänken bequem. Ich fragte einen Bahnbeamten und erfuhr, daß der eselbespannte Wagen die reichsdeutsche Kolonialbahn sei. Da stieg ich denn auch auf.

Ein großer Neger mit einer langen Peitsche nahm den Vordersitz ein. Jeder Esel hatte einen Knujungen neben sich. Mit vielem Geschrei setzte sich endlich der Wagen in Bewegung. Durch Schelten und Schläge brachten die Jungen die Maulesel in einen leidlichen Trab. Dann ließen sie die Langohren los und sprangen geschickt an der Seite auf den Wagen: die erste deutsche Kolonialbahn war im Gange.

Als ich mich einigermaßen von diesem Erlebnis erholt hatte, fing ich mit meinen Bankgefährten, die schon längere Zeit im Lande waren, ein Gespräch an. Selbstverständlich wollte ich vor allem wissen, weshalb man keine Lokomotive verwenden könne und Maulesel vor die Bahn spanne. Ich rechnete auf irgendeine technische Erklärung, Wassermangel oder Mangel an Feuerungsmaterial oder dergleichen. Aber mein Hauptgewährsmann, ein Deutscher aus der Schweiz, gab mir für dieses Rätsel eine Lösung, die mir, dem Reichsdeutschen, die Schamröte ins Gesicht trieb.

Er erzählte:

„Bei der Geheimniskrämerei, die hier besonders von den Beamten betrieben wird, ist es schwer, für die sonderbarsten Maßnahmen die vielleicht ebenso sonderbaren Beweggründe zu erfahren. Was geht das auch den beschränkten Untertanenverstand an! Über die Bahn ist trotzdem so mancherlei durchgesickert. Und was man da erfahren hat, zeigt den deutschen Michel wieder einmal so recht in seiner Zipfelmütze, die man sehr leicht für eine Narrenkappe halten könnte.

Im Hinterlande, bei Windhuk herum, gärt es unter den Eingeborenen. Teilweise ist es zu offener Empörung gekommen. Gleich bei Beginn der kriegerischen Operation zeigte es sich, wie nötig auch aus strategischen Gründen eine Bahnverbindung des Hinterlandes mit der Küste sei. Dazu kam noch die Rinderpest, die bei weiterer Ausbreitung die größten Ernährungsschwierigkeiten für die Truppen im Gefolge haben würde. Die Bahn mußte gebaut werden.

Nun hatte aber das Deutsche Reich nicht das Recht, in seiner Kolonie diese Bahn zu bauen. Das Recht stand allein der South West Africa Company zu. Von dem Deutschen Reiche aufgefordert, die so notwendige Bahn zu bauen, lehnte die Gesellschaft kühl bis ans Herz hinan die Zumutung ab. Da tat das Reich das selbstverständlichste von der Welt, es zog selbst den Schienenstrang. Aber als die Bahn in Betrieb gesetzt werden sollte, verbot die englische Gesellschaft kaltlächelnd den Dampfbetrieb auf der Bahn; denn nach der Konzession stände ihr allein das Recht des Bahnbetriebes zu. Und das mächtige Deutsche Reich knickte zusammen und spannte Esel vor seine erste Kolonialbahn. Sie fallen wie die Fliegen. ‚Sehen Sie, dort' — er zeigte mit der Hand nach einem Kadaver am Bahndamm — ‚liegt einer, der gestern gestürzt und verreckt ist. Nicht lange, dann wird es hier keine Esel mehr geben. Wir rechnen auf baldigen Ersatz und hoffen, dann wird man die deutschen Geheimräte als Esel vor die Bahn spannen, die dem Deutschen Reiche diese Kolonialbahn beschert haben.'"

Nach einigen Monaten kehrte ich zurück nach Swakopmund, um die Heimreise anzutreten. Wie erstaunte ich, als ich auf dem Bahnhofe statt der Maulesel eine richtig dampfende Lokomotive vor dem Zuge sah.

Wie war das möglich?

Ich erfuhr, daß die South West Africa Company endlich Einsehen gehabt und dem Deutschen Reich den Dampfbetrieb auf der ersten reichsdeutschen Kolonialbahn gestattet habe. Man hatte für dieses Entgegenkommen nur eine ganz geringe Kleinigkeit verlangt: das alleinige Recht des Bergbaues im Ovambolande.

Gern wurde dieses neue Konzessiönchen

Digitized by Google

erteilt; handelte es sich doch nur um ein kleines Gebiet, das um einige tausend Quadratkilometer größer ist als das Königreich Bayern.

Dafür fuhr doch nun die erste deutsche Kolonialbahn mit „Volldampf vorauf".

Wilhelm Föllmer

„Der Arzt"

Aus der Feder Ernst Schweningers, des namhaften Arztes und Freundes Bismarcks, kam soeben ein Werk, das ein neues, richtiger gesagt, ein restauriertes Bild „des Arztes" in seiner Stellung zur Gesellschaft gibt. Gerade zu einer Studie solcher Art war Schweninger ganz besonders berufen. Ein welterfahrener Arzt und Mensch hat hier mit kühnen, sicheren Strichen die Gestalt des Arztes gezeichnet, sie in frischen, starken Farben ausgeführt und so im Lichte seiner kraftvollen Eigenart das innere und äußere Wesen eines der wichtigsten Repräsentanten der sozialen Hilfe gezeigt. Er nahm damit ein aktuelles und kulturell bedeutsames Thema vor. Freilich stellt dieser Arzt den Arzt in einer Form und als ein Wesen dar, wie ihn sich die vom Christentum getränkte Menschheit nicht träumen lassen wird, nachdem sie es verlernt und vergessen hat, den Arzt so zu sehen. Aber auch manchen gelehrten Herren vom Fach wird dies neue Bild des Arztes nicht genehm sein. Zünften sind ebenso wie Kirchen Reform und Renaissance widrige Phantasmen.

Gleich im ersten Kapitel wird die „Humanität", dieser Urquell aller Hilfe, die als wichtigste Betätigung fortgeschrittener Kultur gilt, mit Hilfe der Logik, der Psychologie und der Geschichte gekennzeichnet und als „alle Äußerungen des Menschentums umfassend" definiert. Der Autor mehrt und erfüllt so den Begriff der Humanität, die auch er als Ursache aller Hilfe, also auch der ärztlichen Hilfe, anerkennt; in deren rein religiöser Fassung, wie sie üblich wurde, er jedoch nur einen Teil ihres Inhaltes erblickt. Unter dem humanen Arzt versteht der Verfasser vor allem den starken Arzt, der stärker ist als sein hilfesuchender Patient, und sieht in dieser Eigenschaft das Wesentliche der ärztlichen Wirksamkeit. In allen anderen, den Begriff der Humanität ausmachenden Eigenschaften erblickt er nur mögliche, akzessorische, zulässige, aber entbehrliche Hilfsmittel des Arzttums. „Arzt sein, heißt der Stärkere von zweien sein." Damit ist natürlich nicht gesagt, daß der Arzt kein guter Christ sein soll oder sein kann, wohl aber, daß er keiner zu sein braucht, um ein guter, großer Arzt zu sein, und daß er ein guter Christ sein kann, ohne deshalb den moralischen Qualitäten nach die Fähigkeiten zu einem rechten Arzt zu haben. „Heilen kann nur die Tat, niemals die Ergebenheit." Christlicher mag ein Arzt durch Demut werden, ärztlicher wird er durch sie nicht. Und ärztlicher, sieht man auf das Wesen, auch nicht durch die Liebe. Höchstens insoferne, als Liebe auch Stärke bedeutet. Es handelt sich hierbei nicht um eine akademische, nicht nur um eine theoretische, psychologische, sondern auch um eine praktisch-wirtschaftliche Frage, wie sich später beweisen wird.

Des Arztes Wirken, „das Arzten", wie Schweninger es in der Überschrift des zweiten Absatzes nennt, will er als eine Kunst, nicht als die Ausübung einer Wissenschaft gewertet wissen. Das wird kein kleiner Stein des Anstoßes für manche Kollegen sein. Hat Schweninger angesichts der vorchristlichen beziehungsweise vorreligiösen, ja sogar schon mit den ersten Menschen in die Welt gekommenen Existenz des Arzttums die einseitige Auffassung der Humanität als Nächstenliebe verneint und sie als ersten und wesentlichen Grund der ärztlichen Hilfe widerlegt, so legt er hier angesichts der vorwissenschaftlichen Existenz des Arzttums dessen wesentliche Unabhängigkeit von der Wissenschaft dar. Selbstverständlich unterschätzt oder verneint er den Wert der Wissenschaft, soweit sie der Arzt brauchen kann,

Digitized by Google

durchaus nicht. Solchen Wahnwitz wird kein Vernünftiger einem Manne zutrauen, der aus der strengen Schule der Wissenschaft hervorging und sein akademisches Jugendjahrzehnt hindurch in ihr tätig war. Aber Schweninger läßt nur eine andere Wissenschaft, das Wissen, das Wissen vom Leben, „die Erkenntnis von Ganzheiten", wie er es im Unterschied von der zerlegenden und verallgemeinernden, „nach Bekanntem und Unbekanntem sichtenden und ordnenden" Wissenschaft nennt, als notwendige Voraussetzung für das Ärzten gelten. Das Ausmaß dieses Wissens, der Erfahrung, ist die Reife. „Das Untersuchen und Beurteilen von Sachlagen, das vor die Übung dieser Kunst (des Arztens) gesetzt wird, könnte eine Wissenschaft sein, wenn dieses Wort noch die einfache umfängliche Bedeutung aus älteren Zeiten hätte. Wenn Wissenschaft noch ein Gedankenspiel wäre, ein Hin- und Herschieben von Bezeichnungen für die ganzen großen Erscheinungsweisen, wie sie dem Menschen in seiner Umwelt entgegentreten. Wenn die Erfahrung sich noch begnügen dürfte, eine bloße grobe Erfahrung, eine reine Empirie zu sein ... Gibt unsere Wissenschaft sich aber nicht oft als Gewißheit?"

Die Wissenschaft ist dem Arzte förderlich, doch steht und fällt er nicht mit ihr, und das Arzten bleibt in seinem Wesen als Kunst von ihr unabhängig. Der Arzt kann die Wissenschaft brauchen, muß es aber nicht. Und wenn er sie braucht, muß er sie mit Vorsicht gebrauchen, denn sie ist wandelbar und trügerisch, wie der irrende Forscherzeist des Menschen. Ihr Überlegen ist die Intuition des Künstlers, der höhere Instinkt, der niemals trügt. Ebenso wahrhaft ist die Erfahrung, und der Arzt irrt nur, wenn er sie mißversteht, falsch anwendet, mißbraucht.

Eine Kunst nennt Schweninger das Arzten, „weil es darin besteht, daß aus vorgefundenen Sachlagen neue geschaffen werden", und dementsprechend kennzeichnet er „die ärztliche Tat" — der Gegenstand des dritten Abschnittes — als eine „künstlerische". Ihre Leistung ist nicht Heilung, wenn auch ihr ideales Ziel, das freilich selbst von der Natur häufig nicht, im letzten Sinne nie, geschweige denn vom Arzt erreicht wird. Des Arztes Arbeit heißt Behandlung. Natura sanat, medicus curat. Und der Arzt behandelt nicht Krankheiten, sondern Kranke. Auch „keine Wortspiele, es ist voller Ernst". Was es bedeutet, den Kranken, den stets anderen, den lebendigen Leidenden, als des Arztes Schmerzens- und Sorgenkind anzusehen, nicht als einen toten, typischen Schulbegriff, das kann allein der Kranke feststellen, der den Unterschied beider Behandlungsweisen am eigenen Leibe kennen gelernt hat. — In diesem Kapitel finden wir auch den schweren, aber unerschrockenen, offenen Ausspruch: „Es sterben zum Glück viel weniger Kranke an den Irrtümern der Ärzte, als deren gesund werden trotz dieser Irrtümer."

Im nächsten Absatz „Arzt und Patient" behandelt der Verfasser des weiteren die ärztliche Tat als eine Herrentat, nachdem wir sie zuerst als die des Stärkeren und dann als die eines künstlerischen Schöpfers bereits im gleichen Sinne kennen gelernt haben. In machtvoller Sprache schildert Schweninger hier das auch in seines Wortes Urbedeutung „herrliche" Verhältnis des Arztes zum Patienten und die Art ihres beiderseitigen Verkehres. „... Wo aber die Einsamkeit den gewaltigsten Erschütterungen ausgesetzt ist, dann nämlich, wenn an ihrer aufrechtstehenden Umfriedung die Brandung der Leben gebärenden und Dasein zerstörenden, umwandelnden Kräfte rüttelt, dort will die Freiheit von sich selbst nichts mehr wissen und von seinem schützenden Abstand. Die Angst der letzten Einsamkeit streckt suchend die Hand nach dem Bringer der erlösenden Tat."

Im vorletzten Abschnitt: „Der ärztliche Beruf" zieht Schweninger aus seinen wohlbegründeten bisherigen Erfahrungen die praktischen Konsequenzen. Er hat das Idol der Fach- und Laienwelt mit kräftiger, zielbewußter Faust zerschlagen und kann nun logisch weiter folgern: Hätten die Ärzte nicht die

Digitized by Google

Parole des gott- und welt- und selbstgefälligen, oft leider liebedienerischen Samaritertumes ausgegeben, sondern sich als Männer selbständiger, eigenwilliger, sich und ihrer Stärke bewußter Herrentat bezeichnet, und außerdem sich nicht als Heiler, sondern „nur" als Helfer feiern lassen, dann stünde bei der Frage nach dem Entgelt für ihre Arbeit ihre Sache besser. Nicht als ein Akt kostenlos zu betätigender Nächstenliebe könnte dann im bequemen legendären Sinne das Schaffen des Arztes aufgefaßt, oder ihm, weil er sein Wort, zu heilen, nicht halten konnte, das schwer verdiente Brot vorenthalten oder geschmälert werden. Vielmehr müßte ihm seine Arbeit nach Künstlerpreisen, als eine mit Herrenfolg zu honorierende mühsame Tat bestmöglicher Beschützung reich vergolten werden. Das würde den Arzt nicht verbindern, dem Dürftigen den Helferlohn zu schenken, zu mindern und zu stunden.

So wird in diesem Teil der Schrift der Beruf des Arztes als Erwerbsquelle betrachtet, aber auch nochmals auf seinen inneren Wert, sein inneres Wesen hin.

Auch reflektiert hier der Verfasser in höchst geistvoller Weise über das Wesen des Berufes überhaupt.

Der Epilog dieses selbständigen ärztlichen Glaubensbekenntnisses ist in Dialogform gehalten und nennt sich „Der Arzt und die Gesellschaft". Hier bedient sich Schweninger des leichten Stiles seiner bekannten langjährigen Berliner Charité-Kolloquien für Ärzte, gibt ein Resumee seiner Betrachtungen und einen Ausblick auf die reale Verwertbarkeit seiner Ideen. Er entwickelt ein förmliches Reformprogramm für die ärztliche Erziehung. Es gipfelt in seiner schon seit geraumer Zeit theoretisch, aber auch in seiner und seiner Schüler Tätigkeit in dem bis zum Sommer 1906 von ihm geleiteten Teltower Krankenhaus zu Großlichterfelde praktisch propagierten „Ärzteschule". Sie erstrebt eine zeitlich und stofflich beschränkte, durchaus praktische, nur Individuum und Leben berücksichtigende Ausbildung des ärztlichen Praktikers bei einem knapperen und zugleich doch mehr der Praxis dienlichen Lehrplan, als es der bisherige war.

So überwältigend die Logik der Ausführungen dieses ärztlichen Apostata für den voraussetzungslosen, religiös und wissenschaftlich nicht voreingenommenen Denker ist, so überzeugend wirkt die Sprache in ihrer Wucht, die oft von geradezu dichterischem Schwung ist und zahlreiche humoristisch-satirische Feinheiten und zielsichere Derbheiten hat.

Was das Werk auch immer für ein Schicksal haben mag, starke Anregungen und Anstöße werden jedenfalls von ihm ausgehen und, wenn auch eine häufige, so doch hoffentlich auch eine fruchtbare Polemik hervorrufen. Alte Dinge werden wieder einmal von ganz neuer und gewiß diskutierbarer Seite angesehen und geistvoll gesagt. Der leidenden Menschheit aber, wie auch den vielfach um ihr Brot und ihre Sache ringenden Ärzten kann aus Schweningers Arbeit nur Nutzen erwachsen. Schließlich wird doch manches Bollwerk veralteten Herkommens eingerannt und manche Schablone beseitigt werden. Darin liegt des Buches bleibender Wert.

Dr. Wilhelm Schüler

Die Kralle

Direktor Barnowsky brachte mit seiner Berliner Truppe in Wien Henry Bernsteins „Die Kralle". Die Franzosen sind „Macher", die Juden sind „Macher", also ein doppelt „gemachtes" Stück. Aber es ist immer besser, ein „Boulevard-Drama" zu sehen mit geschickter Mache, als die Verlogenheiten der „Worte-Drechsler" ohne Herz und Gebirn! Einem ins Innerste greifen oder ans Äußerste, bon; aber einen dupieren mit gedrechselten Worten, pfui wie feig! Es ist übrigens immer gut, wenn einer mit welchen Mitteln immer es zeigt, wohin ein „männliches Gebirn" kommt, wenn es sich der „unbewußten Sympathie" zu einer Frau unterwirft! Wie wenn Moltke in seinen Plänen „einem Gefühle nachgäbe"!?! Es

Digitized by Google

gibt keine Strafe, die zu groß wäre für ein „mänuliches Gehirn", das „ans Liebe" unintelligent würde! Denn gerade das erwartet Gott vom Manne, daß er unentwegt den Weg der Ideale gehe, gegen die Lust des Tages und der schwächlichen Stunde! Boulevard-Drama oder nicht, was bedeutet es da?! Ein Mann, der Ideale hatte, wird hier degradiert, geschwächt durch die „Liebe zu einem Weibe"; die „Brunst" besiegt die „Menschlichkeit"! Man kann es nicht oft genug dementiriert erhalten! Dieses Schreckgespenst der „Evolution", diesen Hemmschuh, dieses Gift! Eine Frau, deren Atemzüge bereits uns glücklich machen, und die uns frech stört in unseren Lebensenergien, uns den einfachen natürgemäßen Weg verstellt, verrammelt zu Ordnung und Gerechtigkeit, zu Idealen?!? Eine Frau, die uns, bei unserer unermeßlichen Zärtlichkeit für sie, nicht genug lieb hat, um unsere „idealen Kräfte" in uns zu schonen, zu schützen, sondern gerade diese zu zerstören sucht!?! Die Zerstörerinnen, man entlarve sie, selbst in einem ganz schlechten Boulevard-Drama! Aber diese kalten, herzlosen Worte-Drechsler, die die Menschen nicht vor irgend etwas warnen wollen, was ihnen Gefahr bringt, sie nicht schützen wollen wie unmündige Kindchen kraft der besseren Weisheit ihrer den Idealen zustrebenden Gehirne, sondern nur sich selbst fälschlich in Szene setzen möchten, diese allein muß man tüchtig kritisieren, kalt aburteilen! Aber in den flachen Boulevard-Dramen ist doch irgend etwas, was die arme Menschheit brauchen kann, vielleicht ungeschickt, schablonenmäßig gespendet, aber gespendet, gespendet! Die schöne begehrenswerte Frau — — — eine rücksichtslose Bestie, naturgemäß. Aber der Mann schütze sich eben vor ihr! Die Sandwiper, ungefährlich aussehend, eine Bestie! Aber der Wanderer schütze sich vor ihr! So ist dieses Boulevard-Drama nicht schlecht, nicht gut, aber wenigstens Augen öffnend! Während die Worte-Drechsler Lügner und Charlatane sind! Sie haben nicht einmal die einfache Fähigkeit, den „gewöhnlichen Menschen" ein bißchen zu helfen; sie sind selbst gewöhnliche Menschen, nur mit einem „größeren Wortreichtum"! Ich hasse und verachte sie! Wortreichtum ist Seelen- und Geistesarmut! Man verkriecht sich, versteckt sich dahinter, wie wenn man verzweifelt wäre, daß man nichts Wichtiges mitzuteilen hätte. Und dennoch verläßt man sich darauf, daß es eine Herde von Idioten gibt, die an dem „Wortklang" sich berauschen — — —. Pfui! Wehe, wehe denjenigen, die die Fähigkeiten dazu hätten, und nur ihrem Größenwahne, ihrer Eitelkeit dienen! Auf einer Stradivariusgeige spielen sie, aber keine einfachen Adagios, die zu Tränen rühren, sondern verblüffende Passagen, die kalt lassen!

Peter Altenberg

Don Giovanni und die große Oper

Neulich hat man in München wieder einmal den Don Giovanni im großen Hause gegeben, zugleich aber auch bekannt gemacht, daß dies nur der Abonnenten wegen geschehe, und daß die Aufführungen im Residenztheater dadurch gar nicht berührt werden sollten. Also hielt man jedenfalls das Residenztheater für den richtigen Ort — entgegen der Meinung vieler, die in dem Zwang der kleinen Verhältnisse eine Verkümmerung von Mozarts wahren Absichten sehen.

Aber es war doch merkwürdig, wie eindruckslos diese Aufführung im großen Hause vorüberging, auch wenn man das in Rechnung zieht, daß sie in Einzelheiten sehr schlecht war; eine solche Leistung zum Beispiel wie die des Herrn Bussson als „Octavio" sollte bei uns nicht geduldet werden. — Zuerst dachte ich einen Augenblick, der matte Eindruck käme mehr von der Erinnerung an den „stimmungsvollen Rahmen" des Residenztheaters. Aber das wäre traurig, wenn Mozarts Musik diesen Rococo-Rahmen brauchte, um zu wirken, während wir doch für keine andere Musik eine bestimmte Archi-

Digitized by Google

tektur als Umgebung fordern, oder überhaupt die Umgebung beachten.

In der Tat handelt es sich auch in erster Linie gar nicht darum: das Entscheidende sind die Verhältnisse. Der Don Giovanni ist einmal keine „große Oper". Dafür sind schon die Secco-Recitative entscheidend, die einen ganz intimen Reiz haben und in der Beweglichkeit, mit der sie gebracht werden müssen, im großen Haus überhaupt nicht mehr verständlich bleiben; das Spinett, das zu ihrer Begleitung unbedingt gehört, ist im großen Haus nicht vernehmbar, deshalb ersetzte man es notgedrungen durch ein ganz abscheuliches Klavier. — Dafür ist Beweis auch der Umstand, daß Chöre fast gänzlich fehlen, daß selbst das Finale des ersten Aktes, mit seiner Steigerung von höchster Monumentalität, nur von Solostimmen gesungen wird. Im großen Hause wirkte dieses Finale fast kläglich. — Und die ganze Struktur der Musik ist gar nicht auf Massenwirkung berechnet, die Formen sind feingliedrig und knapp, die instrumentalen Effekte — bis auf ein paar Stellen, von denen wir später sprechen — zart und für ganz intimes Hören berechnet. Um sich das klar zu machen, braucht man nur an die Musik der „Zauberflöte" zu denken — der Unterschied ist erstaunlich groß und Mozarts Sicherheit ist Festhalten eines gewissen Stils ganz wunderbar: hier ist alles auf Massenwirkung angelegt, und die Breite, die durch die großen Chöre und „Ensembles" ganz von selber über das Werk gekommen ist, erstreckt sich auf die ganze Musik. Diese Chöre soll man so stark besetzen, als es die Bühne erlaubt, und wenn man zum Ausgleich dann auch sehr großes Orchester verwendet, so ist das kein Stilfehler. Unsere Aufführung der „Zauberflöte", im großen Hause, mit bedeutender Massenentfaltung, wäre ganz herrlich, wenn nicht die Possartsche Ausstattung an Prunk und Farben zu viel täte und dadurch der Musik viel von ihrem Glanz wieder nähme.

Für die „Zauberflöte" bedeutete ein Raum wie das Residenztheater nur eine Beengung, für den „Don Juan" ist es die natürliche Atmosphäre. Die Dimensionen sind so geringe, daß die Secco-Recitative im raschesten Tempo fast nur gesprochen zu werden brauchen, und daß der Ton des Spinetts in seinem ganzen instrumentellen Reichtum gleichsam als ein Orchester in nuce zur Wirkung kommt. Jede Nuance des Sängers wird deutlich, jede Geste bedeutend und ausdrucksvoll, da der Raum der Bühne, an sich schon klein, durch die drehbare Bühne noch mehr eingeengt wird. Der Zwang aber, der darin liegt, daß das Orchester nur ganz schwach besetzt werden kann, ist nur zum Heile. Denn dadurch ist der Wirkung fern von aller Massigkeit, ganz durchsichtig und immateriell, kann die eines wirklichen Orchesters, sondern jedes einzelne Instrument, auch die einzelne Geige, wirkt als Individualität: und dadurch läßt sich ein Grad von Lebendigkeit erzielen, der sonst unerreichbar wäre; freilich ist die Aufgabe des einzelnen Orchester-Musikers dadurch auch so erschwert, daß sie nur von wirklichen Künstlern gelöst werden kann.

Die Verhältnisse im Residenztheater ermöglichen Aufführungen von „Cosi fan tutti", „Figaro" und „Don Juan" in einer sonst unerreichbaren Vollendung.

Der „Don Juan" nimmt dabei noch eine besondere Stellung ein. Während „Cosi fan tutti" wie ein Rococo-Ornament von höchster Grazie den Raum füllt, und auch noch der „Figaro" noch ganz innerhalb einer sich in Schönheit erschöpfenden, bis in die Tiefen der Empfindung mit Anmut gefüllten Welt bleibt, — sprengt der „Don Juan" die Grenzen dieser Welt in einem fort. Die dämonische Größe des steinernen Gastes ist nur der höchste Ausdruck für diese Empfindung, die schon die erste Szene zwischen Donna Anna und Don Juan und den Tod des Komturs zu einer der grandiosesten musikalisch-dramatischen Szenen macht, und die dann immerzu durchleuchtet mit geheimnisvoller Glut unter der Hülle von Grazie und Tanz. Bis in die Linien der Melodik einzelner Arien kann man diese tiefe Erregung verfolgen, die dann

Digitized by Google

in manchen Momenten, wie etwa in dem großen Recitative der Donna Anna, alles ſprengt.

Nun iſt das wunderbare an dem muſikaliſchen Ausdruck dieſer Erregung, daß er nirgends nach der Richtung der Maſſenwirkung hingeht, ſondern ſtets innerhalb der oben charakteriſierten Grenzen einer individualiſtiſchen Dynamik geht — mit einziger Ausnahme der Poſaunen beim Eintritt des ſteinernen Gaſtes, wodurch dann dieſe Szene tatſächlich wie aus einer anderen Welt bereinbrechend erſcheint. Es iſt aber natürlich, daß dieſer Ausdruck, eben weil er nicht auf der Seite der Maſſenwirkung liegt, da am ſtärkſten wirkt, wo er ohne Maſſen erreicht werden, wo er immer individuell bleiben muß. Und deshalb iſt die Wirkung am Reſidenztheater zehnmal ſtärker als im großen Hauſe, es liegt ein erſchütternder Ernſt über allem, und die Erſcheinung des ſteinernen Gaſtes, wenn die Poſaunen den Raum bis zum Zerſpringen füllen, kommt wahrhaft aus einer anderen Welt. Das iſt der „Don Juan", den E. Th. A. Hoffmann in ſeiner wundervollen Novelle erlebte.

Das Reſidenztheater brauchte nicht ein ſolches Wunder von Rococo-Architektur zu ſein, und die beſchriebene Wirkung wäre da. Aber dennoch hat dieſe Architektur ihre beſtimmte Bedeutung. Denn ohne Zweifel hängen Muſik und Bauform irgendwo im Urgrund der künſtleriſchen Empfindung zuſammen, und es wäre eine feſſelnde, freilich ſehr ſchwierige Aufgabe, für jede Muſik die richtige Architektur zu finden. Für Wagner gäbe es keine, oder ſie wäre entſetzlich, für die neunte Symphonie oder die Missa solemnis müßte man ſich eine zur höchſten Befreiung geſteigerte Renaiſſanceform erträumen, — für Mozart liegt ſchon aus zeitlichen Gründen das Rococo nahe. Aber man darf dabei doch nicht vergeſſen, daß Mozarts künſtleriſche Welt unendlich weiter und tiefer reicht als alles Rococo, wenn ſie ſich auch manchmal, wie in „Così fan tutti", ganz darin zu genügen ſcheint. Für den „Don Juan" aber bedeutet der Schmuck des Theaters nicht mehr als dies: er nimmt der Seele alle ihre Schwere, daß ſie freien Fluges folgen kann in alle Räume, die ihr Mozart weiſt.

Reinhard Sorge

Glossen

Das Nationaltheater

Freut euch, liebe Christengemein'. Ernste und würdige Männer schaffen Deutschland ein Nationaltheater. Adolf Bartels, eine Anzahl Schuldirektoren und Professoren im Gefolge, Piepenbrink, der Weinhändler, und —? Ja, ein Schriftsteller ist ja wohl auch dabei. Eigentlich haben Leute, die sich mit Schriftstellerei befassen und gar selber dichten, mit einem Nationaltheater nichts zu tun, aber man hat eine Ausnahme gemacht.

Schreibt die Ausnahme auch wirklich mit schwarzer Tinte? Ganz sicher? Man sei doch ja vorsichtig, daß in den Zug christlich-konservativer Männer kein liberaler Heide sich mische. Wetter! Das könnte eine schöne Geschichte werden. Der könnte schließlich gar dafür stimmen, daß auch die Volksschulen niedrigster Ordnung —! Bre! Schon der Gedanke riecht unangenehm, — stinkt, wie man in Weimar ehemals sagte; jawohl, stinkt nach Plebs. Erstens das. Zweitens die „Fohtölchs" des neuen Hoftheaters. Die Hosenbödchen der Bürgerschulbankrutschers zweiter Ordnung sind nicht immer dicht, und ob sie alle sauber sind, für ein Hoftheaterfohtölch geeignet, hat auch noch kein Mikrokokkenjäger festgestellt. Und ein Nationaltheater ist keine Wärmestube, keine Volksküche. Das liegt ja schon im Worte, allerdings; aber es gibt doch noch eine ganze Anzahl verschrobener Köpfe, die von „Nation" einerseits, „Theater" andererseits eine höchst seltsamliche Vorstellung haben. Bedauerlich. Gewiß. Aber immerhin. Man sehe sich also vor. Auch bezüglich der aufzuführenden Stücke. National haben sie zu sein. Götz von Berlichingen: bedenklich. Äußerst bedenklich. Schon die despektierliche Aufforderung im dritten Akt! — Der zerbrochene Krug mit dem unmöglichen Richter! Na, und so weiter. Die deutsche Litteratur wimmelt ja von solch schauderhaften Stücken!

Aber man hat ja, wie gesagt, seine Leute. Und Adolf Bartels, Schuldirektor eins bis drei, Schulprofessor eins bis drei, Weinhändler K. (Verzeihung: nicht Piepenbrink, wie oben versehentlich gesagt. K.!) werden das Ihre schon tun.

Nun freut euch, ihr lieben Jungens von der höheren Schule. Euch gilt der Segen. Jetzt geht's nicht mehr von den Bänken weg schlank in die Ferien hinein, sondern ins Nationaltheater, das im Juli-August euch seine Pforten öffnet; just wenn draußen die Sommersonne brennt, dürft ihr im Schatten der „nationalen" Musen sitzen; heißt das, wenn ihr zur Zufriedenheit der Herren Doktoren die Stücke des Nationaltheaters während der deutschen Litteraturstunden nach allen Regeln der Kunst seziert, wieder zusammengeleimt, durchleuchtet, beschrieben und umschrieben, geprüft und registriert, zensiert, gelesen, gelernt, kurz: euch gezieмend auf die Genüsse vorbereitet habt. Heil!

Für unsere Gymnasiasten ist also gesorgt. Christentum und „Nationalbewußtsein" reichen ihnen die Brust. Prost! Und alle Lande sind Weimars Ehre voll. — Nur eines fehlte uns nun noch: — ein vaterländisches Schauspielhaus; mit dauerhaften Bänken, die auch die Lichtsehnsucht unserer Volksschüler und ihre Begeisterung für die Ideale ihrer Dichter zu ertragen vermöchten. In Weimar ist noch manch unbebautes Fleckchen Erde; könnte es nicht dem deutschen Volke nutzbar gemacht werden? Sl

Wem Gott ein Amt gibt, gibt er auch Verstand!

Bad Kissingen an der Saale feiert Feste, ohne Wünschelrute haben Rakóczy und Pandur einen Rivalen erhalten, so gefährlich, daß sie bald für immer versiegen dürften. Und der dies vermocht, der die Wunderquelle ent-

Digitized by Google

deckt, ist kein geringerer als des fränkischen Heilortes bürgerliches Oberhaupt, in seinem Nebenamt eine Zierde des Präsidentensessels der bayrischen Kammer, der königlich bayrische Hofrat und rechtskundige Bürgermeister von Kissingen, Herr Theobald Fuchs. Von ihm wurde der staunenden Welt und vor allem seinen beglückten Mitbürgern folgende Offenbarung zuteil — statt des brennenden Dornbusches bediente er sich hierzu, angekränkelt durch das moderne Leben, der „Salesianischen Nachrichten" vom April 1907 —: „Mein Sohn, Leutnant, wurde von einer heftigen Blinddarmentzündung befallen und mußte sich einer sehr schweren Operation unterziehen. Das Leben des Kranken war in größter Gefahr, die ärztliche Kunst hatte sich bei den mehrfach aufgetretenen schweren Komplikationen als ohnmächtig erwiesen. Der Patient war aufgegeben. In dieser verzweifelten Lage wendete ich mich mit vollem Vertrauen an Maria, Hilfe der Christen, und ließ besondere Gebete verrichten, um durch Vermittlung der Gottesmutter die Genesung meines Sohnes zu erbitten. Die Helferin der Christen erhörte unser Flehen und Gebet, mein Sohn wurde gerettet und wird nach ärztlicher Mitteilung vollständig gesund werden. Der Arzt (Protestant) bezeichnete die Heilung selbst als ein wahres Wunder. Ich danke dem lieben Gott und seiner heiligen Mutter für die Gebeterhörung und die außerordentliche Gnade, die meinem Sohne erwiesen worden ist. Bad Kissingen, den 28. November 1906. Theobald Fuchs, königlich bayrischer Hofrat."

Hoffentlich vergißt Herr Fuchs nicht, in etwas respektvoller Entfernung, wie es dem Rangunterschied entspricht, von dem in Geld und Edelstein gefaßten Bombensplitter, den die erlauchte Tante des hispanischen Alfonso jüngst höchst eigenhändig der Muttergottes von Altötting aus Anlaß der wunderbaren Errettung des spanischen Brautpaares von Mörderhand überreichte, auch seine Votivgabe anzubesten. Den dankbaren Mitbürgern von Kissingen aber, das nunmehr in ideale Konkurrenz mit dem Wunder- und Gnadenort Lourdes treten dürfte, empfehlen wir, den Wohltäter seiner Heimat mit Fackelzug und Serenade zu feiern. Apostata

Die dienstuenden Jesuiten des Vatikans

Die gesamte Leitung der Römischen Kurie und Kirche ist von den ehrwürdigen Vätern des heiligen Ignaz von Loyola erobert. Als Dekan steht an der Spitze des Kardinalkollegiums Luigi Oreglia di Santo Stefano, Schüler und Affiliierter der Gesellschaft Jesu, Haupt der Unverföhnlichen und Berater des Papstes Pius X. Das Staatssekretariat liegt in den Händen des Spaniers Raffaele Merry del Val und von Rampollas Substituten, dem Ligurer Della Chiesa, Affiliierten der Gesellschaft Jesu. Als Präfekt der Indexkongregation, als Referent der heiligen Inquisition und anderer wichtigster Verwaltungsausschüsse der Kurie amtet nicht etwa nach altherkömmlichem Brauche ein Dominikaner, sondern der Kardinal Andreas Steinhuber aus Passau, Priester der Gesellschaft Jesu. Die Bibliothek und das Archiv des Vatikans sind Mitgliedern der Gesellschaft Jesu überantwortet unter Leitung des P. Ehrle aus Ravensburg S. J. Die Sternwarte des Vatikans, angeblich von amerikanischen Mäcenaten unterhalten, hat zum Direktor den Jesuitenpater Hagen mit fünf Angestellten, sämtlich aus der Gesellschaft Jesu. Die von Laien verwalteten Museen, die Pinakothek und Druckerei des Vatikans sind der Kontrolle von Jesuitenpatres anvertraut, welche der General Faver Wernz aus Rottweil zur Ernennung als Kustoden auf Zeit vorschlägt. Der Beichtvater des letzten Konklave wie des künftigen ist der P. Palmieri S. J., das bedeutet: es wird keiner zum Papst gewählt, der nicht der Gesellschaft Jesu genehm ist. Als Hauptorgan der Kurie hat die „Civiltà cattolica" einen Weltruf erlangt; sie ist durch päpstliches Breve zur Würde eines kirchlichen Institutes erhoben und wird ausschließlich von Jesuiten bedient; ihre politischen Leiter sind

Digitized by Google

die Patres Zocchi und Passievich S. J. Zur obersten Leitung der Organisation und Agitation der Klerikalen Italiens, welche die Bildung einer Zentrumspartei nach deutschem Muster im Parlament anstreben, ist der P. Passievich S. J. berufen. Der Generaldirektor des „Volksvereins für das katholische Deutschland“ (Zentrumsorganisation) mit rund sechshunderttausend Mitgliedern, Dr. Piper in München-Gladbach, Reichstagsabgeordneter für Krefeld, wird vom „Osservatore Cattolico“ als „treuer, erprobter und erfolgreicher Jesuitenschüler“ gerühmt. In der Redaktion jedes namhaften Zentrumsblattes im Deutschen Reiche sitzt ein Schüler oder Affiliierter der Ignazianer, der seine geheimen Weisungen aus dem Collegium Germanicum von San Niccolò da Tolentino auf dem Viminalischen Hügel zu Rom erhält. Sp. a.

Billige Galerien

Ich stelle allen Städten, Galerien, Korporationen und Privatleuten einen Brief zur Verfügung: er enthält das Rezept, völlig kostenlos in den Besitz einer Kunstsammlung zu kommen. Der Brief lautet nach dem Original:

Ehrenfesten Herrn F., Kunstmaler
München

Gestatten Sie uns, Sie hiermit höflich in Kenntnis zu setzen, daß sich die Gesellschaft „Einsiedler“ in H. zur Aufgabe gemacht hat, ihr Heim mit Kunstwerken auszustatten, um in H. ein ideales Künstlerheim zu schaffen, weshalb wir uns erlauben, auch an Sie die ergebene Bitte zu richten, den „Einsiedlern“ Ihre Unterstützung angedeihen zu lassen.

Herr F. sind ein hervorragender Künstler in der Malerei, und deshalb ist es unser sehnlichster Wunsch, auch Sie mit irgendeiner kleinen Arbeit in unserem Heim vertreten zu sehen; wir wären Ihnen nun sehr zu Dank verbunden, wenn Sie der Gesellschaft eine von Ihrer Künstlerhand stammende Zeichnung respektive Skizze oder ein kleines Gemälde zum Geschenke machen würden.

Zu oben erwähntem Zwecke wurden wir bereits von den akademischen Malern (folgen fünfzehn Namen) mit Bildern bedacht, aber ganz besonders würde es uns freuen, wenn Sie uns den allerdings unbescheidenen Wunsch erfüllen würden.

Fassen Sie ins Auge, daß Sie damit nicht nur eine kunstliebende deutsche Gesellschaft unterstützen, sondern mit einer derartigen Spende sich selbst ein bleibendes dauerndes Denkmal in H. schaffen.

Indem wir Ihnen für Ihre Mühe und Freundlichkeit im voraus den verbindlichsten Dank sagen, sehen wir Ihrem gütigen Beitrag gern entgegen und zeichnen

hochachtungsvoll und ergebenst
für die Gesellschaft „Einsiedler“
(folgen vier Unterschriften.)

Es empfiehlt sich, diesen Text gleich in mehreren tausend Exemplaren drucken zu lassen und stets nur die Adresse des „Ehrenfesten Herrn F.“, der um einen Beitrag angebettelt werden soll, auszufüllen. Es ist zweifellos, daß alle Adressaten sofort eine ziemlich umfangreiche Bilderkiste zum Bahnhof schaffen lassen, — denn das Bewußtsein, in einer Sammlung vertreten zu sein, wiegt den Preis eines mindestens zehn bis fünfzehn Quadratmeter großen Ölbildes auf. Leider verfügte der mir befreundete Maler, der Empfänger des Originalbriefes, über einen außerordentlich bedauerlichen Mangel an Ehrgeiz. Er schrieb an die Vereinigung — sie sitzt im schönen Land Tirol — zurück: „er werde auch von anderen Seiten mit solchen Bitten ‚beehrt‘; und da die Anfragen ziemlich zahlreich seien, so habe er sich entschlossen, — der Gerechtigkeit halber — die Anfragen nach dem Alphabet zu beantworten. Er sei indessen über den Buchstaben A noch nicht hinausgekommen; denn wenn er auch malen gelernt habe, so habe er es doch leider noch nicht dazu gebracht, von Luft und Ehre zu existieren. Er

Digitized by Google

stehe noch zu sehr unter dem Einfluß allzumenschlicher Eingeweide."

Aus dem vorliegenden Originaltext geht hervor, daß sich schon mehr als ein Dutzend „Künstler" durch Stiftungen um die „Galerie" verdient gemacht haben. Man kann daraus schließen: erstens, daß die Verkaufsverhältnisse im übrigen wahrhaft glänzend sein müssen; zweitens, daß die betreffenden Herren nicht nur in der Malkunst, sondern auch in der viel schwierigeren Kunst, von der Ehre zu leben, Meister sein müssen. Das ist so erfreulich, daß man ihnen, wie allen Gratisempfängern von Bildern, nur Glück wünschen kann. Damit das Verfahren weitere Verbreitung, Nachahmung und Förderung finde, veröffentliche ich diese Zeilen. hk

Münchner Bibliotheken

Die amerikanischen Bibliotheken, die ich besuchte, öffneten morgens um acht Uhr oder früher und blieben ohne Unterbrechung bis abends um zehn oder halb elf Uhr geöffnet. Nur an wenigen Tagen im Jahr waren sie geschlossen. Außer Sonntags noch am Gründonnerstag oder Karfreitag, aber zum Beispiel nicht am Tag der Präsidentenwahl. Hier in München vergeht kein Monat, wo die Stammgäste der Universitäts- oder Staatsbibliothek nicht an mehreren Wochentagen verschlossene Türen finden. Vielleicht sind die Münchner Bibliotheken mehr mit Rücksicht auf die Bibliotheksdiener als auf die Studenten eingerichtet? Die Diener der Universität essen zwischen zwölf und zwei Uhr zu Mittag, die Angestellten der Staatsbibliothek tun es von ein bis drei Uhr. Während dieser Mahlzeiten haben die Bibliothekbesucher sich zurückzuziehen. Am Samstagnachmittag geben die Diener aufs Land oder lassen vielleicht die Bibliotheksräume reinigen, da dies morgens vor Eröffnung oder abends nach Schluß der Bibliothek nicht tunlich ist. Auch schließt die Bibliothek um sechs Uhr abends mit Rücksicht auf den Dämmerschoppen oder das Diner. Wer nach dem Nachtmahle noch lesen möchte, findet die Räume des Hofbräuhauses und die Theater offen.

Eigentümlich außer dem Unterschiede in den Mittagsmahlzeiten ist für die Angestellten der beiden Münchner Bibliotheken auch der Unterschied in ihrem Verhältnis zu den Reichstagswahlen. Die Staatsbibliothekare nämlich hielten an den Reichstagswahlen ihre Bibliothek unbekümmert offen und gaben sich so den Anschein, als ob die Reichstagswahlen ihnen weniger bedeutungsvoll seien als Josephstag, Mariä Lichtmeß, Empfängnis, Himmelfahrt, Karneval, Peter und Paul, Jakobstag, Oktoberfest, Sankt-Benno-Fest (ich verwechsle hoffentlich keine Namen). Die Verweser der Universitätsbücherei dagegen waren durch die Wahlen den ganzen Tag über in Anspruch genommen. Das gibt über die politischen Fähigkeiten und das Pflichtgefühl der beiden Arten von Angestellten zu denken und beweist für ihre gänzliche Unabhängigkeit von dem Publikum ihrer Bibliotheken um so mehr, als doch der Durchschnittsbesucher der am Wahltage geschlossenen Universitätsbibliothek noch nicht wahlberechtigt ist, im Gegensatz zu den oft schon älteren Herren, die in der Staatsbibliothek Abschnitte aus „Unser Bayerland" zu lesen pflegen.

Vielleicht sind die Angestellten der Bibliotheken Militäranwärter, und es wäre ein Mangel an Verständnis für die ungeschriebene Verfassung des Landes, diese Stützen der Gesellschaft nach amerikanischem Vorbilde durch wohlerzogene Damen ersetzen zu wollen, die sich dreimal täglich ablösen? Wer einmal die geräuschlose Sachlichkeit etwa einer Kassiererin in einem großen Warenhause beobachtet hat, überwindet vielleicht seine Abneigung gegen die Möglichkeit, zwei so große Gefahren für den Mann, wie Bücher und Frauen, vereint auftreten zu sehen. Doch darf man nicht außer Acht lassen, daß in München die weibliche Arbeitskraft bereits durch das Baubandwerk und die Straßenreinigung mehr als anderswo in Anspruch genommen ist.

Digitized by Google

Auch was die Waschgelegenheit in den Bibliotheken angeht, so ist es wohl zu viel verlangt, man solle Amerika nachahmen. Man findet dort nämlich gar leicht kaltes und warmes Wasser, Seife und Handtuch beisammen. Einen Amerikaner hörte ich sein Land deshalb auf eine besonders hohe Kulturstufe stellen, weil dort Seife zu den selbstverständlichen Ausrüstungsstücken jedes Fremdenzimmers gehörte. Ich entgegnete: „Deutschland ist weiter voran, denn da kann bereits keiner ohne seine individuelle Seife auskommen, und die bringt er sich mit.“ Der Amerikaner glaubte mir. Doch liegt die Sache auf der Universitätsbibliothek anders. Da gibt es kaltes Wasser und ein Handtuch; aber Seife gibt es nicht; und es bringt sich auch niemand welche mit, dafür zeugt die Farbe des Handtuches.

Aber schön wäre es, wenn die Bibliotheken sich etwas freigebiger zeigten. Es gibt immer Studenten (im weitesten Sinne des Wortes), die vor irgendeinem Examen stehen und fleißig sein müssen. Überhaupt sollte ein großer Büchersaal wie eine edle Freistatt sein, die sich niemand verschließen dürfte, gleichviel, ob zur Arbeit, Zerstreuung oder Andacht.

Die Kirchen der Katholiken stehen doch auch am Sonntag auf! Die klugen Geistlichen haben für sich selbst keine Sonntagsruhe gefordert. x

Mikroskope fürs Volk

Die ..... Gesellschaft „will den Gebrauch des Mikroskops volkstümlich machen und damit die große Vertiefung der neueren Wissenschaft vom Bau der Pflanzen und Tiere dem allgemeinen Verständnis näher bringen.“

Was ist das nun? Ist es noch nicht genug des grausamen Spiels mit natürlichen Schöpfungsgeschichten, gehackten Welträtseln und Menschen der Urzeit? Oder ist das eine boshafte Karikierung all des naturwissenschaftlichen Sports von heute?

Nein. Die Worte stehen im ersten Paragraphen der Satzung eines neuen Unternehmens, das sich „Deutsche mikrologische Gesellschaft“ nennt und den Mitgliedern unter anderem auch den Bezug „guter geprüfter Mikroskope zu Vorzugsbedingungen“ zu vermitteln verspricht. Vorstand der Gesellschaft ist R. H. Francé, von dem wir unlängst im „März“ einen sehr hübschen und nachdenklichen Aufsatz zu lesen bekamen, und der an anderer Stelle ausführt, in England zum Beispiel sei der Gebrauch des Mikroskops in wesentlich höherem Maße „volkstümlich“ als in Deutschland.

Soll man das wirklich als einen Vorzug betrachten? Ist ein Plus von über Mikroskope gebeugten Laienköpfen gleichzuachten einem Plus von Verständnis für „die große Vertiefung der neueren Wissenschaft vom Bau der Pflanzen und Tiere“? Also einem Plus, das sich zusammensetzte aus reicherem „positivem Wissen“ und — was wichtiger wäre — größerer Einsicht und Klarheit? Handelt sich's da bloß um die Erwerbung runder Fakta, die man getrost nach Hause tragen und im Bedarfsfall aus der Kommode ziehen kann? Oder nicht vielmehr um einen Bewegungsantrieb in einer bestimmten Richtung? Und wird diese Bewegung — „volkstümlich“ gemacht — nicht Gefahr laufen, über kurz oder lang zu entgleisen? Oder auf halbem Weg stecken zu bleiben? Und beide Male Varianten des nicht ganz ungefährlichen Typs Peter Gilgus zu erzeugen, wie er in Kellers „Grünem Heinrich“, im zwölften Kapitel des vierten Bandes, sein Wesen treibt?

Wird es der Gesellschaft gelingen, dem allem vorzubauen, indem sie „außerdem die deutschen Mikrologen in einen gemeinsamen Interessenkreis und zu gemeinsamer Arbeit“ sammelt?

Wir können ja warten und zusehen, was dabei herauskommen wird; ob R. H. Francé recht hat oder Goethe, der einmal meinte: „Mikroskope und Fernröhre verwirren eigentlich den reinen Menschensinn.“ O

Verantwortlich: Für die Redaktion Hans Fischer (Kurt Aram), für den Inseratenteil Otto Friedrich, beide in München. — Verlag von Albert Langen in München. — Redaktion und Expedition: München, Kaulbachstraße 91. — Druck von Streeker & Schröder in Stuttgart.

Digitized by Google

Sozialdemokratie und Landesverteidigung

Von Wolfgang Heine, M. d. R.

Die Etatsberatungen des neu gewählten Reichstages haben sich zum guten Teile um die Sozialdemokratie gedreht und sich in einer Polemik erschöpft, die wahrscheinlich der Öffentlichkeit die Befähigung der neuen Ära zu positiver Politik und die Bedeutungslosigkeit der Sozialdemokratie dartun soll. Nun, uns Sozialdemokraten kann es so recht sein. Auch beim Militäretat hat der preußische Kriegsminister sich nicht versagt, seine Künste als „Niederreiter" zu produzieren, und das hat zu Erwiderungen der sozialdemokratischen Redner Bebel und Noske geführt, über die ein Teil der Presse größtes Erstaunen geäußert hat, und in denen man Widersprüche zur bisherigen Haltung der Sozialdemokratie in diesen Fragen erblicken will.

Diese Verwunderung beweist wieder einmal, wie wenig man doch die Sozialdemokratie kennt, über die man fortwährend redet; was jetzt gesagt worden ist, entspricht gänzlich dem Standpunkt, den die Partei in dieser Frage im Programm festgelegt hat, den sie bisher vertreten hat, und den allein sie als wahre Volkspartei vertreten kann.

Die Sozialdemokratie will den Frieden und ist fest davon überzeugt, daß eine künftige höhere Kultur Kriege vermeiden kann und wird. Die Sozialdemokratie glaubt nicht an das Märchen von der kulturellen Wirkung des Krieges. Es ist eine triviale Wahrheit, daß der Krieg, wie jede große Katastrophe, schlummernde sittliche Kräfte, Mut, Treue und Opferwilligkeit erwecken kann. Will man aber auf diese Kräfte im Augenblick der Gefahr rechnen können, so müssen ihre Keime vorher erzeugt sein im Schoße einer wahren innerlichen Kultur, die einem ganzen Volke nur der Friede zu verleihen vermag. Jedenfalls aber sind die Opfer an Sittlichkeit und Kraft, die der Krieg erfordert, unschätzbar viel größer als alles, was er in dieser Beziehung den Menschen zu geben vermag. Das vergessen besonders gern die Leute, die nach einer mehr als dreißigjährigen Friedensperiode es für „forsch" halten, für den Krieg zu schwärmen, den sie nie kennen gelernt haben.

Die Sozialdemokratie weiß aber auch, daß unter den gegenwärtigen politischen Verhältnissen an eine Verwirklichung der Friedensidee nicht zu denken ist, und sie pflegt mit Recht gerade von ihrem geschichtsmaterialistischen Standpunkte aus über die heutigen Friedenskongreßler und Abrüstungspolitiker zu spotten, die, soweit sie nicht geradezu friedensfeindliche Absichten heuchlerisch verhüllen wollen, mindestens sehr kurzsichtig die Kraft der wirtschaftlichen, nationalen und dynastischen Interessen unterschätzen, die jeden Tag die Kriegsfurie entfesseln können.

Der „Internationalismus" der Sozialdemokratie steht nicht im Widerspruch zur Schätzung nationaler Kraft und Eigenart. Betont die Sozialdemokratie den internationalen Zusammenhang der Kultur, die Notwendigkeit internationaler Solidarität in dem Kulturstreben der Arbeiterklasse, so weiß sie doch wohl, daß

Digitized by Google

Kulturgüter nicht einfach ausgetauscht werden können, sondern national angeeignet und verarbeitet werden müssen. Deshalb fordert die Sozialdemokratie auch Achtung vor nationaler Eigenart und verwirft sie die Unterdrückung der Nationalitäten.

Gerade deshalb begreift es die Sozialdemokratie vollkommen, daß in der gegenwärtigen Gesellschaft, unter den heutigen politischen Verhältnissen, jedes Volk darauf gefaßt sein muß, seine Existenz und seine Interessen nötigenfalls mit der Waffe zu schützen; und jeder Sozialdemokrat wird es als eine selbstverständliche Pflicht ansehen, sein Volk verteidigen zu helfen. Dazu gehört aber auch, daß man sich und seine Volksgenossen zu solcher Pflichterfüllung vorbereitet und tüchtig macht; ja, gerade die Sozialdemokratie muß von ihrem Standpunkte des Strebens nach einer freien allseitigen Kultur die Ausbildung der körperlichen Kraft und Gewandtheit, wie sie die Jugend des Volkes heutzutage leider fast nur in der Militärdienstzeit empfängt, als einen Gewinn betrachten, so unvollkommen sie in dieser Form auch noch sein mag.

Dagegen nimmt die Sozialdemokratie das Recht für sich in Anspruch, ein anderes System der Ausbildung, eine andere Heeresverfassung und andere militärische Einrichtungen zu fordern, von denen sie überzeugt ist, daß die Wehrkraft des Volkes sogar erhöhen würden! Die Fragen der Länge der Dienstzeit, ihrer Einteilung, der Bewaffnung, Ausrüstung, Verpflegung, Behandlung der Soldaten, müssen der öffentlichen Erörterung freistehen, wenn nicht der Wehrorganismus einrosten soll. Tatsächlich werden diese Fragen auch in militärischen Kreisen fortwährend sehr ernsthaft geprüft; und nur beschränkter Zunftgeist oder philisterhafter Servilismus können einen Verrat der Volksinteressen darin sehen, daß auch die Sozialdemokratie nach ihrer besten Überzeugung Verbesserungen fordert.

Das sozialdemokratische Programm verlangt „Erziehung zur allgemeinen Wehrhaftigkeit", wogegen wohl kein Kriegsminister etwas einzuwenden haben wird. Die militärische Jugendausbildung, die die Sozialdemokratie empfiehlt, ist unabweisbar notwendig, schon als Gegengewicht gegen die Zerstörung der Gesundheit der Jugend durch den Industrialismus. Sie würde eine so erhebliche Steigerung der Wehrkraft bedeuten, daß man die ablehnende Haltung der militärischen Instanzen nur durch bureaukratische Schwerfälligkeit oder Eifersüchtelei erklären kann.

Es gehört zu den Mätzchen der antisozialdemokratischen Polemik, zu behaupten, die Sozialdemokratie wollte das Vaterland „wehrlos" machen und „die Armee abschaffen", weil sie ein „Volksheer statt stehender Heere" verlangt. Als ob je ein Sozialdemokrat daran gedacht hätte, das gegenwärtige Heer einfach aufzulösen, und nachher erst an die Schaffung eines neuen zu denken; als ob nicht die allmähliche Umgestaltung des stehenden Heeres der selbstverständliche und einzig mögliche Weg wäre.

Was nun dies geforderte Volksheer oder Milizheer selbst betrifft, so haben die Wortführer der Sozialdemokratie mehrfach erklärt, daß sie darunter nicht

Digitized by Google

eine einfache Übertragung der schweizerischen Milizverfassung nach Deutschland verstehen. Der einzige Spezialvorschlag, den die Sozialdemokratie bisher gemacht hat, fordert vorläufig eine allgemeine Dienstzeit von einem Jahre. Daß der Gamaschengeist das für unmöglich erklärt, ist nicht wunderbar, aber auch nicht maßgebend; er hat dasselbe bei der Abschaffung des Spießrutenlaufens, bei der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht und schließlich bei der Herabsetzung der Dienstdauer auf zwei Jahre behauptet. Die weitere Abkürzung der Dienstzeit muß angesichts der steigenden Volksbildung möglich sein; rechtzeitige Vorübungen der Jugend und weitere Beschränkung zeitraubender nutzloser Drillereien und Zeremonien würden sie erleichtern. Ob schließlich die Ausbildung im wesentlichen in einer größeren, zusammenhängenden Dienstzeit durchgeführt oder auf mehrere Perioden verteilt wird, sollte für die Militärverwaltung keine prinzipielle, sondern eine praktische Frage sein. Viele Gründe machen es wahrscheinlich, daß die Lust an den Pflichten der Landesverteidigung und das Bewußtsein der Zugehörigkeit zu diesem Volksdienste durch kürzere, aber häufigere Übungen nur lebendiger werden würde; darin aber liegt der wahrhaft militärische Geist, den die Nation braucht.

Niemand, auch der Kriegsminister nicht, wird bestreiten, daß die möglichste Beseitigung der Mißhandlungen in der Armee auch dazu beitragen kann, diesen wahren militärischen Geist zu fördern. Wir wollen deshalb glauben, daß die Militärverwaltung in ihrer Art bemüht ist, die Mißhandlungen zu bekämpfen, wollen auch zugeben, daß vereinzelte Roheiten nichts gegen das militärische System beweisen würden. Um so mehr aber müssen wir dagegen protestieren, daß aus der Ziffer oder der Abnahme der abgeurteilten Mißhandlungen ohne weiteres geschlossen wird, die Verhältnisse wären in dieser Beziehung befriedigend. Der größte Teil der Mißhandlungen wird unentdeckt und ungeahndet bleiben, solange Disziplinargrundsätze herrschen, nach denen ein mißhandelnder Vorgesetzter einige Tage oder Wochen Arrest bekommt, während dem mißhandelten Untergebenen oder seinen Kameraden, die ihm als Zeugen dienen könnten, jahrelange Gefängnisstrafen drohen, sobald es dem Übeltäter gelingt, sie irgendwie ins Unrecht zu setzen, was dieselben Disziplinargrundsätze bekanntlich ungemein erleichtern.

Diese aus barbarischen Zeiten stammenden Disziplinarmethoden, namentlich diese Ungleichmäßigkeiten in der Behandlung von Vergehen der Vorgesetzten und der Untergebenen, sind nicht nur aus sittlichen Gründen verwerflich, sondern sind geradezu geeignet, dem Volk die Freude an der Wehrpflicht zu verderben. Was auch der heftigste Gegner des Waffendienstes sagen könnte, — nichts wirkt so aufreizend wie gewisse kriegsgerichtliche Urteile, die auf harmlose Trunkenheitsexzesse eines unglücklichen Moments vieljährige Zuchthausstrafen setzen, während hartnäckige Soldatenschinder billig genug davonkommen. Der Kriegsminister meinte, drei Monate Gefängnis wären für einen Unteroffizier eine harte Strafe, denn sie zerstörten seine dienstliche Zukunft. Mag sein; aber mehrere Jahre Gefängnis, die die Militärgerichte unbedenklich auch bei geringen Ausschreitungen

Digitized by Google

von Untergebenen gegen Vorgesetzte verhängen, ruinieren das Leben des Betroffenen.

Die Sozialdemokratie bestreitet, daß solche Strafen unentbehrlich wären, um die nötige Disziplin zu erhalten. Man versuche es nur einmal, und man wird sehen, daß es ohne sie gerade so geht, wie es ging, als man Fuchtel und Spießruten abschaffte.

Daß in der Armee Disziplin, das heißt Unterordnung jedes einzelnen unter die Leitung herrschen muß, haben Sozialdemokraten oft genug erklärt; sie ist überall notwendig, wo viele etwas Gemeinsames vollbringen sollen, namentlich wenn sich die entscheidende Tätigkeit auf Augenblicke zusammendrängt. Richtige Disziplin ist nicht Ertötung des Willens, sondern seine höchste Anspannung, ist Verbindung aller Einzelwillen zu einem Massenwillen, einer Massenhandlung. Wird diese Disziplin nicht durch sklavische Furcht, sondern durch innere Lust getragen, so erhöht sie die Kraft des einzelnen, ohne seine Fähigkeit zu selbständigem Handeln zu zerstören. Solche Disziplin weiß die Sozialdemokratie sehr wohl zu würdigen, übt sie sie doch selbst.

Das System des deutschen Militarismus begnügt sich aber nicht, diese Disziplin des Handelns, diese Gesinnung der Pflichttreue, der Hingabe an den Dienst der nationalen Wehrkraft zu fordern und anzuerziehen, sondern will dem Soldaten auch noch eine bestimmte politische oder religiöse Überzeugung einimpfen, oder mindestens gewisse Überzeugungen in ihm unterdrücken. Dies Beginnen ist natürlich ganz vergeblich, aber es muß unter selbständigen und ehrlichen Naturen einen Widerwillen erzeugen, der, wie immer wieder betont werden muß, nicht dem Ziele der Landesverteidigung gilt, auch nicht der militärischen Ausbildung als dem Mittel hierzu, sondern gerade der zweckwidrigen Benutzung der militärischen Machtmittel und Organe zum Gewissenszwang. Wer sich zur Sozialdemokratie bekennt, wer nur sozialdemokratischer Gesinnung verdächtigt wird, ist in der Armee verfehmt, und immer wieder wird als Aufgabe des Heeres die Niederwerfung der Sozialdemokratie gepredigt. Glaubt man, daß das geeignet ist, Freude an den Pflichten der Landesverteidigung unter den Millionen zu erwecken, die sozialdemokratisch fühlen?

Aber diese Unduldsamkeit gegen die Sozialdemokratie ist doch nur ein Symptom eines viel allgemeineren Übels im deutschen Heereswesen. Ähnliche militärische Verfolgungen haben auch Liberale sehr gemäßigter Observanz wegen der Aussprache ihrer politischen Überzeugung erlebt, was der Kriegsminister mit allem Abstreiten nicht aus der Welt schaffen wird; selbst die Äußerung religiöser Überzeugungen, die nicht ganz kirchlich sind, gilt in der Armee als anstößig, obgleich man nicht einmal sagen kann, daß in ihr positive Orthodoxie gepflegt würde.

Es steckt eben im heutigen deutschen Militarismus ein innerer, vielleicht nicht immer bewußter Widerwille gegen freie geistige Bestrebungen aller Art, gegen alles nicht offiziell von oben her Zugelassene. Mag sein, daß eine Menge Mitglieder des Offizierkorps als Personen neuen freien Kulturgedanken

Digitized by Google

nicht fremd gegenüberstehen, — die Institution als ganze aber steht außerhalb des geistigen Lebens des Volkes.

Im Grunde gibt es keine Einrichtung des staatlichen Organismus, die enger mit dem Volke zusammenhinge und volksmäßiger sein könnte und müßte als das Heer. Der Offizier steht im täglichen Verkehr mit Leuten aus der breiten Volksmasse, ganz anders als jeder andere Beamte, er arbeitet mit ihnen zusammen und ist auch in seinen eigenen Erfolgen von ihrem guten Willen und Eifer abhängig. Nirgends wären günstigere Vorbedingungen für einen Geist der Kameradschaft zwischen Vorgesetzten und Untergebenen, der auch über die Dienstzeit und über den Kreis des Heeres selbst hinaus wirkte, kurz für einen wahrhaft volkstümlichen Geist. Nun soll durchaus nicht bestritten werden, daß es am Wohlwollen der Vorgesetzten im allgemeinen nicht fehlen mag; aber das allein macht es nicht. Der eigentümliche Geist des deutschen Militarismus ist der des Gegensatzes: nach innen zwischen Offizier und allem unter ihm, und nach außen zwischen Heer und Volk; dadurch erscheint das Heer statt als „Volk in Waffen" als Fremdkörper im Leibe des Volkes.

Dieser Geist des Militarismus ist nicht nur nicht wesentlich für die Wehrfähigkeit des deutschen Volkes, sondern ihr geradezu schädlich, und wenn die Sozialdemokratie eine Wehrverfassung verlangt, die ihn beseitigt, so fördert sie damit die nationale Wehrkraft.

Das ist natürlich noch nicht alles, was die Sozialdemokratie gegen die preußisch-deutsche Form des Heerwesens einzuwenden hat. Nur auf eins sei noch hingewiesen: Es mag begreiflich sein, daß die Furcht vor den größeren Schäden einer kriegerischen Niederlage eine gewisse Bereitwilligkeit zu großen pekuniären Opfern für die Landesverteidigung erzeugt; aber dies rechtfertigt noch nicht die ungeheuren Ansprüche, die der Militarismus in Deutschland ohne genügende Rücksicht auf die Steuerkraft des Volkes und auf andere Kulturaufgaben zu erheben pflegt, und die immer und immer wieder durch indirekte, vorzugsweise die Lebenshaltung der breiten Massen belastende Abgaben befriedigt werden; noch weniger freilich berechtigt ist der Taumel der Bewilligungsfreudigkeit, in dem sich die Parteien des Reichstages immer mehr gefallen. Wenn die Sozialdemokratie hier scharfe Kritik übt, so gilt diese nicht der Sache der Landesverteidigung selbst, sondern einem militaristischen Auswuchse.

Natürlich weiß die Sozialdemokratie nur zu gut, daß diese Erscheinung des Militarismus nicht die Folge von Irrtümern ist, die sich durch gute Lehren bessern ließen, sondern das notwendige Erzeugnis von Kräften, die in der Gesellschaft wirken. Diese liegen zum Teil in der geschichtlichen Vergangenheit des deutschen Volkes, namentlich der monarchischen und feudalen Überlieferung Preußens, zum andern Teil in der Entwicklung des modernen Staates, seinem riesenhaften Anwachsen, der immer weiter getriebenen Teilung der gesellschaftlichen Funktionen und dem Machtstreben der zentralisierten Verwaltung.

Aber es darf auch nicht vergessen werden, daß „militaristische" Tendenzen sich auch in Kleinstaaten, selbst in der Schweiz, zeigen. Dies beweist, daß im

Digitized by Google

„Militarismus“ noch ein von den besonderen geschichtlichen Bedingungen unabhängiger Faktor steckt, der in der Natur der kriegerischen Gewalttat als solcher besteht. Der Schutz der eigenen Existenz durch Gewalt bis zur Vernichtung des Feindes ist leider unter Umständen nicht zu vermeiden, aber er ist ein Mittel, dessen Rücksichtslosigkeit auf den, der es öfter anwenden muß, nur zu leicht abfärbt. Nichtachtung der Individuen, ihres Lebens, ihrer Freiheit, ihrer persönlichen Natur, Geringschätzung innerlichen Geisteslebens und Überschätzung äußerlicher Unterordnung und gewaltsamer äußerer Erfolge werden allezeit mit dem Waffenhandwerk mehr oder weniger verbunden sein. Deshalb muß die Sozialdemokratie im Interesse höherer Kultur auf eine Gestaltung des inneren Staatslebens und der internationalen Beziehungen der Völker hinwirken, die die Anwendung militärischer Gewalt wenigstens in Zukunft ausschlösse, wenn auch gegenwärtig die Menschheit noch nicht so weit ist.

Ganz beiläufig sei zum Schlusse noch die Frage der Abstimmung der Sozialdemokratie beim Militäretat erörtert. Wenn die Sozialdemokratie gegen die militärischen Bewilligungen stimmt, so hat das mit ihrer Stellung zur Wehrfähigkeit der Nation nicht das geringste zu tun. Eine Oppositionspartei kann die Wehrkraft des Volkes für die wichtigste Sache von der Welt halten, — sie hat deswegen noch immer nicht die Aufgabe, die Geschäfte der Regierungsparteien zu betreiben. Solange man in der Zustimmung zum Budget eine Vertrauenskundgebung für die Regierung erblickt, ebensolange müßte jede Oppositionspartei Bedenken tragen, einer Regierung irgend etwas zu bewilligen, zu der sie kein Vertrauen haben kann. Es ist Sache der Regierung, sich eine Mehrheit für ihre Politik zu schaffen, oder abzutreten. Diese Mehrheit mag sich die Mittel zur Landesverteidigung bewilligen; stimmt die Sozialdemokratie dagegen, so wird das Vaterland nicht wehrlos. Erst wenn sie selbst einmal in die Mehrheit gelangt, ist es ihre Aufgabe, zu tun, was für die Wehrhaftigkeit der Nation nötig ist, und es so zu tun, wie es nach ihrer Überzeugung geschehen muß. Das haben die sozialdemokratischen Redner und Schriftsteller oft erklärt, ganz besonders prägnant einmal **Bebel** mit den Worten: „In dem Augenblick, wo wir die Mehrheit haben, da ändert sich die Situation, dann sind wir an der Reihe, und wir werden uns die Mittel natürlich bewilligen. Es kommt nur darauf an, auf wessen Kosten.“

Man wird nicht behaupten wollen, der wahrhaft militärische Geist der Nation und ihre Wehrkraft würden gerade dadurch verbürgt, daß heute die Last der Kriegsrüstungen vorwiegend die Schultern der Unbegüterten drückt. Im Gegenteil: wenn hierin einmal Wandel geschafft wäre, würden voraussichtlich die Massen nur um so freudiger bereit sein, unsere nationale Kultur gegen ihre Feinde zu schützen. Sollte dies aber den Reichen die Lust an dem nationalen Wehrdienste verderben, so könnte man darin jedenfalls nicht eine Äußerung der „Vaterlandslosigkeit der Sozialdemokratie“ erblicken.

Digitized by Google

Parlament und Presse in Deutschland

Von Friedrich Payer

Parlament und Presse haben weithin dieselben Aufgaben zu erfüllen: sie sorgen für Aufklärung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, sie ermöglichen die Fühlung der Bevölkerung mit den großen Fragen der Wissenschaft, der Kunst, der Technik. Sie verfolgen dasselbe Ziel: Einwirkung auf die öffentliche Meinung. Sie arbeiten mit demselben Mittel: Appell an die Intelligenz, die Gefühle und die Interessen der Massen.

Sie sind Kollegen, aber auch Konkurrenten, und ihre Gefühle gegeneinander sind dem entsprechend gemischte. Sie respektieren sich gegenseitig, sind aber fern von Überschätzung des anderen Teiles. Daß sie stark aufeinander angewiesen sind, ist beiden etwas unbehaglich.

Das Parlament hat einen großen Vorsprung. Neben den gemeinsamen Aufgaben und Mitteln verfügt es noch über eine, größere oder kleinere, greifbare Macht: man braucht formell seine Zustimmung zu jedem Gesetz, ohne seine Bewilligung können oder sollen wenigstens keine Gelder ausgegeben werden. Soweit es seiner Aufgabe gewachsen ist, wirkt es sogar ganz direkt auf die Verwaltung, auf die äußere und innere Politik des Staates ein. Es kann sich auf ein ihm in offiziellster Form erteiltes verfassungsmäßiges Mandat berufen.

Selbstverständlich ist ihm auch das Bewußtsein dieser Superiorität nicht fremd, es wird aber vor Überschätzung bewahrt durch die Erkenntnis, daß es ohne die Presse nicht leben kann. Würde eine Volksvertretung, um ihre und der einzelnen Parteien und Abgeordneten Verdienste in die Öffentlichkeit zu bringen, nur auf die kleine Schar der persönlich Zuhörenden und die Versendung ihrer Protokolle angewiesen sein, sie wäre für die Welt so gut wie tot und müßte infolgedessen verkümmern.

Noch weniger vermag der einzelne Abgeordnete die Presse zu entbehren. Ohne sie wissen weder seine Wähler noch die Welt, was er leistet, ohne sie vermag er auf die öffentliche Meinung nur eine sehr beschränkte Wirkung auszuüben.

Der einzelne Abgeordnete braucht die Presse aber auch noch aus einem anderen Grund. Kein Mensch, der öffentlich mit geistigen Mitteln auf Massen einzuwirken sucht, kann auf die Rückäußerung der Öffentlichkeit verzichten. Ihr entnimmt er, ob er wirklich eine Einwirkung erzielt hat oder nicht. Ohne die Kritik der Presse verliert er die Kontrolle über sich selber. Den noch so lebhaften Beifall der Fraktionsgenossen im Parlament selbst überschätzt er, wenn er klug ist, so wenig wie etwaige Angriffe der Gegner. —

Die Presse ist scheinbar völlig unabhängig vom Parlament. Sie kann in Ländern ohne Volksvertretung existieren, sie hat auch in Ländern mit ausgeprägter

Digitized by Google

parlamentarischer Vertretung vor dieser den großen Vorsprung voraus, daß sie das ganze Jahr zur Stelle ist und an der Erfüllung ihrer Aufgabe gleichmäßig Tag für Tag weiter arbeitet. Sie besteht also große Teile des Jahres ohne die Nebenarbeit des Parlamentes.

Es gibt aber keine Presse an sich, sondern, soweit sie hierher in Betracht kommt, fast nur Preßorgane einer bestimmten politischen oder volkswirtschaftlichen Richtung. Auch die sogenannten parteilosen Blätter wissen in der Regel genau, für welche Richtung sie im großen ganzen arbeiten. *Sowie die Presse aber auf die Erreichung eines bestimmten Zieles hinarbeitet*, sich kurz gesagt in den Dienst der Partei stellt, *kann sie ihrerseits die Mitarbeit der Politiker derselben Richtung in den Parlamenten nicht entbehren.*

Diese können vielfach durch Anwendung der ihnen zu Gebote stehenden Machtmittel das verwirklichen, was die Presse ihrerseits nur vorzubereiten vermag.

Dazu ist die Wirkung des an so hervorragender Stellung gesprochenen Wortes eine weiter tragende und tiefer eingreifende als die der glänzendsten journalistischen Leistung. Letztere lesen doch im wesentlichen nur die Anhänger der betreffenden Richtung, von einer Reichstagsrede dagegen nimmt beispielsweise die Presse aller Richtungen, teilweise auch das Ausland mehr oder weniger Notiz.

Ein Leitartikel ist keine Rede. Selbst wenn er vom Verfasser mit Namen gezeichnet wird, fehlt ihm doch jene persönliche Beziehung zwischen dem Redner und dem Zuhörer, welche den Reiz und den Wert des gesprochenen Wortes bedeutet und welche auch derjenige, der die wiedergegebene Rede liest, noch bis zu einem gewissen Grade mitfühlt, jedenfalls den Schilderungen der Presse entnimmt.

Hier setzt ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Parlamentarier und dem Journalisten ein: *das Geltendmachen der Persönlichkeit.* In anderen Ländern, in welchen der Journalist seine Artikel zu zeichnen pflegt, tritt der Unterschied weniger hervor, wenn auch immer noch scharf genug. Der hervorragende Journalist hat dort einen Namen über den Kreis der Leser seines Blattes und der Berufspolitiker hinaus. Auch der Journalist hat dort persönliche Erfolge und Mißerfolge.

Anders bei uns in Deutschland, wo wenigstens für die Regel *der Journalist* mit einer staunenswerten Selbstentäußerung *seine Persönlichkeit* vollständig hinter dem Organismus, dem er dient, hinter die Zeitung, *zurücktreten läßt.*

Auf der Redaktion einer großen Zeitung in Deutschland kann ein ausnahmsweise begabter und leistungsfähiger Journalist ein Menschenalter hindurch mit großem Erfolg tätig sein, und selbst die regelmäßigen Leser des Blattes, auf die er Jahrzehnte hindurch fast täglich den größten Einfluß ausgeübt hat, erfahren von ihm persönlich erst durch seinen Nekrolog, oder wenn es gut geht, durch eine Jubiläumsfeier einigermaßen etwas. Der deutsche Journalist in

Digitized by Google

seiner großen Überzahl sieht seinen Ehrgeiz nicht durch den persönlichen Erfolg befriedigt, sondern durch den Erfolg der Zeitung, den er sich in seinem Innern pro rata seiner wirklichen oder geschätzten Leistungen zugut bringt.

Das Streben des Abgeordneten muß sich in einer anderen Richtung bewegen. Ohne öffentliche Einsetzung seiner ganzen Persönlichkeit wird er selten etwas leisten. Wohl gibt es auch Parlamentarier, welche, gegen außen kaum hervortretend, dennoch auf die Arbeiten der Parlamente einen starken persönlichen Einfluß ausüben. Die Regel ist das aber nicht, in der Hauptsache wird die Politik der Parlamente von den Parlamentariern gemacht, deren Namen in aller Mund sind, welche sozusagen gegen außen als die Repräsentanten ihrer Richtungen erscheinen.

Es wird, ohne einen gewissen persönlichen Ehrgeiz in sich zu fühlen, auch wohl kaum jemand die parlamentarische Laufbahn ergreifen. Wenigstens keiner, der sich aktiv beteiligen will, wenn es auch, namentlich in großen Fraktionen unvermeidlich, Abgeordnete gibt, welche sich mit dem Bewußtsein begnügen, eine Nummer in der großen Zahl zu sein.

Der gegen außen wirkungsvollste Teil, und zwar ein wirklich anziehender Teil der parlamentarischen Tätigkeit, liegt in der öffentlichen Rede. Dabei muß sich, wenn auch hie und da schon von dritten verfaßte Reden zum Vortrag oder gar zur Vorlesung gekommen sein sollen, in der Hauptsache jeder selbst vertreten. Ihm persönlich gebührt der Erfolg oder auch — denn es steht kein anderer für ihn ein — der Mißerfolg.

Die meisten parlamentarischen Redner, wenigstens in Deutschland, auch die erfahreneren, haben daher auch vor jeder größeren Rede ein starkes Gefühl der persönlichen Verantwortlichkeit. Ein Kundiger sieht es ihnen meist von weitem an, was sie vorhaben, und geht ihnen aus dem Wege.

Es wäre seltsam, wenn mit dieser Form von Tätigkeit nicht im allgemeinen eine Hebung des persönlichen Selbstgefühles der Abgeordneten verknüpft wäre, welches durch äußere Ehrungen, durch den Verkehr mit den Machthabern und etwaige Einwirkung auf diese und andere Faktoren noch weiter gesteigert werden kann.

Noch seltsamer wäre es, wenn die Herren von der Presse das nicht ihrerseits — manchmal vielleicht mit Recht, manchmal auch mit Unrecht — als eine, wenn auch verzeihliche, menschliche Schwäche der Volksvertreter ansehen würden. Man muß ihnen das um so mehr zugut halten, als sie infolge ihrer berufsmäßigen Beschäftigung in der Tat in vielen Fragen besser informiert sind als die meisten Parlamentarier.

Die Ausgleichung findet sich aber wieder.

Soweit wirklich ein Volksvertreter, seine Stellung wegen ihrer Wirkung nach außen hin überschätzend, glauben sollte, sich über die mehr im verborgenen blühenden Journalisten überheben zu dürfen, müßte ihn das Bewußtsein schwer drücken, wie sehr er der Presse auf Gnade und Ungnade überantwortet ist.

Digitized by Google

Was hilft ihm die schönste Rede, wenn sie mit zwei Zeilen abgetan wird, welche ihn vielleicht auch noch das Gegenteil von dem sagen lassen, was er wirklich gesagt hat oder sagen wollte?

Was die Wiedergabe ihrer Reden anbelangt, sind die Parlamentarier nicht gleichmäßig veranlagt. Etliche haben einen mehr stoischen Charakter und sind verhältnismäßig anspruchslos. Andere sind äußerst unglücklich, wenn sie erst gegen Schluß der Sitzung mit dem Bewußtsein zum Wort kommen, daß sie schon aus zeitungstechnischen Gründen bei der Wiedergabe nur noch „schlecht behandelt" werden können.

Auch auf die Kritik ihrer Leistungen durch die Presse reagieren je nach ihrem Temperament die Parlamentarier recht verschieden. Etliche sind Lob und Tadel gegenüber ohne Neugierde, dickfellig oder betrachten sich die Sache mehr von der humoristischen Seite, andere sind wie Künstler fast mimosenhaft empfindlich.

Doch das sind schließlich Kleinigkeiten.

Es gibt aber auch Gebiete, welche den Keim zu Meinungsverschiedenheiten und Differenzen zwischen Parlament und Presse in sich tragen müssen.

So gewichtig die Kundgebungen der Parlamente, so wertvoll die Leistungen der einzelnen Abgeordneten sein mögen, ihre Wirkung wird beeinträchtigt durch die Schwerfälligkeit des parlamentarischen Apparates. Mehr als die Hälfte des Jahres sind — Gott sei Dank, möchte man sagen — die einzelnen Parlamente in der Regel nicht versammelt, und auch wenn sie beieinander sind, dauert es oft Tage und Wochen, bis sie zu einer neu auftauchenden Frage offiziell Stellung nehmen können.

Mittlerweile hat die Presse das Feld frei und macht von dieser Freiheit auch pflichtgemäßen Gebrauch. Sie behandelt die einzelnen Fragen nach ihrem Sinn, und wenn es den Parlamentariern nicht gelingt, unter der Hand die Auffassung der Presse zu beeinflussen, so kann es vorkommen, daß das Parlament, wenn es an die Frage herantritt, die von der Presse geschaffene Sachlage gern oder ungern zu ratifizieren oder den Kampf gegen die Presse aufzunehmen hat.

Das letztere wird es möglichst vermeiden. Es ist nicht leicht, von der Tribüne aus die Leser der Zeitungen zu überzeugen, daß diese sie in einer bestimmten Frage seither in einer falschen Richtung geführt haben. Auch widerspricht es dem Interesse jeder Partei, daß die zwei großen Autoritäten des politischen Lebens, Presse und Parlament, in wichtigen Fragen sich öffentlich befehden.

Die Möglichkeit eines wirklichen Konfliktes ist aber auch sonst denkbar: die Presse kann die Haltung des Parlamentes in irgendeiner Frage mißbilligen. Namentlich über taktische Fragen kann zwischen der Presse und der parlamentarischen Vertretung einer Gruppe, der Fraktion, leicht eine Meinungsverschiedenheit entstehen.

Digitized by Google

Jede Fraktion hat das sehr verständliche Bedürfnis, im Parlament für ihre Bestrebungen auch *etwas zu erreichen*. Das wird sie aber in der Regel ohne Mitwirkung anderer nicht zustande bringen, und diese Abhängigkeit bedeutet für sie bisweilen einen vorläufigen *Verzicht* auf die Durchsetzung eines Teiles ihrer Ziele, ein Begnügen mit *Abschlagszahlungen*, manchmal auch *positive*, mit dem Grundgedanken ihrer Politik nur schwer vereinbare *Konzessionen* an andere.

Solche Taktik ist der Presse der Partei bisweilen nicht charakterfest genug. *Sie* kann das *Prinzip* viel reiner zum *Ausdruck bringen*, in ihr kommen die Unentwegten zum Wort, welche den Erfolg zwar auch willig begrüßen, aber den Stab über den Charakter der Parlamentarier brechen, wenn diese, schon weil sie das Gegenteil nicht verantworten können, ab- und zugeben *müssen*.

Widerwärtigkeiten und in gewissem Sinn Gefahren birgt also die in der Natur der Sache liegende *Rivalität zwischen Presse und Parlament* immer, und sie zu beseitigen oder zu mildern wird stets das Streben der Politiker sein.

Das einfachste Mittel, alle diese Friktionen zu vermeiden, ist natürlich eine Art *Personalunion*: man wählt die hervorragendsten und einflußreichsten Journalisten in die Parlamente, oder die Fraktionsführer übernehmen die Leitung der bedeutendsten Journale. Voraussetzung dabei ist allerdings von vornherein, daß jeder dieser Politiker sich auch für beide Formen der Tätigkeit gleich gut eignet, was nach allgemeiner Erfahrung durchaus nicht immer der Fall zu sein braucht.

Vereinigen sich aber beide Begabungen in einem Individuum, und werden dadurch *lücken- und reibungslose Beziehungen* zwischen der Presse und der parlamentarischen Vertretung der Partei hergestellt, so können zweifellos die politischen Geschäfte des Parlamentes vielfach glatter und rascher abgewickelt werden. Das Parlament wird das begrüßen und es mit in den Kauf nehmen, daß dabei mit Notwendigkeit der Einfluß der Presse sich steigern muß.

Aber eines darf man dabei nicht übersehen: für einen dritten kann dabei eine bedenkliche Situation entstehen, nämlich für die Partei. *Es vereinigt sich* bei einer solchen Union möglicherweise *zu viel Macht in einer Hand*. Die Gefahr, daß die Partei, ehe die Fraktion Stellung nehmen kann, durch die Presse festgelegt ist, wird besorgniserregend, wenn diese Presse bei ihrer Stellungnahme auch noch durch die Autorität des parlamentarischen Parteiführers gedeckt wird. Im besten Fall leidet darunter die Frische des Lebens innerhalb der Partei, und unerträgliche Verhältnisse entstehen, wenn der maßgebende Führer einmal fehlgreift, wogegen schließlich auch der größte Politiker nicht geschützt ist.

Trotzdem scheint *in anderen Ländern* diese weitgehende Verknüpfung der journalistischen und parlamentarischen Tätigkeit häufiger zu sein.

Weshalb nicht auch in Deutschland?

Digitized by Google

Bei uns ist wohl eine starke Einwirkung der Parlamente auf die Presse wahrnehmbar, aber nicht umgekehrt. Das liegt schon in den Verhältnissen überhaupt.

Die Bedeutung der parlamentarischen Vertretungen nimmt bei uns, so merkwürdig die Behauptung gerade in Deutschland klingen mag, von Jahr zu Jahr zu. Ihre Stellung in der öffentlichen Meinung und den Regierungen gegenüber wird eine festere. Ihre Arbeitsleistung wächst, ihre Kenntnisse auf allen Gebieten mehren sich, sie haben ihr Arbeitsfeld auf wichtige, früher unbekannte oder ihnen verschlossene Gebiete ausgedehnt. Ihre Kritik wird sachlicher und umfassender. Die parlamentarische Technik vervollkommnet sich von Jahr zu Jahr.

Die Parlamentarier selbst können von dieser erfreulichen Entwicklung nur einen Teil auf ihre Rechnung schreiben. Im wesentlichen hängt sie mit den Fortschritten des demokratischen Gedankens im allgemeinen zusammen. Die politische Entwicklung geht nach links, und wer die Fortschritte durch das Volk selbst erreichen will, muß mit hoffendem Auge auf die organisierte Vertretung desselben blicken. Er freut sich, je mehr sie geistig und materiell an Boden gewinnt, er begleitet ihre Handlungen mit seiner Sympathie, und er deckt mit milder Nachsicht ihre Schwächen zu. Damit müssen die Parlamente an Stellung gewinnen.

Die Presse ihrerseits kann auf eine viel glänzendere technische Entwicklung zurückblicken, sie steht der aller anderen Nationen gleich, aber sie hat sich bei uns noch nicht die Stellung errungen wie in anderen Ländern. Die Schuld daran ihr allein oder auch nur zum größeren Teil zuzuschreiben, wäre unbillig. Die deutsche Auffassung von den Aufgaben und dem Wert der Presse ist überhaupt noch rückständig. Die Belege dafür liefern fortlaufend die Entscheidungen der deutschen Gerichte.

Es ist verständlich, wenn die Volksvertretungen sich nur zum Teil über die allgemein übliche Würdigung der Presse emporzuheben verstehen. Wenn man genauer zusieht, dürfte der Einfluß der Presse auf die Regierungen vielfach ein stärkerer sein als der auf die Parlamente.

Dazu tritt noch Persönliches. In den deutschen Parlamenten sitzen zahlreiche Redakteure politischer Tageszeitungen, aber meist kleinerer, welche nicht den Anspruch erheben, selbständige Politik zu treiben, vielmehr umgekehrt einen großen Teil des Jahres direkt unter parlamentarischen Einflüssen stehen. Andere Abgeordnete wirken als ständige Korrespondenten oder Mitarbeiter oder durch gelegentliche, ihne dienliche Einsendungen sehr lebhaft auch auf die großen Zeitungen ein.

Diesen großen, maßgebenden Organen aber fehlt fast ausnahmslos eine Vertretung innerhalb des Parlamentes. Wollen sie, namentlich die außerhalb des Parlamentssitzes niedergelassenen, die Arbeitskraft hervorragender Redakteure oder Verleger nicht zersplittern? Sind sie nicht reich genug, um sich durch Agitationen wie in anderen Ländern zu helfen? Verachten

Digitized by Google

sie derartige Wege, zu Stellung zu gelangen? Kämpfen sie noch zu schwer gegen veraltete, persönliche Vorurteile? Wer vermag das zu sagen? Tatsache ist, daß an großen Zeitungen beschäftigte Journalisten von Fach nur ausnahmsweise sich bei uns um Parlamentssitze bewerben.

Das ist schade. Die Parlamente könnten *berufliches Fachwissen* oft so gut gebrauchen, und den Redaktionen schadet es manchmal auch nichts, wenn ein Angehöriger des Blattes in die Welt hinauskommt. Selbst in Redaktionen gibt es *grüne Tische*.

So wie die Dinge einmal liegen, wird bei uns die laufende Verbindung zwischen Parlament und Presse weniger durch Berufsjournalisten unterhalten als durch die *Berufsparlamentarier*.

Soll man deren Vermehrung wünschen? Kommen wird sie, jedenfalls unter der Einwirkung der Diäten im Deutschen Reichstag. Sie sollte nicht zu weit gehen. Diese Politiker sind unentbehrlich in großen Parlamenten, sie wirken ungemein verdienstlich, aber sie erdrücken die anderen, wenn sie zu zahlreich werden.

Möglicherweise würde es den Eintritt von Journalisten in die Parlamente erleichtern, jedenfalls den Journalisten größeren politischen Einfluß verschaffen, wenn die Redakteure der maßgebenden Zeitungen sich angewöhnen wollten, *die leitenden Artikel mit ihrem Namen zu zeichnen*. Sie würden dadurch wie der Parlamentarier sich ein *persönliches* Vertrauen erwerben, sie könnten damit, innerhalb wie außerhalb der Parlamente, als Individualitäten in die Reihen der geistigen Führer der Nation eintreten. Freilich würden sie damit bisweilen, so wie wir unsere Gerichte kennen, ihre Person nicht bloß ein-, sondern auch aussetzen.

Am natürlichsten gestaltet sich das Verhältnis zwischen Parlament und Presse *in wirklich parlamentarisch regierten Staaten*, in welchen die Regierung in der Hand der Mehrheit ist und mit dieser wechselt ... Der Politiker, der heute eine verantwortliche Stelle im Regiment einnimmt, morgen als einfacher Abgeordneter die Regierung kontrolliert, der heute um die Macht kämpft, sie morgen verteidigt, muß für Parlament wie Presse gleiches Verständnis haben. Mit Recht entnimmt man in solchen Ländern der Presse so gut wie dem Parlament die Minister, und schon rein äußere Notwendigkeiten weisen beide Faktoren hier auf ein harmonisches Zusammenwirken hin.

Diese Erfahrung werden wir auch noch in Deutschland machen. Aber das hat noch Zeit.

Digitized by Google

Karl Asenkofer

Geschichte einer Jugend von Karl Borromäus

(Fortsetzung)

Die Morgenpost des folgenden Tages brachte mir ein Briefchen, dessen Umschlag ich mit ungeduldiger Hast und Erwartung aufriß.

München, den 23. Februar 19..

Mein Freund,

ich danke Ihnen für Ihren Brief. Erstaunt war ich nicht; denn ich wußte, daß es so kommen würde.

Ob es sich schickt oder nicht ... Erwarten Sie mich zur angegebenen Zeit, aber lieber in der Paulskirche, am rechten Seitenaltar.

Nicht wahr, Sie sehen nichts Unrechtes darin, daß ich Ihnen so schreibe?

Es grüßt Sie

Miriam.

Ich tat einen tiefen, tiefen Atemzug. Dann kam es über mich wie eine große Erschöpfung, von dem Übermaße des Glückes, das dieses Briefchen für mich bedeutete.

„Sie hat Mut," flüsterte ich, „sie hat Mut, und für den Mut gibt es kein Unrecht." — Natürlich war meine Ungeduld so groß, daß ich den ganzen Tag nicht wußte, was ich mit mir anfangen solle.

Als ich endlich aufbrechen konnte, um zu „meiner" Miriam zu eilen — o wie süß war dies zu denken: meine Miriam! — fragte mich Mutter: „Wo willst du denn hin, bei diesem schlechten Wetter?" Auch mein älterer Bruder stand dabei.

„Zum Rendezvous," sagte ich, in lachendem Stolz.

„Mit wem?"

„Vielleicht mit Steinharts Schwester." (Es schien, als ob ich ein wenig „Legitimität" auf meiner Seite haben wolle, durch die Mitwisserschaft meiner Mutter ... Dann aber war ich weniger mutig als Miriam.)

„Ja, aber was sagt denn ihr Bruder dazu?"

„Der weiß jedenfalls nichts von der Geschichte," bemerkte mein Bruder.

Ich aber ging schweigend fort und bereute schon, daß ich mein Geheimnis nicht für mich behalten hatte.

Ich stand nun in der Paulskirche. „Schlecht ist das Omen, sehr schlecht," dachte ich mir und warf einen wütenden Blick auf die vielen alten Weiber, die vor dem rechten Seitenaltare versammelt waren.

Ich wartete und sah mich in der Kirche um. Solche gotischen Kirchen, besonders die mit dunkeln Fenstern und gedämpftem Lichte, hatten vor Jahren meine ganze Lebensfreude ausgemacht. Und jetzt stand ich gefühllos vor dieser Architektur, ihr Sinn war mir fremd. „Woher kommt es nur?" fragte ich mich.

Digitized by Google

Es fiel mir ein, daß mir vor kurzem ein katholischer Architekt versichert hatte: „Gewiß, die Gotik ist das Interessanteste. Bedenken Sie, wieviel Konstruktionsprobleme! Ich sage Ihnen, da muß man rechnen können.“ „Und das ist Ihre ganze Ästhetik,“ hatte ich ihm höhnisch erwidert, „das Rechnen! Sie sind auch kein tiefer Christ.“ — Schließlich bedachte ich, daß meine heutige Gefühllosigkeit für die Gotik gewöhnliche Ursachen haben könnte, nämlich die Kälte des Kirchenpflasters und meine frierenden Füße.

Leise trat Miriam neben mich, und im Augenblick waren wir zum Tore hinaus.

Da standen wir voreinander, und unsere Verlegenheit war groß. „Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind, „ich danke Ihnen,“ brachte ich mit Mühe heraus. Sie errötete.

Wir schritten die Straße zur Bavaria hinauf und gingen auf der anderen Seite hinunter und plauderten von ganz und gar gleichgültigen Dingen; bis uns endlich der Mut kam, von dem zu reden, was uns überaus am Herzen lag.

„Wenn uns jemand sähe, wenn uns jemand verriete!“

„Dann haben wir uns eben zufällig getroffen . . .“

„Aber,“ sagte sie, „ich muß also meinen Vater belügen. Das habe ich noch gar nie getan. Ganz sicher nicht. Ihretwegen muß ich es tun.“

„O, Fräulein Miriam, wenn Sie glauben, daß Sie es nicht verantworten können . . .“

Sie lächelte über den halb traurigen, halb gereizten Ton meiner Rede. „Nicht verantworten können! Wer spricht davon? Aber warum muß ich gerade Ihretwegen lügen!“

In diesen Worten lag vielleicht eine ganz leise Feindseligkeit.

„Aber Sie nehmen es doch sonst nicht so genau mit dem Wohlgefallen Ihrer Angehörigen. Sie wissen, was man neulich erzählt hat . . . Daß Sie vor Zorn fast in Krämpfe verfallen seien.“

„Ja, das stimmt,“ antwortete Miriam und lachte. „Aber ich hatte ganz recht. Wissen Sie, warum? Ich wollte, daß Elsa und ich schon dieses Jahr zum Tanzen gehen. Elsa ist einfach zu bequem, sie mochte nicht.“

Ich erschrak aufs tiefste. „Aber ich liebe das Tanzen nicht, ich will nicht, daß Sie tanzen.“

Sie wunderte sich über meine Heftigkeit. „Ja, ist denn am Tanzen etwas Arges?“

„Es macht mich eifersüchtig. Ich will nicht, daß ein anderer den Arm um Sie lege.“

„Ach, das ist der Grund! Aber ich gehöre deshalb doch nur . . .“ Ihnen, wollte sie sagen. Jedoch das Ungewohnte der Rede machte sie verstummen. Sie errötete schmerzlich.

„Wie gut sind Sie zu mir! Sie wollen mir gehören!“

„Ich habe mich versprochen,“ wehrte sie ab. „Aber so bin ich.“

„Miriam, Sie werden nicht tanzen. Sie dürfen mir das nicht antun.“

Digitized by Google

„Und es ist doch das einzige Vergnügen, das ein junges Mädchen hat. Auch die jungen Herren . . ., sehen Sie Ihren Freund Sandling an, wie gerne der tanzt."

„Er gefällt Ihnen also recht gut, dieser Sandling?"

„Anfangs hat er mir gefallen," erwiderte Miriam, froh, von dem anderen Thema abzukommen. „Aber seit er einmal erklärt hat, daß ihm eine Frau höchstens für zwei Jahre genüge, ist er mir zuwider. Ich will alles sein für einen Mann, alles, muß ich Ihnen sagen, und auf immer!"

„Gott sei Dank, daß er Ihnen mißfällt. Und wie schade, daß er Ihnen früher einmal gefallen hat."

„O, aber seit ich Sie kenne! — — Ich muß übrigens jetzt heimgehen."

Wir machten aus, daß ich eine Stunde später nachkommen würde, um ihren Bruder zu besuchen.

Während dieser Stunde ging ich allein spazieren und zergliederte meine Gefühle, eine häßliche Gewohnheit, die mir noch von der „Gewissenserforschung" her geblieben war. Meine Liebe war kein einfältiges Gefühl, das sah ich mit Betrübnis ein. Wenn ich daran dachte, daß Miriam tanzen wollte — aber sie darf nicht tanzen, schaltete ich ein —, so ward ich feindselig und hätte gewünscht, sie ganz für mich allein zu nehmen und sie weit, weit weg, irgendwohin in die Wüste fortzutragen. In aller Liebe jedoch. Und wenn ich dachte, daß sie mir „gehöre", empfand ich die Weichheit des befriedigten Stolzes.

Als ich am Schlusse meiner Überlegungen war, stand ich am Hause der Familie Steinhart. Ich trat bewegten Herzens ein, um meinen Freund zu grüßen.

So ging es zwei, drei Wochen lang. Jeden Tag sah ich Miriam zweimal: einmal außer dem Hause, und das zweitemal, wenn ich zu ihrem Bruder ging.

Während dieser kurzen Zeit waren wir auf eine unschuldige Weise glücklich. Die Natur lag keusch vor uns da, in ihrer Schneehülle. Mit uns begab sich, was alle Dichter über diesen Zustand der Erwartung und der beginnenden Vertraulichkeit erzählen. Man gibt sich zwei, drei Küsse; und erringt man noch einen vierten, so sagt man sich: Nun ist der Gipfel des Glückes endgültig erstiegen.

Als die ersten Wochen verflossen waren, fühlten wir auch schon die ersten Wehen der Leidenschaft. Wir umarmten uns heiß und gaben uns lange Küsse; dann traten wir voneinander weg und fielen einer unbestimmten Verlegenheit zur Beute — bis wir wieder aufeinander zueilten und uns heißer umarmten als zuvor.

Nach solchen Umarmungen und Küssen fiel mir regelmäßig ein, daß Miriam tanzen wolle. Je inniger Miriam zu mir war, desto heftiger begehrte ich sie für mich allein. „Du wirst wirklich noch anderen erlauben, den Arm um dich zu legen?"

„Es ist doch nur Gewohnheit, und man denkt nichts dabei."

„Freilich denkt man nichts, aber man fühlt um so besser; man — man —"

Digitized by Google

Miriam aber küßte mich, bis ich schwieg, und schmeichelte und bat und weinte.

„Nein," sagte ich verzweifelt, „du wirst einmal wählen müssen zwischen mir und diesem Vergnügen. Du wirst sehen, daß uns das unglücklich machen wird."

Miriam hörte nicht auf diese Prophezeiungen; sie küßte mich noch inniger, um mich zu besänftigen. Dann stieg mir das Blut zu Kopfe. Solche Szenen spielten sich jeden Tag zwischen uns ab.

Nun waren uns schon mehrere Male Bekannte der Familie Steinhart begegnet, und sie beeilten sich, uns der schönen Frau Steinhart zu verraten.

Auch widerfuhr es uns, daß wir uns am Familientische bei Steinhart duzten. Das war nun schon gar nicht mehr in der Ordnung; solche Versehen erwecken Verdacht und sind auch nicht leicht gutzumachen! Aber die Familie Steinhart nahm die Sache noch scherzhaft auf, nur Karl machte einige grollende Witze. Otto Sandling, der jetzt wieder oft in den Familienkreis kam, gefiel sich in wohlwollenden Anspielungen, die er väterlichen Tones an den Mann brachte. Sein Gebaren reizte mich; denn ich war doch der Ältere.

Da saß ich eines Abends mit Karl Steinhart im Wagnerbräu. Nachdem wir einige Zeit ausschließlich dem Rauchen und Trinken gewidmet hatten, ohne unsere Gedanken zu enthüllen, tat Karl plötzlich einen ungewöhnlich tiefen Zug aus seiner (immer schlechter riechenden) Pfeife.

„Asenkofer," platzte er dann los, „die Mondscheingeschichte mit meiner Schwester hat gar keinen Wert . . ."

„Aber es ist ja gar keine Mondscheingeschichte," versetzte ich ruhig.

„Was?" schrie Karl auf. „Was? Also ist es eine richtige Liebe?"

„Ja, Karl."

„Das ist ja noch viel schlimmer! Also, du bist richtig verliebt in meine Schwester, richtig verliebt?"

„Richtig verliebt, lieber Karl." Ich bemerkte mit Mißvergnügen, daß sich die Augen der Umsitzenden auf uns gewandt hatten. Karl hatte zu laut gesprochen.

Er aber erwiderte nichts auf meine letzte Antwort. Lange starrte er vor sich hin, der liebe Mensch, und hüllte sich in dichte Rauchwolken.

„Kellnerin, das Vaterland," rief Karl plötzlich, „das Vaterland!"

Die Kellnerin brachte es. Er warf keinen Blick hinein, fing aber an, wütend über die Juden zu schimpfen.

„Ah," dachte ich mir, „er schimpft auf die Juden, um nicht auf mich schimpfen zu müssen." Der Gedanke hatte etwas Rührendes, und ich hörte Karl dankbar zu.

Als er am Ende seiner Rede angelangt war, fing er zu lachen an. Ich lachte auch. Und während sich seine Heiterkeit immer geräuschvoller äußerte, schob er das Vaterland fort. „Weg mit dem Blitzableiter!"

Aber dann schwieg er wieder. Wir waren eben im Begriff, uns zu trennen.

„Karl," begann er errötend.

„Karl!"

Digitized by Google

„Gib mir dein Ehrenwort, daß du der Unschuld meiner Schwester niemals nahetreten wirst."

„Karl! — —"

„Ja, dein Ehrenwort."

„Mein Ehrenwort."

„Und du wirst geben, wenn du in Versuchung bist!"

„Auch dies, Karl."

„Dann ist mir alles recht."

Wir trennten uns in großer Rührung.

Am Morgen des folgenden Tages, als meine Mutter sich zur Arbeit begab, sagte sie zu mir: „Wenn du gar nicht mehr zur Universität gehst, werde ich alles Frau Steinhart schreiben."

Als ich dann Miriam traf, erzählte ich ihr, was ihr Bruder gesagt und verlangt hatte. Sie war kindlich froh darüber, daß wir wenigstens von ihm nichts mehr zu fürchten hatten.

Sie umarmte mich. Aber an diesem Tage war es nicht mehr so wie früher. Auch errötete sie plötzlich und sagte voller Schrecken: „Du betrachtest mich heute so seltsam!" Ich fühlte mich gleichsam ertappt. „Karl hätte davon nichts sagen sollen," antwortete ich instinktiv.

Wir waren beide sehr verwirrt.

4

Meine Küsse wurden immer heißer. Miriam und ich empfanden es als große Entbehrung, auch nur eine Stunde, während des Mittagessens, getrennt zu sein. Miriam ging fast nie mehr in ihre höhere Töchterschule, wo sie sich durch eine Schulfreundin hatte krank melden lassen. Wir verbrachten unsere Zeit, beinahe den ganzen Tag, in den Isarauen. O freundliche Auen, ich segne euch darum! — Philologie freilich studierte ich nicht bei euch. Mutter mahnte und zankte, aber ich hatte gar kein Verständnis für das, was sie sagte.

Ein Geschäftsfreund des Herrn Steinhart hielt damals um Miriams Hand an. Sie war anwesend, und ihre Antwort bestand in einem unbändigen Gelächter. Der Abgewiesene aber begegnete uns tags darauf in den Isarauen. „Herr Steinhart," schrieb er emphatisch in seiner Anzeige, „ich rate Ihnen höflichst, auf Ihre Tochter Acht zu geben. Denn während sie ernste Männer verlacht, geht sie allein mit einer Person männlichen Geschlechtes, gleichsam einem Individuum, das noch kaum den Kinderschuhen entwachsen sein dürfte, in den Isarauen spazieren. Ihr Haus ist als reell bekannt, und zeige ich Ihnen den Vorfall nur deshalb an, nicht aus Rache. Nachdem ich als ein Mann von festen Grundsätzen rühmlichst bekannt bin, habe ich nicht die Gewohnheit, mich in die Privatverhältnisse meiner Geschäftsfreunde und Kunden zu mischen. Wollen Sie also mein Heutiges als Vertrauenssache betrachten."

Herr Steinhart zeigte diesen Brief, der ihm in mehr als einer Beziehung unangenehm war, zuerst seinem Sohne Karl. Dieser erklärte, nichts zu wissen

Digitized by Google

und nichts zu glauben, außerdem die Anzeige für eine böswillige Erfindung zu halten. Allerdings war Steinhart schwer zu dieser Ansicht zu bereden.

Auch Otto Sandling hatte uns einige Male gesehen; er lächelte dabei mit jener väterlich-überlegenen Miene, die mich so sehr aufbrachte; aber wenigstens dachte er nicht daran, uns zu verraten. Meine Gefühle gegen ihn hatten eine gewisse Wandlung durchgemacht. Zuerst war ich ihm, da er litterarische Passionen mit mir gemeinsam hatte, mehr ergeben als Karl Steinhart; dieser nämlich liebte außer seiner Pfeife nur die Buchdruckerkunst, von der ich nichts verstand, und er betrachtete alle anderen Künste als überflüssig. Seit ich aber seine Schwester liebte, zog ich seine Freundschaft jeder anderen vor. Sandling war hierüber sehr mißvergnügt. Er suchte mir die Gesellschaft Karls zu verleiden, indem er ihn bei jeder Gelegenheit herabsetzte und ihn als den „Plebejer" unter uns hinstellte. Karl Steinhart aber war gut- und langmütig und ließ sich dies um des lieben Friedens willen gefallen.

Karl Steinhart hatte indes eine Gewohnheit, die für mich von Nachteil war. Er liebte nämlich das Wirtshaus; ich hatte wenig Geld, aber er wollte ohne mich nicht ausgehen.

Meine Stunden hatte ich damals fast alle aufgegeben. Um mir Geld zu verschaffen, übernahm ich die Abschrift des Manuskriptes einer Doktorarbeit; dies konnte ich in den Nachtstunden tun, so daß der Tag für Miriam frei blieb. Nun aber kam ich meist erst nach Mitternacht nach Hause, schrieb dann bis vier oder fünf Uhr morgens, schlief bis acht Uhr und eilte dann wieder zu meiner Miriam. Meine Mutter war untröstlich über diese Art, meine Gesundheit zu ruinieren. „Wenn du Stunden gäbest, hättest du doch wenigstens Zeit zum Schlafen." Ich sah nun freilich ein, daß das Stundengeben nicht so anstrengte wie diese nächtlichen Schreibarbeiten. Aber was lag am Schlafe und an der Anstrengung, wenn es Miriam zuliebe geschah! Dieser aber sagte ich von alledem kein Wort. Ich war der Ansicht, daß meine kleinen Sorgen zu tief für die Aufmerksamkeit des Mädchens stünden, das ich liebte. Sie selbst aber vermochte mich nicht zu durchschauen; denn sie war aus einer reichen Familie und uneingeweiht in die kläglichen Lebensbedingungen eines armen Studenten.

Die natürliche Folge meiner durch die Nachtwachen überreizten Nerven war eine gesteigerte Heftigkeit meiner Gefühle. Ich quälte Miriam viel durch meine Eifersucht, aber sie verzieh mir alles, da sie die Tiefe meiner Leidenschaft erkannte. War ich hie und da in jenen Tagen allein, so fühlte ich die ganze Unregelmäßigkeit meines Zustandes und neigte zur Melancholie.

„Alles," sagte ich mir, „wäre noch erträglich, sogar gut. Aber du bist eigentlich nicht unschuldig, du reflektierst zu viel in dieser Sache. Und was noch erbärmlicher ist, du weißt, daß du zu viel reflektierst. Du mußt für einige Zeit weg von München. Es geht nicht mehr anders."

In der Überzeugung, einen sehr heroischen Entschluß gefaßt zu haben, und voller Bewunderung hierfür, begab ich mich zu Karl Steinhart und kündigte

Digitized by Google

ihm an, daß ich auf einige Wochen nach Hangenham zu gehen gedächte. An der Universität hatten eben die Osterferien begonnen. Karl betrachtete mich sehr ernst. „Ganz richtig," sagte er mit einer Härte des Tones, die bei ihm nicht gewöhnlich war.

Miriam aber war fast verzweifelt über die bevorstehende Trennung.

Wir feierten meinen Abschied in den letzten Tagen des März. Auch Sandling war hierzu in die Wohnung Steinharts gekommen. Ich war in sehr aufgeregter Stimmung, und es schien mir, als ob Sandling Miriam und mich mit lauerndem Auge betrachte. Ich hätte wohl mit ihm zu streiten begonnen, wenn Karl sich nicht beständig ins Mittel gelegt hätte.

Voller Schwermut reiste ich nach Hangenham.

5

Ich hatte kaum bei einem der Hangenhamer Bauern meine bescheidene Unterkunft gefunden, als ich zwei Briefe erhielt, einen von meiner Mutter, und den anderen natürlich von Miriam.

„Lieber Karl!

Es hat mich lebhaft gefreut, daß Du fortgereist bist. Deshalb habe ich auch nichts von den zehn Mark gesagt, die Du mir eigentlich schuldig bist; ich dachte mir, Du kannst sie jetzt selbst gut verwenden. Ich muß Dir schon sagen, Karl, Deinem Leben in München, während der letzten Zeit, hätte ich nicht mehr länger ruhig zusehen können.

Ich verstehe nichts von Deinem Studium, das ist wahr, und es tut mir leid. Aber soviel verstehe ich doch, daß zum Studium das Studieren gehört, und Du hast nichts mehr studiert. Also ist es auch nicht in Ordnung. Du wirst Deine alte Mutter entschuldigen, daß sie dies offen herausſagt. Ich weiß, Du lernst schneller als Dein Bruder, aber dieser lernt, und Du lernst nichts.

Mein Rat ist, Du sollst im Sommer auf eine andere Universität gehen, nach Würzburg vielleicht. Dein Bruder hat mir erklärt, daß es dort gerade so gut geht wie hier und daß es beim Examen nichts ausmacht. Also kannst Du München ohne weitere Schwierigkeiten verlassen, für das Fahrgeld und einige Mark mehr werde ich sorgen. In Würzburg mußt Du Dich durch Stundengeben fortbringen, wie Du es hier, ausgenommen die letzte Zeit, auch gemacht hast. Du hast mir wohl gesagt, andere Studenten versäumen auch die ersten paar Semester, aber mit anderen Studenten ist es anders, so viel wirst Du begreifen.

Ich bin oft krank, Du merkst freilich nichts davon, Du hast Deine Augen anderswo, und meinetwegen mache ich Dir auch keine Vorwürfe. Als mein Vater so alt war wie ich jetzt, fing er auch an, Galle zu brechen und am Magen zu leiden. Dann hat er nur mehr zwei Jahre gelebt. Ich habe dasselbe Leiden wie er, und wer weiß, wie lange es Gott noch gefallen wird, mich leben zu lassen. Ich fürchte, nicht mehr lange. Sein Wille geschehe. Aber was soll

Digitized by Google

aus Vater und den kleinen Kindern werden, wenn ich einmal weg bin? Früher habe ich mir oft gedacht, Karl hat ein gutes Herz und wird sie nicht im Stiche lassen. Und obwohl ich sehe, daß Du jetzt gar nicht auf uns achtgibst, so will ich doch nicht an Dir verzweifeln.

Ich kann Dir sagen, lieber Karl, Dein Vater hat auf eine andere Art geliebt wie Du, er war viel freier dabei und hat nichts aus den Augen verloren. Du aber alles. Freilich ist das einfach Deine Natur, und ich will Dich deshalb nicht tadeln. Wenn es jedoch einmal so ist, dann darf ich Dir wenigstens einen guten Rat geben, damit Du nicht Schaden leidest.

Die Schwester Deines Freundes ist ja ein recht anständiges Mädchen, aber es ist sehr unklug von ihr, außer dem Hause mit Dir zu verkehren. Sie wird sich ihren Ruf dadurch verderben, und ein junges Mädchen muß sich doch so benehmen, daß ihr die Leute nichts nachreden können. Für Euch beide ist eine Trennung das beste. Wenn sie Dich wirklich liebt, wird sie Dich nicht vergessen, solange Du auch ausbleiben wirst.

Überlege Dir also, was ich Dir gesagt habe!

Eine wichtige Neuigkeit muß ich Dir noch mitteilen. Frau Ostermeier hat es fertig gebracht, daß Deine Schwester Rosa ins Erziehungsinstitut der englischen Fräulein in X. eintreten kann. Sie wird dort einen Freiplatz haben. Du kannst Dir denken, wie froh ich bin. Mir war schon lange Angst, da sie bereits sechzehn Jahre alt ist und ich gar nicht wußte, was anfangen. Alle können doch nicht zu Hause sitzen wie die arme Johanna, und sich für die Familie abarbeiten und aufopfern. Sie tut mir so leid.

Ich schließe jetzt, weil mir vor Müdigkeit die Augen zufallen. Es grüßt Dich

Deine Mutter."

Während ich noch weinte, nahm ich den Brief meiner Miriam zur Hand. Sie schrieb mir, daß sie schon jetzt, nach zwölf Stunden Trennung, vor Sehnsucht vergehe, und daß ich nicht fünf Wochen ausbleiben dürfe, sondern höchstens drei. Dann erzählte sie, daß Sandling bei ihnen gewesen sei und sie mit schlechten Witzen geärgert habe. Sie schloß mit unendlichen Zärtlichkeiten.

Als ich von Sandling las, erwachte die Eifersucht, die ich seit langem im stillen gegen ihn genährt hatte, mit unerhörter Heftigkeit. Im Augenblick war ich entschieden, dem Rate meiner Mutter nicht zu folgen.

„Sicher ist eines," schrieb ich unter anderem an Miriam, „wenn ich nach München zurückkehre, heute in drei Wochen, so werde ich Deinen Bruder bitten, es so einzurichten, daß Sandling nicht mehr zu Euch kommt. Mag sein, wie Du sagst, daß jede Eifersucht gegen ihn gegenstandslos ist: aber ich will nicht mehr an gegenstandsloser Eifersucht leiden. Er muß Eurer Wohnung fernbleiben, obzwar er mein und Deines Bruders Freund ist."

Meiner Mutter erklärte ich, daß mir eine Trennung von Miriam unmöglich sei, aber ich versprach ihr heilig, im nächsten Semester fleißig zur Universität zu gehen und Stunden zu geben.

Digitized by Google

Diese ersten Aufregungen legten sich nach einiger Zeit. Aber was den Vorschlag meiner Mutter anlangte, brachte ich es nicht über mich, meinen Entschluß zu ändern. Ich ertrug, besonders in den ersten Tagen, meine Hangenhamer Einsamkeit nur mit Mühe; denn die Sehnsucht nach Miriam setzte mir gewaltig zu. Erst allgemach gelangte ich zu der inneren Ruhe und Gleichmäßigkeit, die mir nötig war, wenn ich meine angegriffene Gesundheit nicht gänzlich zuschanden machen wollte. Mein Leben bestand darin, daß ich teils spazieren ging und mich der braunen Schollen freute, mit denen ich, wenigstens im tiefsten Grunde, verwachsen war, teils aber Briefe schrieb an das Mädchen, das ich liebte, das in der Ferne weilte, das aus einem ganz anderen Holze geschnitzt war als ich. Dies wurde mir fühlbar. Ihr gegenüber empfand ich mich als inferior; aber Hangenhamer Luft schützt vor moralischen Krankheiten; mich wenigstens, weil ich dort hingehöre und dort nicht mehr an mir zweifeln kann.

Damals sprachen die Hangenhamer viel von dem Lehrer, der ihre Kinder unterrichtet hatte. Als der hochwürdige Herr Kooperator in der Schule den Katechismus betrieb und eines der Kinder keine Antwort auf seine Frage wußte — vielleicht war es die nach den christlichen Tugenden, als da sind: Geduld, Sanftmut usw. — griff er hastig nach dem spanischen Rohre. Aber der Lehrer fiel ihm in den Arm und sagte: „Herr Kooperator, ich kann meine Kinder selbst schlagen.“ Außer dem Bürgermeister und einer übriggebliebenen, fünfzigjährigen Jungfrau waren damals alle Leute des Lobes voll über einen solchen Lehrer. Kurze Zeit darauf ereignete es sich, daß einem noch schulpflichtigen Schafhüter die Schafe in die Wälder liefen, gerade auf die ganz jungen Anpflanzungen, wohin sie nicht hätten laufen sollen. Die Sache wurde kriminalisch, wie man in Hangenham sagt, und eines schönen Tages kam der Polizeidiener in die Schule, um sich den Jungen zu holen. Aber siehe da! der Lehrer hatte, wie es schien, bei diesem Falle ein ganz abweichendes Rechtsbewußtsein. Als nämlich der Polizeidiener die Herausgabe des unglücklichen Hüters verlangte, ließ sich der Lehrer nicht herbei, Folge zu leisten. Und er weigerte sich sogar, die Schulbank zu zeigen, auf der eben der gesuchte Hüter saß. Dieses Mal gab auch der Bürgermeister dem Lehrer recht, und sogar der erwähnten Jungfrau verwandelte sich das Herz!

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Ingenieur Paulsen oder Der Kreisel

Den Freunden des Automobilsports gewidmet von Ulrich Tott

1

Mein Name ist Paulsen. Ingenieur Paulsen, meine Herrn. Sie wollen wissen, wie wir eigentlich zu unserer Flugmaschine kamen? Tja. — Was soll ich Ihnen sagen? Haben Sie jemals die Geschichte von Carletto und Carluccio gehört? Oder die von dem großen Räuber in Catalvuturno? — Kennen Sie beiläufig die giroſtatiſchen Verſuche Breunans? Oder den maximſchen Äroplan? Nein? Aber wie ein Kreiſel ausſieht, wiſſen Sie? Und in Sizilien waren Sie auch? — Die Sache paſſierte nämlich in Sizilien.

Das Ganze iſt nicht mehr als ein bischen angewandte Phyſik. Direkt aus dem Schulbuch: Unterprima, zweiter Kurſus. Sie nehmen die Schwungmaſſe M, multiplizieren Sie mit dem Quadrat der Geſchwindigkeit dividiert durch zwei. — Beiläufig, können Sie noch einen Logarithmus aufſchlagen? Seien Sie ruhig, ich konnte es auch nicht mehr, als ich ſeinerzeit anfing, Automobile zu bauen. (Ich mache das mit meinem Rechenſchieber, wiſſen Sie.) Alſo, ich lernte damals die jungen Herrn Roberto und Arturo kennen, und wir bauten zuſammen unſeren erſten Motorwagen, wie das damals ſo ging unter jungen Leuten. Sie kennen ja unſere Wagen, meine Herrn. Ich ſehe Sie fahren ſelber einen. — Na, wir bauten alſo unſere Wagen, und dann, im vergangenen Winter, auch den — den betreffenden.

2

Ja, was ſoll ich Ihnen ſagen! Die Sache iſt ſo einfach. Es handelt ſich im Grund nur um ein Schwungrad, einen Vertikalkreiſel, wenn Sie wollen. $\left(\frac{M \cdot V_1^2}{2}\right) - \left(\frac{M \cdot V_2^2}{2}\right)$. Sonſt nichts, meine Herrn. Es iſt nicht meine Art, den Leuten etwas vorzumachen. Alſo, um ein Schwungrad handelt es ſich, und das war vor dem großen Rennen in Sizilien. Nach der Meßformel waren aus dem beſten Spezialmotor kaum lumpige neunzig HP herauszuholen. Dabei getraute ich mir, den Wagen mit ſechshundert Kilo ſtabil genug herzuſtellen. Elfhundert waren vorgeſchrieben. Nun ſehen Sie, wie Ingenieur Paulſen raiſonniert: „Sechshundert Kilo braucht die Maſchine Eigengewicht, kein halbes Gramm mehr. Willſt du fünfhundert Kilo Ballaſt mitſchleppen? Nein, Paulſen. Nein.“ Sehen Sie, meine Herrn, da kam mir die Idee, die überſchüſſigen fünfhundert ins Schwungrad zu legen. Ich hatte damals gerade etwas von Giroſtatik läuten hören. Mir war ſo, als müßten fünfhundert Kilo, die mit dreitauſend Touren rotieren, für die Gravitation anders in Betracht kommen, als fünfhundert Kilo im Rahmen. Ich hatte Recht, meine Herrn. Sie werden es gleich zugeben. Es kam, wie ich mir gedacht hatte. Allerdings in etwas anderer Form.

Alſo, die Idee war von mir. Die Berechnungen machten wir zuſammen. Der alte Mayring zeichnete den Wagen auf. Er brauchte ihn ja nicht zu fahren.

Digitized by Google

3

Sie wissen, wie es mit Rennmaschinen geht. Am zwanzigsten war der Termin, und am neunten früh sechs Uhr dreißig kam der Motor erst auf die Bremse. Das Schwungrad maß beiläufig neunhundertachtzig Millimeter und hatte die üblichen Luftflügel. Also nichts überwältigend neues. Nur ein bißchen groß. Und dann fünfhundert Kilo! Wie der Motor langsam auf Tour kam, zitterte der Bremsbock etwas, dann wirbelten plötzlich die Mütze des Meisters, meine Arbeitsblouse und einige leere Benzinkannen im Bremsraum herum. Der Junge an der Dynamo wurde glatt durch die Glaswand hinausgeblasen. Wir sahen uns an und fanden das komisch, und jetzt kam mir eine neue Idee. Die Idee eigentlich. Ich schlug vor, den ganzen Wagen als einen weiten Hohlzylinder aus Stahlblech auszubilden, in den die Luft vorn eingesaugt und aus dem sie hinten herausgeschlendert werden sollte. Sehen Sie her, meine Herrn . . ! Ganz einfach. So: ein dreieinhalb Meter langes Stahlrohr von neunhundertachtzig Millimeter lichter Weite, vorne der Motor eingebaut, hinten etwas höher der Führersitz, dazu vier Räder. Mein Wagen sollte sich gewissermaßen in die Luft hineinsaugen. Was sagen Sie, meine Herrn? Dies war Ingenieur Paulsens Idee. Und die Idee drang durch. — Dann also wurde mit Nachtschichten montiert, und am Tag, ehe der Dampfer nach Palermo ging, war gerade noch Zeit, den Wagen zwanzigmal um die Fahrbahn zu jagen. Na, ein Wagen sage ich Ihnen, meine Herrn, ein Wagen! — In der Kurve schien die Steuerung etwas hart. Ich ließ sie sorgfältig durchschmieren und die Bremsen nachziehen: der Wagen bremste sich merkwürdig schlecht.

4

Wir sollten die Nacht durch nach Genua fahren. Ich mit dem „betreffenden" voraus. Hinterher die zwei Reservewagen der Fabrik. Am Morgen ging der Dampfer. Wir fuhren vorsichtig und verärgert. Es regnete. An einer Straßenkreuzung war ich einen Augenblick unsicher und hielt, um die anderen nachkommen zu lassen. Ihre Scheinwerfer näherten sich bis auf dreißig Meter, dann stoppte der vordere Wagen plötzlich. „Was gibt's, Mario? Vorwärts!" Ich sehe, wie Mario mit den Führungshebeln hantiert, höre den Motor knattern und das Getriebe knirschen. Rack! Der Wagen macht einen Satz zur Seite und steht still. Nicht vorwärts zu bringen. Ich lasse den „betreffenden" stehen und gehe die paar Schritte zurück. Der zweite Fabrikwagen kommt nach vorn, fährt zwei Meter an Mario vorbei. Rack! steht er fest, wie angewurzelt. „So gib doch alles Gas!" Die Kupplung stöhnt. Die Ketten geben einen harten Ruck. Nicht von der Stelle geht er. „Dann probiert es mit dem Rückwärtsgang!" Richtig, die Wagen machen einen zwanzig Meter langen Satz nach rückwärts. „Na, na," sage ich und gehe wieder nach vorn. Wie ich mich nach einem halben Kilometer umsehe, kommen richtig in einiger Entfernung die vier Scheinwerfer. Ich vergaß diesen kleinen Umstand, denn es kam bald ein anderer Zwischenfall. Kurz vor Sampierdarena, in einer scharfen Biegung, fährt mir die Straßenbahn

Digitized by Google

entgegen. Ich reiße an der Steuerung, aber der Wagen war um keine Welt herumzubringen, und es gab eine verbogene Achse. Wir schoben es auf ein Devapage der Vorderräder, denn die Straße war grundlos und schleimig. Und dann: die Steuerung ging tatsächlich nicht gut.

Natürlich war der Dampfer weg, und wir hatten drei Tage zu warten, bis der nächste ging. Bon. Mit uns an Bord reiste außer vielen stark parfümierten Damen, die französisch sprachen, eine gewisse Mimi, die unsere Monteure zu kennen schienen. Im Passagierverzeichnis stand neben ihrem Namen: „Künstlerin". Sie trug einen grasgrünen Tailleur und einen kleinen Hut mit drei grünen wippenden Federn. Außerdem war da noch ein älterer freundlicher Herr mit hängendem Schnurrbart, der beim Essen neben dem Kapitän saß, ein einflußreicher Räuber aus der Gegend von Catalvuturno. Seine Bedeutung wurde uns klar, als wir erfuhren, daß das Rennen durch sein Gebiet ging. Er gebrauchte mit Vorliebe das Wort Fortschritt und sprach offen aus, daß er seine „Organisation" in den Dienst der Sache stellen werde. Außerdem gab es da noch den berühmten . . .

Doch dies ist eine andere Geschichte.

Wir kamen am neunzehnten abends acht Uhr nach Palermo und fingen an, auszuladen. Am Quai standen außer vielen phantastisch gekleideten Herrn, die französisch redeten, zwei ehrlich blickende junge Männer, mit Gummihemden und Automobilbrillen. Sie erwarteten Fräulein Mimi.

Hier, meine Herrn, beginnt die Geschichte von Carletto und Carluccio.

Die Geschichte von Carletto und Carluccio

Carletto war der einzige Sohn eines reichen Kaufmanns aus Lodi, Carluccio das neunzehnte Kind von einundzwanzig, die dem Korpskommandanten von Cuneo seine Ehefrau, die Nobildonna Evelina Faà di Fontanile Quinto geschenkt hatte. Beide kamen im gleichen Alter etwa nach der Stadt, um in einem unordentlichen Leben Verzeihung für ihre anständige Herkunft zu finden und um ausdrucksvoll und fließend das mailändische zu erlernen. Beides gelang ihnen bald in zufriedenstellender Weise. Ihre Wege mußten sich früher oder später kreuzen, denn sie hatten beide um dieselbe Zeit ihr letztes Geld ausgegeben und kamen beide mit derselben sicheren Logik auf die Idee, die Talente einer alleinstehenden jungen Dame in Geld umzusetzen. Der Zufall wollte es, daß ihr Auge auf ein und dieselbe Person fiel, die seit einiger Zeit des Abends häufige Spaziergänge in der Gegend des Doms zu unternehmen sich angewöhnte.

Am Tag, wo Carluccio eben den Entschluß gefaßt hatte, dieser Dame offen und ohne Rückhalt diejenige Beschützung anzubieten, die sie in ihrem Stand auf die Dauer doch nicht missen konnte, war Carletto gerade in größter Bedrängnis, da er seit Monaten den Mietpreis seiner eleganten Wohnung schuldete. Als er schon beschlossen hatte, einen Wintermantel und ein paar Lackschuhe dem Wirt zu überlassen und ein neues Heim zu gründen, führte ihm der Zufall Mimi

Digitized by Google

(dies war ihr Name) an der Ecke der Via della Spiga in die Arme. Er lud sie auf das höflichste ein, ihr bescheidenes Zimmer gegen seine Wohnung zu vertauschen, und Mimi zog freudig erregt mit zwei größeren Koffern bei ihrem neuen Freunde ein, ein Umstand, den der Hauswirt Carlettos mit Zufriedenheit bemerkte.

Als Carluccio am gleichen Abend eben mit festem Entschluß und kühnem Gesichtsausdruck die Treppe zu Mimis Kammer hinaufstieg, kamen ihm die beiden mit einem Pappkarton und einem Papagei entgegen. Er durchschaute sofort die Situation, und Carletto und Carluccio wurden Freunde.

Beide erfreuten sich von jetzt ab eines bescheidenen, aber gesicherten Wohlstandes, und da sie Verstand hatten, regelten sie ihre Beziehungen zu der gemeinsamen Freundin in ebenso gerechter wie natürlicher Weise, nach der geraden oder ungeraden Zahl des Kalendertages. Mimi selbst besaß natürliche Begabung und Welt genug, um keinerlei Präferencen merken zu lassen. Carletto war hübscher, aber Carluccio war unternehmender.

Carletto war es, der zuerst den Einfall hatte, sein äußeres auf „Sport" zu stilisieren, und die beiden Freunde trugen nun ständig dunkelblaue Mützen mit prächtigen Abzeichen unbekannter Automobilklubs, was eine glückliche Abgrenzung ihres sozialen Niveaus nach unten bedeutete. Diese Mützen und ihre gefälligen Manieren erwarben ihnen die Achtung eines armen Mechanikers mit Namen Fioravanti, der in seinen Freistunden in einer kleinen Werkstatt hinter der Kirche S. Pancrazio ein Mittelding zwischen einer Draisine und einem Dampfpflug herstellte, das er Automobil nannte. Carletto und Carluccio berieten ihn hierbei und gingen jetzt des Morgens regelmäßig und mit wichtigem Gebahren zur „Fabrik". Diese „Fabrik", für die sie in der ganzen ihnen zugänglichen griechischen und lateinischen Mythologie einen Namen suchten, ward für sie die erste Stufe, sozusagen das Sprungbrett für eine ebenso rapide wie glänzende Karriere. Nachdem man sich in endlosen Debatten schließlich mit Rücksicht für den Besitzer auf den anspruchslosen Namen „Flora" geeinigt hatte, erhielt Carluccio den Titel eines technischen Generaldirektors, wogegen Carletto sich die kommerzielle Leitung zuerkannte. Der Besitzer der Werkstatt begnügte sich damit, einem zunächst noch imaginären Aufsichtsrat zu präsidieren, was ihm große Befriedigung gewährte. Daneben förderte er den Betrieb durch Reparaturen an alten Fahrrädern und an den Wasserleitungen der Nachbarschaft.

Drei Tage, nachdem das große Rennen in Sizilien ausgeschrieben war, entwickelten die beiden Direktoren der „Flora" eine erstaunliche und unnatürliche Geschäftigkeit, indem sie schön lithographierte Briefbogen mit Ansichten der „Fabrik" in schlechtem Französisch beschrieben. Das Resultat ihrer angestrengten Betätigung war, daß vier Wochen später mehrere Mechaniker der großen Firma Desgnignols Limited, Lyon, mit zwei funkelnden Rennwagen und zwei Schecks über je dreitausend Franken vor der kleinen Werkstatt hinter S. Pancrazio anlangten und sich nach Carletto und Carluccio erkundigten. Der technische Direktor beriet in Abwesenheit Carlettos mit dem Vorsitzenden des Aufsichtsrats

Digitized by Google

über die zu treffenden Maßnahmen, und man beschloß zunächst die beiden Schecks einzulösen und dann so rasch als möglich nach Sizilien aufzubrechen. Da Mimi in Anbetracht der Fremdensaison durch Berufspflichten in der Stadt festgehalten war, sollte sie erst mit dem letzten Dampfer nachkommen. — Die Situation Carlettos und Carluccios als Rennfahrer der Firma Desguignols Limited war bei der Ankunft in Palermo insofern nicht ohne Schwierigkeit, als beide Freunde noch nie eine stärkere Maschine als den vierdreiachtelpferdigen Chassis Nr. 1 der „Flora“ gefahren hatten. Um jeder Verwicklung vorzubeugen, ordnete daher der technische Direktor sofort an, die beiden Wagen vollkommen zu demontieren, was die unbequemen Franzosen genügend beschäftigte und ihnen Gelegenheit gab, treffende Bemerkungen über konstruktive Einzelheiten zu machen. Während Carluccio diese Arbeiten überwachte, hatte der kommerzielle Direktor es fertig gebracht, von sämtlichen anwesenden Pneumatikfirmen Vorschüsse und Prämien zu bekommen. Schließlich schloß er mit der meistbietenden, einer deutschen Firma natürlich, einen Vertrag, auf Grund einer Vergütung von zwei Franken fünfzig pro Rennkilometer, wobei nur richtiger Start und Ankunft in unbeschränkter Zeit vorausgesetzt waren. Gleichzeitig veranlaßte er die große Firma Desguignols Limited durch energische Drohungen zu fortgesetzten telegraphischen Anweisungen für die natürlichen Unkosten eines gewissenhaften „training“. Die französischen Monteure arbeiteten mit Hingebung, um die beiden Wagen wieder aufzumontieren. Carletto und Carluccio sahen ihnen beruhigt lächelnd zu. Es war der neunzehnte, und es ging auf sieben Uhr. Sie konnten sich nicht mehr blamieren. Nur noch der Start am anderen Morgen drohte. Aber Carluccio meinte zynisch, man könne ein Rennen auch auf dem ersten Gang fahren. Warum nicht?

Als es dunkelte, schlenderten die beiden Freunde leise pfeifend am Quai auf und ab und sahen nach dem Dampfer aus. Der Dampfer kam.

Um neun Uhr wurden Carletto und Carluccio mit einer jungen Dame in grünem Tailleur und mit drei grünen nickenden Federn auf dem Hut bei den „Quattro canti“ gesehen. Da es ein ungerader Kalendertag war, löste sich Carluccio nach einiger Zeit von der Gruppe und ging eigene Wege. Carletto und die drei grünen Federn wippten ins Hotel. Dies war beiläufig um zehn Uhr dreißig.

Am Schlüsselbrett des Portiers im Grand Hotel steckte auch die Visitenkarte des einflußreichen Räubers aus Catalvuturno.

5

Nun werden Sie ungeduldig, meine Herrn, und fragen, was dies alles mit unserer Flugmaschine zu tun hat. Dies alles hat sehr viel mit der Flugmaschine zu tun. Gewiß, meine Herrn. — Alles in allem: da saß ich nun mit einem unprobierten, gähnenden, monströsen Rennwagen unten in Palermo, mit der Aussicht, am anderen Morgen über die tollste Rennstrecke von Europa zu fahren — na, Sie haben ja in den Zeitungen gelesen, wie Ingenieur Paulsen fuhr. — Aber ein bißchen unbehaglich war mir doch, unter uns gesagt. Ich hatte so

Digitized by Google

manches gemerkt: Das mit der Steuerung, bei Sampierdarena. Und dann der Wagen überhaupt! Wir hatten ihn in einen schlechten Schuppen gestellt. Wir sollten in demselben Raum auf Feldbetten schlafen. Ja, schlafen! Unsere Monteure hatten Bekanntschaft mit den Bewohnerinnen der Hafenstraße gemacht und bevölkerten die Steinbänke unter den Akazien am Quai. Um zwei Uhr nachts sollte Aufbruch sein. Wozu erst schlafen? Ich hatte mir einen alten Lehnstuhl neben meinen Wagen stellen lassen, und wir blieben allein miteinander. Tja, meine Herrn, lachen Sie nicht. Da saß ich mit dem Werk meiner Hände, mit dem Geschöpf meines Hirns, und fürchtete mich. Mir wurde plötzlich sehr unheimlich. Warum? Tja. Da stand die neue fremdartige zylindrische Kreatur mit der breiten schwarzen Mündung, in der das große Schaufelrad hing, und sah an mir vorbei. Im Hintergrund des Schuppens bemerkte ich unsere braven normalen Wagen mit ihren silbrigen Bienenkorbkühlern, eng zusammengedrängt, wie Pferde, wenn sie ein Kamel wittern. Na, wie soll ich Ihnen das beschreiben? Mir war unheimlich. Und daß sich unsere Fabrikwagen fürchteten, sah ich auch. Ich sah es einfach.

Ich erinnerte mich mit einem Schlag an den Vorfall auf der Straße nach Genua. So war es. So.

Nach Mitternacht fing ich wiederholt an einzunicken und fuhr dann wieder von Minute zu Minute auf, sah mißtrauisch nach dem „betreffenden", öffnete die Seitenklappe am Motor. Mir war, als hörte ich wiederholt ein knirschendes Geräusch. Dann muß ich eine halbe Stunde richtig geschlafen haben, denn ich träumte ... Meine Herrn, ich will Ihnen meinen Traum nicht erzählen. Der kalte Schweiß stand mir auf der Stirn. Ich brauche den Traum nicht zu erzählen, denn es kam genau, aber ganz genau so, wie ich es geträumt hatte. Sie werden ja hören, meine Herrn. — Dann kamen unsere Jungens von draußen, drückten sich so, so durch die Tür. Taten, als ob ... Es schlug zwei Uhr. In der ganzen Gegend knatterten schon die Motore und schrieen ein paar verfrühte Hähne. So brachen wir nach der Rennstrecke auf.

6

Ich gestehe, daß ich etwas nervös war. Die Vögel zwitscherten und schrieen in der dunkeln Ebene. Ein Fetzen Mond hing noch irgendwo am Himmel. Das Meer lag draußen, schwarzblau wie Alizarintinte. Die graue Straße leuchtete. Von weitem kam das Gewehrfeuer der Wagen, die vor uns zum Start fuhren. Der „meine" knallte unwirklich und gespenstisch in die dämmrige Luft. Die andern von der Fabrik hielten ihre Wagen in ziemlichem Abstand hinter mir. Sollten sie etwas bemerkt haben? Mario hätte eigentlich neben mir das Rennen fahren sollen. Aber er schlich befriedigt, als ich ihm erklärte, ich brauche niemand. Sollten die Leute ...?

Ich ließ den Motor etwas laufen. Öffnete vorsichtig Zahn um Zahn den Regulator. Die niederen Hecken sausten rechts und links zurück. Ein heller Streif lag über dem Kap. Der Wagen galoppierte auf der schlechten Straße

Digitized by Google

mit merkwürdigen, wiegenden Bewegungen. Ich entdeckte fortwährend neue eigentümliche Fähigkeiten und Geräusche in ihm. Wie wenn ein langes schlankes Tier sich dehnt und streckt. Ich habe nie auf einem großen Delphin gesessen, aber mir war einen Augenblick so, als säße ich auf einem Delphin. Nach einer kurzen starken Steigung hatte ich plötzlich das Gefühl, als ob die Vorderräder nicht mehr auf den Boden zurück wollten. Der Wagen machte einen rasenden Satz von beiläufig fünfzig Metern. Die Hinterräder schnurrten. Ich schnitt das Gas ab, und wir sausten ruhig eine scharfe Steige hinunter. Ich hatte die ganze Spannung und Schärfe der Sinne, die eine durchwachte Nacht gibt. Ich *fühlte* alles, und ich fühlte richtig, meine Herrn. Sie haben gewiß von dem berühmten sechsten Sinn reden hören, dem Orientierungs- oder Gleichgewichtssinn, in den inneren Ohrwindungen? Ich kann mir unter meinen inneren Ohrwindungen nichts vorstellen, aber dieser Sinn war in mir plötzlich deutlich und lebendig wie nie. Wie ich an die nächste kleine Steigung kam, wiederholte ich das Experiment, fast unwillkürlich. Ich empfand eine leichte Sauerstoffbetrunkenheit, ein Gefühl neuer Fähigkeiten. Ich glaubte etwas zu ahnen. Aber ich ahnte noch nichts. An der großen Kurve vor dem Bahnübergang, wo die Landstraße in die Rennstrecke einbiegt, kommt wieder die alte Kalamität mit der Steuerung. Wie ich absteige, um nochmals nachzusehen, nähert sich ſs-ſs-ſs-ſs- ein schöner großer Tourenwagen, kommt heran, macht plötzlich einen mächtigen Satz nach links und saust weiter gegen die Bahnlinie zu. Im Fond des Wagens bemerkte ich — undeutlich — im Halbdunkel — kaum erkenntlich — rasch entschwindend — einen älteren Herrn und eine Dame ... einen grünen kleinen Hut mit drei grünen wippenden Federn, die jetzt weit unten die Rennstrecke hinauf gegen Cerda und Catalvuturno sausten.

Von da waren es noch achtzehn Kilometer zum Start.

7

Ich gestehe, daß ich etwas nervös war. Bis ich in großem Bogen hinten herum zum Start fuhr, war es heller Tag. Die ersten Wagen stäubten eben die Strecke hinab, auf der ich gekommen war. Ich erkannte Carletto, der als dritter etwas schwankend zwischen den Tribünen durchfuhr, mit einer schätzungsweise Pace von fünfunddreißig Kilometern. Dann starteten siebzehn andere. Dann Carluccio, vier Wagen vor mir. — Ich gestehe, daß ich nervös war. — Der Chronometreur winkt. Carluccio greift nach einem großen Korb zurück, den er hinten zwischen die Reservepneus gebunden hat, fühlt, daß er in Ordnung ist, tritt entsetzlich auf den Accelerator und entschwindet in einer hübschen Schlangenlinie. Dann kommt der nächste, dann der ganz junge, den ich aus der Coppa d'oro kenne. Dann einer mit einem blauen Sweater und dem gelben Doppelkreuz der Lorraine.

Ich werde in die Startlinie geschoben. Der Motor donnert dunkel und bösartig. Die große Stahlröhre vibriert wie eine Glocke. Marley gibt mir die Hand und sieht auf das Chronometer. Zwei große photographische Objektive blitzen unangenehm in der ersten Morgensonne.

Digitized by Google

„Go!“ sagt Marley, und der Wagen macht einen wahnsinnigen Satz, die Tribünen mit Wimpeln und Fahnen versinken rechts und links, Bäume und Telephonstangen wirbeln links und rechts auf mich zu. Ich zähle vierundzwanzig, dann bin ich auf dem vierten Gang und spule jetzt die schmale, staubige, glimmernde Straße unaufhörlich in mich hinein, wie ein seidenes, crêmefarbiges Band. Ich spüre mit einem neuen Lustgefühl, wie mein Wagen den Raum durchlöchert. Ich denke einen Augenblick an die Momentphotographien von fliegenden Granaten, auf denen man deutlich sieht, wie die Luft vor dem Geschoß sich öffnet und hinten wieder zusammenschließt. Dann denke ich überhaupt nichts mehr.

8

Rack-ack-ack-ack-ack-ack . . . Eine lange Staubschwade vor mir. Der Erste! Ich öffne den Regulator etwas mehr und trete auf die Ölpumpe. Staub in den Augen, Staub in den Ohren, Staub, Staub. Wack-ack-ack . . . Etwas macht einen Seitensprung und versinkt hinten in einer weißen, stickigen Wolke. — Dann zwei kurze Brücken, ein Turm, eine lange schwache Steigung. Wieder ein Staubstreifen, der vor mir über die Felder geblasen wird. Ich gebe dem Motor, so viel er nehmen will. Das ist der mit dem Doppelkreuz — Erstes Dorf. Erste starke Steigung. Am Dorfeingang wiederholt sich der lange wilde Satz. Der Wagen galoppiert in drei großen Wellenbewegungen über das ganze Pflaster. Bei den letzten Häusern gibt die Maschine des Blauen einen irrsinnigen Ton von sich und stellt sich quer gegen eine Mauer. Ich wage jetzt nicht, mich umzusehen, aber später in einer Kurve sehe ich den Blauen wieder nachkommen. — Wenn ich nur auf die Uhr sehen könnte! Die fernen Berge wachsen heran. Die scharfen Tourniquets beginnen. Ja, diese Tourniquets! Die Schultermuskeln zittern mir vor Anstrengung. Ich werfe den Wagen in den Straßengraben am inneren Rand der Kurven. Umsonst. Die Vorderräder geben ihren eigenen Weg. — Wieder ein langer, dünner Staubstreifen vor mir. Noch zwei weite Biegungen der Straße. Vor mir fährt jemand gemütlich in Schlangenlinien auf dem zweiten Gang. Zwanzig Meter Distance: „Herrrr!“ Kein Erfolg. Ich bedaure, Mario nicht mitgenommen zu haben. Er hat für diese Fälle eine Pistole. „Herrrrrrr!“

Jemand sieht sich im Dreißig-Kilometer-Tempo langsam um. Das ist Carluccio. Er bekommt etwas wie einen panischen Schrecken, seine Maschine schlägt mit den Hinterrädern entsetzt aus und sauft vorwärts, die gerade, schöne, starke Steigung nach Catalvuturno hinauf. Ich halte etwas zurück, bis er um die Biegung ist. Dann los. Dicht hinter mir fegt schon der Mann im blauen Sweater heran. Los.

9

Die folgenden Vorgänge, die Ihnen ja aus den Zeitungen bekannt sind, spielen sich nach meiner Schätzung in zehn bis zwölf Sekunden ab. Gestatten Sie, meine Herrn, daß ich Ihnen jetzt die Situation klar auseinandersetze. Kurz vor Catalvuturno steigt die Straße etwa vier Kilometer weit in gerader

Digitized by Google

Linie mit zirka acht Prozent. Dann kommt hinter einer schwachen Kurve ein letztes sehr steiles Stück, das nicht mehr als hundert Meter lang ist, dahinter fällt die Straße ebenso rapid ins Dorf hinunter. — Haben Sie jemals ein großes Trampolin gesehen? Na, stellen Sie sich so eine Art Trampolin vor! — Links an der höchsten Stelle befindet sich eine kleine Anhöhe, hart an der Straßenböschung. Hier war eine der vielen, gut organisierten Signalstationen eingerichtet, auf denen die auserlesensten jungen Briganten Flaggendienst übten, und uns durch höfliches Hüteschwenken begrüßten. — Ja, populär waren wir in Sizilien. Populär! —

Nun ist von Carletto und von Carluccio zu sagen, daß sie sich an eben diesem Punkt mit Mimi zu einem Frühstück verabredet hatten. Carletto sollte hier bei der zweiten Runde Halt machen, Carluccio, der den Frühstückskorb auf dem Wagen hatte, schon bei der ersten. Was nun eigentlich zwischen ihnen vorgefallen war, wird nie ganz festzustellen sein. Tatsache ist, daß Carluccio zu seiner Überraschung den ersten Rennwagen der Desguignols Limited allein auf der Straße stehend antraf, während sein Freund auf der Anhöhe in lebhaftem Wortwechsel mit dem älteren freundlichen Herrn begriffen war und Mimi krampfhaft ein kleines Parasol bewegte. In begreiflicher Erregung zog Carluccio die Bremsen an, brachte Desguignols II. neben Desguignols I. zum Halten und schickte sich an, selbst nach der Sache zu sehen. Was ging ihn das Rennen an! —

10

Haben Sie sich je mit Astronomie beschäftigt, meine Herrn? Ich nicht. Aber was jetzt kommt, blieb mir selbst so lang unverständlich, bis der bekannte Astronom Gjellerup ... Aber hören Sie erst: Ich sehe also Carluccio oben um die Biegung fahren und lege los. Volles Gemisch, volles Avance. Der ganze Rahmen zittert. Die Hinterräder wirbeln einen Augenblick. Ich werde wie in einem Lift die Steigung heraufgeschraubt, spüre, wie ich selber gewichtslos werde. Wieder das überwältigende Lustgefühl einer neuen Macht und neuer Möglichkeiten. Jetzt die Biegung. Ich fasse die Steuerung fester, reiße den Wagen herum. Lasse mich die letzte steile Rampe wie an einer Mauer hinaufschleudern ... Sehe im Bruchteil einer Sekunde so etwas, als sperre oben etwas Glitzerndes die Straße. Trete instinktiv die Bremsen. Spüre, wie sich das Vorderteil des Wagens hebt. Ein Knirschen. Mein Wagen hat sich vollkommen aufgerichtet. Ich höre den Motor wahnsinnig sausen. Ein eigenartiges dumpfes Heulen kommt aus dem Zylinder. Ich falle rückwärts aus dem Führersitz. Höre etwas über mir wegbrausen, wie eine ungeheure Windmühle, die plötzlich in die Luft ginge ...

Na, als ich zu mir kam, lag ich in der Wegböschung im Gras. Das abgebrochene Lenkrad hatte ich noch in der Hand. Der Mann im blauen Sweater gab mir gerade einen Kognak aus dem Frühstückskorb Carluccios. Seine Maschine lag mit zwei gebrochenen Rädern zwischen Desguignols I. und II., das heißt, zwischen dem, was noch von den beiden Wagen übrig war. Und der meine?

Digitized by Google

11

Ja, was soll ich Ihnen erzählen, meine Herrn. Ich habe es natürlich nicht selbst mit angesehen. Aber in den Zeitungen stand ja klar und ausführlich, wie Carletto und Carluccio den Vorgang beschrieben. Sie sahen erst im letzten Augenblick meinen Wagen den Berg heraufjagen. Ehe sie sich nur rühren konnten, erfolgte die Kollision. Carletto beschwört, daß „das Tier" (das Tier sagte er immer) schon halb aufgerichtet war, ehe es (das Tier!) auf die Rennwagen der Firma Desguignols Limited platzte. So würde sich der Umstand erklären, daß die Hinterradachse mit dem Führersitz abgerissen wurde, während der übrige Mechanismus mit unbeschädigten Vorderrädern aufrecht und mit heulenden Tönen durch die Luft über die Berge von Catavulturno verschwand. Doch das sind ja bekannte Sachen. — Vier Wochen später baute ich den ersten Aëroplan mit horizontalem Schwungrad. Ich nenne ihn Girostat Nr. I. Ingenieur Paulsens Girostat.

12

Tja, meine Herren. Nun habe ich da eine lange Rede gehalten. Wenn ich so an alles denke! — Fräulein Mimi und der ältere Herr waren nicht mehr zu erblicken. Carletto und Carluccio untersuchten die Trümmer nach verwertbaren Gegenständen. Dabei fand sich eine flache Mulde in der Straße, wie wenn ein starkes Sandstrahlgebläse den Boden ausgehöhlt hätte. Carletto beschwor, daß an eben dieser Stelle das Tier aufgeflogen sei. Es dauerte natürlich einige Zeit, bis ich mir das alles zusammenreimen konnte. Vor allem der berühmte Astronom Gjellerup, wie gesagt ... Carletto und Carluccio leben seit jener Zeit ausschließlich von ergiebigen Erpressungsversuchen gegen den einflußreichen Räuber von Catavulturno. Sie führen daneben einen Prozeß gegen die früher erwähnte Pneumatikfabrik wegen ihrer Prämie von zwei Franken fünfzig pro Kilometer. In der Klageschrift ihres Rechtsanwaltes ist natürlich auch von Ingenieur Paulsen die Rede und von „force majeur".

Apropos, meine Herrn, daß ich das beste nicht vergesse. Die Zeitungen nahmen seinerzeit an, daß mein Wagen ins Mittelmeer gefallen sein müsse. Dies ist unrichtig. Ich fand vor zwei Monaten im Daily Mail — sehen Sie, da ist das Blatt — eine Notiz aus Port Florence, wonach Reisende im Dorfheiligtum von Mfwanguanü einen Dubrulle-Öler antrafen, dem vom ganzen Stamm göttliche Verehrung zuteil wurde. Was sagen Sie nun, meine Herrn! Im Mittelmeer? Danke. Es waren hundertzwanzig Liter im Benzinkasten, und mein Apparat kam bis an den Victoria Nyanza. —

Ah, Sie zweifeln. Na, na. Sie meinen, es gäbe doch noch andere Dubrulle-Öler als gerade ... und so weiter. Meine Herrn! Lesen Sie selbst: „Im gleichen Heiligtum beobachteten sie ein eigentümlich geformtes, schweres Flügelrad von ungefähr einem Meter Durchmesser, das offenbar ..." Was sagen Sie nun, meine Herrn?

Mein Name ist Paulsen. Sehr erfreut, meine Herrn. Ingenieur Paulsen.

Digitized by Google

Grasskönig

Von Ludwig Finckh

Was ist das für ein langer Murmeltierschlaf gewesen auf der Erde, eine halbe Ewigkeit. Die Veilchen wollen nicht kommen, und die armen Schlüsselblumen haben die Augen zu. Das Heimweh nach blauen Syringen, das in unseren halbverwinterten Herzen steht, reckt die Arme und weiß sich kaum zu bändigen. Wie ein verlorener Vogelruf in der Ferne singt es im Blute. Ich kann mir nicht helfen, ich muß in den Garten hinunter, die stille Erde besehen und den besten Rasenplatz, worein ich die Sonnenblumensamen stecke mit sorgsamen Fingern, mit tausendfältiger Liebe zu den Pflänzlein, die ihre Köpfe einmal herausstrecken werden, verwundert und kindlich in der milden Sonne. Eines Tages fährt wohl eine ungestümere Kraft in sie hinein, ihre Stengel füllen sich strotzend an, die Blätter drehen ihr Gesicht verliebt nach der Sonne, grüßen sie morgens, grüßen sie abends, wachsam wie treue Schildknappen, schlafen und träumen, werden groß und saftig, eine Knospe schießt auf um die andere. Gelb, kräftig und satt leuchtet die Blumenscheibe, daran eine Biene hängt mit goldenen Stiefeln und schafft, als gält's die Seligkeit; immer schwerer werden ihre Schuhe, wie ein Geizhals sammelt sie den Goldstaub in Stiefel und Höschen und taumelt halbtrunken von ihrem Schatze davon. Was für ein Reichtum ist es, zu leben, Honig zu schwitzen, eine Königin zu nähren, ihren feinen Geigen zu lauschen, wenn sie ihr Volk zum Frühlingsflug ladet, in goldbraunem Wirbel zu schwärmen und als ein summender, leise schwankender Zapfen mit zehntausend Brüdern und Schwestern am nächsten Baume zu hängen. Eine Biene, eine armselige Biene. Was für ein Himmelreich ist die Erde, daß sie uns erlaubt, in jedem Lenz wiedergeboren zu werden und eine neue Kindheit der Natur durchzuleben. Wie voll ist ein einziger Sommer. Alle Woche einmal werde ich drei mächtige Sonnen schneiden und meinem Schatz ins Zimmer stellen, daß es hell erleuchtet ist. Im Herbst aber will ich die großen Sonnenschirme der Blätter holen und den Eselein schenken, daß sie sie malmen und rupfen, und einmal setz ich mich an den Tisch, die tausend Kerne aus den Fächern herauszubrechen, braun, weiß und schwarz, daß die Finger wund davon werden. Die Hälfte wird aufgespart als Vogelmahl für den Winter, zwitschert, ihr Buchfinken und Dompfaffen; das übrige fährt den Hühnern in den Schnabel. Das gibt Wintereier, wenn andere Leute keine mehr haben und ungrische kaufen müssen; und abends, wenn die dürren Sonnblumenstengel im Ofen knistern, sitz ich in der heimeligen Wärme, esse Bratäpfel und erzähl meiner Frau liebe Geschichten aus Afrika.

Das alles steckt in dem Kern, den ich da in die Erde lege, und das Herz wird mir warm. Gestern hab ich ein Starenhäuslein auf den Nußbaum genagelt, und wenn ich einmal den Eseln den Winterpelz schere, so halten sich die Vögel wie die Spitzbuben in der Nähe und sehen mir auf die Finger, bis ich fertig bin. Dann fliegen sie los und holen sich alle Schnäbel voll braunen

Digitized by Google

Eselsflaum, ihn ins Nest zu stopfen, und die Hecke ist den Sommer über voll kleiner, weicher Nester aus Winterwollhaar, gewachsen auf der Haut der Eselein. Vorhin sah ich einen kleinen Regenwurm. Es ist ein Irrtum des Herzens, Regenwürmer zu verachten und sich vor ihnen zu gruseln; sie sind sehr wunderbar und so schön wie ein Vogel oder ein Esel oder wie irgendein Geschöpf, wenn sie in der schwarzen Erde liegen und ihre treue Arbeit verrichten, Erde zu speisen, und der erste Regenwurm im Frühjahr ist einem so lieb und langvermißt wie der erste Amselschlag im Baum. Das ist eine Sehnsucht im Herzen nach einem bösen Winter, alles liegt bereit und wachsam, seine Tore zu öffnen und die Herrlichkeit der Knospen hereinzulassen. Vielleicht ist das Heimweh nach blauem Flieder auch bloß ein unerkanntes Heimweh nach Sonnenblumen, schmetternden Buchfinken und Regenwürmern, nach Tagen, an denen man die Esel schert und verborgene Nester findet, die Erde aufgräbt und noch halberstarrte Blindschleichen herausschält, nach Tagen, an denen die jungen Eidechsen ausschlüpfen und sich an die Sonne machen und sich gebärden wie tausend winzige Märchendrachen, an denen das frisch gemähte Gras in Schochen liegt und die Wiese voller Heuschrecken und brauner Laufkäfer springt, die den Fischlein im Weiher ein wonniger Leckerbissen und Luftsprung werden. Und dann nach Tagen, an denen man auf die Leiter steigt, Nüsse herunterholt, und die Hecken schneidet. Es ist eine arge Leidenschaft, die Bäume zurückzuschneiden und die Hecke zu stutzen; man kommt in eine Wut und ein wohltuendes Fieber und kann sich schwer davon losreißen. Es gibt auch eine Leidenschaft, auf Leitern zu steigen, in die Äste zu stehen und die Bäume zu schütteln, daß die Äpfel herunterprazzeln; wie freu ich mich, wie freu ich mich auf das Jahr. In den Wald will ich gehen, von allen Blumen ein Schock voll heimbringen, mit Wurzeln, Knollen und Zwiebeln, und sie in den Garten pflanzen, von den Schneeglöcklein angefangen und den gelben Krokus, über Waldmeister und Maiblumen weiter, bis zu Efeu, Hagrosen und Farnen; ganz ungeregelt sollen sie stehen mitten im grünen Rasen, in Trüpplein und ganzen Scharen, und wachsen soviel sie wollen. Hegen und pflegen will ich sie alle, wie freu ich mich. Fünfundzwanzig Bäume will ich in die Erde pflanzen, meine Frau hat mir einen Spaten und eine grüne Gärtnerschürze geschenkt zum Geburtstag, mit einem messingenen Kettlein hintendran, das wird ein Leben werden. Ich will's ihr aber vergelten. Frauen sind wie edle Bäume. Man muß sie in ihr eigen Erdreich pflanzen, oft gießen und liebevoll pflegen, daß sie reiche und winterharte Wurzeln schlagen; viel gute Erde drum rum; und immer erneuern. Dann kommt die Baumblüte, die Zweige werden blatt- und schoßenreich, tausend Schätze birgt so ein Baum.

Indes ich in den schlummernden Wundern schwelge, die das Leben bringen wird, und ein Verlangen habe, die erste Maueraffel und den ersten Mistkäfer zu sehen, ein Schmetterling mit jedem Sonnenstrahl, geh ich durch den Garten hinunter an den Strand, nachzusehen, wieviel heute der See gewachsen, wieviel gestern Schnee in den Alpen geschmolzen ist. Ein ganzer Fuß Land ist

Digitized by Google

wieder verschwunden im Wasser, fortgefressen, hungrig und durstig ist der See, er trinkt das Land, und der Streifen großer Wackersteine am Ufer nimmt elend ab. Die schönen, weitgereisten und gerollten Bursche glänzen taubenetzt, und prangen in der Nässe buntfarbig wie halbe Edelsteine; oft hab' ich schon einen schönen Klumpen roten, grünen oder goldbraunen Kies und Marmor oder weiß Gott was in die Tasche gesteckt und heraufgebracht in die Stube, frohlockend, einen Schatz gefunden zu haben; aber grauweiß lagen sie alle nachher auf dem Tisch, da sie trocken waren, armselige Kieselbatzen wie aus des Wolfes Bauch herausgeschnitten. Da lob ich mir meinen Silbersand, den ich vergangenen Sommer aus dem Felsenkeller gestochen habe. Er ist ein Wunderfitz, der alle Töpfe blank macht und in der Stadt drinnen mit Gold aufgewogen wird, wenn er den Sandmännern im Karren liegt, da sie am Abend durch die Gassen fahren und mit dumpfer Stimme singen:

Weiber, kaufet Sand!
Sandriandandand!

Es ist wohl eine schöne Sache, Sand zu brechen unter der Erde und ihn in alle Wege zu streuen; aber ein besser Ding noch ist es, Gras wachsen zu lassen. Gras ist das leibhaftigste Wunder auf Erden, die einfachste, zarteste und kräftigste Pflanze, bloß aus einem Korn in die Höhe geschossen, ohne viel Umschweife. Man kann auf Grashalmen Lieder blasen und wie ein Hahn krähen, wenn man's als Bub gelernt und genug gefaulenzt hat, um sich mit Gräsern anzufreunden; man kann sein Wispern belauschen am Abend, wenn der Wind mit ihm Zwiesprach hält und das schweigsame Gras einen kleinen Schwatz anfängt. Man kann die Grillen zwischen den Halmen durchschlupfen sehen, die ihre Löcher unter den Wurzeln haben und lustig herausgucken in die untergehende Sonne hinein.

Man hat freilich auch seine Stunden als Knabe, wo es einen verdammt leckt, das dürre Herbstgras am Rain anzuzünden und zu sehen, was weiter daraus wird. In den Flaumjahren geht man wohl immer mit der geballten Faust in der Hosentasche herum, teilt rechts und links Püffe aus, wie's kommt, an Buben und Mädchen, und zertritt alles im Weg; ich habe einen Freund gehabt, den Waldschrat nannten wir ihn, der war damals so ungeschlacht und grobfäustig, daß wir das Sprüchlein auf ihn sangen: Wo der Waldschrat hinlangt, da wächst kein Gras mehr. Dabei trug er das zarteste Herz von der Welt.

Aber nach diesen ungebärdigen Märzjahren reifen die Sämannsjahre heran. Das sind die guten, goldenen Zeiten, da jeder Spatz auf dem Ast uns eine Nachtigall dünkt. Das ist die junge gute Zeit, die viel besser ist als die gute alte Zeit. Da lernt man lachend erwerben, verlieren und lächelnd — einen Garten anlegen mit vielem köstlichen grünen Gras; hie und da ist ein Hügelein aufgeworfen, ganz hinten am Rande, ein paar Rosen wachsen darauf und ein hölzernes Kreuz steckt drin; es sind ganz stille grüne Hügelein.

Insoweit müßte jeder Mensch ein Herrgott sein, daß er es verstehen lernte, über alles und zu jeder Zeit, da es not tut, einen lebenden, grünen Rasen zu

Digitized by Google

breiten, der freundlich zudeckt und ruhen läßt, was ruhen soll. Ein Säcklein voll Samenkörner, eine Handvoll ausgestreut, und auf dem Platze, da der Tod vorüberging, einen Menschen berührte, ein Häuslein anzündete, strecken glückliche Halme die Nasen aus der Erde heraus, Käfer und Ameisen nisten sich im Graswald ein, und das grüne Gottesleben läßt seine Kräfte ans Werk. Wir sind allesamt arme Schlucker und Wasserpatscher, Kaiser, König, Bettelmann, Graf, aber ein bißchen Grassäen ist uns angeboren, und wir müssen's mit Fleiß und Eifer üben und in uns ausbilden zu einer wahren Kunst, daß wir über die Wechselfälle unseres Lebens hinüberkommen. Das ist mir der rechte Grasskönig, der an jedem Morgen als ein neuer blutjunger Mensch und Tolpatsch aufwacht, frisch in den Tag hinein, ohne verschlafene Augen, in denen noch das Schmalz und die Tränen vom Abend hangen. Viele Morgen Wiesenland muß man in sich tragen, darauf man sein Herzenskühlein weiden läßt und neue Bäume pflanzt. Freilich gibt es Zeiten, da man die ursprüngliche Fähigkeit, Gras wachsen zu lassen, vergißt, verliert, und seine Nächte durchweint, und es gibt auch Menschenkinder, die es zeitlebens verlernen; die sitzen in einer Ecke der großen Stube, verkümmern und vergrämen sich, und auf ihrem Acker wachsen bittere Kräuter. Wohl dem, der ein Gärtnerherz hat und eine unverwüstliche Lust, zu pflanzen. Schaufeln und Gießkannen her, die Sonne will scheinen! Lasset uns Gras säen, so viel wir vermögen.

Montefalco

Von Hermann Hesse

Für junge Leute ist doch nichts so schön und wunderlich als das Wandern. Schön und wunderlich ist es, über einen Alpenpaß zu schreiten oder durch einen großen Tunnel im Schnellzug plötzlich in ein fremdes Land zu kommen, schön auch, in Gärten und auf Hügeln ungewohnte Bäume und Blumen zu finden, durch Gassen unbekannter Städte zu schlendern und niemals zu wissen, wo und wie man morgen übernachten wird.

Wieder einmal hatte mich der Frühling über die Berge gelockt, und ich reiste fröhlich über Bologna, Florenz und Arezzo, um durch das grüne Umbrien zu wandern. Und eines Tages kam ich von Foligno her bei Regen und tiefem Schmutz nach Montefalco. Ein festes, trotziges, eng gebautes Bergnest. Durch das alte Tor führt eine steile Gasse eng und finster bergauf, und was man sieht und woran man vorüber geht, alles ist alt und steinern, kühn und verwittert. Winzige Gäßchen zwischen hohen Steinhäusern ohne Bewurf, alte Türme, Tore, Kastelle, Kirchen und Stadtmauern.

Auf der Höhe empfing mich ein kalter Wind. Dicht in den Mantel gehüllt sah ich ein wunderbares und unvergeßliches Bild: über altes Gemäuer hinweg ringsum die umbrische Ebene, von einem ungeheuren Kreise hoher, schneebedeckter Berge eingeschlossen. Jeder Blick streift nah oder fern irgendeine

Digitized by Google

alte, berühmte, heilige Stätte, da liegt Spoleto, Perugia, Assisi, Foligno, Spello, Tavi, dazwischen hundert kleinere Städtchen, Dörfer, Höfe, Kirchen, Klöster und Burgen.

Die Luft war feucht, kühl und düster. Den weiten Himmel bedeckten dichte Züge schwerer, stürmender Wolken, von Norden tönte der Donner eines Frühlingsgewitters. Einzelne fahlgelbe, grelle Sonnenblitze erschienen bald da, bald dort in der riesig hingebreiteten Landschaft, ließen eine ferne Stadt, ein fernes Kloster, einen Bergrücken oder die weit entfernte Krümmung eines Flusses aufleuchten, und verschwanden nach wenig Augenblicken. Strichweise fiel Regen, und plötzlich sprang über das ganze, kaum übersehbare Land ein Regenbogen.

Still und staunend ging ich über den Platz, durch ein Tor hinaus und durch ein nächstes wieder hinein, durch Winkel und steile Sträßchen. Vor der Stadt draußen fand ich einen prächtigen Garten und darin eine einsame, unbewohnte und etwas verwahrloste Villa, dort ruhte ich unter alten Zypressen aus und sah auf der grünen Ebene breite Schatten und schmale Sonnenblicke wechselnd spielen. Ich sah Assisi und sah in seiner Nähe die Portiuncula liegen und spürte etwas von dem milden, seligen Liebreiz und Zauber, der in den Legenden des Heiligen von Assisi und in den Werken der alten umbrischen Maler lebt.

Und dann ging ich diesen Malern ein wenig nach. Ich sah in Kirchen und Kreuzgangkapellen, über Portalen und über Altären alte Fresken voll zarter, freundlich schöner Gestalten, gütige Madonnen und jünglinghaft anmutige Heilige. Fromme Bilder aus der biblischen Geschichte und den acta Sanctorum, manche schwermütig ernst und manche inbrünstig demütig, andere auch kinderfroh und lachend, vom herben Faltenwurf der frühesten Primitiven bis zur mädchenhaften Süßigkeit des Perugino.

Ich sah auch ein anderes Bild, das ich nicht vergessen will. Ich sah in einer Kirche, die beim Spoletaner Tore liegt und deren Name mir nicht bekannt ist, eine junge Frau aus dem fünfzehnten Jahrhundert einbalsamiert in einem gläsernen Sarge liegen. Sie ist ganz in reiche Stoffe gekleidet, und man sieht von ihr selbst nur das Gesicht, dessen Formen vollkommen erhalten sind. Wer Lust hat, mag meinetwegen an eine Täuschung denken. Aber wenn dieses schöne, adlige Frauenprofil nicht Wirklichkeit, sondern von einem Künstler erfunden und modelliert ist, so schätze ich diesen Künstler höher als Donatello und die ganze Florentiner Bildhauerei. Der Sarg wurde mir durch einen liebenswürdigen, fein gebildeten Priester gezeigt. Er ist in einem Altar verborgen und mit vielen Laden und Schlössern verwahrt, die mein gütiger Führer mir öffnete. Darin liegt die schöne Tote und schläft durch die Jahrhunderte, rätselhaft und unheimlich und doch voll bezwingender Anmut. Nach ihrem Namen fragte ich nicht, und ich weiß nicht, ob jemand ihn kennt.

Gegen Abend verdüsterte sich der Himmel von neuem, und schwere Regengüsse rauschten über die tote steinerne Stadt, in deren Mauern ich keinen

Digitized by Google

einzigen Baum gesehen habe. Das Wasser rann in kleinen Bächen über die glatten Fliesen des Steinpflasters bergab, kein Mensch war in den Gassen zu sehen.

Durchnäßt und frierend suchte ich das einzige kleine Gasthaus auf, wo ich ein Abendessen bestellte und als einziger Gast in einem hohen, kalten, steinernen Salotto saß. Es wurde ein Blechbecken mit glimmenden Holzkohlen gebracht und zu meinen Füßen auf den Ziegelboden gestellt. In den Mantel gewickelt, den Hut auf dem Kopf, die Füße über die Glut gestreckt, saß ich da, betrachtete im unsicheren Ampelschein die an den hohen Wänden aufgehängten Bildnisse der Königsfamilie und sang zum Zeitvertreib schwäbische Volkslieder in die Kälte und Dunkelheit hinein, bis Wein und Essen kam.

Nach einer guten Mahlzeit saß ich, noch immer fröstelnd, am Tisch und rauchte giftige italienische Zigarren. Doch hielt ich's so nicht lange aus. Nach einer Weile verließ ich den unheimlich stillen Raum und ging Wärme und Menschen suchend durch das Haus. Da fand ich hinten in der kleinen Küche den Wirt, die Wirtsfrau und deren alten Vater behaglich am offenen Reisigfeuer kauern. Ich setzte mich dazu und freute mich der wohligen Wärme und des Feuerscheines, der an den schwarz verräucherten Wänden spielte.

Ich wurde sogleich nach den Liedern gefragt, die ich vorher gesungen hätte. Da sang ich sie noch einmal und fragte, ob sie nicht schön seien. Der Wirt lächelte und lobte die Lieder sehr, wollte mir aber nicht glauben, daß es keine Kirchenlieder seien. Und ich hatte „Muß i denn" und „Jetzt gang i ans Brünnele" usw. gesungen. Als Dank für meine Leistung brachte mir die Wirtin eine Flasche alten Wein, die wir vier gemeinsam austranken. Das Feuer loderte und knisterte, des Wirtes Jagdhund, der Graffe hieß, rieb seinen schlanken Kopf an unseren Knieen, wir sprachen von Rom und Florenz und wie weit und groß die Welt doch sei. Zuweilen warf der Alte eine Handvoll Olivenzweige aufs Feuer, zuweilen gähnte die Wirtsfrau, und als sie es häufiger und tiefer tat, sagte ich gute Nacht, drückte allen die Hände und ging in meine Kammer, vor deren Fenster kühl und einschläfernd der Regen sang.

Vom Schwarzversiegelten

Eine Anekdote von Wilhelm Schäfer

Nicht jedes Wiedersehen darf so viel Gulden kosten wie jenes, da Bernhard von Stramberg, Ratsherr zu Frankfurt, seinen Bruder fand. Er saß an einem Herbsttag früh im Römer, der damals noch ein schlichtes Amtshaus, nicht solch ein Steingebäude war wie heute, und hatte in Arbeitsnot den Schreibtisch vollgepackt mit Akten, davon schon manche seit Wochen durch seine Träume gingen. Da klirrte es mit Sporen in sein Zimmer, und als er schlechter Laune aufsah, trat aus dem Dunkel in seinen hellen Fensterplatz ein schlanker Leutnant in roter

Digitized by Google

Uniform, nicht allzu jung und schon ein wenig vom Leben angefaßt, auch staubig vom scharfen Ritt, der kurzerhand und schweigend ein Schreiben auf seine Akten schob: Quartier zu machen den sächsischen Chevaulegers, die noch zum Mittag für eine Nacht einreiten würden.

Und weil im Jahre 1795 die Heere der Verbündeten sich nach Frankreich drängten, den Royalisten beizustehen, so hatte sich der Ratsherr schon seit Wochen mit Einquartierung abzufinden. In wenigen Minuten war das Papier mit Stempeln und Siegeln überklebt und wurde zur Unterschrift dem Leutnant hingeschoben. Der ließ den Säbel ins Gehänge fallen und fegte mit dicken Zügen einen Namen hin, so daß der Ratsherr ihn nicht zu lesen vermochte und mit dem Papier aufstehend danach fragte.

„Christoph von Stramberg," sagte der rote Reiter, zugleich zum Abschied sich verneigend. Der Ratsherr aber winkte ihm bestürzt, zu warten, während er unfähig sich zu fassen dem Leutnant in das braune Gesicht sah, worin er trotz mancher eingefressenen Leidenschaft die Züge seines jüngeren Bruders wieder erkannte, der vor Jahren als Student aus Marburg wegen Schulden und schlimmer Weibergeschichten entwichen war. Obwohl nun damals ein Offizier nicht sehr geachtet wurde, besonders nicht von einem Frankfurter Ratsherrn, so war er doch erfreut, ihn nicht als etwas Schlimmeres zu finden. Er bot ihm also ein brüderliches Wiedersehen, wobei er alles Häßliche, was damals in Marburg beim Abschied zwischen ihnen gewesen war, rechtschaffen zu vergessen suchte.

Und auch den Bruder ein, im Weidenhof mit ihm zu speisen; es gäbe einen Dreimädchtziger, Johannisberg, acht Gulden zwar die Flasche, doch exzellent. Der Leutnant nahm dies alles, mit manchem Seitenblick aus seinen tief umrissenen Augen, doch ohne Widerrede an. Nur hätte er vorläufig — wie ihm schiene, gleich dem Ratsherrn — viel zu tun, damit sein Regiment Quartier bekäme. Da vermochte der, dem Bruder rasch zuliebe, noch etwas mehr, als sein Papier mit Siegeln zu bekleben: er wies ihm für die Offiziere die besten Häuser und gab ihm manchen Rat und auch Empfehlung mit. Darüber wurde der Bruder besserer Laune, und als er, ganz wieder der liebenswürdige Junge von damals, in seiner roten Uniform ihm lachend ein Wiedersehen zuwinkte: da blieb der Ratsherr bei seinen Akten als ein Mann zurück, der mit sich selber zufrieden ist. Nur wollte ihm die Feder nicht mehr parieren, und ein paarmal geriet er sehr ins Mißbehagen, daß er nun so mit Pflicht und Ordnung die Jahre füllte, indessen sein Bruder nur in einer roten Uniform daher zu kommen brauchte, damit er gleich der Sünden ungeachtet in brüderlichem Eifer für ihn sorge.

Doch war er weicher, als der Mittag kam und er das Herrenzimmer im Weidenhof zum Essen richten ließ, mit Blumen den großen Tisch gedeckt, wie wenn zwei Fürsten miteinander speisen wollten. Es freute ihn, vor seinem Bruder in Ordnung und Wohlstand dazustehen; und als darüber mit Hörnerschwall und Pferdegetrappel das rote Regiment einritt und er von dem Balkon aus den Bruder salutieren und lustig die Kameraden grüßen sah: da konnte er sich nicht enthalten, ihm fröhlich zuzurufen, und war fast stolz, als auch der Oberst ihn

Digitized by Google

höflich salutierte. Er trat danach diskret zwar in das Zimmer zurück, ging aber lebhaft auf und ab und war von Herzen gnädig: wie er selber den Christoph wohl zum Leichtsinn verleitet hätte, und alle, die seiner Laune entzückt zu Diensten gewesen wären. Er hörte die Stimme da unten lachen, ein bißchen schartig zwar, doch heller, als jemals im Römer ein Ratsherr lachte, und kam sich selber auf einmal grämlich vor und dachte, daß er und alle, die durch Tüchtigkeit den Staat in Ordnung hielten, nichts anderes bezweckten, als solchen Vögeln das Fliegen leicht zu machen.

Er hatte Zeit genug, dies zu verwinden. Nach fast zwei Stunden, die Kellner ließen schon die Köpfe hängen, erschien der Leutnant erst, erhitzt und staubig und heiser von dem Sprechen. Da sah er, wie doch nur ein armer Offizier aus ihm geworden war, der sich sein Leben mit Reiten und andrer Schinderei erhalten mußte; und war fast zärtlich mit ihm und legte ihm enthaltsam die besten Stücke vor; und als er dann vom Schwarzversiegelten eingoß und wußte, er hatte ihn bezahlt: da war er wieder ganz der Ratsherr von Frankfurt. So ging das Essen seinen wohlgemessenen Gang zur zweiten Flasche, indem der Leutnant, die Edle des Weins ungeachtet, in großen Schlücken trank. Und als sie endlich schon tief im Nachmittag beim Rauchen waren, da saß der Ratsherr, dem auch der ungewohnte Wein in die Gedanken stieg, behaglicher als sonst in seinen Stuhl gelehnt und meinte fast, es liefe das Blut ihm auch so flüssig durch die Adern wie dem Roten, und lobte sich und seinen Edelmut und war sehr sanft zu seinem Bruder. Der saß versunken da und sprach nicht viel, wie einer, der in Rührung versonnen ist, so daß dem Ratsherr aus dem Schwarzversiegelten der Vorwitz auf die Lippen sprang: er säße da wie der verlorene Sohn.

Da schoß dem schlanken Menschen das Blut ins staubige Angesicht; er sah den sauberen Ratsherrn an mit einem Blick, der tief verloren war, und lachte hart und brannte mit der Zigarre, fest auf den Tisch gepreßt, ein Loch ins weiße Linnen, und in den Furchen seines jungen Gesichts rannen die Tränen herunter wie bei einem Knaben.

Nicht lange danach klopfte es; ein wenig angerötet zwar, doch sonst in guter Form trat der Major des Leutnants ins Zimmer, ein flinker Mensch mit weißem Schnauzbart, der sich recht artig vor dem Ratsherrn verneigte und gekommen war, sich bei dem Leutnant zu bedanken fürs Quartier. Der wußte, schnell gefaßt, den Dank auf seinen Bruder abzuschieben; und wie der so geschmeichelt war, und wie ein höfliches Wort ein verbindliches gab, saß der Major bald eifrig eingeladen vom Ratsherrn beim Schwarzversiegelten und wußte den Geschmack zu rühmen, obwohl er Sachse war. Da wurde der Leutnant wieder der rote Reiter und führte mit scharmantem Scherz die beiden ins Gespräch von heiklen Sachen, daß dem Major die Tränen in den Schnauzbart kullerten und auch der Ratsherr ein paarmal seine Würde vergessen mußte. Darüber klopfte es zum zweitenmal, und diesmal trat der Oberst, sich leise neigend, so lang war die Gestalt, ins Zimmer. Der wollte auch dem Leutnant sein Quartier verdanken

Digitized by Google

und war ein Mainzer Kind und blähte die Nüstern förmlich nach dem Weingeruch; und wo schon sein Major geladen war, da konnte es für ihn nicht fehlen, so daß sie bald zu vieren und bei der sechsten Flasche saßen.

Der Leutnant war toll im Wein; er warf die Scherze hin mit schlanken Händen, wie wenn er Karten gäbe, und hatte sein Knabenlächeln um den Mund, und alle hörten zu und waren stolz auf ihn. Es wäre ein vergnügter Nachmittag geworden, wenn nicht die gleiche Dankbarkeit für sein Quartier den jüngsten Leutnant des Regiments getrieben hätte, gleichfalls den Stramberg aufzusuchen. Er war ein stiller Mensch mit gutem Wesen, der sehr verlegen war ihn nicht allein zu finden, und sich sogleich in Höflichkeit empfehlen wollte. Nun war zwar Platz genug am Tisch; doch mochte es dem Herrn von Stramberg zu teuer werden mit seinem Schwarzversiegelten, und weil es nur ein Leutnant war, so sah er recht absichtlich zurückgelehnt und mit gefaltenen Händen den jungen Menschen ungeduldig an.

Da faßte den Christoph von Stramberg solch ein Zorn, daß er die Hände nicht zu lassen wußte, und seine Stimme bellte heiser, als er den Oberst um Erlaubnis bat, den Leutnant zu einem Glase Wein zu bitten. Der Oberst blinzelte verdutzt und sah den Ratsherrn an. Der merkte, daß ihm etwas unterlief; doch war er nicht beherrscht genug, es zu verbergen, und sagte mit Höflichkeit: Wenn sein Bruder einen Kameraden bäte, so sei das selbstverständlich auch in seinem Namen.

Der Leutnant gewann noch eine Form, sich zu entfernen: Er säße mit den andern Kameraden unten und habe nur den Leutnant begrüßen wollen und nicht gedacht zu stören. Worauf er sich mit artiger Verbeugung empfahl. So schien der Stramberg auch beruhigt; er hielt ihn an der Hand zurück und bat den Oberst, indem er sich auf seine schlanke Art erhob, die Kameraden unten begrüßen zu dürfen. Und als er Arm und Arm mit dem andern hinausging, noch einmal winkend, ein Scherzwort auf den Lippen, war keiner von den dreien der Meinung, daß nun der Zwischenfall noch ernst zu nehmen sei.

Sie hörten den erschollenen Lärm, womit sie unten ihn begrüßten; und hatten gerade angefangen, vor dem Ratsherrn, der verdrossen geworden war, Anerkennung und Besorgnis zu häufen im vertraulichen Gespräch, als die Treppe lebhaft von vielen Tritten wurde. Strahlend, nur in den Augen einen scharfen Glanz, kam er herein, an jeder Hand einen Kameraden, indessen die andern ihm lustig und verlegen folgten, salutierte den Oberst und verbeugte sich vor dem Ratsherr, Spott um den Mund: „Dies, lieber Bruder, sind Soldaten, die morgen vor den Feind ihr Leben tragen, damit ihr ungestört in Frankfurt schachern könnt. Vielleicht schon morgen abend" — er riß sie an den Armen vor — „daß ihnen der Schädel zerhauen ist. So habt Ihr viele, doch seltene Gäste mit Eurem Bruder zum Schwarzversiegelten geladen. Doch eine Hundsfott, wer nicht fröhlich ist!"

Und damit war er schon wieder mit lachenden Augen und einer Stimme voll Schelmerei beschäftigt, einen jeden an seinen rechten Platz zu bringen und

Digitized by Google

Gläser und Flaschen zu verteilen, die von den Kellnern reichlich hereingetragen wurden. Und weil nicht alle bescheiden waren wie der jüngste Leutnant, so begann nach wenigen Minuten eine fröhliche Zecherei, wie wenn sie da schon stundenlang ein Fest am feiern wären. Und wer noch schüchtern war, den faßte er mit Scherzen und Zutrinken aufs Wohl des edlen Spenders. Es waren ihrer nur wenige vom Rhein, meist Sachsen oder Böhmen, die soffen den Edelsaft wie Schnaps und Bier.

So hatte sich der Ratsherr ein wildes Fest im Weidenhof gerichtet und saß nun blaß und tückisch inmitten der roten Reiter eingesperrt und sah mit unverstellter Wut die vielen Flaschen zu acht Gulden auf sein Wohl vertrinken; und manche wurde nur geköpft und halb verspritzt, daß bald das Tischtuch mit den nassen Blumen dampfte. Indessen wurde der Leutnant stiller; doch trank er mehr als einer und schüttete den schweren Trank hinunter, wie wenn er sonst verbrennen müßte. Und saß mit dunkeln Augensäcken, die Hände auf den Tisch gelegt, den Glanz der Trunkenheit im Blick. Sie fingen an zu rütteln an ihm und riefen ihn zu ihrer Lustigkeit; und ließen von ihm ab, tranken dem Ratsherrn zu und dachten nicht mehr an ihn.

Und lachten auf, und einige, die ihn kannten, wurden blaß, als er den Säbel erst umschnallte und sich das Käppi fest in die Stirn aufdrückte und mit dem Säbelknauf hart auf das Tischblatt klopfte. Er war sehr bleich und das Gesicht in Riemen aufgefurcht und in den Augen Haß und Frechheit um den Mund; und war noch jedes Wortes mächtig und tat den roten Reitern und dem Ratsherrn einen Spruch: „Sanft, tapfre Reiter, würdiger Ratsherr! 's ist Lumpenfreinacht für die Ehrbarkeit. Wir aber, die verlorenen Söhne der Welt, trinken vom Schwarzversiegelten jeden Tag. Euch spei ich in den Wein zum Lumpenfest!"

Wohl fuhren da die Fäuste hoch, und Säbel rasselten und Flaschen stürzten um: Er aber spie hinein und schwenkte den Wein wie einen Regen über sie und schmiß das Glas so auf den Boden, daß die Splitter hoch in die Wände spritzten, und war hinaus, wie wenn der Teufel durchs Zimmer gefahren wäre.

Da mußten sie dem Ratsherrn beispringen, der vor Schrecken von Sinnen war, und schrieen und lachten vor Betrunkenheit und Zorn; und einer war vernünftig und brachte sie zur Ruhe, daß ein Betrunkener nicht wert sei, einen Tag drum abzubrechen, weil sonst das Leben mitgebrochen würde; auch müßten sie dem Ratsherrn zeigen, daß nur der eine zu solcher Roheit fähig sei. Und kamen alle zur Vernunft und saßen noch lange miteinander in Ehrbarkeit und tranken vom Schwarzversiegelten, die roten Reiter mit dem Ratsherrn, der bald einschlief, und trugen ihn erst spät nach Haus, als alle Keller im Weidenhof verschlossen waren.

Und kamen zum andern Abend an den Rhein, darüber der von Stramberg schon in der Nacht geritten war.

Digitized by Google

Die offizielle Kunst in Frankreich

Von Octave Mirbeau

Mit sieben Abbildungen

Es ist kein Grund mehr und es war übrigens niemals Grund zu der Hoffnung, daß die offizielle Kunst in Frankreich je aussterbe. Ihre Geschichte ist die unserer bewunderungswerten Einrichtungen: eine komische Geschichte, und zum Weinen, wie alles wahrhaft Komische. Diese Einrichtungen datieren meistens von Ludwig XIV. Einige, die modernsten, datieren von Napoleon I. Keine datiert von uns selbst. Seit sie in Betrieb sind, erdulden wir sie, sei die Regierungsform monarchisch oder sozialistisch-radikal, wie Ludwig XIV. und Napoleon I. sie geschaffen haben. Daß Einrichtungen so lange ohne Fortentwicklung bestehen können, während das Leben sich unablässig fortentwickelt, das ist das Treffendste, was sich zu ihrer Verurteilung sagen läßt. Und doch ist dies in einem Lande, das wie unseres am Überlieferten hängt, der stärkste Grund, sie zu erhalten.

Einige Beispiele. Ich führe sie wahllos an, wie sie mir einfallen.

Kaum daß man seit zwanzig Jahren es gewagt hat, leise — o, so leise! — an den allgemeinen Unterrichtsplan zu rühren; und er stammt von den Jesuiten, denen Ludwig XIV. die Schulen fast ausschließlich überlassen hatte.

Die Liste des Grundkatasters, von der die ganze Einschätzung abhängt, ist mehr als hundertjährig. Fast alle ihre Aufführungen sind lächerlich falsch. Trotzdem gelten sie immer weiter als glaubhaft. An der Küste der Normandie, in der Umgegend von Dieppe, ist es vorgekommen, daß große Stücke Land ins Meer gerutscht sind. Im Kataster aber stehen sie nach wie vor, und ihre ehemaligen Eigentümer müssen kraft dieser Tatsache nach wie vor für sie steuern.

Das Verfahren bei Gericht ist genau dasselbe wie unter Ludwig XIV. Die Trachten der Richter auch. Vor Gericht hat man keine Minute aufgehört, die unsinnige, groteske Sprache zu reden, über die schon Racine sich lustig machte. Ebenso wunderbar ist's, wenn man bedenkt, daß in unserer Epoche der Eisenbahnen und Automobile die gerichtlichen Vertagungen noch immer so berechnet werden wie zu der Zeit, als man von Paris nach Bayonne — und auf was für Straßen, großer Gott! — in der Postkutsche fuhr.

Wir haben Revolutionen überstanden und Regierungen. In Frankreich,

A. Mercié, Musset-Denkmal

Digitized by Google

wie überall, mußte auf das Berufsheer verzichtet werden, das ein buntſcheckiges Gemengſel aller möglicher Leute aus aller Herren Länder war. Jetzt iſt jeder Soldat. Das Kriegshandwerk vertreten nur noch die Offiziere. Das Natürliche wäre alſo offenbar ſchon längſt eine durchgreifende Änderung der Disziplin geweſen, die vielleicht nötig war, um jene Bande von Plünderern und Totſchlägern im Zaum zu halten. Aber durchaus nicht. Die Disziplin iſt noch die gleiche. Wir haben noch immer das Militärſtrafgeſetzbuch, die Militärjuſtiz, die Kriegsgerichte; und dieſe Kriegsgerichte verfahren nun gegen Bürger auf dieſelbe ſummariſche, rohe und wilde Art wie einſt gegen die Söldner, aus denen die früheren Heere beſtanden.

Gauquié, Watteau-Denkmal

Iſt es nicht erſtaunlich, daß wir nach vierzig Jahren Republik noch immer eine Behörde haben, die ſich „Kriegsminiſterium“ betitelt, und daß noch niemand daran gedacht hat, ihr den weniger herausfordernden, weniger kaiſerlichen Namen „Landesverteidigungsminiſterium“ zu geben? Und iſt es nicht noch erſtaunlicher, daß beſagtes „Kriegsminiſterium“ Generale beſtraft, die in

Digitized by Google

einer Unterhaltung oder in einer Rede vom „Krieg" sprechen, für den doch ein Ministerium da ist, ein Minister, ein Oberkriegsrat usw.

Mit welchem Gegenstand man sich in diesem Frankreich befassen will, ausgehen muß man immer von dem Wesensgrundsatz, daß alles oder fast alles von Ludwig XIV. und von Napoleon I. stammt. Die Ideen mögen wechseln, so viel sie wollen, die Einrichtungen wechseln nie. Ungeheures hat sich vollzogen; Europa hat sich zu großen Nationen gestaltet; Amerika, Australien, Asien selbst und das schwarze Afrika haben ihren Platz in der Welt erobert oder zurückerobert ... Unsere Einrichtungen wissen davon nichts, oder pfeifen drauf. Sie bleiben, was sie sind. Und alle Welt ist damit einverstanden. Und alle Welt würde in Geschrei ausbrechen, wenn die Rede davon wäre, in unsere Gesetze etwas Neues einzuführen, das Räderwerk unserer Einrichtungen zu vereinfachen und sie mit den Notwendigkeiten unserer erweiterten Daseinsform in Einklang zu bringen. Tief in uns verankert lebt die Vorstellung, daß die Vorzüglichkeit einer Einrichtung an ihrer Dauer zu messen sei. Wenn eine zehn Jahre alte Einrichtung uns schon gut dünkt, wieviel besser wird sie erst sein, wenn sie fünfundzwanzig Jahre alt ist! Auf die Kniee aber muß man sinken und nur noch verzückten Gesichtes und mit betendem Munde sprechen vor hundertjährigen Einrichtungen!

Wenn ich Herrn Maujan, den sozialistisch-radikalen Abgeordneten, ansehe, sage ich mir, daß die Revolution — die große — eigentlich an nichts gerührt hat. Sie hat nur an Namen und Worte gerührt. Ihre Guillotine, die so viel Blut unnütz vergoß, hat nicht einmal an die Köpfe gerührt, die sie abschnitt.

* * *

Nach alledem soll man noch staunen, daß wir in Frankreich eine offizielle Kunst haben, daß diese offizielle Kunst dauerhaft ist, oder besser: mit einem für die Gelegenheit passenden Wort — denn die offizielle Kunst ist ja gleichbedeutend mit der Akademie Ludwigs XIV. und dem Institut Napoleons I. — daß sie unsterblich ist.

Was bewirkt bei uns der zwiefache Begriff, daß der Unterricht in den Schönen Künsten dem Staate gebührt, und daß es ihm gebührt, im Sinne zweihundertjähriger Traditionen, deren allmächtige, strenge Hüterin eine Akademie ist, die Künstler zu protegieren?

Er hat vor allem die Wirkung, daß die Mehrheit der Franzosen und fast die Gesamtheit der Künstler sich um ihn scharen. Die Mehrheit der Franzosen und fast die Gesamtheit der Künstler sind noch auf dem Standpunkt, daß sie in Entzücken geraten vor den bunten Bildern, die in Provinzgasthöfen die Zimmer schmücken: Franz I., den sterbenden Leonardo umarmend; Ludwig XIV., Molière zum Frühstück einladend. Und ihnen allen dauert es viel zu lange, bis Clémenceau den Pinsel des Herrn Bonnat aufhebt.

Zur Not will ich es zugeben, daß der Staat sich die Unterweisung in der Kriegskunst vorbehält. Da der Mord in fast allen Staaten streng verboten ist,

Digitized by Google

ausgenommen den Soldaten und Seeleuten in der Ausübung ihres Berufes, den Richtern in gewissen Ausnahmefällen, den Duellanten und den leidenschaftlichen Liebhabern, so kann es wohl ein Privileg des Staates bleiben, einem das beste Verfahren zu lehren, wie man in möglichst kurzer Zeit eine möglichst große Zahl Landsleute (im Frieden) oder Ausländer (im Kriege) ums Leben bringt. Ähnliche Gründe lassen sich in betreff des Unterrichtes in der Medizin anführen, die eine sehr gefährliche Kunst ist. Auch kann ich mir sehr wohl erklären, daß der Staat die Rechtslehre mit Beschlag belegt, oder genauer: die Lehre vom Recht der Reichen. Und wenn man ihm selbst, aus Gründen, die nicht immer viel wert sind, das Recht zuerkennte, alles zu lehren, sogar die Politik: sollte man nicht eine Ausnahme machen zugunsten der Malerei, der Skulptur, der Gravierkunst, der Architektur, der Deklamation und des Tanzes, — da dies doch Künste sind, die in streng persönlichem Empfinden wurzeln und folglich sich jedem Unterricht entziehen?

Nein. In Frankreich ist man darin einig, daß der Staat über die Schönen Künste die Oberaufsicht haben muß. Dies ist eine der Wahrheiten, die niemand mehr bestreitet.

Freilich ist die Rolle des Staates, was den Unterricht in den Schönen Künsten betrifft, einfach. Sie ist um so einfacher, als sie sich immer gleich bleibt. Der Staat begnügt sich damit, jedes Jahr wenigstens zwei Reden in jeder der beiden Kammern halten zu lassen, und außerdem durch den Minister oder seinen Unterstaatssekretär oder die seinem Kabinett attachierten Herren oder seine Inspektoren noch eine gewisse Zahl Ansprachen bei einigen hundert Preisverteilungen, Ausstellungen, Salons, Wettbewerben, Begräbnissen bekannter Persönlichkeiten, Denkmalsenthüllungen. Sind alle diese Reden glücklich gehalten, dann überläßt er der Akademie der Schönen Künste die Sorge, die schönen Künste zu leiten, sie zu lehren, zu überwachen, zu belohnen: und dies Vorrecht läuft einzig darauf hinaus, daß sie sich selbst, der Akademie der Schönen Künste und ihrer Kundschaft, soweit sie ganz artig ist, die Ehren, Orden, den Vorsitz in den Kommissionen und die dabei abfallenden Aufträge zuerkennt. Denn in Frankreich endet ja doch alles mit Aufträgen . . .

* * *

Die offizielle Kunst — wie soll man sich, wenn man so etwas schreibt, das Lachen verkneifen? — wird in der Kunstschule ganz so gelehrt, wie sie dort im Gründungsjahr der Anstalt gelehrt wurde, nämlich, wenn ich mich recht entsinne, im Jahre 1648. Auch wird sie in den Regional- oder Departementalschulen gelehrt, die in den Provinzen wüten und darum ihren Ehrgeiz auf die sogenannte dekorative Kunst beschränken müssen. Die Französische Akademie in Rom, die von 1671 datiert und deren Einrichtung auf Colbert zurückgeht, ist der Crême der guten Schüler vorbehalten. Sie ist unsere wertvollste offizielle Kunstfabrik, die, wo man am besten das Feinste vom Feinen lernt, nämlich die Art und Weise, wie man Orden, Staatsaufträge und später einen be-

Digitized by Google

quemen Sessel im Institut ergattert. Vorläufig sind diese glücklichen Kerle in einem schönen Palast inmitten eines schönen Gartens untergebracht und kopieren Raffael, kopieren Michelangelo, kopieren und kopieren Veronese und geben sich all den längst abgeschafften „Atelier"-Scherzen hin, deren traurige Liste uns die Brüder Goncourt in ihrer Manette Salomon gegeben haben. Wohl unter dem Vorwand, daß das Künstlerleben und das gewöhnliche sich gründlich ausschließen, werden ihre Geliebten in die Villa Medici eingelassen, ihre Ehefrauen aber unerbittlich daraus vertrieben . . . Und Herr Carolus Duran, der diese jungen Geschicke lenkt, spielt ihnen Mandoline vor.

Dies ist übrigens so beschaffen und geht folgendermaßen vor sich:

Ein umfassendes Netz ist von den Kommunalschulen zu den Regionalschulen gespannt, und von den Regionalschulen zu der Nationalschule am Quai Malaquais, von wo es in einer majestätischen, weichen Kurve über die Grenze geht und sich in Rom ans Dach der Villa Medici hakt.

Auf die Art und dank dem beklagenswert einfachen System der Kunstverwaltung kann keine Begabung, kein Talent, keine hoffnungsvolle Jugend uns entwischen. Wo das Genie auch steckt, es muß heraus.

Das Unglück ist, daß das Netz recht alt ist. Das Garn ist abgenutzt. Überall hat es Risse und Löcher. Wenn man es auch mit Medaillen flickt und mit Aufträgen stopft, die Delacroix, Daumier, Corot, Courbet, die Manet, Renoir, Monet, Cézanne und Pissarro schlüpfen hindurch. Und so passiert folgendes: bei einer kürzlich stattgehabten Auktion wurden drei Pfirsiche und eine Kompottschale von Paul Cézanne für neunzehntausend Francs losgeschlagen, während ein großes Bild des Herrn Dagnan-Bouveret, Mitglieds des Instituts, Inhabers sämtlicher bekannten Orden, mit Mühe und Not auf zwölfhundert Francs kommt. Renoirs, Monets sieht man gemeinhin mit vierzigtausend Francs bezahlen, und einen Carolus Duran, vor dem auf dem Salon ganze Haufen in Verzückung kommen, auf dreihundert Francs sinken; und auch die erzielt er nur dank dem Rahmen, der wohl sechshundert wert war.

Da gerät dann die alte hundertjährige Spinne, die im Mittelpunkt ihres Netzes auf der Lauer liegt, in Unruhe und fragt sich, was sie sich in einigen Jahren wohl noch unter die Kuppel setzen kann. Und noch wilder klammert sie sich an die offizielle Kunst, die einzige, die ihr zu leben geben kann; denn der Staat hat Wände mit Malereien zu bedecken, nationale „Visagen" abzumalen, Provinzmuseen zu füllen und Negerkönige zu beschenken.

Was wird in all den Schulen, von denen ich gesprochen habe, nun gelehrt?

Erstens wird den Schülern zu unterscheiden gelehrt, was gezeichnet ist und was nicht; denn eins der Vorrechte des Instituts ist es, das heilige Feuer zu unterhalten, bei dessen Licht man auf den ersten Blick die gute Zeichnung erkennt, das heißt die unwandelbare Fabrikationsart der nicht weniger unwandelbaren Formen, die zu ihren Milieus nie stimmen. Man lehrt sie die traditionelle Kunst der Valeurs — der falschen Valeurs — für Sujets, die immer und ewig der Mythologie oder der Heiligen Schrift entnommen sind; man lehrt

Digitized by Google

Ambroise-Thomas-Denkmal

sie, aus der Heimkehr des Tobias ein rührendes Bild zu machen und eine entzückende Statue aus den Taten des Herkules; die Liebe oder den Zorn und selbst die Unzucht mit edlen Hüftenstellungen zu malen, mit edel entfalteten Haaren, edlen schwerfaltigen Gewändern, deren Brüche schillern; den Plan eines Volkstheaters zu zeichnen mit Karyatiden, die assyrische Bergleute und Bäcker, Tänzerinnen und Tragödinnen sind; oder ein Palais für amerikanische Milliardäre, im reinen Stil aus dem Anfang vom Ende des zweiten Drittels der Epoche Ludwigs XVI.

Vor allem lehrt man sie, an Preisbewerbungen teilzunehmen.

Ich habe ein kurioses Dokument in Händen. Es stammt aus der Zeit, als der neukantische Spiritualismus des Herrn Lachelier den allzu faden Spiritualismus des Herrn Cousin endgültig entthronte, und als infolge der Arbeiten Taines über die englischen Philosophen des neunzehnten Jahrhunderts die Universität, so schwer es ihr werden mochte, die wesentlichen Erkenntnisse der Experimentalpsychologie wohl verzeichnen mußte. Mein Dokument ist eine kleine kurzgefaßte Rede, oder das Programm einer Rede, das ein Gymnasialprofessor seine besten Schüler auswendig lernen ließ. Was immer der Wettbewerb oder die Prüfung für einen Gegenstand hatte, die kleine Rede machte, daß die Schüler ihre Dissertation mit neukantischen Kenntnissen und psychologischen Voraussetzungen überpudern konnten, und daß sie ein gutes Zeugnis bekamen.

Am Quai Malaquais, in den Schulen von Bourges und Limoges müssen Passepartouts dieser Art umgehen, die sich allen Gegenständen aller Wettbewerbe hermetisch anpassen.

Was diesen Scherzen, diesen Dummheiten, diesen Armseligkeiten Dauer verleiht, das ist der den Franzosen eingeborene Geschmack an Wettbewerben, Medaillen, Kommissionen, an Belohnungen und Strafen und an Schulen nicht nur auf dem Gebiet der Kunst, sondern auf allen Gebieten. Frankreich zerfällt in zwei genau unterschiedene Gruppen: die Gruppe der Schüler und die der Lehrer. Und wenn es vorkommt, daß die Schüler ihrerseits Lehrer werden, so kommt es ebenfalls vor, daß die Lehrer, aus Freude an der Sache, einzig zum Vergnügen, wieder Schüler werden.

Blicken Sie um sich. Wenn ein Mediziner seine Kindheit, seine Jugend und einen Teil seiner reifen Jahre auf den Bänken des Lyzeums, der Hörsäle, beim Unterricht im Amphitheater, bei den Vorführungen im Hospital damit

Digitized by Google

verbracht hat, scharf ein Examen nach dem andern vorzubereiten, einen Wettbewerb nach dem andern mitzumachen, dann geht er von neuem daran, Examen und Wettbewerbe zu bestehen für das Externat und Internat, die Klinik, das Laboratorium, für alles und nichts. Jetzt, glaubt man, sei er fertig und werde das Ergebnis der Examen und Wettbewerbe in Ruhe genießen. Durchaus nicht. Jetzt macht er erst recht Examen, bewirbt und bewirbt sich um Preise der medizinischen Akademie, um den Titel eines Hospitalarztes, um den Titel eines Universitätsprofessors. Wir begegnen Männern von fünfzig und mehr Jahren, kahlen, ausgereiften Männern, Großvätern sogar, die durchs Examen fallen, wie Hosenmätze. Die Kranken selbst sind stolz, wenn sie höchst schwierige Examen bestehen, wenn sie an Krankheitswettbewerben teilnehmen dürfen, bei denen es sich darum handelt, ob sie ein Anrecht auf ein Bett im Hospital oder auf einen soldatischen Kochtopf haben. Anderswo sind es kühne Hauptleute, glänzende Schwadronschefs, taxfere Obersten mit grauen Schnurrbärten, die Examen und Wettbewerbe bestehen, um in die Kriegsschule oder auch wieder herauszukommen. Wahrhaft glücklich sind die Franzosen nur in der Schule. Ob sie als Schüler oder als Lehrer hingehen, verschlägt ihnen wenig, wenn sie nur hingehen dürfen. Und in den Akademien, dem Lebensziel dieser unverbesserlichen Schüler und dieser unverbesserlichen Lehrer: erkennen Sie in den Akademien, die auch wieder Wettbewerbe, Medaillen, Preisverteilungen haben, nicht die letzte Form, die greisenhafte, eiterige Form der unheilbaren Schulkrankheit?

* * *

In den Salons abgelegener Provinzen, wo noch Gesellschaftsspiele gespielt werden, hat man eins, bei dem die Namen der vierzig Mitglieder der Akademie gefunden werden müssen. (Die „Akademie“ ohne Zusatz bedeutet die Französische Akademie.) Dies Spiel, das sehr schwierig ist, wird niemals mit den anderen vier Akademien gespielt. Das versucht man gar nicht erst.

Wir wollen es aber doch einmal mit der Akademie der Künste versuchen, wo, zum Unterschied von der „Akademie“, die großen Herren, die reichen Liebhaber und die gutgesinnten Politiker nur als „freie“ Akademiker Zutritt haben. Frei wovon? Das habe ich nie erfahren können.

A. Mercié, Gounod-Denkmal

Digitized by Google

Nur wenige Namen sind bekannt.

Unter den Malern kennt man Herrn Bonnat, weil er nach alter Überlieferung — weinsatzfarben auf Schokoladegrund — das Porträt aller armen Präsidenten der Republik und unserer offiziellsten Zelebritäten malt. Es ist sehr teuer. Alle Wetter! Herr Bonnat hat das Großkreuz und ist Mitglied des Ordensrates der Ehrenlegion, die Sarah Bernhardt keinen Orden geben will. Ferner ist er Direktor der Kunstschule und Vorsitzender der Museumskommission.

Auch kennt man Herrn Eduard Detaille, Kommandeur der Ehrenlegion, weil er seit Herrn von Neuville, der tot ist, und Herrn Dujardin-Beaumetz, der jetzt Unterstaatssekretär für die Schönen Künste ist, in dem Rufe steht, daß er am besten, und bis auf den letzten Knopf, die vollständige Equipierung des Soldaten im Kopf hat.

Endlich kennt man Herrn Carolus Duran, Großoffizier der Ehrenlegion und Direktor der Akademie in Rom, weil er einen viel schöneren Namen als die anderen Durans hat, weil er, wie Coquelin, im Adreßbuch der feinen Welt steht, Mandoline, andere sagen, Gitarre spielt, daß man vor Entzücken vergeht, und im vertrauten Kreise spanische Tänze, fast so wollüstig wie die Otero, tanzt.

Die Herren Hebert, Inhaber des Großkreuzes der Ehrenlegion, Jean Paul Laurens und Lefèvre, die nur Kommandeurs sind, Luc Olivier Merson, Morot, Cormon, Dagnan-Bouveret, die nur Offiziere sind, gleich den Herren Lhermite, Flameng und Ferrier, sind in Frankreich wenig, im Ausland noch weniger bekannt. Einige von ihnen hatten Talent, ein paar haben sogar noch welches. Aber sie benutzen es nicht, und ihre Malerei, die darum nicht glücklicher ist, hat keine Geschichte.

Von ihren unmittelbaren Vorgängern, deren mit grünen Palmen bestickten Frack sie angezogen, deren Federhut sie aufgesetzt und deren Degen mit Perlmuttergriff sie umgegürtet haben, von ihnen wird überhaupt nicht mehr gesprochen. Höchstens daß ein paar Liebhaber von Kuriositäten sich ihrer entsinnen.

Von Herrn Meissonier weiß man nur, daß er ganz klein war und einen großen Bart hatte, daß er mikroskopische Bilder malte und Mehl in seinen Garten schüttete, wenn er Schnee zu malen hatte. Bouguereau erwarb eine Art Ruhm dadurch, daß sein Name in den Kunstkritiken wenig wohlwollend genannt wurde. Als Sündenbock ist er erhalten geblieben. Aber die Dinge verschwimmen so, daß man nicht mehr recht weiß, wer er war. War er Abgeordneter, Minister, Einbrecher, ein bankrotter Bankier oder ein betrügerischer Notar? Mit Sicherheit kann man's nicht mehr sagen. Henner verdankt es weit mehr seinem elsässischen Akzent als seinen kleinen käseblassen Frauen mit ihren gelbgefärbten Haaren, daß er sein Verschwinden einen Augenblick lang überlebt hat. Im allgemeinen aber sind die gestern noch unsterblichen Maler heute fast schon tot. Was soll man zum Beispiel von Herrn Couder sagen, oder von den Herren Cogniet, Delaunay, Muller, Signal, Moreau, Lenepveu, Vollon, Benjamin-Constant und Jules Breton? Acht Tage angestrengten Suchens und

Digitized by Google

drei Sekretäre habe ich gebraucht, um dieſe heute ſo ganz verſchollenen Namen wieder aufzufinden.

Auf vierzehn Maler kommen in der Akademie der Künſte nur acht Bildhauer. Aber ſie bildhauen, dieſe acht Bildhauer, als wenn ſie wenigſtens fünfzig wären. Paris, ſeine Straßen, ſeine Plätze, ſeine Anlagen, ſeine ſchönen Gärten

Verlet, Maupaſſant-Denkmal

wiſſen leider davon zu reden. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß unſer großer Auguſte Rodin, der höchſte Ruhm dieſer Zeit, nicht dabei iſt.

Herrn Frèmiet, Großoffizier der Ehrenlegion und berühmt durch Tierſkulpturen, verdanken wir eine goldene Jeanne d'Arc, die am Pyramidenplatz auf einem ſtarken Omnibuspferde reitet. Herr von Saint-Marceaux iſt nur Offizier der Ehrenlegion. Werden Sie aber darum nicht traurig, er arbeitet, als hätte er das Großkreuz. Ihm iſt vieles zu danken, unter anderem ein Alfonſe Daudet in den Elyſeiſchen Feldern und ein Ambroiſe Thomas im Park Monceau,

Digitized by Google

von denen Elyseische Felder und Park Monceau sich noch nicht erholt haben. Unter kümmerlichen Bäumen, am Ufer eines kleinen Flusses, den die Stadtverwaltung ihm zu Ehren abgelenkt hat, sitzt Thomas in einem Bademantel oben auf einem Felsen. Er ist so zu Tode betrübt, der arme Mann, so verzweifelt, weil er sich von Herrn von Saint-Marceaux dergestalt darstellen lassen muß, daß die Muse, die ihn bewacht, ihn nur mit allererdenklichen Mühe abhalten kann, in den Fluß zu springen. Ein ergreifendes Drama, an das Herr von Saint-Marceaux nicht gedacht hatte. Herr Barrias seinerseits hat nicht sterben wollen, ohne Paris mit dem rauhen, unförmlichen Block zu beglücken, der Victor Hugo ewig lächerlich macht, mitsamt seinem Felsen von Guernsey, wo recht häßliche Frauen verkehrten. Was Herrn Mercié, Großoffizier der Ehrenlegion, angeht, so stelle ich mir vor, daß Victor Hugo angesichts seiner sein eigenes Unglück vergessen und in seinen „Züchtigungen" vergeblich nach einem Verse suchen würde, der diesen Bildhauer blutig genug dafür geißeln könnte, daß er's gewagt hat, Alfred de Musset und seine Muse zu so einem unanständigen Schauermachwerk, einem Monument von so unvergleichlicher Dummheit zu benutzen.

Barrias, Victor-Hugo-Denkmal

Wir wollen den Staub des Vergessens sich anhäufen lassen auf den Namen und den Werken der anderen Bildhauer, der acht Architekten, der vier Graveure, der sechs Musiker, die diese schöne Akademie zu einem so harmonischen Ganzen vervollständigen. Und wollen wiederholen, daß weder Berlioz, noch Cäsar Franck, noch Bizet, noch Rude, noch Barye, noch Rodin, noch Delacroix, noch Corot, noch Courbet, noch Manet, noch Monet, noch Cézanne diesem Institut angehörten. Und das ist wohl recht so; weil es nämlich in Frankreich eine Akademie der Künste und in dieser Akademie eine Malerklasse gibt, und Renoir, das Entzücken und der Ruhm der Malerei aller Zeiten, nicht darin ist! . . .

Im Lauf dieser flüchtigen Notizen habe ich mehr als ein angemaßtes Recht und eine ganze Anzahl übertriebener Privilegien aufgezeigt. Die Kunstakademie hat das offizielle Recht, Kandidaten vorzuschlagen — und dieser Vorschlag kommt tatsächlich der Ernennung gleich — für die Direktorposten an der Kunstschule, am Konservatorium, an der Akademie in Rom, für den Vorsitz in der

Digitized by Google

Museumskommission, für die Ernennung der Museumskonservatoren, für den Lehrstuhl der Ästhetik am Collège de France. Ihre Rolle wiegt vor in allen Kommissionen, namentlich in denen zum Ankauf von Kunstwerken und zur Auswahl von Künstlern, denen bedeutende Arbeiten anvertraut werden sollen. Sie hat auch den Auftrag, ein Wörterbuch der Schönen Künste zusammenzustellen, das natürlich allein die guten Kunstdoktrinen enthält und recht eigentlich das „Gesetz und die Propheten" darstellt, außerhalb derer es nur Ketzerei, Anarchie, Lüge und Zerfall gibt. Ihre Hand ist überall, und diese Hand ist gekrümmt. So oft sie irgendwo hineingreift, tut sie's, um etwas herauszuholen, um alles herauszuholen und mehr als alles.

Nicht daß der Staat, der geizig ist, der offiziellen Kunst einen sehr großen Teil des Budgets überließe. Aus einer Gesamtsumme von vier Milliarden bleiben ihm alles in allem nur siebzehn Millionen für den Dienst der Schönen Künste. Abzüglich des Preises für Errichtung und Unterhalt der Kultusgebäude, Restauration der historischen Monumente, der öffentlichen Gebäude und der Nationalpaläste und für die Verwaltung von Manufakturen, wie Sèvres und die Gobelins, bleiben kaum mehr als sieben Millionen für den Unterricht in den Schönen Künsten, für ihre Ermutigung durch Ankäufe und Zuwendungen an Künstler und für die Vergrößerung unserer Museen. Das ist wenig. Aber das Institut sieht bei alledem nicht allein aufs Geld. Es handelt sich ihm darum, durch eine starke Organisation und durch seine fortwährende Einmischung das edle Wesen der offiziellen Kunst zu erhalten, so viel wie möglich ihre altehrwürdige Herkunft und das Räderwerk ihrer Verfassung zu wahren.

Übrigens ist die Akademie reich. Sie verfügt über ein recht hübsches Vermögen, das aus Schenkungen und Legaten stammt; und seine Zinsen verteilt sie in gut angelegten Unterstützungen und in Preisen, die sich nie dorthin verirren, wo sie verdient wären. Von der Art ist der Preis Deschaumes-Testié: er wird „jungen Architekten" gegeben, „die sich durch Fähigkeit für ihre Kunst und durch löbliche Gefühle für ihre Familie auszeichnen"; der Preis Trojon: dieser darf nur „einer Landschaft" erteilt werden, „die eine von Kühen verrichtete Arbeit darstellt"; die Stiftung Cambacerès, deren Betrag verteilt werden muß „unter dem ersten zweiten Preis für Skulptur und dem ersten großen Preis für Gravierungen in Medaillen oder weichem Schnitt"; der köstliche Preis Piot, dazu bestimmt, „abwechselnd ein Werk der Mal- und Bildhauerkunst zu belohnen, das wenigstens ein Kind von acht bis zu fünfzehn Monaten vorstellt". Trotz der heftigen Komik, die von den entflogenen Seelen dieser Wohltäter ausgeht, wollen wir bei diesem Meisterwerk Halt machen.

* * *

Gleichwohl nimmt der offiziellen Kunst die nicht offizielle, die, die man unabhängig nennt und die ich einfach die Kunst nenne, täglich etwas mehr Platz weg. Trotz seiner mächtigen Organisation und der passiven Gewalt seines langen Bestehens sieht das Institut seinen Einfluß sich schmälern und abnehmen. Die

Digitized by Google

Ein Gegenbeispiel inoffizieller Kunst: Der Denker von Rodin

Digitized by Google

neuen Richtungen und die lärmenden revolutionären Erscheinungen, besonders die unfruchtbaren, sind nicht weniger in Mode und gar nicht so ungern von der Regierung gesehen, die nicht viel davon versteht, und vom Publikum, das nichts davon versteht. Neulich waren wir bei einem merkwürdigen Vorfall dabei: eine große Dame kaufte auf einer Versteigerung für zwanzigtausend Francs einen Cézanne, über den sie sicherlich vor noch nicht sechs Monaten wie verrückt gelacht hatte. Ich lege ja dieser Eroberung, an der vermutlich der Snobismus den Hauptanteil hat, keine übertriebene Bedeutung bei. Der kleine Vorfall ist aber doch charakteristisch, wenigstens darin, daß das Institut sich auch in den Salons, wo es als unbeschränkter Gebieter der Tradition und des Geschmackes die Herrschaft führte, geschlagen sieht.

Und danach wollen wir uns nur gestehen, daß alles dies nichts bedeutet. Die Dinge mögen immerhin weitergehen wie bisher. Ob es in einem, zwei oder drei Jahrhunderten noch immer eine nationale Schule der Schönen Künste gibt und ein nicht weniger nationales Konservatorium für Musik, mit einer Menge Filialen in der Provinz, auf jeder Unterpräfektur einer, wenn man will; ob in all diesen Schulen Schüler — wenn es sein muß, gegen Bezahlung — sind, und Lehrer, die dafür bezahlen, daß sie auch dann lehren dürfen, was heute gelehrt wird; ob auch dann noch ein immer fossiler gewordenes Institut da ist, dessen Rippen und dessen Gliedmaßen mit starken Bandagen zusammengehalten werden müssen, wie bei dem Megatherium im Kensington-Museum; ob der Staat auch dann noch die falschesten alten Gemälde und die nichtssagendsten modernen Kunstgegenstände ankauft, auf allen Jahresausstellungen und bei den hundertvierundzwanzig Salons, die zu betreten dann selbst die Aufseher sich weigern werden: was tut das und was beweist das? Man sei ganz sicher: wenigstens in Frankreich, von Nord bis Süd, von Dunkerque bis Marseille wird kein einziges gutes Gemälde, keine einzige gute Statue, kein einziges schönes Palais, keine einzige gute Oper, kein einziger guter Schauspieler mehr oder weniger als jetzt entstehen.

Dann aber frage ich mich, wozu ich diesen Artikel geschrieben habe, wenn ich nicht zeigen wollte — was ich in drei Zeilen hätte tun können —, daß die Kunst ihre eigene Flamme und ihre eigene Ermutigung in sich trägt, daß sie folglich jedem staatlichen Unterricht, jeder staatlichen Ermutigung sich entzieht, und daß der Staat ebensowenig einen schlechten Künstler ermutigen, wie einen guten entmutigen kann.

Herr Georges Leygues, der in Frankreich Minister der Schönen Künste war, fühlte dies auch, als er eines Tages in seinem Kabinett, wo ich ihm — ich lache noch über meine Illusionen — von dem Projekt eines Volkstheaters sprechen wollte, — als er da zu mir sagte:

„Aber lieber Herr, was erzählen Sie mir denn? Der Staat kann und darf nur einen gewissen Grad von Kunst ermutigen."

Digitized by Google

Die Haager Friedenskonferenz

Von L. von Bar

Das von der russischen Regierung entworfene Programm der im Juni zusammentretenden internationalen Haager Konferenz liegt jetzt vor. Bekannt geworden ist auch, daß von englischer Seite die Abrüstungsfrage in einer freilich recht gemäßigten Weise gebracht werden wird, und man darf erwarten, daß Nordamerika das Prinzip der Freiheit des Privateigentumes im Seekriege, ein seit langer Zeit von Nordamerika ins Auge gefaßtes Ziel, der Konferenz energisch zur Annahme empfehlen wird. Daneben werden Spezialfragen betreffend das Recht des Krieges zu Lande und zur See erörtert werden.

Wenngleich es selbstverständlich an Schwierigkeiten im einzelnen keineswegs fehlen wird, ist der letztgenannte Teil der Aufgaben doch der bedeutend leichtere, und man darf hier um so mehr auf bestimmte einen Fortschritt enthaltende Ergebnisse rechnen, als, wie auch bei der ersten Haager Konferenz der Fall war, das Institut für internationales Recht in manchen Beziehungen Vorarbeit geleistet hat. Der weiteren Humanisierung des Krieges kann prinzipiell keine Regierung widerstreben, und auch diejenigen Politiker, welche gern mit der Gefahr eines Krieges die Gemüter erschrecken und beständig auf Verstärkung der Armeen und Kriegsflotten hinarbeiten, können ebensowenig hier sich ablehnend verhalten: je mehr der Krieg humanisiert wird, um so weniger kann — dieser Ansicht zufolge — daran gezweifelt werden, daß er auch Kulturaufgaben zu erfüllen vermöge, und um so weniger scheinen Einwendungen begründet gegen die Entscheidung durch die ritterlich gehandhabten Waffen.

Unter den wichtigsten Punkten dieser leichteren Aufgabe dürfte zunächst in Betracht kommen die Frage des Beginnes der Feindseligkeiten. Es ist eine der ersten Voraussetzungen eines wirklichen Völkerrechtes, daß der Zustand des Krieges scharf und unzweifelhaft von dem Zustande des Friedens sich unterscheide. In früherer Zeit hat man daher für die Eröffnung bestimmte Förmlichkeiten für erforderlich gehalten, insbesondere eine feierliche Kriegserklärung, welche nicht selten durch einen besonders gesandten Herold dem Gegner mitgeteilt wurde. Später sind veröffentlichte Manifeste an die Stelle getreten, oder die Übermittlung eines sogenannten Ultimatums, das heißt des an die Gegenseite gerichteten Verlangens, den gestellten Anforderungen binnen bestimmter Frist nachzukommen, oder doch diese Anforderungen als berechtigte anzuerkennen, widrigenfalls der Krieg nach Ablauf der Frist als eröffnet gelten solle. Indes ist es keineswegs unbestritten, ob das Völkerrecht, streng genommen, eine vorgängige Kriegserklärung fordert: die sogenannten Positivisten des Völkerrechtes können dagegen sich besonders auf das achtzehnte Jahrhundert berufen, wo

Digitized by Google

öfter Feindseligkeiten ohne vorherige Kriegserklärung zur Überraschung des Gegners begannen; und auch in neuester Zeit sind einige Fälle vorgekommen, in denen die Beschuldigung eines solchen Vorgehens erhoben worden ist.

Das Institut für internationales Recht hat für die Eröffnung der Feindseligkeiten eine vorherige und unzweideutige Benachrichtigung für erforderlich erklärt und zugleich hinzugefügt, daß, um diese Benachrichtigung nicht illusorisch zu machen, die Feindseligkeiten nicht beginnen sollen, bevor eine angemessene Frist nach der Benachrichtigung abgelaufen ist. Man wird diesen Vorschlag reichlich unbestimmt finden. Es wird aber schwerlich ein Satz von größerer Bestimmtheit auf Annahme rechnen dürfen. Die tatsächlichen Verhältnisse sind in den einzelnen Fällen zu verschieden, und nicht selten fallen die bereits erfolgten Kriegsvorbereitungen zu sehr ins Gewicht; man wird auch dem Gegner nicht erst Zeit lassen wollen, einen entscheidenden Schlag zu führen. Im einzelnen Falle wird sich allerdings, wie oft bei völkerrechtlichen Differenzen, die Frage, ob das Völkerrecht verletzt sei, leichter beantworten lassen, während die Formulierung eines haarscharfen allgemeinen Prinzipes mißlingt.

Eine andere kriegsrechtliche Frage, deren Bedeutsamkeit in neuester Zeit während des russisch-japanischen Krieges evident geworden ist, betrifft die Benutzung von Seeminen. Seeminen, die zum Schutze der Häfen und Küsten dienen und nur durch elektrische, vom Lande aus in Tätigkeit gesetzte Leitungen zur Explosion gebracht werden, sind für die friedliche Schiffahrt kaum gefährlich. Anders verhält es sich mit den Seeminen, welche das ihre Stelle passierende Schiff selbst zur Entfaltung ihrer vernichtenden Kraft bringt. Es ist durchaus angezeigt, die Legung solcher furchtbaren Zerstörungswerkzeuge in offener See, welche nicht unrichtig die gemeinsame Heerstraße der Nationen genannt worden ist, für durchaus unzulässig zu erklären, um so mehr als sich solche Minen bei Stürmen von der Verankerung losreißen und beliebig umhertreiben können. Selbst nach dem Friedensschluß sind sie also eine beständige und unberechenbare Gefahr. Dem gemeinsamen viel erheblicheren Interesse der neutralen Staaten, ja der Menschheit überhaupt muß das Interesse der kriegführenden Teile nachstehen, durch solche Minen gelegentlich im Kampfe einen Vorteil über den Gegner zu erlangen. Wenn den kriegführenden Staaten freisteht, die offene See als Kampfplatz zu benutzen, so läßt sich doch kein Grund auffinden, der sie berechtigte, die Schiffahrt auf offener See für die Allgemeinheit einer bösartigen Gefahr auszusetzen.

Die Benutzung jener Seeminen wird aber noch weiter beschränkt werden müssen.

Man wird es nicht untersagen können, dergleichen Minen zum Schutze der eigenen Häfen und bei einer Blockade zu benutzen. Aber überall, wo eine freie Durchfahrt für neutrale Schiffe stattfindet, müssen solche Minen ausgeschlossen sein, und in jedem Falle der Beschädigung eines neutralen Schiffes, wie irgendeines Schiffes nach dem Friedensschlusse, muß der Staat, der die Mine legen ließ, für den Schaden haftbar erklärt werden. Auch hierüber hat das Institut

Digitized by Google

für internationales Recht bei seiner letzten Zusammenkunft nach eingehender Debatte Beschlüsse gefaßt, die indes nur als provisorisch bezeichnet wurden.

Zweckmäßig würde ferner sein, über die Behandlung der unterseeischen Telegraphenkabel, wie der drahtlosen Telegraphie im Kriege Normen aufzustellen.

Was die unterseeischen Kabel angeht, so hat das Institut für internationales Recht 1904 den kriegführenden Teilen das Recht abgesprochen, Kabel zu zerschneiden, die neutrale Staaten oder einen neutralen Staat mit dem Territorium einer kriegführenden Partei verbinden, ausgenommen Kabel der letzteren Art im Falle einer Blockade und in einer in bestimmter Weise bezeichneten nahen Entfernung von der feindlichen Küste.

Für die drahtlose Telegraphie liegt ebenfalls eine Vorarbeit des Instituts vor. Hervorzuheben ist, daß die neutralen Staaten nicht für verpflichtet erachtet werden, auf elektrische Wellen Jagd zu machen, welche, ausgehend vom Territorium eines der kriegführenden Staaten, neutrale Territorien passieren. Dagegen soll der neutrale Staat berechtigt und verpflichtet sein, jede Station für drahtlose Telegraphie, welche ein kriegführender Staat auf seinem, des neutralen Staates, Gebiete etwa errichtet hätte, während der Dauer des Krieges zu schließen oder in eigene Verwaltung zu nehmen. So würden Mißbräuche und Beschwerden, von denen während des russisch-japanischen Krieges mehrfach die Rede war, verhütet werden.

Die allgemeine Tendenz, der offenbar die Zukunft gehört, geht jetzt wohl dahin, die neutralen Staaten und ihre Angehörigen möglichst vor den Leiden zu schützen, die ein zwischen anderen Staaten geführter Krieg mit sich bringt. Völlig ist dies freilich nicht möglich. Vielmehr werden die Neutralen unter erheblichen Kriegen anderer Staaten oft indirekt zu leiden haben. Aber während es früher gewissermaßen als Axiom galt, daß das Interesse der Kriegführung den Interessen der übrigen im Frieden lebenden Welt vorgehe, ist man jetzt mehr und mehr der vernünftigen Ansicht, daß Handel und Verkehr der übrigen Welt nicht stille zu stehen brauchen, damit die kriegführenden Teile sich desto kräftiger und energischer angreifen und schädigen oder verteidigen können.

Eine Konsequenz des Satzes, daß der Krieg nicht auch gegen einzelne Privatpersonen, vielmehr nur unter den organisierten Staatsgewalten geführt wird, ist die Befreiung friedlicher Handelsschiffe der Angehörigen eines im Kriege begriffenen Staates von der Wegnahme und Konfiskation durch Kriegsschiffe des ihnen feindlichen Staates. England hat früher die Proklamation dieses Grundsatzes bekämpft, wenn es auch 1856 den Sätzen der Pariser Deklaration zustimmte, denen zufolge feindliches Gut auf neutralen Schiffen und neutrales Gut auf feindlichen Schiffen der Wegnahme nicht mehr ausgesetzt ist.

Gegenwärtig scheint ein Umschwung nicht unwahrscheinlich. Lord Loreburn (früher Sir R. T. Reid), jetzt Lord-Kanzler, ist in einem kurze Zeit vor der

Digitized by Google

Übernahme seines Amtes auch als Broschüre veröffentlichten Briefe lebhaft für die volle Freiheit des Privateigentumes im Seekriege eingetreten. Die Schädigung des Handels des feindlichen Staates, das heißt zunächst die empfindliche Schädigung einzelner Privatpersonen, steht in unserer Zeit, wie die Erfahrung gezeigt hat, in keinem Verhältnisse mehr zu dem Nutzen, der durch Wegnahme friedlicher Handelsschiffe der Kriegführung erwächst. Man schneidet sich auch durch solche Wegnahme bei den vielfach verschlungenen Handelsverhältnissen und Kapitalinteressen nicht selten in das eigene Fleisch und schafft dabei Streitfälle, die eine neue Kriegsgefahr bedeuten können. Wenn England jetzt die volle Freiheit des Privateigentumes zur See zu proklamieren als *seinen* Interessen nicht widerstreitend anerkennen würde, so hätte, wie ein von mir in der „Nation" (am ersten Dezember vorigen Jahres) veröffentlichter Aufsatz zu zeigen versuchte, ebenfalls Deutschland guten Grund, einem Vorschlage beizutreten, der das feindliche Privateigentum auch im Seekriege zu schützen bestimmt ist, wie dies im Landkriege schon längst geschieht. Die deutsche Regierung würde damit einer schon 1868 fast einstimmig gefaßten Resolution des Deutschen Reichstages entsprechen.

Die Proklamierung der vollen Freiheit des Privateigentumes zur See wäre aber auch geeignet, der fortwährenden *Steigerung der Rüstungen* in etwas entgegenzuwirken. Es würden jedenfalls Kriegsschiffe insoweit überflüssig werden, als sie bestimmt sind, im Falle des Krieges friedliche Handelsschiffe wegzunehmen oder Handelsschiffe der Staatsangehörigen vor der Wegnahme durch den Feind zu schützen. Auch würde es vermutlich zwecklos werden, Handelsschiffe bei Ausbruch des Krieges in Kriegsschiffe zu verwandeln; denn als Schlachtschiffe können solche Schiffe schwerlich dienen. Damit würde zugleich eine bedenkliche, während des russisch-japanischen Krieges praktisch gewordene Streitfrage verschwinden, die Frage, ob es erlaubt ist, wie Rußland zur Last gelegt wurde, Schiffe als friedliche Handelsschiffe auslaufen zu lassen, um sie auf der Reise zur allgemeinen Überraschung als Kriegsschiffe zu demaskieren.

Die Proklamierung voller Schonung des Privateigentumes im Seekriege würde allerdings immer noch das Recht der Wegnahme der sogenannten *Kontrebande* bestehen lassen, das heißt einer Ladung (und oft auch des die Ladung führenden Schiffes), bestimmt, der feindlichen Macht zur Kriegführung besonders geeignete Gegenstände zuzuführen.

Nach dem gegenwärtig geltenden Kriegsrechte ist der Kommandant eines Kriegsschiffes einer kriegführenden Macht berechtigt, wenn ein Handelsschiff eines neutralen Staates irgend den Verdacht erregt, daß es dem Feinde Kontrebande zuführe, dies Schiff auf offenem Meere (wie selbstverständlich an der feindlichen Küste) anzuhalten und eventuell zum Zwecke der Konfiskation fortzuschleppen; wie von manchen behauptet wird, auch befugt, im Notfalle das einstweilen in Beschlag genommene Schiff sofort zu zerstören. Und zwar kann dies alles in beliebiger Entfernung vom Kriegsschauplatze geschehen. Es ist

Digitized by Google

klar, daß dies Recht in äußerst vexatorischer und den Handel der neutralen Staaten empfindlich schädigender Weise geübt werden kann, wie zahlreiche Beispiele auch während der letzten Kriege gezeigt haben. Freilich soll, wenn der Verdacht sich als unbegründet erweist, Entschädigung geleistet werden. Aber mit der wirklichen Erstattung des erlittenen Schadens hat es nicht selten gute Wege, zumal wenn der Schaden, wie oft, sich auf eine große Zahl von Interessenten verteilt. Schaden an Gesundheit, wenn Passagiere und Mannschaften in den unteren Räumen eines Kriegsschiffes weit verschleppt werden, läßt sich überhaupt kaum vergüten. Dazu kommt, daß keine Übereinstimmung darüber herrscht, welche Gegenstände oder Waren zur Kriegskontrebande zu rechnen sind. Die in früherer Zeit unter manchen Staaten hierüber abgeschlossenen Verträge sind zu einem großen Teile ihres Inhaltes unpraktisch geworden, da man zum Beispiel Panzerhemden, Hellebarden usw. nicht mehr gebraucht; dagegen sind andere Handelsartikel für die Kriegführung höchst wichtig geworden, und zwar auch solche, die wie zum Beispiel Kohlen auch eminent friedlichen Zwecken dienen, während zugleich die moderne Technik immer mehr dahin gelangt, zwar noch nicht aus allem alles, aber aus vielem vieles, also auch höchst brauchbare Kriegsmittel aus scheinbar harmlosen Stoffen herzustellen.

Aus diesem Grunde und noch aus anderen Gründen, deren Erörterung hier zu weit führen würde, starrt das gesamte Recht der Kriegskontrebande von Kontroversen, und wenn gleich die kriegführenden Teile bei Beginn der Feindseligkeiten Bekanntmachungen darüber zu erlassen pflegen, welche Gegenstände sie als Kontrebande behandeln wollen, so brauchen andererseits neutrale Mächte sich willkürliche Bestimmungen nicht gefallen zu lassen. Es ist daher begreiflich, daß aus der Handhabung des Rechtes, Kriegskontrebande wegzunehmen, Streitigkeiten erwachsen, welche die Gemüter verbittern, und da sich mächtige neutrale Staaten nicht alles gefallen lassen werden, die Gefahr eines neuen Krieges heraufzubeschwören geeignet sind.

Selbstverständlich hat die Theorie vielfach versucht, die geschilderten Übelstände durch Aufstellung von allerlei Beschränkungen des Konfiskationsrechtes zu beseitigen, und vielleicht wird sich die bevorstehende Haager Konferenz auch mit dahin gerichteten Vorschlägen beschäftigen. Bedeutendes hierbei ausrichten wird auch sie voraussichtlich nicht. Die Großstaaten werden nur zu recht biegsamen Bestimmungen ihre Zustimmung geben, und im Falle eines Krieges legt sie meistens jeder Staat zu seinem augenblicklichen Vorteile aus; sind doch schon von einem und demselben Staate sehr verschiedene Grundsätze vertreten worden, je nachdem er in der Stellung einer kriegführenden oder einer neutralen Macht sich befand.

Eine wirkliche Beseitigung der schweren Übelstände und Gefahren, die das Recht der Kriegskontrebande mit sich bringt, ist nur durch die Radikalkur zu erreichen, daß den angehörigen neutralen Staaten der Handel auch mit Kriegsmaterial mit den kriegführenden Teilen auf dem Seewege freigegeben wird, selbstverständlich abgesehen von dem Falle eines Blockadebruches, in welchem Falle

Digitized by Google

eine wirklich feindliche Handlung gegen die blockierende Macht begangen wird, und vorbehaltlich des Rechtes eines kriegführenden Staates, nach seinem Ermessen jede beliebige Einfuhr unmittelbar an der feindlichen Küste, als den Kriegsoperationen nachteilig, tatsächlich zu hindern.

Diese Befreiung des neutralen Handels würde genau betrachtet der Rechtskonsequenz entsprechen. Wer mit Waffen oder mit anderen Waren handelt, die zur Kriegführung dienlich sind, begeht keinen Akt der Feindseligkeit, wenn er während des Krieges, wie vorher, diesem Geschäfte nachgeht und demjenigen verkauft, der ihm die besten Preise zahlt. Der Gegner kann dies faktisch verhindern, aber nur innerhalb seines Machtbereiches. Die offene See gehört nicht zum Machtbereich der kriegführenden Teile; sie haben der Konsequenz nach nur das Recht, sich dort Schlachten zu liefern. So ist die Wegnahme von Kriegskontrebande auf offener See nur ein durch positives Herkommen überliefertes anomales und in Wahrheit nicht zu rechtfertigendes Recht.

Beseitigt man nun das Recht, in offener See die sogenannte Kriegskontrebande auf neutralen Schiffen wegzunehmen, so wird bei ausbrechendem Kriege ein weniger gerüsteter Staat erheblich leichter seine Rüstungen vervollständigen können. Andererseits wird der *Besitz von Geldmitteln*, welche ermöglichen, die Kriegsrüstungen vom Auslande her schnell zu vervollständigen, an Bedeutung gewinnen. Man kann damit das Neueste und Beste sich besorgen, während lange Zeit vorher angeschaffetes Material durch neue Erfindungen oft wertlos gemacht wird. Das wäre ein erhebliches Motiv, nicht allzu scharf den Wettkampf der Neurüstungen zu führen — freilich nur ein indirektes von jeder unmittelbar bindenden Kraft abstehendes Mittel, der fortwährenden Steigerung der Kriegsrüstungen und der damit verbundenen Lasten ein wenig Einhalt zu tun.

Während also den kriegführenden Teilen die Möglichkeit, sich mit Gegenständen der Kriegführung zu versehen, auch während des Krieges in umfangreicherer Weise gewährt würde, müßte dagegen die *Heranziehung von Geld zur Kriegführung aus neutralen Staaten erschwert werden*. Ein Staat, der nur mittels einer im Auslande aufgenommenen Anleihe den Krieg fortführen kann, führt den Krieg in Wahrheit mit Benutzung von Kräften eines anderen Staates. Dies wird besonders deutlich, wenn hinterher der Staat, der mittels solcher Anleihe Krieg geführt hat, in der einen oder anderen Weise zum Staatsbankrott seine Zuflucht nehmen muß. Nun kann allerdings nicht jede Art und Weise, aus dem Auslande Geld zu erhalten, ausgeschlossen werden. Wohl aber könnte bestimmt werden, daß *Anleihen eines im Kriege begriffenen Staates in neutralen Staaten nicht zur öffentlichen Subskription aufgelegt* und diese, wie auch die erst nach Ausbruch des Krieges kontrahierten inneren Anleihen eines kriegführenden Staates, in neutralen Staaten nicht an den Börsen notiert oder gehandelt werden dürfen. Damit würde der Wert sparsamer Wirtschaft auch für eine etwaige Kriegführung den in den einzelnen Staaten maßgebenden Faktoren energisch dargetan, und die vielfach gebrauchte Rede, daß man zum Kriegführen immer noch Geld

Digitized by Google

bekomme, würde einen Teil ihrer überzeugenden Kraft einbüßen. Daß gewinnsüchtige Bankiers und Banken solche Verbote in gewissem Umfange vielleicht zu umgehen vermöchten, soll nicht in Abrede gestellt werden. Aber das große Publikum, das schließlich doch die Rechnung bezahlen soll, scheut mit Grund solche Verbote, und dies genügt.

Vielleicht wird man nur an solche indirekte Mittel, die Rüstungen einzuschränken, ernstlich denken können. Die Verhältnisse der einzelnen Staaten; namentlich was ihre doch nicht zu ändernde geographische Lage betrifft, sind zu verschieden, als daß leicht ein (etwa nach der Zahl der Bevölkerung usw.) zu bestimmendes Maß der Kriegsrüstungen oder der darauf zu verwendenden Ausgaben in annehmbarer Weise aufgestellt werden könnte. Ein solches Maß ließe sich auch unschwer dem Buchstaben nach beobachten, der Sache nach aber umgehen. Eine Kontrolle würde schwerlich ertragen werden, und Einsprachen anderer Mächte würden die nationale Empfindlichkeit reizen. Auch das Beispiel einer einzelnen Macht würde vielleicht nicht nützen; man könnte darin eine gefährliche Falle erblicken und hätte jedenfalls die Einwendung, daß jene Macht (zum Beispiel England) sich die Verminderung der Rüstungen erlauben könne, weil sie in einer besonders günstigen Lage sich befinde, während bei anderen Staaten das Gegenteil der Fall sei.

Zu den indirekten Mitteln gehört auch die gesteigerte Bereitwilligkeit, sich einem Schiedsspruche zu unterwerfen und das gesteigerte Vertrauen zu dieser Institution. Indes allzuviel darf man auch davon nicht erwarten. Für einen Schiedsspruch eignen sich nur wirkliche Rechtsfragen. Nicht bei allen völkerrechtlichen Differenzen handelt es sich aber um Recht im eigentlichen Sinne, und manche Rechtsfragen können so wichtig erscheinen, daß eine Regierung Bedenken tragen wird, sie einer dem Inhalte nach nicht vorauszusehenden Entscheidung eines Schiedsgerichtes zu unterwerfen. Werden doch in den internationalen Schiedsverträgen regelmäßig ausgenommen Fragen, welche die Lebensinteressen der vertragschließenden Staaten berühren. Zur Ergänzung der Wirksamkeit der Schiedsgerichte könnte aber ein internationales Institut von hoher Autorität und Sachkunde geschaffen werden, das Gutachten ohne formell bindende Kraft über internationale Streitfragen abgeben würde. Ich habe diese Idee vor einer Anzahl von Jahren vorgebracht; und wie schon früher von Brusa (Turin) und mehrfach von Bajer (Kopenhagen), ist sie jetzt von Ullmann (München) und unter einigen Modifikationen als empfehlenswert bezeichnet worden in der Deutschen Revue, Aprilheft 1907, von Nippold-Bern und Richard Fleischer selbst.

Wie man aber auch über die Frage der Abrüstung, oder bescheidener gesprochen, über ein etwas verlangsamtes Tempo der ferneren Rüstungen denken möge, es ist kein Grund vorhanden, die Erörterung dieser Frage von vornherein abzulehnen. Die mit der fortwährenden Steigerung der Rüstungen verbundenen Gefahren sind ernst. Die Behauptung, daß die mit dem Aufgebot von Millionen geführten Kriege desto kürzere Zeit dauern würden, ist mindestens nicht bewiesen.

Digitized by Google

Sicher aber ist, daß, wenn trotz der so weit getriebenen Rüstungen ein Krieg unglücklich oder mit zweifelhaftem Erfolge geführt wird, die bestehende Staatsordnung einer Probe ausgesetzt sein wird, die um so schwerer ausfällt, je mehr die Lasten gestiegen sind und Kulturaufgaben zurückgestellt werden mußten.

Andererseits kann aber auch eine Änderung des Kriegsrechtes, wie zu zeigen versucht wurde, der Erhaltung des Friedens und der Minderung der Kriegsrüstungen dienen. Es wird zwar nicht selten die Meinung vertreten, daß im Interesse der Friedensidee eine weitergehende Humanität im Kriege nicht zu wünschen sei, da der Schrecken des Krieges den Wert des Friedens am besten erkennen lasse. Dies ist unrichtig. Größere Humanität des Kriegsrechtes bedeutet weitergehende Schätzung der allgemeinen Idee der Menschheit: gewisse Mittel sollen im Interesse der Menschlichkeit selbst dann nicht gebraucht werden, wenn sie dem Vaterlande augenblicklich nützen. Man vergißt, daß je grausamer der Krieg geführt wird, desto mehr der gegenseitige Haß den kriegführenden Völkern sich einprägen, desto mehr auch die allgemeine Kultur leiden muß.

Auf Sizilien lagern, wie selten anderswo, Reste verschiedenartiger glänzender Kulturperioden offensichtlich nebeneinander. Die Tempelruinen von Girgenti mit dem Blick auf das tiefblaue Meer, auf dem einst zahlreiche Schiffe Güter und Schätze aus Afrika und Asien nach Sizilien trugen, erinnern daran, daß die überlieferten Berichte über die Herrlichkeit und den unvergleichlichen Reichtum des griechischen Akragas, in welchem eine beispiellose Gastfreundschaft geübt wurde, und Bürger wie Fürsten lebten, vielleicht übertrieben, aber im ganzen nicht unwahr sind. Von anderen Zeiten des Glanzes reden römische Ruinen und Kirchen des Normannenreiches. Daß solchen Glanzperioden ein überaus schnelles und grausames Ende bereitet werden konnte, war die Folge des alten barbarischen, auf Raub und Zerstörung gerichteten Kriegsrechtes. Auch die Friedensfreunde mögen deshalb nicht gering von den Arbeiten denken, welche die Kriegführung menschlicher zu gestalten zum Zwecke haben und welche auch mittelbar der Erhaltung des Friedens zu dienen und die Kriegsrüstungen zu mindern geeignet sein könnten.

Das Programm der Haager Konferenz ist auf allgemeine ideale Ziele gerichtet. Wie überall in der Welt könnten auch hier unter idealem Zeichen egoistische Zwecke — von der einen oder anderen Macht — verfolgt werden. Aber von vornherein Mißtrauen zu zeigen, wäre wenig politisch, selbst wenn einzelne Vorschläge gebracht würden, deren schließliche Ablehnung vorherzusehen wäre. Allmählich kommt der Welt wieder mehr zum Bewußtsein, daß auch Ideale und der Glaube an Ideale zu den Machtfaktoren zu zählen sind.

Digitized by Google

Rundſchau

Die Statiſtik und ihre Jünger

Was iſt Statiſtik — wer ein Statiſtiker? Seltſame Doppelfrage! Leſen wir denn nicht täglich in unſerer Zeitung: „ein Statiſtiker hat gezählt, wie oft das Wörtlein ‚und‘ in Goethes ſämtlichen Werken vorkommt, ein Statiſtiker hat ermittelt, wieviel Haare ein vierzigjähriger Mann durchſchnittlich auf dem Kopfe beherbergt, ein Statiſtiker hat“ und ſo fort. Aus ſolchen Mitteilungen wird der Begriff des Statiſtikers raſch gebildet ſein: ein Statiſtiker iſt ein Menſch, der alles zählt, was ihm unter die Finger kommt, ein unermüdlicher Arbeiter, der die ganze Wirklichkeit in einen ungeheuren Zahlenhaufen umzuſchaufeln trachtet. Nehmen wir aber ein ernſthaftes Lehrbuch der Statiſtik zur Hand, um uns über das Weſen dieſer Wiſſenſchaft zu belehren, ſo kommen wir ſchier zu demſelben Ergebnis. Denn als Forſchungsobjekt der Statiſtik finden wir dort folgende Tatſachen angegeben: „Die topographiſchen; die Bevölkerung und ihre Verſchiedenheit nach Geſellſchaft, Alter, Religion, Beruf, Geburten, Eheſchließungen, Todesfällen; der Staatsorganismus in ſeinen einzelnen Geſchäftsrichtungen, Machtmitteln, Vermögensobjekten, Einnahmen und Ausgaben; die Territorien in ihrer orographiſchen, hydrographiſchen, klimatiſchen und agronomiſchen Beſchaffenheit; die landwirtſchaftliche, induſtrielle, Handels- und Verkehrsthätigkeit des Volkes mit ihren Hilfskräften und Kapitalien, ihrer Produktion und Konſumtion; endlich die Volkskraft, der Wohlſtand, die Moral, der Gemeinſinn, die geſellſchaftliche, die religiöſe Bildung und die Lebensfreudigkeit in ihren verſchiedenen erkennbaren Anzeichen, alles nach dem Stande der Gegenwart und dem Wechſel im Laufe der Zeiten.“ Danach, o Leſer, wirſt du es gerne glauben, wenn du vernimmſt, daß ein beendetes Lehrbuch der Statiſtik eine Seltenheit erſten Ranges iſt.

All die ſchönen hier genannten Dinge, oder ſagen wir vorſichtshalber: die meiſten von ihnen, haben aber auch früher ſchon die Neugier der Menſchen erweckt; nur zählte man ſie nicht, man beſchrieb ſie. Dazu aber hat heutzutages niemand mehr Zeit. Viel ſchneller geht es, die Dinge zu zählen, ebendrein aber bringt die Zahl alles auf den bequemſten, kürzeſten Ausdruck. Freilich von einem liebevollen Eingehen auf den Gegenſtand iſt keine Rede mehr, denn die Zahlenzuſammenfaſſung berückſichtigt nur ein Merkmal; wenn's gut geht, einige von ihnen in Kombination. Das Zahlenbild von heute verhält ſich zur Schilderung von einſt im günſtigſten Fall ſo wie der Steckbrief zur Biographie. Wie die Phyſik vorzeiten die Natur entgöttert hat, ſo iſt die Statiſtik fleißig am Werk, den Menſchen zu entſeelen.

Zeit iſt Geld, und darum iſt in unſerem wirtſchaftlichen Zeitalter jeder Menſch notgedrungen ein Statiſtiker geworden. Doch nicht nur den Menſchen als Wirtſchaftsſubjekt, nein jede Seite ſeines Weſens hat das Zahlengift durchdrungen. Alles ſchwelgt in Zahlen, höchſte Luſt und tiefſtes Leid: Hundert Ehrenjungfrauen, tauſend Feſtſänger, zwanzigtauſend laufende Meter Feſtdekorationen. Bei betrübenden Anläſſen wieder Zahlen, nur in anderer Koſtümierung. Es ſcheint faſt, als müſſe der moderne Menſch eine zweite, nachhaltigere Kindheit durchmachen. In der erſten Kindheit will er alles haben, greift nach dem Mond und verlangt nach dem Hahn auf dem Kirchturm, in der zweiten Kindheit will er alles, was auf Erden lebt und webt, wenigſtens in Zahlen beſitzen.

Aber ſeltſam, trotzdem niemand die Statiſtik miſſen will, traut ihr doch keiner über den Weg. Von wannen kommt dieſes allſeitige Mißtrauen? Die Antwort wird lauten müſſen: So alt wie die Statiſtik ſelbſt iſt auch das Mißtrauen ihr gegenüber, denn ſie iſt ein Kind des Argwohns. Als der moderne

Digitized by Google

Staat aus dem Mittelalter emporwuchs, galt es, genaue Kenntnis der eigenen und fremden Machtfülle zu erlangen, die Volkszahl, die Militärmacht, die Finanzkraft festzustellen und gegen andere abzuwägen. Mit den modernen Staaten wurde die Statistik groß, der Argwohn aber begleitete sie auf ihrem Lebenswege; wie ein Schatten folgte er ihr bei ihrem schwindelnd schnellen Siegeslauf. Denn wie Fafner den Nibelungenhort, so raffte die früher kaum beachtete Zahl allmählich die ganze Wirklichkeit in ihren ungeheuren Sack. Zwei Jahre nach Goethes Tod warf sie sich zum Herrscher der Welt auf. Ein schreckliches Gespenst, der homme moyen, schritt damals durch die Lande. Der Mensch wurde als willenloses Werkzeug des Gesetzes der großen Zahlen erkannt, als armselige Drahtpuppe höherer Mächte, die den Sterblichen Eheschließung, Selbstmord und Verbrechen in vorbestimmter Zahl unweigerlich zudiktierten. Hatten die alten Meister den Tod in immer wechselnder Gestalt dem Menschen sich nahen lassen, so ließ diesen jetzt die Statistik vor der Sterbetafel zusammenbrechen, wie weiland Don Juan vor der Statue des Komturs.

Die Reaktion gegen solch maßlose Überhebung konnte nicht ausbleiben. Doch kam sie zunächst nicht von innen, aus der Statistik heraus — die vertriebenen Herrscher selbst traten ihr gewappnet entgegen. Die Kirche zwar hätte sich die moderne statistische Begründung der Erbsünde vielleicht noch gefallen lassen können, um so schärferen Widerspruch mußten dagegen Ethik und Psychologie erheben. Wo blieb die Verantwortlichkeit des Menschen für seine Taten, wenn so der Willensfreiheit der Garaus gemacht wurde? Auch die Logiker traten auf den Plan und wiesen die Folgerungen der Statistik aus den von ihr entdeckten Regelmäßigkeiten auf die naturgesetzliche Bedingtheit der menschlichen Willensentschließungen zurück. Die Statistiker selbst aber besannen sich gleichfalls auf die tatsächliche Tragweite ihrer Entdeckung. Sie wurden gewahr, daß kein Grund zum Staunen über die Regelmäßigkeit vorliege, mit der die äußeren Verhältnisse auf die Entschließungen der Menschen einwirken, daß es vielmehr höchstens verwunderlich gewesen wäre, wenn — parador gesprochen — die Regelmäßigkeit die Ausnahme gebildet hätte.

So verflog der Rausch, und die bekannte nachdenkliche Stimmung blieb zurück. Die weltumspannende Statistik sann jetzt darüber nach, ob sie überhaupt eine Wissenschaft sei, oder gar nur eine Methode, eine besondere Darstellungsweise ohne eigenen spezifischen Inhalt. Auch über diese häusliche Frage entspann sich immer von neuem ein hitziger Streit, der zumeist damit endete, daß die feindlich einander gegenüberstehenden „Entweder — Oder" in einem friedlichen „Sowohl — Als auch" sich umarmten. Die Statistik wurde alsdann für eine methodische Wissenschaft, für eine Hilfswissenschaft erklärt, die den verschiedenen Wissenszweigen ihr nach besonderem Verfahren gewonnenes Material zur Verfügung zu stellen habe. Aus der Herrscherin von gestern war die Magd von heute geworden; über die Vordertreppe hinabgeworfen, stieg die Statistik sogleich die Laufstreppe wieder herauf. Und sie hat diesen Rollenwechsel nicht zu beklagen gehabt, denn tatsächlich herrscht sie heute viel unumschränkter als je. Sie hat verstanden, sich gemein zu machen, hat sich willig in jedermanns Dienst gestellt und ist so jedem unentbehrlich geworden. Wer irgendein Anliegen hat, klingelt nach der Statistik, und sie kommt und leistet ihm jeden begehrten Dienst. Ja, jeden begehrten Dienst! Denn wenige Wahrheiten erfreuen sich so allgemeiner Anerkennung wie die, daß man mit der Statistik alles beweisen kann. Die Notwendigkeit des Freihandels wie der Schutzzollpolitik, die Verbesserung der Lebenshaltung wie die Verelendung der Massen, die Theorie von der besten wie jene von der schlechtesten aller Welten. Natürlich konnte es nicht fehlen, daß sich sogleich wieder das Mißtrauen an ihre Fersen heftete, daß es stärker wurde als

Digitized by Google

je zwar und ihr die ehrenrührige Bezeichnung einer feilen Dirne einbrachte.

Gegen ſolch leichtfertiges Urteil muß indeſſen entſchieden Verwahrung eingelegt werden. Gleicht ein ſolches Verhalten doch durchaus dem des Wilden, der den Baum ſchlägt, wider den er gerannt iſt. Denn ſowenig eine Religion für die Verfehlung ihrer Prieſter verantwortlich gemacht werden kann, ſowenig die Statiſtik für die Sünden, die Böswilligkeit und Unverſtand auf ihren Namen begangen haben.

Es möchte vielleicht dem einen oder anderen nicht unbedenklich erſcheinen, wenn wir hier die Praktiken an die große Glocke hängen, deren ſich der ſtatiſtiſche Falſchmünzer mit Vorliebe bedient. Allein der Gauner lernt ſeine Kniffe auch ohne unſer Zutun, und dem ehrlichen Menſchen kann es nicht ſchaden, etwas über ſie zu erfahren. Schon bei der Erfragung des „objektiven Tatbeſtandes“ kann man das künftige Ergebnis gar wohl in eine beſtimmte gewünſchte Richtung leiten, ohne daß die Fragen im mindeſten verfänglich auszuſehen brauchen. Es empfiehlt ſich aber in dieſem Falle, möglichſt viele Merkmale zu erfragen, damit ſpäter um ſo leichter Paſſendes auszuwählen und Nichtkonvenierendes auszumuſtern werden kann. Denn die Hauptarbeit beſteht in der geſchickten Auswahl und Gruppierung der Ziffern. Man wählt je nachdem jedes zweite oder dritte, gerade oder ungerade Jahr aus einer längeren Zeitreihe, um eine möglichſt klare und eindeutige Entwicklung herauszubekommen; man feilt an den Durchſchnitten durch Zuſammenfaſſung von Perioden verſchiedener Länge, Einbeziehung oder Weglaſſung der Maxima und Minima, ſucht geeignete Vergleichszahlen auf, kombiniert die verſchiedenen Merkmale ſo lange, bis das gewünſchte Ergebnis herausſpringt, und ſo fort. Oft genug kann man dann, ohne gerade eine Unwahrheit zu ſagen, verſichern, daß man nichts hinzugeſetzt und nichts verſchwiegen habe, ſomit als durchaus unverdächtiger Zeuge angeſehen zu werden verdiene. Bedenklicher iſt ſchon die gezwungene Interpretation der Zahlenreihen, die ſelbſt ſoweit gehen kann, daß man das Gegenteil von dem behauptet, was in den Zahlen zu leſen ſteht. Ein ſolches Unternehmen gründet ſich auf die tauſendmal gemachte Erfahrung, daß jedermann zwar Zahlen zu ſehen wünſcht, aber niemand ſie lieſt, daß man alſo getroſt im Text eine beliebige Tatſache für die Quinteſſenz der zugehörigen Tabelle ausgeben kann.

Mit dieſer unappetitlichen Aufzählung anrüchiger Praktiken wollen wir aber durchaus nicht dem Leſer den Geſchmack an der Statiſtik verderben. Bei aller Vielgeſtaltigkeit ſind ſie doch im Verhältnis zu der ungeheuren Produktion ſtatiſtiſchen Materials ſeltene Erſcheinungen. Viel mehr Schaden richtet auf dieſem Feld die Unerfahrenheit und Leichtfertigkeit an, deren Wirkungen aber mehr in die Breite als in die Tiefe gehen, da einerſeits heute zwar jeder Statiſtik macht, an verwickelte ſtatiſtiſche Aufgaben von größerer Tragweite ſich aber doch nur wenige Nicht-Fachleute wagen. Eben darum wären auch genauere Verhaltungsmaßregeln für deren Behandlung hier fehl am Ort: der Fachmann kennt ſie oder ſoll ſie doch kennen, und für den Hausgebrauch bedarf es keiner umſtändlichen Vorſchriften. Wer im einzelnen Fall einmal ſich in die Lage verſetzt ſieht, ſelbſt Statiſtik machen zu müſſen, der hat einen zuverläſſigen Führer am geſunden Menſchenverſtand. Sieht doch überhaupt eine beſtimmte Auffaſſung der Statiſtik in dieſer lediglich eine beſondere Anwendungsart der Logik. Wer aber ſchöpferiſch an ſtatiſtiſchen Arbeiten teilnehmen will, der bedarf außer der Logik auch der Phantaſie. Mit ſolcher Forderung wird nicht etwa Pegaſus ins Joch geſpannt, wie es auf den erſten Blick wohl ſcheinen möchte. Nur mit Hilfe der Phantaſie kann vielmehr der Statiſtiker ſeine Tabellen zum Leben erwecken, mit ihrer Hilfe allein die ſchwankenden Geſtalten der Wirklichkeit in Zahlen feſthalten.

Ein Wort noch von den Prieſtern der Statiſtik! Da jeder dieſe in ſeinen Nöten anruft, ſollte man denken, ihre Verkünder

Digitized by Google

müßten ſich allgemeiner Verehrung erfreuen. Dem iſt aber keineswegs ſo; ſchon deshalb nicht, weil die meiſten Menſchen ihre eigenen Statiſtiker ſind und heutzutage jeder ſich für einen ſolchen hält, wie in früheren Zeiten angeblich jedermann den Lyriker in ſich entdeckte. Von dem Leben und Treiben des Fachſtatiſtikers dagegen machen ſich nur ſehr wenige Menſchen überhaupt eine Vorſtellung. An ſeine Exiſtenz werden ſie lediglich in unliebſamer Weiſe erinnert, wenn ihnen die Fragebogen für die Volkszählung und andere Erhebungen ins Haus getragen werden. Die kleinſte Mühe iſt ihnen dann zuviel, und keiner denkt daran, daß der Statiſtiker all die Auskünfte, die man von ihm verlangt, ſich doch nicht aus den Fingern ſaugen kann. Vor den Zahlenbergen aber, die der Statiſtiker als Beweiſe ſeines Fleißes auftürmt, wandelt auch den unerſchrockenen Laien meiſt ein Grauen an. Man kann auch nicht gerade ſagen, daß die Statiſtiker beſtrebt geweſen ſind, ihre Veröffentlichungen dem Leſer menſchlich näher zu bringen. Die meiſten von ihnen leiden ſelbſt in hohem Grade an der Zahlenkrankheit. Ungeheure Zahlenmengen werfen ſie dem Publikum vor und ſinnen ihm an, zu verdauen, was ſie in den meiſten Fällen ſelbſt nicht bewältigen können. Auf die ſchmackhafte Zubereitung des Gebotenen hat die Fachwelt leider nur ganz ausnahmsweiſe Gewicht gelegt. Erſt allmählich iſt es der Statiſtik in den Sinn gekommen, ſich nicht bloß im tabellariſchen Hausgewand, ſondern auch ab und zu im Geſellſchaftskleid der graphiſchen Darſtellung den Beſuchern zu zeigen; langſam nur hat man ſich daran gewöhnt, mit einem gefälligen Text das Zahlenwerk zu garnieren. Immerhin iſt der Anblick der ſtatiſtiſchen Veröffentlichungen heutzutage unſtreitig ein erfreulicherer geworden. Wenn alſo wirklich Dichtung und Statiſtik auf geſpanntem Fuße ſtehen, ſo iſt ſehr zu hoffen, daß zwar in bezug auf den Inhalt der Statiſtik ſich an dieſem feindſeligen Verhältnis nichts ändern wird, daß dagegen die Form der ſtatiſtiſchen Darſtellung nicht immerdar notwendig den Gegenpol eines gefälligen Vortrages bilden werde.

Sigmund Schott

Reiterwechsel

Was Reitwechſel ſind, weiß jeder Kaufmannslehrling. Für diejenigen, die nie Kaufmannslehrlinge geweſen ſind, will ich den Begriff erklären: Wenn A einen Dalles hat und den B bittet, ihm Geld zu pumpen, und wenn dann B ſagt: „Lieber A, ich habe ſelbſt nichts, aber ich will dir einen Wechſel akzeptieren, auf den du dir Geld machen kannſt, wenn du mir als Gegenwert ebenfalls einen Wechſel akzeptierſt, auf den ich mir Geld machen kann," ſo haben wir zwei Reitwechſel. Der Reitwechſel tritt ſtets mindeſtens paarweiſe auf; er iſt ein Produkt des Zuſammenlebens der Menſchen und zeigt das eben ſchon ſinnfällig durch ſeine Erſcheinungsform. Der Akzeptant des einen Wechſels iſt immer gleichzeitig der Ausſteller des anderen Wechſels und umgekehrt. Jeder der Wechſelreiter iſt gleichzeitig Schuldner und Gläubiger. Aber ſolche Wechſelreiter meine ich gar nicht, wenn ich von Reiterwechſeln ſpreche. Was Reiterwechſel ſind, weiß man, wenn man es vorher noch nicht gewußt haben ſollte, in München ſicher ſeit dem ſiebten Mai, an welchem Tage der große Prozeß begann, der ſich um Wechſel, die von bayriſchen Reiteroffizieren akzeptiert waren, gedreht hat.

Auf der Anklagebank ſaßen ſechzehn Leute der verſchiedenſten Berufsarten. Vom jüdiſchen Pferdehändler bis zu zwei Trägern des ſtolzen Namen Maffei, der auch einen hochmögenden Reichsrat der Krone Bayerns ziert, waren alle Spielarten der ſozialen Schichtungen, Kon- und Profeſſionen vertreten. Sogar ein Bordellbeſitzer. Die Anklage lautete auf Wucher. Sämtliche ſechzehn Ehrenleute ſollten bayriſche Offiziere in ärgſter Art bewuchert haben. Für München mag das Ereignis eine Senſation geweſen

Digitized by Google

sein. Der Fachmann kann sich darüber nicht sonderlich erregen. Denn was aus den Prozeßberichten zu ersehen war, bot keinerlei Bereicherung seines Wissens. Der Gang, den der Wucher nahm, war vollkommen der übliche: Zunächst wurde ein Teil von der verlangten Summe für Zinsen und Kommission abgezogen, der Rest wurde nicht in bar gegeben, sondern die Herren Leutnants bekamen alle möglichen schönen Gegenstände in Zahlung. Natürlich nicht zu billig. Einer mußte sogar Brauereimaschinen kaufen. Diese Spielart der Wucherware war aber auch das einzig Neue. Brauereimaschinen sind eben ein bayrisches Spezifikum. Hätte der Fall in Thorn oder Hannau gespielt, so wären wahrscheinlich Lebkuchenformen oder Mausefallen, die der dortigen Spezialfabrikation entsprechen, in Zahlung gegeben worden. Wie sollen denn auch schließlich Fabrikanten ihren Ramsch loswerden, wenn nicht an Leute, die absolut nichts von der Sache verstehen? Die einen machen sich für solche Zwecke ein Detailgeschäft auf (mit Extraprämien für die Verkäufer), und die anderen halten Bestände von Waren mit kleinen „Webefehlern" für die Agenten der Herren Leutnants zur Verfügung. Doch wie gesagt, in der Sache ist das alles nicht neu. Daß Brillanten, Marmorstatuen, Teppiche, Goldsachen, Rennställe, Antiquitäten auf solche Weise auf dem Umweg über den Wucher verhandelt werden, ist jedem bekannt.

Das strafbare Moment im Wucher ist nach der Überzeugung der Kriminalisten die Ausbeutung der Notlage oder des Leichtsinns oder endlich der Unerfahrenheit. Eine große Anzahl der Wucherfälle, die uns täglich zu Gehör kommen, ist in der Tat eine schamlose Ausbeutung, die bestraft werden muß. Wenn ein junger Student, der womöglich die Familie erhalten muß, ein Darlehen sucht, wenn eine Frau, die um ihre Existenz kämpft, Geld borgt, wenn ein Kaufmann sich mit den Mächten der Konjunktur herumschlägt und sich durch Pumpen fremden Geldes über Wasser zu halten bestrebt ist, in all solchen Fällen erfüllt uns die Ausbeutung solcher Notlage mit Zorn. Wenn endlich weiter ein habsüchtiger Geizkragen einen Millionenerben zu Ausgaben und lockerem Wandel verleitet, nur um ihn zu rupfen, so sind wir gleichfalls moralisch entrüstet. Aber die Fälle des Offizierwuchers sind mir nie sonderlich tragisch erschienen. Fast alle derartigen Bewucherungen enden damit, daß der Wucherer sein Geld verliert. Wenn man nicht einen leibhaftigen Prinzen oder Millionärssohn in Uniform unter die Finger bekommt, so ist das Geschäft meist ein recht windiges. Wenn ich Geldgeschäfte machte, würde ich tausend Prozent Zinsen noch nicht für hoch genug halten, um das Risiko auszugleichen. Einer der Angeklagten hat mit (wie mir scheint ziemlich aufrichtiger) Naivität seinem Befremden darüber Ausdruck gegeben, daß er, nachdem er sein Geld verloren habe, nun gar auch noch bestraft werden solle. In dem Mißverständnis, das dieser Mann unserer staatlichen Weltordnung entgegenbringt, liegt ein nicht ganz wegzuleugnender Kern von Berechtigung. Wer sind denn die Ausgebeuteten? Und zu welchem Zwecke brauchten sie das Geld? Der eine liebte den Champagner, der andere die Mädchen, der dritte die Rennpferde. Das sind Liebhabereien, die Leutnants mit einhundertfünfzig Mark Monatszuschuß sich eben nicht leisten können. Gewiß es wäre besser, sie bekämen zu solchen Zwecken das Geld überhaupt nicht. (Obwohl ich glaube, daß die Champagnerfabrikanten, die Lebedamen und die hohen Staatsbehörden, die ja immer noch aus dem Totalisator und dem Spielkartenstempel ganz beträchtliche Einnahmen ziehen, damit nicht sehr einverstanden wären). Aber wenn schließlich sich Leute bereit finden, die solche Luxusbedürfnisse befriedigen wollen, so weiß ich nicht, ob der Ausbeuter oder der Ausgebeutete moralisch schlechter zu beurteilen ist. Der „Ausgebeutete" hat zunächst das Vergnügen von der Sache. Um die Lasten kümmert er sich in der Regel nicht sehr. Die meisten dieser Herren wissen, daß, wenn nicht schließlich eine reiche Frau zu Hilfe

Digitized by Google

kommt, die Schuld doch nicht bezahlt werden wird.

Der Wucherer sollte höchstens aus demselben Rechtsgrund bestraft werden (wenigstens wenn es sich um Fälle à la München handelt), aus dem man den Opiumverkauf verbietet, nämlich weil seine Handlungsweise der allgemeinen sittlichen Gesundheit zuwiderläuft. Aber mit dem sogenannten „armen Opfer" sollte man nicht so viel hermachen. Wie diese Opfer manchmal ausschauen, dafür bot eine Episode im Münchner Prozeß eine ganz gute Illustration: Ein Wucherer hatte herausbekommen, daß der Herr Leutnant, der von ihm ein paar tausend Mark borgen wollte, vorher schon fast zweihunderttausend Mark wo anders aufgenommen hatte. Das „arme Opfer", das in der Wohnung des Ausbeuters in Galauniform erschien (vermutlich weil er annahm, das Geldborgen sei eine feierliche Handlung), leugnete die richtige Tatsache ab. Da selbst ein Wucherer auf ein Offiziersehrenwort noch baut, so gab er das Geld und fiel hinein. Wer ist hier der Betrogene und wer der Betrüger?

Ich will die Angeklagten nicht verteidigen. Daß sie nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft sind, wird niemand behaupten wollen. Aber im Zeitungswald beginnt sich bereits wieder ein Rauschen zu erheben, das in sentimentalischer Manier die Opfer als bemitleidenswert hinstellt. Wie wenig hier gefühlvolle Sentimentalität am Platze ist, möchte ich an einem Beispiel zeigen: In Berlin hat jüngst ein zweiundzwanzigjähriger Bankkommis das Geld seiner Chefs verspielt. Allgemeine Entrüstung: Der Kerl ist ein Lump. Gut. Aber wie kam der Börsenjüngling zu seinen Streichen? Er liebte den Sekt, die Weiber und die Rennpferde. Tout comme à Munich. Daß der Bankjüngling zum Defraudanten wurde, die Offiziere aber zu bemitleidenswerten Opfern, das liegt bloß am Beruf, der ja überhaupt auf die Kriminalstatistik von beachtenswertem Einfluß ist. Der verbrecherische Schlosser wird Einbrecher, der verbrecherische Kaufmann Hehler, der verbrecherische Maurer Bauschwindler. Der Urgrund aller Eigentumsvergehen ist der Widerspruch zwischen Einnahmen und Ausgaben. Der zweiundzwanzigjährige Börsianer suchte diese Kluft durch Spekulationen zu überbrücken. (Natürlich. Das lag ihm beruflich am nächsten.) Der Beruf des Offiziers gibt zu solchen Auskunftsmitteln keine Gelegenheit. Wenigstens nicht häufig. Wo sich die Gelegenheit zu Nebenverdiensten ergibt, wird sie auch mit Freuden wahrgenommen. So legen sich Train- oder Kavallerieoffiziere einen Pferdehandel zu. In manchen Regimentern wissen die Reserveunteroffiziere und die Einjährigen ein Liedchen von den Preisen des händlerisch veranlagten Vorgesetzten zu singen. Ferner: wo es dem Offizier allzu leicht gemacht wird, über den Leichtsinn zum Verbrechen zu gelangen, spielt die und da doch auch der Griff in die Kasse eine Rolle. In der Regel bleibt aber dem Offizier, wenn er mit seinen Einnahmen nicht ausreicht, nichts anderes übrig als zu borgen. Kleine Summen womöglich vom Burschen (auch das muß oft das Regiment bezahlen). Größere Summen werden beim gewerbsmäßigen Verleiher aufgenommen. Meist in dem sicheren Bewußtsein, das Geld doch nicht wiedergeben zu können. Oder man hofft leichtsinnigerweise auf irgendeinen großen Glückszufall. Auf den hat der zweiundzwanzigjährige Börsenjüngling auch gehofft. Ja er hatte sogar eine gewisse Berechtigung dazu. Denn bei Börsenspekulationen gibt es wie beim Rouge et noir nur zwei Möglichkeiten: Entweder geht die Spekulation gut oder sie mißlingt, und warum sollte sie nicht schließlich ebensogut gewie mißlingen? Aber die fehlgeschlagene Hoffnung macht den Börsenjüngling zum Verbrecher, den Herrn Leutnant zum „armen Opfer", und doch verliert in beiden Fällen der dritte das Geld.

Der Herr Kriegsminister hat ein neues Mittel erfunden, um die Offiziere vor der Bewucherung zu schützen. Er will ihnen Unterrichtskurse im Wechselrecht erteilen lassen. Wer lacht da? Was soll dieser Unterricht

Digitized by Google

den jungen Leuten? Daß man einen Schuldschein, den man unterſchrieben hat, bezahlen muß, weiß doch wohl jeder Offizier. Der Offizier pflegt ja ſogar darauf zu halten, auch ſolche Schulden zu bezahlen, für die er geſetzlich gar nicht einzuſtehen braucht. Die Kenntnis der Tatſache, daß man einen Wucherwechſel an den Wucherer nicht zu bezahlen braucht, nützt ihm aus zwei Gründen nichts: Erſtens fliegt er aus dem Regiment, wenn er ſolchen Einwand erhebt, und zweitens kommt es gar nicht dazu, den Einwand geltend zu machen. Denn der Wucherer pflegt ſchon vorſichtigerweiſe den Wechſel nie ſelbſt zu präſentieren, ſondern gibt ihn an einen dritten weiter, gegen den (da der ſtets die Rolle des gutgläubigen dritten mimt) die Einrede, die gegen den Ausſteller freiſteht, nicht gemacht werden kann.

Statt ſolchen Firleſanzes ſollte man lieber der Sache auf den Grund gehen. Man ſollte nicht ſyſtematiſch den Größenwahn in die Köpfe ganz junger Menſchen pflanzen. Man gebe den jungen Leuten etwas zu tun, daß ſie auch außerhalb der Dienſtſtunden beſchäftigt, und zwinge ſie nicht durch das Gerede von „geſellſchaftlichem Anſehen" zu allem möglichen Aufwand, der in gar keinem Verhältnis zu ihrem Dienſteinkommen ſteht. Viele junge Offiziere leben wie die Primaner und die Studenten. Aber dieſe wiſſen doch wenigſtens, daß mit ihrem Eintritt ins Philiſterium die Hausſohnſchaft ihr Ende erreicht. Wann aber iſt dieſe Epoche für den Offizier zu Ende? Noch für den älteren Hauptmann reicht das Dienſteinkommen kaum, um zu exiſtieren, wenn man nur auf den erſten Rang ins Theater und mit ſauberen Glacéhandſchuhen über die Straße gehen will. Der Offizier bleibt bis ins ſpätere Alter Hausſohn oder muß ſich von der Frau aushalten laſſen. Entweder bezahlt, was er ſchuldig wurde, der alte Herr oder die junge Frau. Und wer keins von beiden hat oder bekommt, nun, der quittiert und ſieht dann, wo er bleibt. Aber im Grunde genommen iſt's auch dann dasſelbe: Immer läßt der Offizier ſich ſeinen Titel von anderen bezahlen: Vom Papa, von der Frau oder von der Weinfirma, die einen repräſentablen Reiſenden braucht. Da ſollte man anſetzen, denn da liegt die Schuld des Staates am Offizierswucher. Die Offiziere, die arm ſind und ohne Schulden bleiben wollen, führen ein Hundeleben. Es gehört ſchon ſehr viel Charakterſtärke dazu, ſich nicht dem Wucherer zu verſchreiben. Wer da ſtrauchelt, braucht noch kein Lump zu ſein. Aber er iſt doch auch ſchließlich kein Heiliger.

Georg Bernhard

Joachim und die Quartettmuſik

Das Joachim-Quartett gab wieder einmal zwei Abende in München. Jedesmal, wenn man Joachim hört, geſchieht es mit dem feierlich-traurigen Gefühl, daß es das letztemal ſei. Und das Jahr darauf kommt er wieder, und immer iſt in ſeinem Spiel eine Friſche, die den Eindruck erweckt, er ſei mit tizianiſchem Alter geſegnet. In München freilich hat man nicht ſehr viel Verſtändnis für ihn. Große techniſche Mängel in ſeinem Spiel, die ihm ſeit langem anhaften, und die allerdings Altersverſtimmungen ſind, werden herausgehoben, und von nichts anderem wird geredet. Es ſind die Menſchen von der Zunft, die Kritiker ſowohl als die Geiger, auch zahlreiche Dilettanten, die ſelber Quartett ſpielen. Und ſie tun ſo, als ob kein anderes Quartett ſich ſo etwas erlauben dürfte: daß manchmal ein hoher Ton nicht ganz rein, eine ſchnelle Paſſage nicht ganz klar erſcheint.

Dies iſt der ganz äußerlich *muſikaliſche* Standpunkt, der alles nach der techniſchen Vollendung beurteilt oder wenigſtens dieſe als unentbehrliche Vorausſetzung an die Spitze ſtellt. Die mag ja das Zeichen einer gewiſſen feſtgewachſenen Tradition ſein — und vielleicht iſt dieſe Tradition in keinem Zweig unſerer Muſikpflege ſo gründlich wie gerade beim Streichquartett —, aber in unſerem Fall zeigt es ſich doch, daß man dabei recht borniert ſein kann.

Digitized by Google

Denn man übersieht darüber alles Wesentliche. Das ist die absolute künstlerische Vollendung in Joachims Spiel und im ganzen Quartett — denn ein solches Zusammenspielen, im innerlichen, nicht im äußerlichen Sinn, ein solches Ineinanderhinein-Musizieren, als ob gar kein Publikum da wäre, also ohne dekorativ-konzertmäßige Rücksichten, — das findet man doch bei keinem anderen Quartett.

Joachims Spiel ist so absolut künstlerisch, weil es absolut lebendig ist. Es ist ein Zeichen von dem traurigen Stumpfsinn der musikalischen Kritik, daß man das Joachim-Quartett als Vertreter einer klassizistisch-abgerundeten, altmodisch-gemütlichen Musikauffassung etwa dem Böhmischen Quartett gegenüberstellte, — nur deshalb, weil jeder weiß, daß Joachim persönlich ein Klassizist ist.

In Wirklichkeit ist Joachims Spiel in ganz wunderbarem Grade frei von allem Schema, von aller Routine. Er, der die Zeit eines Menschenlebens die klassischen Streichquartette viele Hunderte von Malen gespielt hat, er erlebt bei jeder neuen Aufführung diese Musik noch so unmittelbar, so schöpferisch-direkt, daß sie wie eben entstanden anmutet. Wenn es ein Mittel gäbe, den Vortrag von Musikwerken bleibend festzuhalten, so würde man konstatieren können, daß Joachim jedesmal anders spielt in Dynamik und Phrasierung.

Man muß seine Fühler haben, um das Leben in einer Quartettmusik ganz zu empfinden. Keine andere Musik hat so wenig Möglichkeiten dynamischer Entfaltung und ist deshalb schon von Natur aus so immateriell, keine durch den Charakter der Instrumente so persönlich und doch wieder dadurch, daß sich vier Persönlichkeiten zusammenfinden, so über subjektive Individualität hinausgehoben.

Es handelt sich beim Quartettspielen nicht um möglichst große dynamische Steigerung des Ausdruckes, sondern um innere Intensität, um Belebung jedes Details. Nur so wird diese Musik als Form ganz lebendig. Sonst sind es einzelne Spitzen, die herausragen und mit dem Ganzen nicht zusammengehen, oder aber eine robuste Geste nimmt den Schmelz von der Empfindung und macht sie bart und stumpf.

Beethovens letzte Quartette sind der Prüfstein für jedes Quartettspiel. Sie sind sozusagen die platonische Idee des Quartettes, die Individualisierung der einzelnen Instrumente und die höchste Dematerialisation der Musik überhaupt. Sie bedeuten das Ende der möglichen Entwicklung: ja, Beethoven selbst ist jenseits dieser Möglichkeiten gegangen, als er die große Fuge schrieb, die man jetzt fast nie hört, weil sie nicht mehr zu fassen ist. Was aber nach Beethoven an Quartettmusik noch geschrieben wurde, bedeutet keinen neuen Stil, sondern höchstens die Anwendung des Beethovenschen Stiles auf neue, romantische oder moderne Empfindung, — wobei aber dieser Stil nie seine Reinheit und Geistigkeit bebielt, sondern vergröbert oder raffiniert gemacht, wieder dem Irdischen gewonnen wurde.

Wir haben im Winter von dem trefflichen Münchner Quartett unter Führung von F. Buber eine Aufführung des Cis-moll-Quartettes gehört, genau so, wie sie nicht sein soll: robust, fest, brutal deutlich in der Empfindung, hart in der Form, glänzend im Effekt. — Das ist Joachims eigenstes Feld. Unter seinem Spiel atmet diese Empfindung, die so ganz unirdisch, unpathetisch und doch leidenschaftlich ist, lebt diese Form, die fern von aller greifbaren Gliederung doch in sich wie ein göttliches Gebilde sicher ruht — inkommensurabel und doch nicht romantisch zerfließend.

Beethovens Altersstil begegnet sich hier mit dem von Joachim: das Alter ist unirdisch, rein geistig, oft nur andeutend, es ist weitsichtig und achtet deshalb nicht mehr auf das Nahe, Einzelne, aber die fernste Ferne ist ihm klar. Seine Sprache ist ruhiger, leiser, aber seltsam eindringlich, fernhin klingend, denn keine Last der Leidenschaften hängt an ihr.

R. Sz.

Digitized by Google

Der Kaiſer in Wiesbaden

Meine alte Tante Sophie mochte die Sezeſſion nicht leiden. Ich habe oft mit der guten Perſon geſtritten, denn ſie liebte es, mir das Maul anzuhängen und ihr Wäſſerlein auf mein Feuer zu gießen.

Es war aber damals die Zeit, wo man allerwärts in München für junge oder alte Kunſt auftrumpfte und ein Urteil abgab, auch wenn man keines hatte.

Die Sezeſſion hatte ihre erſte Ausſtellung in der Prinz-Regenten-Straße eröffnet, und Bilder waren zu ſehen, über die man nur in Superlativen redete.

Überſchwänglich oder ganz verächtlich, je nachdem.

Ich war für die Jungen und biß im Zorne etliche Pfeifenſpitzen durch, wenn mir ein Gegner die neuen Götter verachten wollte. Habe auch die Kinnladen gewaltig aufgeriſſen und ſaugrobe Reden geführt, und lange Reden. Man konnte mit einer einzigen vom Hofbräuhauskeller bis zur Thereſienſtraße kommen. Da wohnte ich.

Meine Tante nun war eine erbitterte Gegnerin der Sezeſſion. Warum, weiß ich nicht.

Sie hat es auch nicht gewußt; als Witwe eines Landgerichtsrates hatte ſie ſich den Teufel darum zu kümmern.

Aber jetzt war ſie einmal darin und tat ſo, als wenn ſie die Geſchichte etwas anginge.

Sie lernte Worte auswendig, von denen ſie bis zum fünfzigſten Lebensjahre nie etwas gewußt hatte.

„Naturalismus!“

Wie oft hat ſie das geſagt! Im Tone bitterer Verachtung, als ſpräche ſie von einer Sache, mit der ſchon ihre Jugend vergiftet wurde.

„Iſt das auch noch eine Kunſt?“ fragte ſie und machte „brrr!“

Aber ich habe es ihr gegeben. Wenn ſie mich mit Eſſig anſpritzte und alle Freude verſäuerte, ſchmiß ich mit armsdicken Knüppeln nach ihr.

Ich erlebte es noch, daß ſie das Wort „Naturalismus“ ablegte und ein beſcheidenes Weibsbild wurde.

So war ſie, und ſo war ich.

Aber wie lange iſt das her! Zehn, zwölf Jahre, und jedenfalls ſo lange, daß ſich jede zimperliche Landgerichtsrätin an die Sezeſſion gewöhnt hat.

Der Streit iſt altbacken und lächerlich geworden; eine Sache für Provinzkühe, die mit dem Wiederkäuen nicht fertig ſind.

Man weiß, daß man ſich blamiert, wenn man Grundſätze aufſtellt für die Kunſt, in der nichts gilt als die Perſönlichkeit.

Die Pariſer haben das Anno Tubak gelernt, die Münchner in den neunziger Jahren.

Da lieſt man jetzt, zu Wiesbaden habe ſich Seine Majeſtät der deutſche Kaiſer oſtentativ geweigert, einen Saal zu betreten, der mit Bildern von Fritz Erler geſchmückt war.

Das gibt weiter keinen Anlaß, über ihren Wert zu ſtreiten. Ich könnte mich auch nicht daran beteiligen, weil ich ſie nicht geſehen habe; daß ſie dem Kaiſer nicht gefielen, beweiſt jedenfalls nichts gegen ſie.

Aus anderen Geſichtspunkten iſt das Vorkommnis beachtenswert.

Wie hoch muß der Monarch das Bürgertum werten, wenn er als Gaſt einer Stadt ſich aber auch ſo gar keinen Zwang auferlegt?

Es war nicht notwendig, daß ihm das Wiesbadener Kurhaus gefiel, aber es war notwendig, daß er wenigſtens ſo tat.

Statt deſſen haben Seine Majeſtät der in Ehrfurcht erſterbenden Einwohnerſchaft das Vergnügen an der teuren Zurichtung verdorben, und löblichen Magiſtrat wie Bürgermeiſter vor geſamten Untertanen desavouiert.

Ohne jeden Grund.

Denn der Kaiſer, der tagelang den Berliner Dom und das Nationaldenkmal ſieht, konnte wahrhaftig die „farbenfreudigen“ Bilder Fritz Erlers zehn Minuten lang betrachten.

Einige Details machen die Sache noch hübſcher. Auf Befehl des Monarchen ſperrten die Bürger Wiesbadens in ihrem eigenen Hauſe den verſemten Saal ab und ſchlichen

Digitized by Google

durch einen dunkeln, engen Gang, der von den Installateuren als Abort benützt worden war, in den nächsten Raum.

Sie wären ganz gewiß auch durch eine Abtrittröhre geschloffen . . .

Vor vierzig Jahren wäre ein solcher Mangel an Selbstachtung nicht wohl denkbar gewesen; heute ist er selbstverständlich, und morgen wird er von den guten und treuen Bewohnern irgendeiner anderen Stadt überboten.

Davon soll man reden.

Nicht von dem künstlerischen Geschmacke des deutschen Kaisers. Der geht uns nichts an.

Ludwig Thoma

Ein Wegweiser für „Heikle"

Christus sagt einmal: Was zum Mund eingehet, das verunreinigt den Menschen nicht; sondern was zum Munde ausgehet. —

Eine größere Autorität auf kulinarischem Gebiet, ein rheinischer Bankier, äußerte kürzlich anerkennend nach einem Dinner: „Erstaunlich, wie München sich hebt — man hat hier keine direkten Nahrungssorgen mehr!" Important if true. —

Ihnen beiden muß ich leider teilweise widersprechen; wenn es, wie ich glaube, doch noch Dinge gibt, die durch den Mund hinein den Menschen verunreinigen, dann hat man in München Nahrungssorgen!

Friedlich will der Fremde mittags in ein Restaurant gehen — da, — der Angstschweiß tritt ihm auf die Stirn — von jedem Fenster starren ihm in dicker Schrift Worte, wie geronnenes Blut, in ungeahnter Scheußlichkeit entgegen:

!Heute frische Schlachtschüssel! !Hausgeschlachtet! !Schwarze Blutwurst!

Die ganze Brutalität, die im Verzehren frischer Leichenteile liegt, sonst ätherisch benamset und schamhaft verhüllt durch leichtfertige Saucen, dringt ihm ins Mark. —

Immer noch bauen die Menschen ihre Leiber mit der vergiftenden Todesangst röchelnder Tiere auf und haben die Stirn, von Ästhetik zu reden! —

Heilsam angegraust flieht der Fremde zum vegetarischen Speisehaus. —

Heißt dieses nun Pomonia, Thalysia oder Ceres, liegt es in Berlin, München oder Wien — immer lagert schon über dem Vorhaus ein kalter Nebel von schimmeliger Kokosbutter.

Der Fremde aber bete das Wort „Schlachtschüssel" gleich einem Mantram vor sich hin, und er wird das Vorhaus überwinden.

Hier gönne man alter Erfahrung ein Wort der Weisheit:

Sind in einer Stadt vegetarische Speisehäuser verschiedenen Ranges, stets wähle man das mindere, denn hier erhält der Gast reine Papierservietten — im vornehmen ausschließlich schmutzige Leinenservietten.

Seit Jahrzehnten grüble ich dem Problem nach: warum kann Spinat nicht einmal sauber serviert werden — warum gibt es nicht vegetarische Schleich, Hiller und Sacher? Welche Erlösung wäre das für uns, die „Gemäßigten".

In Amerika freilich, da ist eine große Gemeinde, die gleich Prentice Mulford, ihrem Gründer, in der Verbannung alles „Gezüchteten" so weit geht, daß sie auch das Essen veredelten Obstes, angepflanzter Gemüse mit gesunder Lebensweise unvereinbar hält. — — — — — Alles Gezähmte ist den Instinkten entfremdet, hilflos und degeneriert! Dem feiner Sublimierten erscheint daher ein Calvilleapfel so abstoßend wie eine künstlich und krankhaft entartete Gansleber. —

Noch ein Schritt weiter führt zur Verdammung aller Pflanzennahrung überhaupt. Ich kann mir sogar ganz gut vorstellen, daß es einen Seraph schon peinlich berühren würde, auch das Familienleben der Moleküle in einer anorganischen Verbindung zu stören — indem er sie schluckt — aber so weit sind wir noch nicht — vorläufig genügte es, mit der Hammelkeule einen Anfang zu machen. —

Digitized by Google

Noch ein Wort der Weisheit:

In einer „Vegetarischen“ bestelle man nie weder Gemüse noch Kompotte.

Gemüse (besonders geschmorte nach Lahmann) nicht, wegen der vielen — Hautflügler (geschmort nach Lahmann) darin, Kompotte nicht, denn es sind Fruchtmumien, die in verdünntem Glyzerin schwimmen.

Der Neuling erschrecke auch nicht, wenn sich der Nachbar die beiden schartigen Messer, die zu jeglicher Speise serviert werden, blitzschnell und tief in den Hals stößt!

Er will sich gar nicht das Gaumenzäpfchen abschneiden, wie der Laie glaubt! Ißt nur friedlich seinen Kohl nach seiner Art.

Zuweilen schleichen sich verschämte Arme aus besseren Kreisen hier ein, zu denen ich manchmal selbst gehöre, weil sie unter Schnee und Eis plötzlich Lust bekommen nach Artischocken, Spargeln und frischen Erdbeeren.

Alles zusammen macht dann dreiundfünfzig Pfennige aus, und durch die Gäste raunt das Gerücht, Jakob Astor sei mitten unter ihnen.

Viele Geschöpfe, die hier verkehren, sind an der Seite zugeknöpft und tragen zehnzehige Sandalen.

Sie haben das verfallene Aussehen, das jenen Menschen eigen ist, die ausschließlich ihrer Gesundheit leben.

Frauen — was man so schlechthin Frauen nennt — sah ich nie, wohl aber eine Art gotischer Engel, in hieratischen Gewändern, mit stets gescheiteltem und nie gewaschenen Haaren.

Nur das Matrosenbütchen von unsagbarer Scheußlichkeit verbindet diese Wesen noch mit der realen Welt. —

Meist bestellen sie einen Doppelliter Reformquell und Natronbébé (was immer das sein mag) mit Schlagrahm! — — — —

Pflanzenkost soll die niederen Triebe des Menschen bändigen und veredeln!

Da sah ich denn voll Staunen auf die Kellnerinnen! Ich sah sie bei ihrem täglichen Spinat sitzen, ich sah sie Limonade trinken — nur die Läuterung sah ich nicht.

Eines Tages aber, nachmittags, kein Gast war mehr zu sehen, überraschte ich alle zusammen — im hintersten Eck kauernd, — mit glimmernden Augen, — vor großen Tellern! Melusinenhaft tauchten sie unter in ihr angestammtes Element — den Leberwürsten — darum also! —

Tritt der Fremde aus dem Speisehaus auf die Straße, bleibt er vorerst bewundernd stehen — welch seltsamer Anblick — bilflose Greisinnen mit Spielbahnfedern auf grünen Hütchen besorgen die Straßenreinigung.

In der Ludwigstraße trifft er eine herrenlose und eher aigrierte Kuh! Nun möchte er doch lieber die „Elektrische“ benützen — doch für Abstinente ist das nichts. Das Netz der Straßenbahn scheint ausschließlich nach den Kellereien angelegt zu sein.

In anderen Städten führt die Tram zur Universität, zum Parlament usw. — Hier steht auf den Wagen bloß „Löwenbräu“ oder: „Hier Haltestelle, umsteigen Salvatorkeller!“

Auf großen Plakaten liest man: „Schützenbräu *schon elf Monate alt!*“ Täglich werden Bulletins über das Bier ausgegeben, wie es ihm geht, ob es gedeiht, kurz alles, was sonst nur bei kaiserlichen Säuglingen üblich ist. Die Buchläden selbst scheinen hier verdächtig — sollten nicht nur zum Schein ein paar Schmöker in den Auslagen liegen?!

Neulich wurde „Tristan“ gegeben — ob ihm der „bebrüte Trank“ wohl in einem Doppelliter gereicht wird?

Greise mit Kummerfalten hingegen versichern, der Antichrist der Abstinenz ginge auch in München um! Bald wäre es eine tote Stadt gleich dem antiken Rom — die Bierpaläste verödet und leer — modernde Fässer in den Katakomben!

Fernerstehenden, denen München eher als aufgeschwemmtes Bauerndorf erscheint, liegt die Frage näher, ob es nicht durch rapide Flüssigkeitsentziehung in Gefahr käme, zu einem Marktflecken einzutrocknen.

Eine ethische Forderung scheint es hierzulande, daß jedes halbwegs weibliche Wesen sich als Salome photographieren läßt.

Vergeblich ist es, die Ansichtskarten, die

Digitized by Google

man zum täglichen Leben braucht, mit anderen Sujets geſchmückt zu verlangen. — Ermüdet ſchweift daher der Blick des Fremden über die monotone Bilderreihe in den Läden.

Immer wieder ein goldenes Kopfgeſchirr. — Lange nichts. — Zwei goldene Schnecken. In der Mitte darunter eine kleinere goldene Schnecke. — Wieder nichts. — Ganz unten ein goldenes Fußgeſchirr! Da plötzlich! — ja iſt denn dieſe Stadt ſchon ganz von Gott verlaſſen? — da hat ſich ja auf einmal ein Häuſerblock als Salome photographieren laſſen!?!

Doch halt! Nein — wieder nur ein Frauenzimmer; der landesübliche Wuchs nur täuſchte den Blick des Unkundigen.

Nahe iſt endlich die Zeit, da jeder Erdgeborene ſeiner Urheimat, dem Kaffeehaus, zuſtrebt.

In den ſogenannten „Wiener Cafés“ bekommt man eine topashelle, eher übelriechende Flüſſigkeit vorgeſetzt; ob in den anderen Lokalen der Kaffee gut iſt oder nicht, bleibt ſich gleich. — Aus drei Gründen. —

Entweder die Kellnerinnen ſchreiben Liebesbriefe, oder ſie bekommen Liebesbriefe, oder „Er“ iſt ſelber da.

Demütig kehrt man in das „erſtklaſſige“ (ſchönes Wort) Hotel zurück und unterwirft ſich der langwierigen Vorbereitung zum Dinner. — Der Friſeur kommt, die Manicure kommt, man legt Soireetoilette an und ſämtliche Kronjuwelen. — Alles für den Oberkellner, vor deſſen Falkenblick man ſonſt vergehen müßte.

Dann wird hineingeranſcht in die falſche Marmorpracht!

In die vergoldete Barbarei!

Überall Pfeiler, die nichts zu tragen haben, Malachitſäulen, die wie die Spargel aus den Parketten gen Himmel ſchießen, kein Menſch weiß, wozu! Vielleicht, um ein Loch durch den Plafond zu ſtoßen? Um dann im erſten Stock als Sitzgelegenheit zu enden?!

Überall Stuck in wüſten Tortenverzierungen; an der Decke ſo täuſchend, daß man meint, jeden Augenblick müßte einem der Schlagrahm auf den Kopf klatſchen — an der Wand ein gemalter Frühling aus Blech.

Durch dieſes Schatzkäſtlein des Ungeſchmackes nahe im Oberprieſterſchritt der Maître d'Hotel und verleiht mit hieratiſcher Gebärde alle Marſchälle von Frankreich, die nur zu dem Zwecke ernannt ſcheinen, um der gleichen, alten, gelben Sauce über dem gleichen, öden Huhn täglich neue Namen zu geben.

Strahlend ſagte mir einſt ein Autodidakt im Menülesen am vierten Tag eines Schweizer Aufenthaltes: „Ich hab's ſchon heraus! Was auch da ſteht, das dritte von unten iſt immer ein ‚Händl'!“

Erſtaunlich, wieviel Unkultur für nur fünf Mark einem einzelnen Menſchen heutzutage geboten werden kann — ganze Jahrhunderte hätten früher mit dem gleichen Quantum ihr reichliches Auslangen gefunden!

Natürlich iſt Tafelmuſik — irgendein Rigo mit ſeiner Winſel. Es iſt ſo wenig Muſik wie der Saal Architektur, wie das Menü Nahrung iſt — wie das Publikum Menſchen ſind — der Wegweiſer für „Heikle“ zeigt, fürchte ich, wie überall zum Bahnhof.

Sir Galahad

Digitized by Google

Glossen

Der Fall Grandinger

In dem oberfränkiſchen Marktflecken Nordhalben lebt und wirkt der katholiſche Pfarrer Grandinger.

Die ultramontane Preſſe ſpricht von ihm nur mehr als von dem „beklagenswerten" Prieſter.

Es iſt ihm jedoch keinerlei Unglück widerfahren; ſein Mitleid erregender Zuſtand rührt davon her, daß er ſich als Kandidat der liberalen Partei, oder richtiger als Kompromißkandidat der Blockparteien für die Wahl zum bayriſchen Landtage aufſtellen ließ.

Das iſt bemerkenswert und eigenartig.

Der katholiſche Prieſter erhält bei der Primiz auch die Weihe der ultramontanen Parteiangehörigkeit; es iſt ſelbſtverſtändlich, daß er aktive Zentrumspolitik treibt.

Dürften die Pfarrer reden, ſo würden wir merkwürdige Dinge zu hören bekommen über die Art, wie der Klerus gezwungen wird, der Partei Dienſte zu leiſten.

Wie gutmütige oder gleichgültige Menſchen gegen ihren Willen ſtreitbare Redner werden müſſen, wie junge Hetzkapläne in den Pfarrhöfen und in den Gemeinden arbeiten, wie ſeelſorgeriſche Fähigkeiten bei Anſtellungen kaum mehr in Betracht kommen, kurzum, wie der Klerus ſeiner Berufspflicht entfremdet und politiſch organiſiert wurde.

Wenn man weiß, wie ſchwer die laut geäußerte Abneigung gegen dieſes Treiben an einzelnen Prieſtern geächtet wurde, muß man den Pfarrer von Nordhalben wegen ſeiner Tapferkeit rühmen.

Daß er ſeine Sache ſieghaft durchführen wird, glaube ich nicht. Die Kirche hat viele Mittel, ſolche Ärgerniſſe zu beſeitigen; und ſie ſcheut vor keinem zurück.

Vorerſt rückte der Oberhirte von Bamberg ins Feld.

Der Mann kümmert ſich viel um Politik und liebt es, die öffentliche Meinung zu beſchäftigen.

Im Februar dieſes Jahres erließ er eine Kundgebung gegen das Wahlbündnis der Klerikalen mit der Sozialdemokratie.

Die Liberalen erhoben darüber ein Freudengeſchrei; ſie prieſen die Weisheit des Kirchenfürſten, und man ſchrieb viel von dem vortrefflichen Katholizismus, der wohl zu unterſcheiden ſei vom Ultramontanismus. Es war die alte Inkonſequenz, eine Autorität auszuſpielen, die man grundſätzlich bekämpfen mußte; die alte Halbheit der Liberalen, der alte Fehler, das Große über Kleinem aus den Augen zu verlieren. Den Biſchof ging das Wahlbündnis nichts an.

Er hat ſeine Stellung mißbraucht, und wer freiheitliche Ziele verfolgt, muß ſolche Übergriffe zurückweiſen, auch wenn ſie für den Augenblick nützlich erſcheinen.

Jetzt hat der Erzbiſchof an Pfarrer Grandinger geſchrieben, er halte es für unmöglich, daß ein katholiſcher Prieſter ſich der liberalen Partei, ſei es auch nur als Hoſpitant, anſchließe.

Die liberale Preſſe iſt in einer unangenehmen Situation, über die ſie mit Phraſen nicht hinwegkommt. Sie kann heute dem Herrn ein Recht nicht abſprechen, das ſie ihm vor drei Monaten ſo bereitwillig zugeſtand; ſie kann auch ſeine politiſche Meinung nicht als ſo ganz gleichgültig behandeln.

Das iſt eine gerechte Strafe für die falſche Loyalität der Ungefirmten.

Vielleicht hört man nun endlich auf, den Unterſchied zwiſchen den vornehm Denkenden und den demokratiſchen Elementen in der katholiſchen Kirche zu betonen.

Wie die ſich miteinander abfinden, iſt ihre Sache; alle zuſammen ſind ſie Gegner der freiheitlichen Entwicklung.

Und die vornehmen Leiſetreter ſind die ſchlimmſten. I.

Digitized by Google

Der Konzertwinter

Dem Musikalischen bringt der Frühling noch eine ganz spezielle Freude: das Aufhören der Konzerte. Auch wenn man nicht in die Konzerte geht — und wer geht überhaupt noch in Konzerte? —, ärgert man sich über die blödsinnige Überproduktion an Musik, und wenn man dann einmal sich verleiten läßt, eines der Konzerte zu besuchen, so ärgert man sich meistens darüber, daß ganz schlechte Musik gemacht wird.

Natürlich gibt's auch einige Konzerte, in denen man gute Musik hören kann; die Akademiekonzerte unter Mottl zum Beispiel. Aber das Programm war auch da meistens ziemlich langweilig, abgesehen von den großen Konzerten außer Abonnement. Es fehlt eben die Zeit zur sorgfältigen Einstudierung von großen Werken, und so enthalten die Programme meistens Werke, deren Aufführung möglichst wenig Mühe macht.

Auch Streichquartette kann man stets sehr gute hören; aber die schlechten Quartettvereinigungen sollten jetzt endlich aufhören, sie machen ja doch keine Geschäfte, und der Kunst dienen sie nur da, wo man nichts Besseres zu hören kriegt: in der Provinz.

Aber das Schlimmste sind die Solistenkonzerte der Spieler und Sänger. Freilich glaubt höchstens ein hoffnungsvoller Idealist, daß diese Konzerte der Kunst wegen gegeben würden, und nur ein ganz Einfältiger, daß man damit Geschäfte machen könnte. Diese Konzerte werden fast alle nur der Kritik halber gegeben, und eigentlich brauchten auch nur die Kritiker hinzugehen, — wenn nicht ein Publikum nötig wäre, damit die Kritik den Beifall verzeichnen kann.

Die Leute geben Konzerte, weil sie Stunden geben wollen: Stunden werden nämlich viel besser bezahlt, wenn der Lehrer eine öffentlich bekannte Persönlichkeit ist. Damit wird natürlich auch auf die Gutmütigkeit des Kritikers spekuliert: Der wird doch nicht so boshaft sein und den armen Leuten das Geschäft verderben. — Das ist aber doch ein grober Unfug; denn schließlich wird dem Publikum doch in vielen Fällen nur Sand in die Augen gestreut und das Geld aus der Tasche gezogen. Denn Stunden sind deshalb noch lange nicht besser, wenn einer sie gibt, der es mit knapper Not zu einem Auftreten ohne klägliches Fiasko gebracht hat. Die Kritiker, die eigentlich am meisten darunter leiden — denn sie können gar nicht genug Konzerte hören —, sind auch selber schuld an diesem Übel. Sie sollten ganz unbarmherzig solche Konzerte nicht mehr rezensieren. Dann würden diese ganz von selber verschwinden, und das Publikum würde deshalb doch gute Stunden gut bezahlen.

Und dann würden die Konzerte von ernsten Künstlern, die wirklich etwas zu sagen haben, mehr Beachtung finden, während jetzt jeder tatsächlich ein paar Jahre lang Geld und Mühe verliert, bis er endlich „einen Namen hat". Dann freilich kann er so schlechte Musik machen, wie er will.

Schließlich sind doch Solistenkonzerte überhaupt etwas Schauderhaftes; denn es handelt sich dabei um lauter Musik, die eigentlich ins Zimmer gehört: Lieder, in denen sich die intimsten lyrischen Gefühle in gleichsam improvisierter Form äußern, werden von einem befrackten Herrn oder einer dekolletierten Dame möglichst dick aufgetragen in ein gleichgültiges Publikum hineingeschrieen; und wenn einer Beethovensche Sonaten im Konzert spielt, muß er ihnen zuerst die ganze Intimität, die ganze Zartheit nehmen, damit sie in dem großen Raume wirken, und seine ganze „Individualität" hineinlegen, damit das Publikum sie interessant findet.

Daß doch alles heute öffentlich sein muß!

rs

Stubenkühe

Dort, wo sich der schmale Silberfaden der Enz zwischen grünen Halden zu Tal schlängelt, sitze ich oft an schönen Sommerabenden im Schatten eines Kastanienbaumes beim roten Kappelrodeck. Dicht vor mir am Wirtschaftsgarten vorbei hastet rauschend der Fluß; drüben steht einzeilig die Dorfstraße, über deren

Digitized by Google

schmucken Häusern eine braune Sandsteinkirche ragt; das Ganze krönen die saftigen Hänge des Schwarzwaldes. Wie ruht auf ihnen das Auge sich aus! Finken und Zeisige kommen sich ihre Krume holen, an der Brücke jauchzen die Dorfkinder, fischen Sommergäste mit ihren Angelruten. Ein paar Automobile rasen staubwirbelnd vorüber, zuletzt rückt auch die Post an, denn dort geht noch ein richtiger alter Kasten, gelb und blau gestrichen, von Herrenalb aus dem Württembergischen her. Der Schwager bläst aus Leibeskräften Abend für Abend: „Ach, wie ist's möglich dann!" Es fällt ihm furchtbar sauer, mit rotem Kopf wackelt er hin und her, wird aber immer am letzten Prellstein fertig. Zuletzt auf dem Programm stehen die Kühe.

Mein Begleiter meinte zwar, es seien gar keine; wenn es hier weiter so ginge, würde man sie bald nur noch mit Vergrößerungsgläsern erkennen können. Da sollte man mal nach Schleswig kommen; dort würden die Kühe aber auch anders gehalten.

Ich erkundigte mich; denn aufgefallen war es mir schon, daß auf den üppigen grünen Matten der Flußufer eigentlich niemals ein weidendes Stück zu sehen gewesen war. Und mein Begleiter hatte recht. Zweimal am Tage, für volle fünf Minuten morgens und abends, wurden die armen Tiere zum Brunnen geführt. Die eine Kuh hatte sechsmal gekalbt, somit schon sechs Jahre wie in einem Bergwerk gehaust. Das Licht blendete sie; sie strebte, nachdem sie sich sattgetrunken, zurück ins Dunkel. Die jungen Stärken („Kalwe" sagt man hier) pflegen Sperenzchen zu machen, kneifen aus, aber wehe ihnen! Bewegung ist an der Enz verboten. Dicht vor dem Stall recken sie sich einmal noch, spreizen ihre Rückenmuskeln, feuern hinten in die Luft, tun einen Sprung, dann traben auch sie stallein in Finsternis und Gestank.

Früher gab es in allen diesen Orten Gemeindeweiden und Gemeindehirten; die sind verschwunden, seit die „Almenden" aufgeteilt wurden und der Privatbesitz schärfere Formen annahm. Daher kommt es, daß man ehedem gesunde Rinder hatte und heute überwiegend perlsüchtige. Schwärmer behaupten: von den perlsüchtigen Kühen würden unsere Kinder tuberkulös; ich sehe leider, es ist umgekehrt: von den Menschen werden die Kühe perlsüchtig gemacht. Man macht Fabrikkiere aus ihnen, die ganz wie unsere Arbeiter vom Herumstreifen in Wald und Berg nicht viel mehr wissen. Unsere Fabrikarbeiter wie die Städter im allgemeinen werden so häufig Herdenmenschen genannt. Ach, wenn sie das doch wenigstens wären! Sie sind es ja gar nicht! Herden leben im Freien, sie baden sich in der Sonne, sie lüften ihre Lungen im staubfreien Wald. Stallmenschen haben wir in den Städten, und auf den Dörfern Stubenkühe.

Diese Gedanken kamen mir, als ich das Buch eines jungen Norwegers las: „Sidsel Langröckchen"*. Es mutet an wie ein Trunk erquicklichen Wassers aus einem kristallklaren Bergsee. Die Handlung spielt auf einer nordischen Alm. Dort gibt es noch richtige Herden; dort sind die Kühe noch frisch und gesund und die Mädchen auch. rh

Der Hoftheaterprozeß

Der Vorstand des Amtsgerichtes München ist Spezialist für Sensationsprozesse. Die gewöhnlichen Bagatellsachen erledigt eine Schar von Amtsrichtern; sobald aber eine Aufsehen erregende Sache im Terminkalender verzeichnet ist, greift der Präsident selbst ans Richtschwert.

Er allein findet sich zurecht in dem Wust von Material, den fleißige Hände herbeitragen, er allein hat die Autorität, allzu große Geschäftigkeit fern zu halten, und er allein findet den rechten Ton.

Es müssen viele Empfindlichkeiten geschont werden, wenn hinter den Schranken beißbungrige Reporter lauern.

Aber in München hat man Übung.

Hier kommt jede öffentliche oder private

* Erschienen bei Georg Merseburger in Leipzig.

Digitized by Google

Sache von Bedeutung früher oder ſpäter einmal vor die Schranken. In Paris, in Berlin werden dem Bürger bekannte Ereigniſſe in Revuen vorgeführt, München hat dafür den Gerichtsſaal.

Heute wiſſen es nur wenige mehr, aber es iſt Tatſache, daß der Mainfeldzug von 1866 ſeine abſchließende Kritik vor den Geſchworenen fand, und General von der Tann erfuhr von einem Advokaten ſehr ausführlich, was er verpatzt hatte.

Seither iſt man nicht zurückhaltender geworden, und das Münchner Publikum hat in jeder Saiſon ein paar Prozeſſe, die es mehr anregen als Theaterſtücke. Aber auch die, welche ſich für die Bühne intereſſieren, kommen im Gerichtsſaale auf ihre Rechnung.

Sie ſehen von Zeit zu Zeit ihre Lieblinge im hellen Tageslichte auf kurze Entfernung vor den Schranken ſtehen.

Und das iſt von allem Pikanten immer das beſte.

So ein Heldentenor oder Liebhaber, der im falſchen Pathos ſchwört, im einfachen Ja und Nein ſeine Bedeutung zu unterſtreichen weiß, bereitet auch griesgrämigen Menſchen eine heitere Viertelſtunde.

Man erlebte kürzlich wieder dieſe Freuden.

In zweimal vierundzwanzig Stunden wurde der Kuliſſenklatſch von zwei Jahren aufgerollt.

Man denke, um wen und um was es ſich handelte, und man wird begreifen, daß der Zuhörerraum ſchon Wochen vorher ausverkauft war.

Da gab es ernſte Dinge, wie den Angriff gegen Mettl, pikante Dinge, wie die Beſchuldigung gegen den Intendanten von Speidel, ſpaßhafte Dinge, Grobheiten, Intrigen.

Alles kam zur Sprache. Poſſart wurde ſeinem Nachfolger gegenübergeſtellt, Savits ſeinem Schädiger und Feinde; der Schauſpieler konnte dem Regiſſeur, der Rivale dem Rivalen die Meinung ſagen, und alles, was man ſonſt in der Portierloge ſich über ungerechte Rollenverteilung zuraunt, konnte hier in markerſchütternden Baßtönen als erhebliche Tatſache vorgebracht werden.

Nachdem Mettl ſeinen Angreifer widerlegt hatte, war alles andere nur mehr Komödie.

Der Intendant mußte mitſpielen; er hatte keine dankbare Rolle, und auch ein größeres Talent hätte darin verſagt.

Vortrefflich war Poſſart. Ganz alter Römer, dem das Vaterland mit Undank lohnte, und der es doch im Herzen glühend liebt.

Auch ſo was von Wallenſtein nach der Abdankung. Seine alten Krieger ſcharen ſich um ihn und vermeſſen ſich, ſeinen Fahnen zu folgen.

Oder Napoleon, der von Elba zurückkehrt und ſeine Adler aufs neue fliegen läßt. Und ein bißchen Coriolan, zu deſſen Füßen wehrlos das Hoftheater liegt.

Lauter Glanzrollen.

Und der brave alte Mime iſt ihnen gerecht geworden.

„Ich habe mich ſelbſt aus München verbannt," ſagte er.

Nach zwei Tagen endete ein Vergleich den Krieg, der aus ſich ſelbſt immer neue Nahrung ſchöpfte.

Unter den Schwerverwundeten befindet ſich die königliche Zivilliſte, deren Mumifizierung an das Licht des Tages gezerrt wurde.

Sie gibt einem Oberregiſſeur, der zehntauſend Mark Gehalt hatte, auf dem Gnadenwege ſechshundert Mark Penſion.

L.

Politesse de souverain

Es iſt allgemein bekannt, und der Nachricht wurde nirgends widerſprochen, daß der deutſche Kaiſer über die Erlerſchen Fresken im neuen Kurhauſe zu Wiesbaden in draſtiſchen Worten ſein Mißfallen ausſprach und dem anweſenden Künſtler einfach den Rücken zukehrte.

Als Grévy, der Präſident der franzöſiſchen Republik, im Jahre 1886 den „Salon" er-

Digitized by Google

öffnete, blieb er vor einem Rieſenſchinken von Rechegroſſe ſtehen und ſagte: „Du lieber Gott, wer hat denn das verbrochen?“ — Ein Herr aus dem Gefolge flüſterte dem Präſidenten zu, daß der Künſtler dicht hinter ihm ſtehe. Darauf wendete ſich Grevy, der die allgemeine Verlegenheit bemerkte, zu Rechegroſſe mit den Worten: „Nehmen Sie mir's nicht übel, aber ich habe nun einmal die Angewohnheit, die Ware ſchlecht zu machen, wenn ich ſie kaufen will.“ b

Der endgültige Novalis

Die bisherige dreibändige Novalisausgabe bei Diederichs iſt ſoeben durch eine neue vierbändige desſelben Verlages erſetzt worden, Herausgeber iſt J. Minor. Sowohl die frühere Diederichs-Ausgabe wie auch die verdienſtvolle Heilbornſche Edition ſind nun, kann man ſagen, entbehrlich geworden. Die Werke des originellſten und tiefſten deutſchen Romantikers haben endlich ihre durchaus befriedigende Ausgabe gefunden. Ein ſehr glücklicher Gedanke Minors war es, die Vorreden der früheren Ausgaben von Tieck, Juſt und Bülow mit aufzunehmen; auch die Beigabe der drei Bildniſſe iſt erfreulich. Material, Druck und Ausſtattung iſt ſolide, einfach und geſchmackvoll. Alles in allem eine wertvolle und bedeutende Leiſtung. Ob auch die Käufer kommen werden? Es iſt ſeit zehn Jahren gar viel über Novalis geſchrieben worden. Aber geleſen wird er immer noch allein von den wenigen. Novalis iſt eben nicht zum Rippen und Zeitvertreiben, er macht Anſprüche an die geiſtige Kultur ſeiner Leſer, und wie es ſcheint, hat man das bei uns noch immer nicht gerne, wenigſtens nicht bei den Dichtern.

H. H.

Verantwortlich: Für die Redaktion Hans Fiſcher (Kurt Aram), für den Inſeratenteil Otto Friedrich, beide in München. — Verlag von Albert Langen in München. — Redaktion und Expedition: München, Kaulbachſtraße 91. — Druck von Strecker & Schröder in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Wahlen in Österreich

Von Dr. Victor Adler

Ein neues Österreich ist aus den ersten Wahlen des gleichen Wahlrechtes erstanden; oder vielmehr: ein bisher unbekanntes Österreich wurde durch sie enthüllt. Welche Fälschung das alte Kurienparlament war, erkennt man ganz deutlich erst jetzt, da die Grundlinien der neuen, der ersten Volksvertretung Österreichs auftauchen. Noch ist das neue Abgeordnetenhaus keineswegs ein getreues Abbild der nationalen, wirtschaftlichen und kulturellen Struktur des Landes, dafür hat die gekünstelte Wahlkreiseinteilung, dafür hat in den östlichen Provinzen die Wahlpraxis gesorgt. Auch fehlt noch viel, bis die Interessengegensätze der einzelnen Schichten zu jenem Grade der Klarheit des Bewußtseins und des eindeutigen Ausdruckes gelangen, den das allgemeine Wahlrecht möglich macht. Aber eine ganze Welt von unsäglich albernen und verlogenen politischen Fiktionen ist gründlich dahin mit jener Karikatur eines Parlamentes, die durch die Wahlreform zerstört wurde. Die Zeiten, wo sich die österreichische Politik darstellte als eine Auseinandersetzung zwischen dem verfassungstreuen und dem feudalen Großgrundbesitz, sind endgültig vorbei; und nicht minder jene, wo einige deutsche oder tschechische Radaupolitiker Volk mimen und die politische Bühne beherrschen konnten. Zum ersten Male sind die Völker selbst auf die Bühne getreten.

Man hatte sich das Ding freilich ein wenig anders vorgestellt.

Die gewaltige Volksbewegung, die, geführt von der sozialdemokratischen Arbeiterschaft, die Wahlreform auf die Tagesordnung gesetzt hatte, konnte die Gunst äußerer Umstände nützen. Die ungarischen Wirren, die russische Revolution kamen ihr zugute, und der völlige Bankrott des alten Österreichs machte mit zwingender Logik den Kaiser selbst zum Anwalt des Wahlrechtes. Nur widerstrebend und knurrend fügten sich die bürgerlichen Parteien der eisernen Notwendigkeit, nicht ohne verzweifelte Rückzugsgefechte geliefert zu haben, die das Reformwerk mehr als einmal in ernster Gefahr brachten. Als es aber ans Ziel geführt war, ging man eigentlich recht leichten Herzens in die Wahlen. Die Regierung des Baron Beck vor allem, der bei der Durchsetzung der Wahlreform dem Willen des Kaisers ein energischer, geschickter und unermüdlicher Vollstrecker gewesen, fürchtete von allen Gefahren, die man dem allgemeinen Wahlrecht angedichtet, am wenigsten die Aussicht auf eine starke klerikale und agrarische Majorität. Vielmehr hat die Hoffnung auf ein solches Ergebnis nicht nur bei dem Reformeifer der Christlich-Sozialen, sondern auch bei der rühmlichen Beharrlichkeit der Krone und der Regierung als wichtiges

Digitized by Google

Motiv mitgewirkt. Die Christlich-Sozialen spielten sich als die künftige „Reichspartei", als Retter des Staates auf, und man gab ihnen gerne Kredit, begünstigte sie auch bei den Wahlen in jeder Beziehung, wie ja schon die Wahlbezirkseinteilung in Wien und Niederösterreich ausschließlich in ihrem Interesse gemacht war. Daß die Schönerianer und die radikalen Tschechen durch die Wahlen geschwächt würden, war sicher, und damit war eine wichtige Sorge beschwichtigt. Dafür glaubte man eine mäßige Verstärkung der sozialdemokratischen Fraktion leicht in den Kauf nehmen zu können. Die Sozialdemokraten hatten im alten Parlamente elf Abgeordnete, und wenn sie jetzt auf fünfunddreißig oder vierzig wüchsen, müßte und könnte man das schließlich ertragen. Daß die sozialdemokratischen Bäume nicht in den Himmel wüchsen, dafür redlich gesorgt zu haben, war man sich bewußt. Die Seßhaftigkeitsklausel hatte das Wahlrecht an den einjährigen Wohnsitz in der Gemeinde geknüpft, das heißt: eine raffinierte Einteilung der Wahlbezirke hatte die Arbeiterwähler hier in große Wahlkreise zusammengeschoben, sie dort in einer agrarischen Majorität ersäuft; die von den Christlich-Sozialen aus Belgien importierte Wahlpflicht, deren Schönheiten durch den Ausgang der letzten Wahlen im Reiche empfohlen wurden, hatte man in einer Reihe von Kronländern, vor allem in den gefährdeten: Niederösterreich, Mähren und Schlesien eingeführt und hoffte so die politisch denkende Arbeiterschaft durch den politisch noch unerweckten, gedankenlosen Bodensatz der Bevölkerung zu ersticken. In der Tat, man konnte mit gutem Gewissen in die Wahlen gehen.

Es ist ein wenig anders gekommen. Das wichtigste Ergebnis der Wahlen ist, daß die christlich-soziale Partei, daß die Klerikalen aller Sorten lange nicht so große Erfolge hatten, wie sie hofften, daß hingegen die Sozialdemokratie als die stärkste Partei in das neue Parlament einzieht. Im ersten Anlauf eroberten die Sozialdemokraten bei der Hauptwahl achtundfünfzig Wahlbezirke, vierunddreißig deutsche, zweiundzwanzig tschechische, je einen polnischen und italienischen, standen in hundertachtzehn Bezirken in Stichwahl und hatten in einer großen Anzahl von Bezirken die Entscheidung zwischen den anderen Parteien in der Hand. Die Christlich-Sozialen hatten die Landgemeinden in Niederösterreich gehalten, Tirol den Altklerikalen abgenommen, aber sie hatten drei Wiener Bezirke, auf die sie gerechnet, an die Sozialdemokraten verloren, und ihre Eroberungszüge in die Sudetenländer waren erfolglos und brachten sie nur in einige Stichwahlen, über deren Ausgang die Sozialdemokratie zu entscheiden hatte. Die deutschbürgerlichen Parteien kamen aus der Hauptwahl arg reduziert heraus. Die Alldeutschen waren fast verschwunden, Schönerer selbst mit einer kläglichen Minorität einem Sozialdemokraten erlegen, Franke Stein endgültig abgefallen, und nur einige der harmlosesten Exemplare durften hoffen, in der Stichwahl durchzukommen. Das Schicksal der deutschen Fortschrittspartei, der deutschen Volkspartei, der Freialldeutschen hing von den Stichwahlen ab, bei denen sie in Wien und in den Alpenländer meist den Christlich-Sozialen, in den Sudetenländern meist den Sozialdemokraten gegenüber standen. Nicht

Digitized by Google

besser ging es den tschechischen bürgerlichen Parteien. Die Jungtschechen konnten in der Hauptwahl nur ganz wenige Bezirke behaupten, und den erwarteten Siegeslauf der Agrarier hemmten die großen Erfolge der Sozialdemokratie, die auch in den Dörfern in ganz ungeahntem Maße festen Fuß gefaßt hatte.

Bei den Stichwahlen hatten somit die Sozialdemokraten ein entscheidendes Wort zu reden. Ihre Parole war einfach und klar; einen Kompromiß anzustreben, der ihnen manches Mandat bringen konnte, das wurde von ihnen nicht einen einzigen Augenblick auch nur erwogen.

Der Beschluß des Parteivorstandes lautete, es sei überall gegen die Klerikalen und die Ehrlich-Sozialen, überall gegen die Agrarier, auch wo sie als Freialldeutsche verkleidet sind, zu stimmen, und zwar ohne jede Rücksicht auf Gegenleistung; den Parteien, die sich als bürgerlich-freisinnig bezeichnen, sei es überlassen, welche Haltung sie mit ihrem politischen Gewissen verantworten könnten. So würde für die bürgerlichen Parteien die sozialdemokratische Hilfe in wenigstens sechzehn deutschen und in einigen tschechischen Bezirken ausschlaggebend, die den Klerikalen und Agrariern definitiv entrissen wurden.

Eine besondere Betrachtung würden die Wahlen in Galizien verdienen, wo zu Nutz und Frommen der Schlachta ein kompliziertes Minoritätswahlsystem konstruiert wurde, das aber so überschlau ausfiel, daß seine Erfinder nun selbst wenig Freude daran erleben. Aber sie haben das Wahlglück nach altbewährter galizischer Tradition korrigiert. Offener Stimmenkauf und Nötigung unter den Augen, ja unter Protektion der Behörden, unverhüllte Einschüchterung der Wähler durch die Bezirkshauptleute, Fälschung der Wählerlisten, Fälschung der Wahlresultate, kurz, alle nach europäischen Begriffen unmöglichen Verbrechen gehören in Galizien zu den allgemein üblichen Behelfen bei der Wahl. Die Wiener Zentralregierung ist in Galizien fast völlig machtlos; zwischen ihr und den Bezirksbehörden steht der Statthalter, jetzt Graf Potocki, der nichts anderes ist als Führer und Exekutivorgan der herrschenden Stowczykenpartei, und der dafür sorgt, daß alle Anordnungen der Wiener Regierung ins Galizische übersetzt werden, das ist: wirkungslos bleiben. Wenn die Ergebnisse der galizischen Wahlen von der Wahlprüfungskommission des Deutschen Reichstages untersucht würden, könnte kaum der vierte Teil von ihnen aufrecht erhalten werden. Wie sich das neue österreichische Parlament zu diesen Wahlen stellen wird, wird eine der ersten und wichtigsten Proben für seinen Ernst und seine Lebensfähigkeit sein. Unter den Greueln dieser Wahlpraxis haben alle oppositionellen Parteien schwer gelitten, am schwersten die Sozialdemokraten, deren Führer Daszinski, der glänzendste Redner des alten Hauses, dadurch zu Falle gebracht wurde. Aber trotz alledem, trotz Bestechung und Gewalttat, ist es den Stowczyken nicht gelungen, ihre alte Macht zu behaupten; und der Turm des Polenklubs, der Hort jedweder Reaktion, ist schwer erschüttert und rissig geworden. Die Wahlen sind in Galizien noch nicht zu Ende geführt, aber schon ist sichtbar, daß nicht nur die Stärke des Polenklubs vermindert, sondern auch sein inneres Gefüge wesentlich verändert, seine Machtstellung vermindert sein wird.

Digitized by Google

Die Stichwahlen erhöhten die Zahl der Sozialdemokraten auf siebenundachtzig — fünfzig Deutsche, vierundzwanzig Tschechen, fünf Italiener, sechs Polen und zwei Ruthenen — und machten sie zur stärksten Partei des Hauses. Das ist die Tatsache, die für die Zukunft des Parlaments, für die Zukunft Österreichs entscheidend ist. Die Größe des sozialdemokratischen Erfolges wirkte verblüffend und hat insbesondere auch im Auslande zu den sonderbarsten Urteilen geführt. Es kann ohne weiteres zugegeben werden, daß die Partei selbst von der Zahl der eroberten Mandate überrascht war. Sie kannte ihre Kraft, rechnete auf eine Million Stimmen, eine Ziffer, die noch um einiges überholt wurde, aber der Maßstab für die Schätzung der Kräfteverhältnisse, den allein das gleiche Wahlrecht geben kann, fehlte bisher. Übrigens wird bei den Vergleichen mit den Wahlresultaten in anderen Ländern, insbesondere im Deutschen Reiche, übersehen, daß die Ziffern in Österreich eine völlig andere Bedeutung haben. Der deutsche Reichstag hat dreihundertsiebenundneunzig Mitglieder, die von rund dreizehn Millionen Wahlberechtigten erwählt sind; das österreichische Parlament zählt nicht weniger als fünfhundertsechzehn Abgeordnete, die Wählerzahl beträgt aber nur rund fünf Millionen. Dazu kommt, daß trotz aller gegen das Proletariat gerichteten Wahlgeometrie das Mißverhältnis zunächst lange nicht so arg sein kann, wie in den Industriezentren Deutschlands und insbesondere in den Monstrebezirken Berlins und des Rheinlands. In Österreich kommen auf einen sozialdemokratischen Abgeordneten rund dreizehntausend, im Reiche gegenwärtig mehr als siebzigtausend sozialdemokratische Stimmen. Diese Ziffern sollen nur schiefe Vergleiche berichtigen, können aber keineswegs die Bedeutung des Erfolges der Sozialdemokratie in Österreich herabsetzen. Vielmehr gilt für Österreich wie für das Reich, daß jeder sozialdemokratische Abgeordnete ein beträchtlich höheres Stimmengewicht darstellt als der Abgeordnete irgendeiner bürgerlichen Partei. Die Sozialdemokraten haben bei diesen Wahlen mehr als ein Fünftel aller abgegebenen Stimmen auf sich vereinigt und mehr als ein Sechstel der Mandate erobert. Das war eine starke Überraschung für die Leute, die noch an das längst falsch gewordene Schlagwort vom agrarischen Österreich glaubten, und die auf das Märchen hineinfielen, die Sozialdemokratie sei in Österreich eine aus dem Ausland importierte Bewegung, die in der ökonomischen Struktur des Landes keine Wurzel habe. Die Wahlen haben deutlich gezeigt, daß Österreich trotz aller Hemmungen in weit höherem Maße Industrieland geworden ist, als es seine Regierer glauben machen wollen. Die unwiderlegliche Feststellung dieser Tatsache ist von der allergrößten Bedeutung für unsere politische Zukunft. Der Herrschaft der Agrarier, die bisher schrankenlos war, sind damit feste Grenzen gezogen.

Wie der Erfolg der Sozialdemokratie agrarische Experimente für die nächste Zukunft ausschließt, so ist er auch die Bürgschaft dafür, daß der geplante Vorstoß der Klerikalen unmöglich ist. Die Klerikalen neuer Fassen, die sich Christlich-Soziale nennen, haben es auf siebenundsechzig Mandate gebracht, viel zu viel für die kulturelle und politische Entwicklung Österreichs, aber viel zu wenig

Digitized by Google

für ihre hochgespannten Erwartungen und herrschgierigen Pläne. Ursprünglich eine Wiener Partei, die Partei des rabiat gewordenen Kleinbürgertums, haben die Christlich-Sozialen in Niederösterreich und Tirol agrarische Elemente aufgenommen, haben vermeint, die städtischen Interessen, da sie die Wiener Wählerschaft hypnotisiert glaubten, ungestraft verraten zu dürfen, und haben bei den Wahlen erleben müssen, daß sie in Wien an Boden eingebüßt haben, daß die Sozialdemokraten ihnen gewachsen sind, ja, daß sogar das sogenannte freisinnige Bürgertum wieder politisch zu existieren beginnt. Am Tage nach der Wahl, die ihnen zeigte, daß sie in Wien künftig nichts mehr zu gewinnen und nur noch zu verlieren haben, schlossen die Christlich-Sozialen den Pakt mit den Altklerikalen, die ihnen freilich dreißig Mann zuführen, aus ihnen damit die stärkste Parteiorganisation des Hauses machen, sie aber zugleich in eine klerikale Bauernpartei wandeln, in der die Wiener Wählerschaft künftig nur die Rolle der Betrogenen und Mißbrauchten zu spielen haben wird. Die städtischen Elemente geben ihnen durch, Arbeitermassen haben sie nie gehabt; und somit ist der ebenso ehrgeizige wie absurde Traum, in Österreich ein katholisches Zentrum zu etablieren, für immer ausgeträumt. Der Erfolg der Sozialdemokratie hat einen dicken Strich durch die klerikale Rechnung gemacht. Jede Regierung wird damit zu rechnen haben, daß jede Schwenkung zum Klerikalismus insbesondere auf dem Gebiete der Schulverwaltung für die sozialdemokratische Arbeiterschaft ein Kriegsfall ist; und sie weiß, daß die österreichische Arbeiterschaft zu kämpfen versteht.

Der Erfolg der Sozialdemokratie hat auch die vor kurzem ernstlich drohende Gefahr sozialpolitischer Reaktion, einer Bedrohung des Koalitionsrechtes, eines Angriffes der Scharfmacher ausgeschlossen. Das Unternehmertum, das industrielle wie das agrarische, das kleine fast noch mehr als das große, hatte große Lust zu einem Experiment in dieser Richtung. Damit ist es nun zunächst vorbei; die Arbeiterschaft und mit ihr die Industrie ist vor der ernsten Gefährdung bewahrt, die schwere und unfruchtbare Kämpfe zur Folge gehabt hätte. Vielleicht wird nunmehr den Industrieherren Zeit gegönnt, zu der primitiven Erkenntnis zu kommen, daß Österreich und vor allem seiner Industrie nichts mehr not tut, als eine ausgiebige Hebung der Lebenshaltung der Arbeiterschaft.

Die Bedeutung der Tatsache, daß die Sozialdemokratie zu einer gewissen Machtstellung in Österreich gelangt ist, erschöpft sich aber keineswegs darin, daß die Partei des Proletariats eine wirksame Schutzwehr der politischen und kulturellen Freiheit, ein Hebel des sozialpolitischen Fortschrittes, ein Wall gegen jede reaktionäre Bestrebung geworden ist. Die Stärke der Sozialdemokratie ist eine der wichtigsten Bürgschaften für die Zukunft des Parlamentes, für die Entwicklung des Staates. Die Sozialdemokratie ist in Österreich nicht minder die Partei des proletarischen Klassenkampfes — und in diesem Sinne revolutionär — als in Deutschland oder in jedem anderen Staate. Aber sie hat in Österreich eine ganz besondere Funktion, eine besondere Aufgabe, die ihr aus den Besonderheiten dieses Staates erwächst. Überall hat die Sozialdemokratie zu

Digitized by Google

besorgen, was das Bürgertum zu tun unterlassen hat; der Kampf für politische Freiheit liegt überall fast ausschließlich auf ihren Schultern. In Österreich aber fehlt dem Proletariat die wichtigste Bedingung, der Boden für seine Entwicklung, fehlt ihm der Staat. Die Bureaukratie und die herrschenden Klassen waren bisher unfähig, diesen Staat zu konstituieren. Der einzige Versuch, Österreich die Gestalt zu geben, die ihm einzig Existenz und Entwicklung verbürgen kann, aus ihm einen demokratischen Völkerstaat zu machen, wurde 1848 gemacht und von der Militärdiktatur brutal niedergeschlagen. Zwischen dem Kremsierer Reichstag und dem heutigen Parlamente des gleichen Wahlrechts liegt eine Welt politischen Elends, verbrecherischer Dummheit und feiger Verzweiflung an der Zukunft des Landes. Wenn aber die bürgerlichen Klassen sich dabei bescheiden, zu verzweifeln, wenn sie schwanken zwischen fatalistischer Lethargie und hysterischer Tobsucht, — die Proletarier aller Nationen, die in Österreich leben, haben nicht die geringste Lust, zu verzweifeln, sind vielmehr erfüllt von einem starken Willen zum Leben und sind entschlossen, diesen Staat, in dem die acht Völker oder Völkersplitter miteinander zu leben berufen oder verurteilt sind, zum Instrument ihrer Entwicklung zu gestalten. Für die Sozialdemokratie ist das Parlament des gleichen Wahlrechtes der erste Schritt einer Umwälzung, die zur völligen Neugestaltung dieses Staates führen muß. Österreich muß die staatliche Selbständigkeit erringen und kann das nur, indem es Ungarn gewährt, was es selbst verlangt. Nicht mehr darf unsere Staatlichkeit, dürfen unsere wirtschaftlichen Interessen den Interessen der Dynastie und dem Phantom des Gesamtstaates geopfert werden, wie es die selbstmörderische Tradition der österreichischen Politik bis heute geübt. Das ist der Gesichtspunkt, unter dem die Fragen zu behandeln sein werden, die dem Parlamente unter dem Titel des Ausgleiches mit Ungarn zur Lösung vorliegen werden.

Durch die definitive Auseinandersetzung mit Ungarn muß der Staat Selbständigkeit und Freiheit gewinnen, durch die Lösung des nationalen Problems muß er die Lebensmöglichkeit erringen. Haben sich die Völker Österreichs mit der Tatsache abgefunden, daß es für sie auf absehbare Zeit keine Aussicht auf ein Leben außerhalb dieses Staates gibt, dann müssen sie sich entschließen, ihr Leben nebeneinander in diesem Staate so zu ordnen, daß ihre ungehemmte nationale, kulturelle und wirtschaftliche Entwicklung verbürgt ist. Mag es schmerzlich sein, irredentistische Utopien aufzugeben, das Leben darf noch so verlockenden Träumen nicht geopfert werden. Das Zusammenleben der Nationen in Österreich ist aber nur möglich, wenn jedem Volke volle Autonomie, volle Selbständigkeit gewährleistet, wenn jede nationale Herrschaftsbestrebung endgültig aufgegeben wird. Die Deutschen werden nichts dabei verlieren, wenn sie aufhören, die Büttel Altösterreichs zu sein, wenn sie ihre nationale Zukunft als erstes unter den gleichberechtigten Völkern aus eigener Kraft gestalten. Das alte Österreich hat die Deutschen zu Zwecken mißbraucht, denen es nicht gewachsen war, hat ihnen mehr genommen als gegeben. An Stelle des altösterreichischen, leer und dekrepid gewordenen Staatsgedankens muß die Solidarität

Digitized by Google

national freier und selbständiger Völker treten, deren Kraft entfesselt, deren Entwicklung verbürgt ist durch Autonomie und Demokratie. *Österreich wird ein demokratischer Nationalitätenstaat sein, oder es wird nicht sein.* Der Gedanke der nationalen Autonomie ist von der Sozialdemokratie vor zehn Jahren programmatisch festgelegt worden. Seitdem hat er einen großen Weg gemacht, ist zum Schlagworte deutscher wie tschechischer nationaler Bestrebungen geworden; den entscheidenden Schritt aber hat er noch zu tun, den Schritt, der die Kronlandsgrenzen endgültig durchbricht und an Stelle der historischen Gebilde des feudalen Staatsrechtes, moderne nationale Organisationen setzt. Heute werden die bürgerlichen nationalen Parteien, Deutsche wie Slawen, noch stutzig bei dem Gedanken der Landeszerreißung, während sie die Zerreißung der Nation in Kronlandsfetzen geduldig ertragen. Aber die Zusammenfassung der Nationen liegt in der Vernunft der Dinge; die Notwendigkeit der Völker wird sich durchsetzen. Mit dem Parlamente des gleichen Rechtes ist die Möglichkeit gegeben, diese Umwälzung und Neugestaltung Österreichs zu vollziehen. Die Sozialdemokraten aller Nationen in Österreich haben diese Neugestaltung als die Lebensbedingung des Proletariats erkannt, sie steht an der Spitze ihres Programms, wie die Einheit und Freiheit Deutschlands an der Spitze des Programms der jungen deutschen Sozialdemokratie stehen mußte. Genau in demselben Sinne wie ihre Brüder im Reiche sind die Sozialdemokraten Österreichs eine Staatspartei. In der internationalen Solidarität der Proletarier aller Zungen in Österreich verkörpert sich, und vorläufig in ihr allein, jene Solidarität der Interessen, die Österreichs freie Völker in ein lebensfähiges, lebensmutiges Staatsgebilde zusammenfassen wird.

Noch sind wir von diesem Ziele weit entfernt, und wenn man den kläglichen Zustand der bürgerlichen Politik aller Nationen vor, in und nach den Wahlen betrachtet, könnte man zaghaft werden. Aber jeder Schritt nach vorwärts, den Österreich in den letzten Jahren politisch, wirtschaftlich oder kulturell gemacht hat, ist mit dem Namen der Sozialdemokratie verknüpft, und sie fühlt sich stark zu jeder Aufgabe, die ihr die Lebensnotwendigkeit des Proletariats stellen.

Freilich, zunächst sieht das neue Abgeordnetenhaus nicht danach aus, als könnte man ihm außerordentliche Leistungen zumuten, und ängstliche Leute zweifeln daran, ob es in Gang zu bringen sein wird. Eine Versammlung von nicht weniger als fünfhundertsechzehn Abgeordneten, die, wenn sie wollen oder nicht anders können, in acht verschiedenen Sprachen reden dürfen, eine Volksvertretung, deren Klassenscheidung durchkreuzt ist durch die nationale Gliederung, wodurch ihre Zersprengung in einige Dutzend Parteien erzeugt wird, — das ist von vorneherein kein leicht arbeitender Organismus. Erwägt man, daß das einzige Erbe, das das neue Parlament vom alten übernommen hat, die Tradition der schlimmsten Sitten, der unerhörtesten Zuchtlosigkeit und eine schwerfällige, veraltete Geschäftsordnung ist, an die zu rühren trotzdem vorläufig fast unmöglich ist, so begreift man die schwere Sorge. Es wird viel Ausdauer, Klugheit und Mut notwendig sein, um die eben aufmontierte Maschine in Gang zu bringen.

Digitized by Google

Der Verband der sozialdemokratischen Abgeordneten, der mit seinen fünf nationalen Gruppen eine kleine Internationale und zugleich ein Miniaturbild des künftigen Österreichs, gegründet auf Demokratie und nationale Autonomie, darstellt, wird alles tun und nichts unterlassen, um das Haus funktionsfähig zu machen. Denn die Sozialdemokratie betrachtet dieses erste Parlament des gleichen Rechtes als die Werkstätte, in der die Zukunft der Völker Österreichs, die Zukunft vor allem der Arbeiterklasse geschaffen werden muß.

Das Ministerium Clémenceau und die Sozialisten

Von Jean Jaurès

Man fragt sich, warum die französischen Sozialisten, die insgesamt das Ministerium Waldeck-Rousseau und besonders auch das Ministerium Combes unterstützt haben, in der Kammer das Ministerium Clémenceau bekämpfen! Hat dieses doch in sozialen und wirtschaftlichen Fragen ein weit fortschrittlicheres Programm. Bei der jüngsten Debatte, die sechs Sitzungen beanspruchte, stellte Clémenceau selbst diese Frage, die er auch selbst beantwortete. „Sie bekämpfen mich jetzt, da Ihnen der internationale Sozialismus in Amsterdam jede Zusammenarbeit mit den bürgerlichen Parteien, sogar mit der radikalen Demokratie, untersagt hat. Vor Amsterdam jedoch verteidigten Sie noch gemäßigtere Regierungen als die meine." Diese Erklärung Clémenceaus taugt nichts.

Ich behaupte nicht, daß der wachsende Widerstand der französischen Sozialisten gegen die Politik des „Blocks" und das Widerstreben des internationalen Sozialistenkongresses gegen eine zu innige Zusammenarbeit mit den Parteien der Linken ohne Einfluß auf meinen Geist geblieben sei. Übertreibungen können bei jeder Methode vorkommen! Eine wohlorganisierte Partei kann ihren Vorkämpfern keinen besseren Dienst erweisen, als sie vor den Ausschweifungen ihres eigenen Geistes warnen. Bei politischen Methoden handelt es sich nicht um mechanische Einrichtungen. So vorzüglich solche Methoden auch an und für sich sein mögen, so taugen sie doch erst bei Einigkeit der Geister etwas. Die bisherige Kampfesart erweckte nun in unserer Partei ein wachsendes Mißtrauen. Wären wir dabei geblieben, so hätten wir alles, was sich unsere Auffassung der Evolution und der Realpolitik zum Ziele gesteckt hat, aufs Spiel gesetzt.

Um jedes Mißverständnis zu vermeiden und um die sozialistische Einigkeit auf eine vollkommen klare Basis zu stellen, haben wir also kurze Zeit nach dem

Digitized by Google

Amsterdamer Kongreß auf unsere Teilnahme an der Delegation der Linken verzichtet. Wir haben damit jedoch keineswegs darauf verzichtet, die Regierung der Linken zu unterstützen, falls sie in der Kammer ein kräftiges Reformwerk vorschlagen sollte.

Clémenceau hat mich unlängst daran erinnert, daß ich Herrn Combes loyalerweise vorher gewarnt hatte, ich könne infolge der uns durch das Amsterdamer Votum und die Einigungsverhandlungen gestellten neuen Bedingungen nicht mehr bei der Delegation der Linken bleiben. Herr Clémenceau hat aber vergessen, zu erklären, daß wir auch nach unserem Ausscheiden aus der Delegation — das sichtbare Zeichen für die Vernichtung der politischen Existenz des Blockes — das Ministerium Combes unaufhörlich bis zum Schlusse unterstützt hatten.

Herr Combes hat in den schlimmsten Stunden niemals auch nur eine einzige sozialistische Stimme entbehrt. An dem Tage, wo er sein Amt niederlegte, weil ihm seine auf nur wenige Stimmen reduzierte Majorität dafür keine Existenzberechtigung mehr gab, waren sämtliche Sozialisten ohne Ausnahme an dieser Majorität in extremis beteiligt. Dadurch haben sie dazu beigetragen, der folgenden Regierung das kraftvolle Programm zu diktieren, das mit der Trennung von Kirche und Staat endete, ein Werk, dessen tiefe soziale und demokratische Tragweite sich in Frankreich in einigen Jahren offenbaren wird.

Fügen wir hinzu, daß Herr Combes eine bewunderungswürdige politische Intelligenz besaß. Da er sein Ziel nur bei Mitwirkung aller Parteien der Linken erreichen konnte, so verlangte er von jeder nicht mehr, als sie geben konnte, und hat sich durch unser Ausscheiden aus der Delegation der Linken nicht besonders aufregen lassen. Er sah darin weder eine Feindseligkeit gegen sein Ministerium noch einen Bruch mit der aktiven Politik, der wir bis jetzt gefolgt waren.

Er hat mich persönlich ermutigt, in alles zu willigen, was die vollständige Einigkeit unserer Partei sichern sollte, deren Macht und Eintracht für das Wohl der Republik selbst wünschenswert erschien.

Warum beobachten nun die Sozialisten gegenüber dem Ministerium Clémenceau nicht dieselbe Stellung wie gegenüber dem Ministerium Combes?

In dem Augenblick, wo Herr Clémenceau die Regierung übernahm, hätten die Radikalen mehr Kaltblütigkeit und einen weiteren Blick zeigen sollen.

Durch die Politik der Tat, wie sie seit sieben Jahren geübt wurde, waren die Volksmassen in Bewegung gesetzt und zu den außerordentlichsten Hoffnungen angeregt worden. Die Niederlage der Kirche hatte eine konservative Macht erschüttert, die bis dahin imposant und unbesiegbar erschienen war. Die Arbeitersyndikate hatten sich entwickelt, und die Conféderation du travail, die die Kampflustigsten vereinigte, war eine Macht geworden. Die antiklerikale Republik konnte den Kampf gegen Cäsarismus und Klerikalismus ohne Mitwirkung der Arbeiterklasse nicht durchsetzen und hatte deshalb den Streikbewegungen bis dahin eine noch nie dagewesene Freiheit gewährt. Waldeck-Rousseau gestattete und verteidigte sogar in der Kammer die Riesenumzüge der

Digitized by Google

Streikenden in den belebtesten Straßen der großen Industriestädte, wie Saint-Etienne usw.

Herr Combes hatte in Beantwortung einer Interpellation der Gemäßigten einen Streik als „Musterstreik" erklärt, den die landwirtschaftlichen Arbeiter des Südens organisiert hatten, wobei sie auf allen Wegen und in der Umgebung aller großen Domänen Patrouillen aufstellten, sämtliche Arbeiter einer Gegend durch Läuten der Kirchenglocken versammelten und rote Fahnen von den Kirchtürmen wehen ließen.

Um diese ungeheure Bewegung zu regulieren, ohne sie zu unterdrücken oder einzuschränken, hätte die Regierung des Herrn Clémenceau, wie gesagt, eines größeren geistigen Gleichgewichtes bedurft. Gleichzeitig mit den allgemeinen Wahlen im April und Mai 1906 fanden die großen Streike statt. Es waren die durch die Katastrophe in Courrières heraufbeschworenen großen Streike der Bergleute, sowie der allgemeine, durch die Föderation besonders in Paris organisierte Streik zur Herabsetzung der Arbeitsstunden.

Herr Clémenceau bekam Angst vor dieser Bewegung! Er fürchtete, daß sich eine Panik der Geister bemächtigen und der Reaktion neuerdings zur Macht verhelfen könne. Aus übertriebener Nervosität, nicht aus konservativen Instinkten, belastete er die Arbeiter mit einem ungeheuren Apparat, der der Unterdrückung dienen sollte. Um dann diese ganze Art von brutalen Maßregeln, diesen Belagerungszustand, wie ihn Frankreich seit dem Ministerium Dupuy nicht mehr kannte, zu verteidigen, ließ er sich dazu hinreißen, die Gefahr größer erscheinen zu lassen, als sie in Wirklichkeit war. Er sprach nur noch von „Anarchie" und von „anarchistischen Verschwörungen" und tat alles, die Panik zu vergrößern. Vielleicht wollte der ewige Kritiker, der ewige Oppositionsmann dadurch dem Bürgertum zeigen, daß er die Regierung auch energisch führen könne! Daher der erste, unvermeidliche Zusammenstoß mit den Sozialisten! Daher die Kämpfe im neuen Parlament!

Diese ersten, ernsten Reibungen wären wohl noch auszugleichen gewesen, um einer tüchtigen Politik der Reform das Feld offen zu lassen. Leider widerstrebte das sowohl der persönlichen Auffassung des Herrn Clémenceau als auch jener der radikalen Partei. Die Radikalen hatten unter dem Ministerium Combes die Mitwirkung der Sozialisten nur geduldet. Die Radikalen, die mir heute mein Ausscheiden aus der Delegation der Linken vorwerfen, beklagten sich damals über die „Diktatur", die ich ihnen auferlege!!

Unser Vorgehen von damals war aber durchaus nicht diktatorisch! Dadurch, daß wir vollständig uneigennützig waren und genau wußten, was wir wollten, übten wir auf unschlüssige, nur vom Ehrgeiz geleitete Charaktere eine große Macht aus. Diesen Einfluß, den viele Radikale doch als wohltätig anerkennen mußten, suchten sie so schnell wie möglich zu erschüttern.

Herr Clémenceau liebte das Ministerium Combes nicht und nützte die Unzufriedenheit der Radikalen gegen dies Ministerium. „Er liefert euch den Sozialisten aus!" rief er. Er ließ verstehen, daß, falls er die Regierung über-

Digitized by Google

nähme, eine vollständige Umwälzung eintreten und die radikale Partei die Sozialisten in die gebührenden Schranken zurückweisen würde.

Als Clémenceau dann wirklich die Regierung übernahm, stand er unter der Versuchung und der Verpflichtung, seine Schläge, seine Reden und seine Epigramme gegen uns zu richten. In Wirklichkeit hatten die ungeheuern Anstrengungen, die die Sozialisten in mehr als fünfhundert Bezirken machten, die Radikalen sehr aufgebracht und in dem ruhigen Genuß ihrer Sitze bedroht. Die wahre Ursache ihres Hasses gegen unsere Partei getrauten sie sich nicht einzugestehen. Deshalb erklärten sie uns ununterbrochen für „vaterlandslos" und für „Anarchisten".

So mußte Clémenceau, um nicht die Fühlung mit der eigenen Partei zu verlieren, gegen die streikenden Arbeiter und gegen die Staatsbeamten-Syndikate bedauerliche Unterdrückungsmaßregeln ergreifen, die das Signal zu neuen Kämpfen zwischen ihm und den Sozialisten wurden.

Die Debatten bei den großen Reformgesetzen und ihre Annahme, zum Beispiel beim Einkommensteuergesetz, hätten die Erbitterung zwischen der Regierung Clémenceau und den Sozialisten vermindern können.

Aber der größte Teil der Radikalen war damit beschäftigt, konservative Anhänger zu bekehren, und arbeitete insgeheim daran, alles zu vertagen.

Clémenceau selbst, eher einer lebhaften Polemik denn einer geregelten und ausdauernden Anstrengung fähig, ließ die Kammer ihre Kraft und Zeit vergeuden.

So stand die Angelegenheit am Schlusse der Debatte, die kürzlich stattfand, als Herr Clémenceau zur Besinnung zu kommen schien. Er konnte die bedauerlichen reaktionären Maßregeln, die er bereits getroffen hatte, nicht mehr verleugnen. Dies zwang uns, *gegen* ihn zu stimmen. Er merkte jedoch, daß einige geriebene Politiker ihn in einen Abgrund der Reaktion stürzen wollten. Er weigerte sich, die Beamtensyndikate sofort aufzuheben und die Arbeiterföderation zu verfolgen und zu vernichten. Er hat an seine eigene, die radikale Partei ganz außerordentliche Zumutungen gestellt! Er erwachte aus seinem schweren Traum von Irrungen und politischer Ohnmacht und erklärte laut, daß er das Werk der Reform fördern wolle.

Wird er es tun?

Entschließt er sich dazu, so wird ihn die sozialistische Partei, die weder niedrige Begierden noch fruchtlosen Groll kennt, mit ihrer ganzen Kraft unterstützen.

Digitized by Google

Pürschgang

Von Ludwig Thoma

Hügel auf und ab sproßt das neue Leben. Blaugrünes Korn, heller Weizen und dunkler Klee.

In den Talsenkungen strecken sich blumige Wiesen und zeigen lustige Farben. Knallgelb und rot und violett.

Den reichgestickten Mantel umsäumt der Wald.

Auch ihm hat der Frühling den feierlichen Ernst genommen.

An Tannen und Fichten treibt der junge Wuchs und gibt den alten Herren ein fröhliches Aussehen.

Ihre finstere Strenge verschwindet hinter hellgrünem Buchenlaube, das in der Sonne blinkt und im Winde zappelt.

Von unten blinkt die Landstraße, verschwindet hinter den Feldern, kriecht einen Hügel hinauf und läuft wie durch ein offenes Tor in den Wald.

Sie kommt von weit her und geht in die Welt hinaus; hier in dem stillen Winkel aber kann sie gemächlich tun und sich über die Blüten freuen, die von den alten Apfelbäumen in ihren Schoß fallen.

Die Rast mag ihr wohl tun, denn sie ist alt und hat viel gesehen in früheren Zeiten. Als noch große Heere auf ihr hinzogen und Geschütze und Wagen den Staub aufwirbelten.

Seit langem ist es ruhig geworden.

Jetzt stapfen nur mehr des Deutschen Reiches Handwerksburschen barfüßig über sie weg, und an Sonntagen muß sie die Verbindung herstellen zwischen dem Wirtshause in Berghofen und dem Wirtshause in Zeitlbach.

Aber heute ist Werktag.

Über Gras und Korn lugt der Maibaum vergeblich nach Leuten aus. Sie kommen nicht; sie haben sich über die Felder zerstreut zur fleißigen Arbeit.

Hott — ahé!

Ein Mann fährt mit der Egge über die Furchen und hält jetzt an.

„Grüß Gott, Herr Dokta!"

„Grüß Gott! Schön's Wetter heut!"

„Ja. Is glei gar z' schön."

„War Ihnen der Winter nicht lang g'nug?"

„Schon. Aber es werd z' trock'n. An warma Reg'n sollt' ma halt krieg'n."

„Der bleibt net aus. Grüß Gott!"

„Hadje!"

Ich gehe ein paar Schritte. Da ruft er mir.

„Sie, Herr Dokta!"

„Was?"

„Aba Reh' gibt's viel! Reh'!"

„Is net so arg."

„Jo! Jo! Ma siecht's gleich unter der Mittagszeit umanaud steh'."

Digitized by Google

„So?"

„Ja. Und mein Klee beim Pfarrholz hamm ſ' ſei ſauber z'ſammbiſſen."

„So?"

„Ma will ja it unverſchämt ſei', aba a paar Markl ſollten S' ma ſcho geb'n für den Klee."

„Der wachſt do wieder!"

„Naa, der wachſt nimmer, wenn de Dolln allſammete abbiſſen ſan!"

„De paar Kleeblatteln, Lenzbauer!"

„Ma ſagt it vo dem, und ma will it unverſchämt ſei', aba drei Markeln."

„Lenzbauer, drei Maß zahl' i. Is nacha recht?"

„Vo mir aus. Daß Sie ſehg'n, daß ich net a ſo bin."

„Alſo, gilt ſcho. Grüß Gott!"

„Hadjeh!"

Der Weg führt mich an einer Mühle vorbei ins Dorf.

Meine Ankunft erregt Lärm und Aufſehen. Beim erſten Hauſe bellt mich der Hund wütend an und rennt an ſeiner Kette im Kreiſe herum.

Eine alte Frau kommt unter die Türe und ſchaut mir neugierig nach; beim Nachbar gegenüber laufen Kinder an den Zaun; einige Schritte weiter pfaucht mich ein Gänſerich an und ſchlägt zornig mit den Flügeln. Hühner fliegen ſchimpfend vom Miſthaufen, und ich fühle, daß ich Fremder und Störenfried bin.

Im letzten Hauſe wohnt der alte Höchtl.

Wir kennen uns gut durch ein paar Liter Bier, die er auf mein Wohl und meine Koſten trank.

Er iſt ein kleiner Häuſelmann, hat wenig und läßt ſeine Frau arbeiten. Weil er gichtiſch iſt und ſich ſchonen muß.

Er ſitzt in der Sonne und gähnt.

„Ah, da Herr Dokta! Genga S' a biſſel auf d' Jagd außi?"

„Jawohl. Wie geht's Ihnen?"

„Schlecht. Ganz ſchlecht. Wia's halt an alten Feldzügler geht."

„Und Bier ſollten S' halt keines trinken."

„Han?"

„Kein Bier, Höchtl."

„'s Bier macht mir durchaus gar nix. Wann i no mehra hätt!"

„Nein, das paßt nicht zu der Gicht."

„Meana S'? Sie, Herr Dokta, was ham S' denn da für neue Vögel draußden? De hat ma früherszeiten nia net g'ſehg'n."

„Was für Vögel?"

„No, de mit die langa Federn. Ma hört ſ' allaweil ſchrei'n."

„Das ſind Faſanen."

„Ich hab' mir's ſcho denkt. Aba dös ſan ſchlechte Viecher! Wia de mit meine Kartoffeln umganga ſan! Ah! Ah!"

„Das ſind ſehr nützliche Vögel, mein Lieber."

Digitized by Google

„Für mi net. De gengan grob um mit meine Kartoffeln. Was is denn de, Herr Dokta?“

Er reibt Daumen und Zeigefinger aneinander.

„Da is gar nix, Höchtl.“

„Waar scho recht! Um zehn Mark möcht' ich den Schad'n net no amal hamm.“

„Sagen wir zwei Maß.“

„No mir aus, weil Sie's san, Herr Dokta. Aba Sie derfen's glaab'n, dös san grobe Vögel. Und jetzt geh'n i zum Wirt und trink' glei de drei Maß.“

„Zwoa, Höchtl.“

„Alſo zwoa. Hadje, Herr Dokta!“

Adieu, alter Spitzbub!

Ich gehe übers Feld und vermeide es, Leute zu treffen. Und komme in den Wald. Aber in den Wintermonaten habe ich die rechte Gangart verlernt. Viel zu ſchnell! Neben mir rumpelt es im Dickicht, und ich merke zu ſpät, daß ich ein Reh los gemacht habe.

Alſo Schritt für Schritt, und die Augen aufmachen.

Und links und rechts ſchauen. Da blinkt es ſchon weiß aus dem jungen Unterwuchs. Von einem kleinen Lärchenſtamme iſt die Rinde abgeſchält.

Hier hat ein Rehbock ganz friſch gefegt; die Fetzen der Rinde ſind noch nicht vertrocknet.

Ein paar Meter entfernt iſt ein älteres Beſchlächt, dort wieder eines.

Ein Bock wäre konſtatiert, und ich könnte mit Sicherheit darauf rechnen, daß er am Abend auf das Kleefeld zieht. Es iſt gut angenommen, wie man an den abgeäſten Stengeln merkt. Trotz der großen Scheuche, die der Beſitzer mitten hineingeſtellt hat.

Prr! Prr!

Zwei Rebhühner ſtreichen weg und fallen in einem nahen Kornfelde ein.

Wenn ſie ſchlau ſind, bleiben ſie darin; im Klee würden die Eier bald ausgemäht.

Der Pürſchweg führt mich durch Hochholz zu einem großen Pflanzgarten.

Hier waren faſt immer Rehe zu ſehen, und auch heute trog mich die Erwartung nicht.

Ein rötlicher Fleck taucht im Grün auf.

Bock oder Gais, kann ich nicht unterſcheiden, weil nur der Rücken ſichtbar iſt.

Schußzeit iſt nicht, alſo probiere ich es einmal.

Ein leiſer Pfiff.

Blitzſchnell taucht der Kopf aus dem Graſe, und zwei dunkle Lichter ſchauen ſtarr auf mich her.

Ich rühre mich nicht und beobachte durch mein Glas.

Ein Gabelbock, luſerhoch auf, ſchon verfegt, aber ſchwaches Gewichtl, kaum fingerdick.

Digitized by Google

Schau nur! Dir geschieht nichts.

Der Bock äugt mich minutenlang an; endlich äst er wieder.

Aber die Sache gefällt ihm nicht mehr; er ist unruhig geworden, hofft wieder, und denkt, sicher ist sicher.

Mit zwei Sprüngen ist er im Dickicht verschwunden.

„Hadje!“ sagt der Höchtl.

Aber die Zeit drängt, wenn ich ins Broselholz will. Ich pürsche still von dem Platze auf den Fahrweg und schreite tüchtig aus.

Nach einer halben Stunde habe ich den Platz erreicht.

Rechts von mir steigt ein Hügel an; unten sind Brombeerstauden, weiter nach oben ein Fichtendickicht, das sich zum Hochholze hinzieht.

Links von mir ist eine nasse Wiese, daneben ein großes Kleefeld, welches sanft ansteigt.

Auf der anderen Seite der Höhe liegt ein Bauernhof, von dem ich nur Dach und Kamin sehe.

Ich prüfe den Wind und lege mich unter eine Weißtanne, deren Zweige mir ein sicheres Versteck bieten. Zu Anfang höre ich noch Menschenstimmen vom Hofe herüber.

Allmählich verstummen sie, und aus dem Kamine steigt leichter Rauch in die Höhe.

Die Bäuerin kocht das Abendessen; Knecht und Magd hocken in der Stube und warten. Da wird also kein Lärm mehr die Stille unterbrechen.

Der Abend schreitet über die Höhen, füllt das Tal und den Wald.

Er kommt nicht plötzlich und unbemerkt, wie in der Stadt.

Fühlbar verdrängt er den Tag, und verdrängt ihn Schritt für Schritt.

Das letzte Rot auf den Baumgipfeln erstirbt; im leichten Winde beugen sich die Grashalme.

Der Abend ist gekommen.

Ein mißtönender Schrei hinter mir, und noch einer.

Ein Fasan bäumt auf.

Er weiß, daß viele Feinde wach sind, und schläft nicht auf dem Boden. Ich muß an den Höchtl denken und an die groben Vögel.

Da!

Weit vorne ist etwas Rotes. Ein Reh, und noch eines.

Vorsichtig bleiben sie stehen und sichern.

Dann ein paar kurze Sprünge gegen mich her, und sie äsen.

Das vordere ist ein guter Sechserbock.

Wenn er hofft, sieht man Stangen und Sprossen deutlich gegen den Horizont.

Er kommt ahnungslos näher, und ich kann deutlich hören, wie er die Kleeblätter von den Stengeln rupft.

Sehen muß ich einmal, wie das wäre, und ich hebe sachte das Gewehr und visiere.

Bürscherl, wenn der erste Juni wäre!

Digitized by Google

Und wenn das Herz nicht ſtärker ſchlagen würde, wie jetzt, ich meine, wir täten Bekanntſchaft miteinander machen.

So würde ich auffahren, bis in die Mitte, und dann — wummś!

Aber was hat denn der Kerl?

Er hofft nach links hinauf, nach den Brombeerſtauden.

Ich ſehe angeſtrengt hin.

Richtig! Von oben ſteigt eine Gais herunter. Doch würde ihn das wenig kümmern, es muß noch etwas anderes um den Weg ſein.

Plötzlich fällt mir auf, daß da, wo die Höhe gegen das Hochholz abſchneidet, ein Fichtenwipfel ſich heftig rührt.

Vom Winde kann das nicht ſein.

Da fegt ein Bock.

Aber ich kann ihn nicht ſehen.

Der herunten im Kleefeld wird nervös.

Er zieht von mir weg und äugt immer wieder nach der Höhe.

O, Sackerament!

Freilich, jetzt glaube ich's!

Ein Kapitalbock, ein Fetzenkerl kommt aus den Beſchen. Handbreit, aber wirklich und gut handbreit über die Luſer hat er auf.

Ganz ſchwarz und dick ragt das Gewichtl, und ich kriege Herzklopfen, obwohl ich weiß, daß ich nicht ſchießen werde.

Der Bock iſt mit ein paar Sätzen in den Brombeerſtauden; der andere auf dem Kleefelde macht einen weiten Bogen und bringt ſich in Sicherheit.

Er muß den Herrn kennen und wiſſen, daß er keinen Guten raucht und keinen Nebenbuhler duldet. Der ſtarke Bock iſt auf die Wieſe getreten und ſchaut dem fliehenden nach.

Er iſt zufrieden, daß ſich der Kerl gedrückt hat, und verfolgt ihn nicht.

Ich beobachte ihn lange durch das Glas.

Den muß ich kriegen; das Gewichtl muß an der Wand meines Zimmers hängen.

Gerade über dem Schreibtiſch, und jedesmal, wenn ich es ſehe, will ich an den heutigen Abend denken.

Aber es wird Mühe koſten, daß mir die Hand nicht zittert.

Und ob er am erſten Juni noch auf den Klee zieht?

Gewöhnlich iſt der um die Zeit den alten Böcken zu fett.

Die ſind Feinſchmecker und wollen immer das beſte.

Da äſen ſie junge Gräſer im Walde und liegen tagsüber in den Kornfeldern und der Teufel weiß — — Pumm!

Himmel, Herrgott . . .

Hinter mir im Nachbarreviere kracht ein Schuß. Gut fünfhundert Meter entfernt, aber der Schall iſt doch ſo ſtark, daß mein Bock verhofft und plötzlich ins Dickicht ſpringt.

Da hat ein geſcherter Lackel den erſten Juni nicht erwarten können und dem Geſetz eine Naſe gedreht.

Digitized by Google

Und wahrscheinlich einen kümmerlichen Spießbock hingelegt.

Wenn ich auf den Kapitalen angezunden hätte?

Aber da fehlt einem die Seelenruhe, die so ein luftgeselchter Bockleberner hat.

Wenn ich den morgen frage, auf was er geschossen hat, sagt er: auf einen Raben.

Und blinzelt nicht mit den Augen.

Na, ich kann zusammenpacken und heimgehen.

Für heute ist es nichts mehr auf der Wiese, und wenn der Lackel von drüben noch öfter mit seinem groben Schießeisen herumspektakelt, bleibt der alte Bock ganz aus.

Auf dem Heimwege überlege ich, ob ich dem Herrn Nachbar schreiben soll, freundlich oder drohend. Aber, wenn der weiß, daß er mir einen Bock vergrämen kann, fahrt er morgen einen Böller an die Grenze.

Man muß die Lords kennen.

Also schreibe ich nichts und verhalte mich still.

Fluchend gehe ich weiter und komme ins Dorf, wo alle Hunde sich heiser bellen.

Ein Licht blitzt auf; da ist das Wirtshaus.

Nach dem langen Wege schmeckt Essen und Trinken.

„Grüß Gott, Frau Wirtin. Wer plärrt denn so im Gastzimmer?"

„Da Höchtl; er trinkt do auf Ihr Rechnung, hat er g'sagt. Jetzt hat er schon die sechste Maß."

Märzbriefe

Von Jakob Schaffner

Kopenhagen, 20. April 1907

Liebe Eva!

Das ist nun auch wieder eine kuriose Geschichte: ich soll Dir Briefe schreiben, worin alles zu lesen ist, was ich erlebe, erleben sehe, treibe und meine, und darin unsere Liebe wie ein Bäumchen steht und weiter grünt und Zweige treibt. Das heißt, das ist noch nicht das kuriose; das geschieht jeden Tag vieltausendmal, Gott sei Dank! hier und in Portugal und in Japan und auch in Amerika: sondern das kuriose ist, daß ich Dir die Briefe nicht direkt durch den Briefträger in die ruhige Hand legen lassen darf — denn das geht nicht, das sehe ich ein —, und daß Du sie auch nicht, was doch zu machen wäre, unter Chiffre „Herzblatt" oder „Immer" von der Post abholen willst, sondern sie müssen Dir öffentlich am hellen Tag mit dem litterarischen Viererzug unter die Fenster fahren. Du willst es so, also muß ich; wie ich immer muß, wenn du willst. Was von der besonderen Art Deines Willens herkommt, wie Du sehr wahrscheinlich selber weißt: Dein Wille poltert nicht, er klirrt nicht mit Ketten, er blitzt auch nicht aus schwarzen Wolken hervor, sondern er steigt klar und

Digitized by Google

golden aus dem blauen See Deines Wesens, auf dem seit drei Monaten mein Kahn treibt, in unsere köstliche Morgenfrühe herauf, und ist dann einfach da. Und dann muß ich. Es ist aber kein bitteres oder beschämtes Müssen, es ist ein Müssen mit Liebe und mit Religion, ein Müssendürfen, und ich bete und singe dabei. Und das ist der Unterschied: wenn ich mir selber etwas aufgebe, dabei schimpfe ich und schnaube, bis es durchgebracht ist, und manchmal weine ich vor Ärger und Beschwerde. Wo kommt das her? Willst Du da nicht einmal Deine Augen drüber gehen lassen, Deine dunkeln erfahrenen Augen, von denen mein Freund sagt, daß Jerusalem darin traure. Das Wort fand nicht Deinen Beifall, als ich Dir's heimbrachte, aber ich komme darauf zurück, weil's so schön ist. Und so wahr. Ich glaube, darum willst Du's auch nicht zugeben. Liebe, Beste, wir haben alle ein Jerusalem verloren, so oder so, und sind alle in der Fremde und in Gefangenschaft, bloß die meisten merken es nicht, und viele spüren es bloß, wenn's ihnen politisch kommt. Aber Du weißt es. Du hast ringsum allen Bescheid eingeholt. Und nun klagen Deine Augen, weil der Mund schweigt. Das ist's. Und darum packt und ergreift es uns, wenn Du uns ansiehst, weil wir ebenfalls Bescheid wissen. Sei nicht hochmütig! Schicke uns nicht weg mit unserem Mitleid, wir verdienen es nicht, denn wir sind ehrliche Jungen. Du bist eine große Frau mit einem stattlichen Leid. Gut. Wir können Dir nicht helfen. Ach leider. Aber wir können Dich doch hie und da ein bißchen lachen machen. Und lachen macht schön. Ich habe nicht gemerkt, daß Du nicht gerne schön bist. Nun also!

Da fällt mir eben eine Geschichte ein mit einem kleinen Schweizer, die sich vor einigen Wochen hier begeben hat. Steigt eines Tages im Hotel Germania ein Kerlchen ab und heischt ein Zimmer. Hat ein rundes Hütchen auf den Locken sitzen, steht mit nackten Füßen in gelben Halbschuhen und sieht im ganzen ein bißchen dämmerig aus. Übrigens kommt er von Basel. Was ein geweckter Wirt ist, hat mit drei Blicken die Personalien einer Kreatur heraus; der Wirt der Germania wittert außerdem sogleich das Frettchen. Aber mein kleiner Landsmann bewegt sich still und freundlich auf seinen Gleisen, einen Tag, zwei Tage, drei Tage, und gibt lauter zutrauliche Zeichen von sich. Und eines Abends fragt er den Oberkellner, wo man sich denn nun in Kopenhagen so amüsieren könne. Hier sei Geld, sagt er, und zeigt ein Bündelchen Hundertfrankenscheine, und der Oberkellner solle also so freundlich sein. Der erwidert so und so, und vor allem sei der Zirkus Variété zu beehren. Daneben kommt zu Licht, daß der Vater des Kerlchens Bankbote sei, und nun hat der Wirt die Suppe heiß im Teller. Er telephoniert auch sofort die Polizei an, aber die Polizei bescheidet, von ihr sei kein Schweizer gesucht. Schluß. Na, denn nich, denkt der Wirt, paßt aber nach wie vor auf seine Überantwortung auf. Da, nach zwei Stunden, rrr, klingelt's. Die Polizei. Man habe aus der Schweiz telegraphiert. Und ob der kleine Basler noch da sei. Ja, das heiße, momentan sitze er im Zirkus. Wie er aussehe. Und er sei also seinem Vater mit zweitausend Franken Bankgeld durch.

Digitized by Google

Nun dauert das keine halbe Stunde mehr, so hat ein Geheimpolizist im Zirkus das runde Hütchen ausgefunden, und in der Pause im Foyer kommen die beiden an einen Tisch zu sitzen, und gleich ist auch die Unterhaltung da, in Mutterlauten natürlich. Der kleine Basler freut sich wie ein König, daß er eine deutsche Seele getroffen hat, und wie der Geheime sagt, sie wollten diesen Abend beisammen bleiben, ist er Vater und Sohn für den Vorschlag.

Da, mitten in den Evangelien, klopft ihm der Geheime auf die Schulter „Nun sage mal, mein Junge, wieviel hast du eigentlich noch von den zweitausend Franken?"

Das Kerlchen, wie von unten mit der Nadel gestochen, strackt auf seinem Stuhl steil in die Höhe. Und: „Fünfzehnhundert," fährt es ihm oben heraus. „Fünfzehnhundert." Und dann lächelt es: Herrgott, ist es jetzt erschrocken! —

Jetzt lächelst Du hoffentlich auch, verehrte gnädige Frau. Weißt Du, wie Du das so machst — ich meine, ich stehe dabei und sehe Dir zu, mit verhaltenem Atem, ob Du auch keine Station des leuchtenden Vorganges vergißt oder unterdrückst. Gesegnet sei die Freude! Und gesegnet und gebenedeit sei das gewisse und geheimnisvolle siebenfache Spektrallicht, das Dir so wundertätig aus den Augen bricht, wenn Du Dich freust. Und jenes andere Merkzeichen Deines reifen Frauentums, das Deine Schläfe mit Fröhlichkeit ziert. Weißt Du unseren schönsten Sonntag? Den wir mit Palmen schmücken! Du schmückst den Feiertag Deiner Schläfen mit Palmen, wenn Du lachst. Aber Du willst sie nicht wahrhaben. Du wirst böse, wenn man sie küßt. Liebe, süße Frau, junge Mädchen haben keine Fältchen. Junge Mädchen sind auch just so genießbar wie ungekochter Grünkohl. Und dabei sind sie Insekten, die den Mann mit ihren Idealen und Platonigkeiten übel beschwärmen und peinigen. Siehe, sie stürzen sich auf ihr Opfer mit der Gier jener dünnleibigen, ewig hungrigen sommerlichen Waldrandschwerzen, die im Zwielicht Geheimnisse umlauern und Wege belagern. Das hast Du nicht nötig, denn zu Dir wallfahren wir in Andacht, der Freund und der Bruder und des Bruders Freund. Jetzt lächelst Du wieder. Ich weiß auch, warum, und es ist nicht hübsch von Dir; aber sieh doch schnell in den Spiegel, was für ein Lächeln das ist! Das junge Mädchen lächelt so bah! bah! glatt und eben mit einem leeren Gesicht in den Tag hinein. Laß alle jungen Mädchen zusammenstehen und auf einen Schlag lächeln: was bedeutet es? Aber laß weit hinten in China eine einzige Frau lächeln, so lächeln alle Geheimnisse und Wissenschaften des Lebens mit.

Liebe einzige Frau, wenn Du in unseren königlichen Augenblicken mit Deinem genußfreben Mund zu mir sagtest: „Karlemann, süßer, guter Karlemann!" und streicheltest mich mit Deinen ruhigen, vornehmen Händen, und hättest dazu gesetzt: „Bring dich um, Karlemann, ich will dein Blut sehen und deine Liebe darin!" und hättest mir Deinen Willen gezeigt: ich hätte es getan, so wahr Du mein Morgen- und Abendgebet bist, und mein Glaube dazu, sofort, fröhlich und mit Religion. Für ein Mädchen ohrfeigt man sich höchstens mit einem anderen, und beult sich dann gelassen den Hut wieder

Digitized by Google

aus; es ist nichts anders geworden. Ein Mädchen kann auch einen Mann nicht größer machen oder in einen höheren Grad erheben. Mag sie ihn loben, mag sie ihn bewundern, er bleibt, wer er ist, weil es nicht darauf ankommt, was ein Mädchen meint. Aber eine Frau vermag alles. Ich nehme zweier Männer Raum ein, so viel Dank und Stolz ist in mir, weil Du mich geachtet hast. Ich bin mutig. Ich fürchte nichts mehr, keinen Kellner und keine Dirne, weder Herren noch Damen. Finde ich auch nicht immer gleich das schmetternde Wort, so bin ich doch frech und frage den Teufel danach, ob ich jemand recht oder unrecht tue. So viel Manns ist in mir.

Du hast mich in Deiner Equipage zur Bahn gebracht, und das war herrlich von Dir. Wir sagten zueinander: Gepfiffen sei auf die Menschen heute! und fuhren einfach. Unterwegs begegnete uns der Kaiser mit seiner Frau in all seiner Herrlichkeit und Macht. Wir grüßten uns, das heißt, ich grüßte zuerst und er dankte, ich zog meinen Hut, und er griff an seinen Helm. Und beide sahen Dich an, der Kaiser und seine Frau. Und Du sagtest — weißt Du noch, was Du sagtest? Wahrscheinlich willst Du's hinterher wegstreiten, wie alles Liebe und Freudige, was Du tust. Du sagtest, seit König Karlemann Dir gehöre, könne Dir der Kaiser auf keine Weise mehr imponieren. Und nach einer kleinen Weile fügtest Du noch hinzu: außerdem stehe fest und gewiß, daß König Karlemanns Königin hundertmal schöner sei als des Kaisers Kaiserin. Wenn Du die Kaiserin wärest, und die Kaiserin wäre Du, Du ließest sie keinen Tag am Leben. Ich habe Dir auf offener Straße die Finger geküßt, und Du hast mir's nicht verwiesen, Du wußtest wohl, warum. Und so voll Stolz und Dank drückte ich Dir vor dem Bahnhof an der Equipage zum letztenmal die Hand und gab Dir von der Treppe den letzten Blick. Die Füchse zogen an, und Du fuhrst davon.

Gleich darauf wurde es Nacht. Ich saß allein in meinem Abteil zweiter Klasse. Über meinem Kopf an der Wagendecke glühte ein Licht. Es glühte immer an derselben Stelle und auf dieselbe Weise. Es glühte fort und fort, ohne eine Sekunde auszusetzen und Atem zu holen. Es war gar nicht zu begreifen. Es war wie ein stieres, inneres Auge, das eine geheime Untat bewacht und sich darüber nicht schließen kann.

Unter mir rollte es eisern im Raum. Es rollte fort und fort in gesetzmäßiger Schnelle. War es Sternenschnelle? Und wie weit war der Raum? Zehntausend Meilen? Millionen Meilen? Und fuhr ich nicht selber auf einem Stern? Auf einem dunkeln Stern? Oder stand ich still, und der Stern raste unter mir durch? Es war richtig, das hatte man noch nicht erfunden: die Aus- und Umschaltung der Schwerkraft. Die alte, tolle Erde allein rasen zu lassen und sich die Sache von oben zu besehen. Und dann einen kleinen Willensakt, und man schwang und wirbelte wieder mit. Wahrscheinlich würde der Übergang jedesmal von einer Art Seekrankheit mit Schwindel und Erbrechen begleitet sein. Aber es ist das Wahre: man soll den Raum und was darin vorgeht astronomisch auffassen, das macht groß und entschlossen. Und das Leben

Digitized by Google

physikalisch. Weg mit der Moral! Und es ist alles ästhetisch! Ich stelle mich auf einen Katheder oder auf eine Kanzel und sage: Das Leben ist sozusagen —! Es hätte gewissermaßen —! Es sollte unter Umständen —! Was ist das? Zum Teufel, nein, ihr sollt rumoren und euch rühren, damit man sehen kann, was es darstellt, das Leben. Kein Friede! Laßt Ströme Blutes fließen! Staut es auf zu Seen und Meeren! Fischt darin mit klugen, stählernen Angeln! Fahrt darauf mit euren selbstherrlichen Schiffen gegen alle Winde! Und kümmert euch nicht darum, daß eure Schrauben vom Blut triefen; seid da ganz ruhig: es wird euch nie vergeben. Tobt und sündigt gegen das Leben, das macht hundertmal weiser und tüchtiger, als wenn ihr's unter Glas setzt und euch betrachtenderweise die Nasen an den Scheiben plattdrückt. Pfui über die Philosophie! Es lebe die Religion! Es lebe der Totschlag! Es lebe der Raub! Es lebe die Buße! Gefühl des Ungeheuern, sei mir gegrüßt!

Ach Gott, du — der Teufel wird dich doch endlich holen! Apropos, wer bist du eigentlich? Wo kommst du her? Wem gehörst du? Laß mal deine respektiven Ausweise sehen! In Ewigkeit, Amen. Gut. Fertig. Aber ich werde jetzt wahrscheinlich gleich losweinen. Oder auch niesen. Meine Augen stehen gegeneinander im Wasser wie zwei glänzende schwarze Flundern. Eva, Krone des Daseins! Hast Du gesehen, Eva, da huschte wieder so eine dunkle Stationseule am Fenster vorbei. Der Herr blende ihr die Augen. Aber ich weiß, wo wir sind. Zwanzig Kilometer von Berlin, Eva. Zwanzigtausend Meter. Kannst Du Dir das ausdenken? Und sonst waren es nur zwanzig Minuten von Deiner Residenz bis zu mir. Oder im Theater hundert Meter von Deiner Loge bis zu meinem Parkett. Was hilft mir jetzt das ganze schöne Opernglas, das Du mir geschenkt hast? Ach, Eva, dieses Ziehen, dies vermaledeite Langzwirnen und Dünnziehen des Lebensfadens! Herz — Schmerz: Kunst, zu sagen! Aber wenn das arme Ding im Eisen zuckt, und hüpft und schreit, so nennst Du alle Deine vergangenen guten Tage Laufejungen und den künftigen legst Du Gift und Selbstschüsse, daß sie krepieren sollen, wie sie ankommen. Stürzest Du nun auf und ziehst die Notleine? Oder springst Du aus dem Zug? Oder steigst Du in Deiner schmerzlichen Verrücktheit aus dem Fenster und kletterst aufs Wagendach?

Wie die Lichter der Bauerndörfer sachte an der Berglehne hinschweben! Dort ist Maß und Ordnung. Dort kennt man keine Reisenot und keine Abschiedsliebeswehen. Ruhe! Genügen! Man sitzt idyllisch um den viereckigen Tisch und ißt Kartoffeln mit Heringssalat. Und in den Tischfugen glänzt im Lampenlicht die schwarze Fliegenmahlzeit, die mit dem nassen Lappen jeden Tag dreimal frisch heraus- und wieder frisch hineingewischt wird. Und man duftet nach Schweiß. Mit dem nach glaubwürdigen Autoren andererseits auch der Acker gedüngt wird. Und in den Geruch der Mahlzeit mischet sich lieblich der Duft der Windeln am Trockengerüst überm Ofenbau. Es war übrigens ein Irrtum meinerseits: die Lichter an der Berglehne schweben nicht, sie kriechen. Sie kriechen dumpf und dampfig von Stall zu Stall und von Melkzeit zu

Digitized by Google

Melkzeit. Aber ich werde beweisen, daß ich euch liebe und Verständnis für euch aufbringe: Der Herr erhalte euch drinnen die Zimmertemperatur und gebe euch draußen Kartoffeln, so groß wie die Sonne und so gelb wie der Mond. Er ziehe mir auch jeden Tag einen Groschen Taschengeld ab zur Besserung eurer Lage, aber er führe mich nicht mehr in Versuchung mit irgendwelchen Idyllen oder Idealen, sondern erlöse mich von allen bösen Träumen, denn sein ist das Reich und die Kraft und sonst noch was in Ewigkeit. Amen.

Dieser Wunsch und Stoßseufzer gilt mit Variationen auch für die evangelischen Jünglingsvereine und für den Guttemplerorden, samt Präsidenten, Hochtempler, Bibliothekar und Vorsteher des Jugendwerkes. Ich weiß genau, wie es dort riecht, weil ich die Nase dazwischen gehabt habe.

Liebe Eva, was bleibt übrig? Du und ich. Wir beiden sind die einzigen vornehmen Typen, die ich weiß.

Aber als der Zug über das Halbe hinaus war und immer noch weiter lief, und es ging immer noch nichts gegen die Leidigkeit zu machen, im Gegenteil, es fing an zu würgen und zu stechen, weil ich mir Gewalt antat, wurde ich wütend und ließ es laufen, wie es wollte. Das Weinen nämlich. Und im Weinen kriegte ich mein Taschenmesser zu fassen und schnitt dem preußischen Staat damit den ledernen Schwanz ab, der vom Fenster ins Kupee hereinhing. Und dann fing ich an zu schnitzeln und stückeln. Sobald ich eine Handvoll hatte, ging ich ans andere Fenster, machte es am dort noch befindlichen Riemen auf und warf die Schnitzel hinaus, mitten der alten Nacht ins Gesicht, die immer so dumm durch die Scheiben hereinglotzte, als ob sie noch keinen Passagier zweiter Klasse gesehen hätte. Eva, und dabei erzählte ich Dir in Gedanken, vielleicht auch laut, was weiß ich, die Sache mit dem Kellnerlümmel, den wir am vorigen Abend noch gefoppt hatten für seinen hochnäsigen Wandel, weil wir beide gereizt und streitsüchtig waren vor Traurigkeit wegen des Abschiedes. Acht Mark und neunzig Pfennige mit dem Weinchen machte unsere Zeche, und fünf Pfennige Trinkgeld gaben wir ihm, damit er sich auch freuen konnte. Hast Du eigentlich gesehen, was für Augen er nachher aus seiner Ecke zu uns her machte? Wie zwei abgeschliffene Markstücke mit Tintenklecksen in der Mitte. Und jetzt war er außerdem zu weiterer Läuterung in ein Eisenbahnwagenglühlicht verwandelt, mußte an der Decke schrauben und abwärts steif stehen.

So halb naß und halb getrocknet kam ich in Hamburg an. Vor dem Bahnhof, wo die Hoteldiener stehen, schmetterte ich zwischen Nase und Gaumen hindurch: „Hotel Bismarck!“ und wunderte mich dabei, wie es klang. Ich schmiß dem Kerl mein Handgepäck hin, und mich selber warf ich in eine Droschke.

„Hotel Bismarck!“

Der Kutscher sah mich groß an.

„Wohin?“

Nun mußte ich doch erstaunen. „Ho—tel Bis—marck!“ wiederholte ich und betonte einzeln jede Silbe. Ich war sehr ungeduldig und fügte auch noch etwas hinzu, nämlich: „Mensch, können Sie nicht hören?“

Digitized by Google

Der sündige Bursche regte mich auf in meiner durchgespannten Verfassung. Noch ein Wort, so wurde ich aufgebracht und legte los.

Aber er verlautete nichts mehr, sondern nahm wortlos seiner Mähre die Decke vom Rücken, stieg auf den Bock und sagte: „Hüh!“ Und somit fuhren wir los. Wir kamen miteinander eben quer über den öden Platz, von der Bahnhofsseite auf die Häuserseite, fuhren dort an zwei Haustüren vorbei, und vor der dritten, wie ich meinte, jetzt solle der Trab losgehen, hielt der Kerl. Er hielt, und rührte und muckste sich nicht auf seinem Bock. Aber als ich nun etwas sagen wollte und nicht wußte, was, fiel mein Blick auf eine goldene Inschrift an dem Haus, vor dem wir hielten. Da stand — ich mußte noch zweimal hinsehen, ehe ich's kapierte —: Hotel Bismarck.

Liebe Eva, Du hast ja gesagt, ich werde wohl wieder eine Menge Dummheiten machen in der Welt draußen. Und das ist wahr, leider. Aber Du hast auch etwas anderes gesagt, weißt Du, das von der Königin und vom König Karlemann. Und schließlich ist ja alles geschehen aus Heimwehblindheit nach Dir. Im Hotel bekam ich noch ein Zimmer mit zwei hübschen zutraulichen Betten. In eines der Geschwister legte ich mich, und im anderen lagst Du nicht. Darüber ging dann die Trübsal wieder los. Gott bessere

Deinen

Karlemann.

NB.: Das heißt, wenn er's fertig bringt. Ich werde Dir vielleicht in den nächsten Briefen mit auseinandersetzen, warum ich daran zweifle.

Vielleicht auch nicht.

O Donna mia cara, das Leben ist so schön und so traurig! Lebe wohl! Lebe wohl!

(Schaudernd um:) Lebe wohl? (Fest:) Lebe wohl!

Frei nach Hebbel.

Und der Geist sprach: Selig sind, die in dem Herrn sterben!

Digitized by Google

Arabella

Eine Erzählung aus Singapore

von Johannes V. Jensen

I

Der Sünder in meiner Erzählung ging seines Namens verlustig, deshalb soll dieser hier nicht verraten werden. Seine Nationalität tut ebensowenig zur Sache; niemand fragte danach. Nur weil er der Orientierung wegen einen Namen haben muß, mag er hier Richard heißen; die Gesellschaftsklasse, in die er sich verlor, war übrigens auch die fröhliche und gefährliche Unterwelt der Vornamen. Sein Charakter wird in dieser unbeschönigten Alltagsgeschichte, die sich in Singapore zugetragen hat, nackt, wie am Tage des Gerichtes, für sich selbst sprechen.

Wenn man seine Kaste beschreibt, beschreibt man ihn selbst, ohne ihm zu nahe zu treten; er war Steuermann. Er kam in Singapore auf reguläre Weise an Land, und von dort sollte er an Bord eines anderen Schiffes, das nach Übersee ging. Auf dem Konter der Gesellschaft, wo er sich prunklos und mit barschen Manieren vorstellte, wie es einem Seemann geziemt, teilte man ihm mit, daß sein Schiff nicht vor acht Tagen fällig sei; inzwischen bekam er ein Hotel angewiesen und Kostgeld, und durfte im übrigen Luft sein, bis man ihn nötig hatte. Also stand Richard vor einer Woche Urlaub, der längsten Ferienzeit, die sein Leben ihm gebracht hatte, seit er erwachsen war. Während der ersten zwei Tage ertrug er sie wie ein braver Mann, am dritten grämte er sich vor Langeweile wie ein kranker Hund, und am vierten grub er zähneknirschend den Tomahawk aus, ging auf den Bummel und beschwor den großen Brandsturm in Singapore herauf.

Die Stadt beleidigte ihn. Daß das vornehme Viertel, die Direktoren und Kaufleute, die im Verein mit den britischen Spitzen in der Kolonie society spielten — daß dieser Ring sich keineswegs für eine Person seines dienenden Standes öffnete, wußte Richard; er fand es sogar im Grunde seines Herzens recht natürlich, obgleich er Klassenhochmut mit blutunterlaufener Verachtung erwiderte. Diese beinah hochwohlgeborenen Schiffsequipierungshändler, die sich in angelernter Selbstachtung bei dreißig Grad Wärme zum Mittagessen in ihren Frack warfen, konnten ihm gewogen bleiben, Richard spottete ihrer, er konnte sie als einfacher Seemann entbehren: gehaben Sie sich wohl, meine Herren! Die Nächstbesten aus der weißen Gesellschaft, die jungen Klerks und Kontoristen, nahmen ihn eben noch zur Not unter sich auf, aber von ihnen zog Richard sich zurück, nachdem er einen Abend mit ein paar davon verbracht hatte. Sie reizten ihn, er konnte sich nicht enthalten, vor Hohn und Mitleid über ihre weichen Hände und ihre ganze Kraftlosigkeit den Kopf zu schütteln — Milchreis! Einige von ihnen kopierten das geldfürstliche Wesen ihrer Chefs: halb

Digitized by Google

Verkäuferzuvorkommenheit und halb alberne Herablassung; andere spielten sich mit gemeinen und schmutzigen Reden als Schwerenöter auf. Keins von beiden behagte Richard. Was ihn aber am meisten quälte, war das endlose und entzückte Gerede der Europäer über die Fremdartigkeit der Stadt: Singapore, Singapore, die Tropen und die farbigen Rassen, alle diese Wunder, von denen niemand etwas hören mochte, die aber jedermann wie herrliche Privateigentümer auftischte, — stundenlang konnten sie dasitzen und sich gegenseitig das Wort aus dem Munde nehmen. Nicht daß Richard ein kultivierter Mensch gewesen wäre, aber er lebte auf Reisen sein eigenes Leben und konnte lokales Gerede bis in den Tod nicht leiden. Wie seine Augen nun einmal veranlagt waren, war er einen Tag lang im Rickshaw umhergefahren und hatte sich davon überzeugt, daß Singapore eine Stadt war, ähnlich wie alle anderen Städte der Welt. Es war hier um ein paar Grade wärmer als daheim, die Bäume waren von anderer Art, die Neger von abweichender Färbung, und einige von ihnen liefen als Pferde vor den Droschken; das war wohl nicht so schwer zu begreifen. Richard war ein junger Mann, der Sinn dafür hatte, was überall gleich war, er hatte sein Singapore schnell gefunden. Leider langweilte er sich ebenso prompt.

Langeweile greift Leute, die nicht gelernt haben, allein zu sein, wie eine körperliche Krankheit an. Richard langweilte sich, bis sich etwas in seinem Inneren wie zu einem Geschwür zusammenzog. Sein Blut war mit Flüchen zerfetzt, seine Seele war *eine* große Verwünschung, er bekam vor Verzweiflung fast die Maulsperre. Wenn er nicht wie ein Unseliger im Rickshaw durch die Straßen streifte, die ihm bereits in zwei Tagen so verhaßt geworden waren wie ein Gefängnis, lag er zu Hause im Hotel und gähnte, als wolle er seine Eingeweide erbrechen. Das Zimmer, das man ihm angewiesen hatte, lag im Parterre, zum Hof hinaus — zweiter Güte: gut genug für einen Steuermann —, und Richard pflegte sich draußen auf der Veranda auf einem langen Rohrstuhl zu strecken, mit leeren Händen, ohne Beschäftigung, nur darein vertieft, seinen Gram in sich zu fressen. Zu den Speisezeiten schleppte er sich hinein und schimpfte über das ausländische Essen, von dem Punka über seinem Kopf in Wut versetzt und fast über seine Kraft dazu gereizt, die chinesischen Kellner kurz und klein zu schlagen, die da auf Filzschuhen umherschlichen, mit weibischen Zöpfen im Nacken. Wenn er nicht weiteressen konnte, schlenderte er wieder zu seinem Lehnstuhl und faulenzte in der schwülen Luft, mit halbgeschlossenen, kranken Augen, während er voll verbissener Wut nach den Moskitos schlug. Einige Schritte von ihm entfernt, vor der Veranda des Nebenzimmers, lag ein anderer von den Hotelgästen, ein Mischblutkaufmann aus Batavia, halb Holländer und halb Javaner; und diese Nachbarschaft bildete den Gipfel von Richards Qualen. Der Handelsmann lag im Kostüm der Eingeborenen auf seinem Rohrstuhl, in Singel und Baumwollrock, den einen fetten Fuß immer nackt in die Luft gestreckt, während er mit beleidigender Gemütsruhe sein Fett ausruhen ließ und durch das bloße Atmen Wohlbehagen einzusaugen schien. Er war träger als ein Mastschwein und trotzdem immer beschäftigt. Er hob seinen unverschämt üppigen Körper nie auch

Digitized by Google

nur um eines Zolles Breite vom Stuhl, aber trotzdem handelte er mit Leuten, die untertänigst herankamen und sich vor ihn auf den Fußboden hockten, um Geschäfte zu machen. Es waren Leute von allen möglichen halben oder gemischten Farben: Chinesen, Hindus, Tamilen, Armenier, Perser, das ganze bunte Asien; aber wer es auch war, der Holländer mit dem Malaienmerkmal in den Augenwinkeln und auf den Lippen verfiel unweigerlich in eines jeden Landessprache und erlaubte niemand, holländisch zu sprechen; er kannte alle Sprachen, die es östlich vom Roten Meere gibt. Die Kunden verließen ihn oft weinend, so hart war er im Handel, aber sie kamen stets von selbst; vielleicht gab es immer noch welche, die hofften, daß er *ihrer* Sprache nicht mächtig sein würde.

Wenn der Holländer keinen Besuch hatte, konversierte er mit dem Steuermann — in dessen Sprache natürlich — und war nicht zum Schweigen zu bringen, obgleich Richard ihn wahrhaftig grob genug abfahren ließ. Er schien für Unhöflichkeit kein Gefühl zu haben, seine Haut schien für eine andere Art Stichelei gemacht zu sein. Ebensowenig kam der Handelsgeist in ihm zur Ruhe. Bald zog er, Gott weiß woher, den Balg eines Paradiesvogels hervor und ließ ihn vor Richards Augen schillern, oder ein Edelstein zeigte sich plötzlich in seiner fetten, grauen Hand, während er beständig auf dem Rücken lag: ein schöner Opal, ein wahrer Gelegenheitskauf; und er fand, daß der „Herr Kapitän" ihn für sein Liebchen kaufen solle. Richard forderte ihn mit den kräftigsten Hilfsmitteln seiner Sprache auf, ihn in Ruhe zu lassen; das tat dem Batavier weiter nicht weh, und er schlug ein neues Thema an. Als echter Orientale meinte er, den barschen Fremden milder zu stimmen, wenn er ihn in ein Kennergespräch über die Liebe verwickelte, er lachte mit seiner fetten Stimme und erzählte gräßliche Geschichten, er öffnete die stinkenden Mistbeete seiner Erfahrungen; und hier wunderte es ihn wirklich, daß er abgewiesen wurde, da dieses Thema, seiner Meinung nach, außerhalb des Friedens des Privatlebens lag. Ja, ja, mochte der „Herr Kapitän" seinerseits auch ein Buch mit sieben Siegeln bleiben, so konnte *ihm* doch nicht verwehrt werden, von sich selbst zu erzählen; und das tat er. Dieses strotzende Schwein von einem Batavier ließ sich jeden Abend in die Freudenhäuser von Singapore tragen; der Kerl wußte Bescheid. Wenn aber der Steuermann durch diese Mitteilsamkeit gar zu sehr angeekelt wurde und ihn durch Drohungen dazu bewog, aufzuhören, dann konnte er auch von anderen Dingen reden, von allerhand Dingen; nur schweigen konnte er nicht. In allem, was er sagte, lag das unermüdliche Verlangen des Mischlings, sich mit dem weißen Mann intim zu machen; das schien das einzige Streben zu sein, das dieser fette Körper beherbergte, und die rohen Beleidigungen, mit denen Richard nicht sparte, konnten ihn nicht zurückstoßen; er *wollte* den Europäer kennen, wollte sich in seiner Gesellschaft sonnen.

Richard haßte ihn und sein Phlegma, das ihm seine eigene innere Unseligkeit fühlbar machte. Im diametralen Gegensatz zu dem Batavier war in ihm jegliche Initiative gelähmt, dafür fühlte er sich, fleischlich wie er war, mit Impulsen geladen, und die Spannung in ihm war wie ein glimmendes Feuer. Wie ein

Digitized by Google

Meteor, das, in seiner Fahrt unterbrochen, in Brand gerät, so war dieser beschäftigungslose Steuermann im Begriff, vor Selbstvergiftung zu platzen. Man konnte es ihm ansehen, das Blut kochte ihm aus seiner total ungefärbten Haut heraus, er war rot wie ein Krebs, das goldblonde Haar und der feuerrote Bart waren gleichsam von beshaftem Kunstern erfüllt, und die zornigen blauen Augen sprengten sich in Todesverachtung aus ihren Höhlen heraus. Unser Seemann war nahe daran, aus Mangel an Anstrengung apoplektisch zu werden.

So kam es, daß Richard durch einen Boy eine Reihe von häßlichen Flaschen vor dem Rohrstuhl aufmarschieren ließ und daß er den Batavier mit einer stummen Handbewegung dazu einlud. Zur Sache, Gentleman, wollen wir unseren Gram ertränken! Aber der Batavier trank nicht. Er schüttelte den Kopf, äußerte aber kein intolerantes Urteil, schüttelte nur den Kopf. Da schlug Richard eine häßliche Lache auf und begab sich auf den Bummel.

Am ersten Tage war er allein; er fuhr wie ein Misanthrop mit trotzig erhobenem Kopf umher und besuchte die Wirtshäuser von Singapore. Aber schon am nächsten Vormittag saß er selbander mit einem alten Freund im Rickshaw, mit Thomas nämlich — mit wem? — mit Thomas, zum Donnerwetter!

Hätte man Richard in nüchternem Zustand einem Verhör unterworfen, er wäre vielleicht dazu zu bringen gewesen, sich zu erinnern, daß er am Abend vorher in einer Billardstube einen Mann kennen gelernt hatte, der ihm acht Dollars abgewann. Das Billard hatte vor Richards Augen wie ein grünes Meer gewogt, der Mann aber, Thomas nämlich, schien nichts von dem Wellengang zu spüren. Richard hatte sich seinem neuen Bekannten nicht angeschlossen, weil ihm dessen Gesicht sonderlich gefallen hätte, und auch sein Tropenanzug machte unleugbar einen etwas schmutzigen Eindruck — stark vertragen und von der Wäsche zerrissen —, aber was kümmerte das Richard! Anfangs war Thomas merkwürdig veränderlich in seinem Wesen, bald kriechend liebenswürdig, und dann sah man seine hohlen Wangen, bald wieder laut und frech, wodurch dann gleichsam ein blutiges Licht in seinen Augen zum Vorschein kam. Seine Hände waren ganz fleischlos, er war bleich wie ein Klabautermann und schien an einer inneren Krankheit zu leiden, Muskelschwund oder so etwas. Seine Zähne waren ganz verfault. Was kümmerte das Richard! Am nächsten Tage, als Thomas kam, Richard zu einem Ausflug abzuholen, war er übrigens besser gekleidet und hatte ein vertrauenerweckenderes Gesicht. Sie waren schon durch eine Welt von Erlebnissen des gestrigen Abends miteinander verknüpft. Zuerst waren sie natürlich in der Malay Street gewesen, und später waren sie bei Arabella gelandet. In der Malay Street hatten sie einen russischen Schiffskapitän getroffen, der unter entzückten Lachsalven im Begriff stand, seinen Rickshawkuli, den er auf einem Betrug ertappt hatte, windelweich zu prügeln. Es war eine heitere Szene, der Chinese heulte, der Russe lachte und ließ seinen Stock tanzen, und alle anderen Passanten sahen belustigt zu. Die Straße lag in flackerndem, rotem Lichtschein von den Papierlampions,

Digitized by Google

die in den offenen Vorzimmern hingen, wo kleine Japanerinnen ſtanden, die mit ihren zarten, lachluſtigen Puppenſtimmen Sirenenlieder ſangen — come inside, come inside — we give you good pleasure — während die pechſchwarzen Haargebäude und die roſenrot gemalten Geſichter unaufhörlich zu den Rickſhaws hinaus nickten, die aus allen tropendunkeln Straßen angefahren kamen und die einzige Straße aufſuchten, in der es Licht und Leben gab. Es war gerade nach der Mittagzeit der Weißen, und die Herren in den zierlichen Fuhrwerken mit den mongoliſchen Sklaven davor kamen im evening-dress direkt aus den ungeheuer korrekten Geſellſchaften, wo man ſich unbeſchränkt langweilt, und wo beileibe keiner die Malay Street kannte, — bis man ſich eine halbe Stunde ſpäter in der feſtlich-dampfenden Straße traf.

Hier ſummte es von allen Sprachen Aſiens und von Aſſens heißer Muſik, hier ſang die Sünde ihre unſchuldige Weiſe, hier erklang der Augenblick, das Vergeſſen und der Anfang, hier klopfte der Puls des Oſtens.

Richard debütierte damit, daß er ſich auf den Ruſſen ſtürzte, um der Chineſenmißhandlung, die er noch nicht zu ſehen gewohnt war, ein Ende zu machen; und das war wirklich ein Hauptſpaß für die Zuſchauer, denn der Ruſſe war anderthalbmal ſo groß wie der Steuermann, ein wahrer Rieſe, und es focht ihn durchaus nicht an, daß ihn jemand in offenbar mörderiſcher Abſicht an der Bruſt packte; im Gegenteil, er lachte nur noch huldvoller, er blendete den furchtbaren Steuermann geradezu mit einem Strahl von Humor, und es endete denn auch damit, daß man ſich in brüderlicher Verſöhnung für den Abend zuſammentat und die Straße im Sturm eroberte. Der Ruſſe amüſierte ſich über alle Beſchreibung, er glich einem koloſſalen Coeur-König, weiß und rot wie ein Kind und mit einem ungeheuren Gebiß, er fiel jedermann um den Hals, unerſchöpflich liebenswürdig und ohne das geringſte Gedächtnis, er war ein über die Maßen gewinnender Menſch und geſtaltete die Nacht zu einem Wirbel von Lebensfreude. Er trank grenzenlos, wie ein Loch im Erdboden! Niemals hatte man eine ausgelaſſenere Vorſtellung geſehen, als da der Ruſſe den Einfall bekam, ſeinen Rieſenkörper auf den mit Matten belegten Fußboden oben in einem der Häuſer zu ſtrecken, während ein Dutzend kleine Japanermädchen auf ihm herumkrochen, ein ganzes Gekrabbel von kleinen ſafrangelben Weibern auf dem weißen Rieſen, der einem Nilgott in neuer Ausgabe glich — und der Ruſſe ſchüttelte ſich vor Lachen, und die kleinen Japanerinnen rollten unter freudevollem Gezwitſcher von ihm herab und krochen wieder hinauf — ja, das war eine luſtige Verſinnbildlichung der gelben Gefahr und des Unterganges des ruſſiſchen Koloſſes! Wo war er nur geblieben, der Vladimir, wo hatten ſie ihn verloren? War er ihnen bei Arabella abhanden gekommen? Das alles war geſtern geweſen, dies und noch vieles andere; Richards Gedächtnis ging nur bis zu einer gewiſſen verſchwommenen Grenze, aber er wußte, daß ſich jenſeits dieſer Grenze noch recht viel zugetragen haben mochte, ja, ſich auch zugetragen hatte. Das war aber alles geſtern geweſen, und jetzt rollte er mit Thomas in einem Rickſhaw davon, um dem Heute zu leben.

Digitized by Google

An diesem Tage fuhren sie unter anderem nach Johore, mit dem Rickshaw quer über die grünen Höhen von Singapore und mit dem Sampan über die Meerenge, die in dem blauen Tag voll von malaiischen Kanoes dalag, Booten, so scharf wie Rasiermesser und mit so mächtigen Segeln, daß ein Mann außerhalb des Bootes an einem Tau hängen und sich je nach der Windstärke lang oder kurz machen mußte, um sie mit dem Kiel im Wasser zu halten. Drüben in Johore lud Richard Thomas zum Mittagessen im Hotel ein, und später gingen sie in der großen chinesischen Spielbank an Bord. Richard aber war nüchtern und kriegerisch gestimmt und vertrug sich ziemlich schlecht mit seinem Gefährten. Er entdeckte bald, daß die Spielbank eine gemeine Falle war, und daß Thomas wahrscheinlich Prozente bekam, wenn er Leute dorthin schleppte. Richard hatte keine Lust, sein Geld zu verlieren, und gab das Kommando zum Aufbruch.

Als sie in Singapore an Land gingen, kam es zwischen ihnen zum Streit. Thomas wollte in seiner Überlegenheit als Europäer den Sampanmann um seine Bezahlung betrügen und versetzte ihm einen Fußtritt in den Unterleib, als dieser sich widersetzte. Schweigend gab Richard dem Farbigen, was ihm zukam, worauf er sich an Thomas wandte. Es gab einen heftigen Wortwechsel, und auf einmal versuchte Thomas den Steuermann durch tigerartige Heftigkeit einzuschüchtern. Da aber begegnete er einem Paar Augen — einem Paar Augen und einer ganz leisen Bewegung mit dem Kopf, die ihn zum Schweigen brachten. Schau, schau, wie der Kerl sich duckte! Natürlich. Genau so, wie er sich bei guter Behandlung gleich aufgespielt hatte. Richard betrachtete ihn von nun an nicht mehr als seinesgleichen. Er fixierte ihn von oben bis unten, besah ihn und stellte fest, daß es ein Loafer war, mit dem er Bekanntschaft angeknüpft hatte, ein Faulenzer von der Sorte, die in Hafenstädten auf Raub ausgehen. Was nun? Der Kerl mußte also wie ein Sklave behandelt werden; und während Thomas mit einem schmutzigen Grinsen und flackerndem Blick dastand, schalt Richard ihn wie den elendesten Halunken aus. Es läge wohl in seiner Natur, Farbige zu hunzen; und bitte schön: wenn er es nur nicht sehe ... Wenn er aber zugegen sei, solle er — und hier flammte es Richard wie mit blauen Zacken aus dem Halse — sie in Ruhe lassen — der gemeine Hund! Richard wiederholte das Schimpfwort und fixierte Thomas noch ein paarmal von oben bis unten, prägte sich sein krauses, schwarzes Haar ein, den häßlichen, lackroten Mund, der so schmutzig lachte, und die gelben, metallglänzenden Tigeraugen ... Noch ein anderes verächtliches Schimpfwort schleuderte er ihm ins Gesicht, ohne daß Thomas sich rührte; aus der Unterhaltung gestern abend bei Arabella war hervorgegangen, daß Thomas auch dort Prozente bekam. Zuletzt spuckte Richard vor ihm aus. Thomas versuchte noch immer zu lächeln.

Sie fuhren jeder für sich in einem Rickshaw nach Singapore zurück. Unterwegs saß Richard und kühlte sich ab nach den Erlebnissen der gestrigen Nacht und versuchte Ordnung in seine Erinnerungen zu bringen. Er war, seit der Rausch einigermaßen verdunstet war, von allgemeiner Erbitterung geplagt, vom Groll gegen alles und gegen alle; er bereute sein Leben und hätte es

Digitized by Google

gern an aller Welt gerächt. Aber durch seine düstere Gemütsstimmung dämmerte etwas, dessen er lange vergeblich habhaft zu werden versuchte, etwas, was ihm zu Herzen gegangen war. Als er sich endlich erinnerte, glitt, ihm selbst unbewußt, ein glückliches Lächeln über seine harten Züge, er errötete unter dem Tropenhelm, sah sich hastig und verlegen um, als wolle er sich überzeugen, daß niemand ihn beobachte. Arabella! Ho! In demselben Augenblick trat es ihm wie durch eine Milderung seines ganzen Wesens ins Bewußtsein, daß es ein herrlicher Weg sei, auf dem er fuhr, mit einer Üppigkeit von fruchtbarer Vegetation längs des Saumes und mit paradiesischen Waldhöhen zu beiden Seiten. Ein Stück vor ihm ging ein Hindumeib, die sich beim Schreiten in den schmalen Hüften wiegte; auch sie umfaßte er mit dem seltsamen Gefühl des Dankes, das sein Herz durchströmte. Als sie sie einholten, wendete sie sich und verneigte sich tief vor dem weißen Manne — nicht ganz bis zur Erde, aber sie deutete mit einer Handbewegung zur Stirn an, daß dies eigentlich ihre Pflicht sei. Sie veränderte sich, als sie Richard lächeln sah, sie dankte, wurde wie eine liebliche Blume in ihrem olivenschwarzen Gesicht mit dem Smaragd in der Nase.

Arabella ... Wie war es nur gewesen? O, er hatte sich ganz einfach verliebt. Sie waren dort hingekommen und hatten alle Mädchen eben im Salon der ersten Etage versammelt und sie zu einer Generalfeier eingeladen. Wladimir war zu der Zeit schon ganz toll, er brüllte vor Entzücken wie ein Idiot und verfiel auf den unglaublichsten Ulk, er befand sich in einer Art Urnebelstimmung, aus der neue Welten von Amüsement hervorgingen, die unerhörtesten Dinge. Wie aber auch gelacht wurde! Typhone von Lachsalven!

Die Mädchen bei Arabella waren für einen Ort, der so weit von Europa liegt, wirklich sehr annehmbar. Die eine oder die andere sah vielleicht etwas leidend aus — es war kein Klima für Frauen —, aber sie klagten nicht. Es wurde Klavier gespielt, und es war in jeder Beziehung wie in einem guten europäischen Hause, in Antwerpen zum Beispiel oder in Marseille. In manchen Beziehungen sogar besser: die Mädchen hatten etwas von der großen Welt an sich, sie waren bereist und kannten fremde Sprachen, sie trugen keinen Provinzstempel im Gesicht. Man konnte geradezu sagen, daß das Haus mit den großen Hotels in Amerika auf einer Stufe stand; Arabella war aber auch aus Besten. Dies Haus hier war nur eine Filiale, Arabella besaß ein großes amerikanisches Haus in Schanghai; sie war hier nur zur Inspektion. Ach ja, es war keine düstere und versenchte Höhle, mit Weibern vom Verbrechertypus und einem draußen auf und ab wandernden Nachtmissionär, wie in gewissen Winkelhafen in Europa: hier war die Welt. Man kannte einander auf den ersten Blick, man war wie zu Hause. Die unter den Mädchen, die man zu arg fand, konnte man ja übersehen, ohne sie zu genieren; im übrigen aber waren die meisten sehr niedlich. Richard erinnerte sich einer kleinen Spanierin mit feinen Händen und klugen Augen, sie konnte nicht lärmen, aber sie besaß einen eigen-

Digitized by Google

tümlichen, etwas wehmütigen Humor, der Menschlichkeit über die ziemlich unsanfte Geselligkeit des Hauses breitete; sie sprach alle Sprachen. Das Haus hatte nur weiße Frauen; wenn auch aus allen Nationen; darüber wurde mit Strenge von Arabella gewacht, die ruhig im Salon präsidierte, in Gesellschaftstoilette und mit schweren Schmuckstücken an den Armen. Arabella ... Wie war Richard nur auf die respektlose Idee gekommen, der Wirtin die Cour zu machen? Man denke ... Aber ihm waren plötzlich, nach einem kritischen Rundblick durch den Salon, die Augen für Arabella, als für die einzige, aufgegangen, und er hatte aus seinem Herzen keine Mördergrube gemacht. Zuerst hatte Arabella tief und mächtig gelacht, wie es ihre Art war, nicht ohne einen kleinen Klang von Hohn — wie beliebt, was ihm einfiele, ob er toll sei — sie, die Wirtin! Als aber Richard in sie drang und mit zähneknirschender Wut den Beleidigten spielte, wendete sie ihr Gesicht zur Seite, gerührt, fast beschämt, und da sah Richard, während es ihm wie eine Sturzsee von Schwärmerei überm Kopfe brauste, daß sie ja ganz und gar keine „Wirtin" war, wie man sich eine solche vorstellt, sondern ein großes, herrliches Weib in voller Blüte, eine Zwanzigjährige, die vom Zufall und durch ihre Herrschernatur zur Besitzerin dieses weitläufigen Hauses am Ende der Zivilisation gemacht worden war. Sie war nicht eigentlich korpulent, sondern von einer stolzen Stattlichkeit, mit großen, gesunden Bewegungen, die einem körperlichen und seelischen Gleichgewicht entsprangen; ihr Name erinnerte an eine Rennjute oder an ein Schiff, an die Gallionfigur eines Schiffes unter vollen Segeln, wenn sie in schwindeluden Kurven in die Brandungen taucht oder sich himmelfahrend zu den Wolken erhebt. Daß niemand vor ihm sie gesehen hatte! Jetzt aber sah Richard sie, und er warb wie noch nie in seinem Leben, warb, bis ihr starker Blick dem seinen wich, bis der Mund sein wurde, der vom Befehlen so hochmütig geworden war. Ho-ha!

Richard reckte sich, daß das ganze Fahrzeug knackte und der schwitzende Kuli, der zwischen den Stangen lief, seinen Kopf fragend umdrehte. Und den Rest des Weges saß Richard versunken da, sehr gerührt, während ein flüchtiges Lächeln auf seinem brutalen, wetterharten Gesicht kam und ging.

Er hatte Thomas vergessen, als sie zur Stadt kamen, er sah sich nicht einmal nach dem anderen Rickshaw um. Thomas aber schloß sich ihm wieder an, als wenn nichts geschehen wäre. Das war ja auch eine Art des Entgegenkommens; Richard gestattete ihm, mitzukommen. Sie gingen in ein Wirtshaus und spielten Billard.

Der Rest des Tages verging ohne Zank zwischen den beiden. Der Auftritt in Johore hatte eine gewisse unsichere Balance zwischen ihnen hergestellt, die dadurch gewahrt wurde, daß Thomas gehorchte und Richard über ihn verfügte. Es war nicht zum Guten, daß die beiden zusammenblieben. Richard begann zu ahnen, daß unter der Dienstwilligkeit des anderen Spitzbübereien verborgen lägen; man müßte Thomas eine eiserne Faust fühlen lassen. Sie spielten bis zum Abend Billard. Thomas gewann. Während sie um den

Digitized by Google

Billardtisch herumgingen, kam eine Art feindlicher Unterhaltung zwischen ihnen in Gang: Richard fluchte über das verdammte Schiff, auf das er warten mußte, und kam immer wieder auf dies „Unglück" zurück. Thomas verstand ihn wohl und erzählte bei dieser Gelegenheit, daß er auch Steuermann sei, wenn auch „ohne Heuer", und daß er sich ungefähr ein Jahr lang in Singapore herumgetrieben habe. Diese Mitteilung ließ Richard kalt. Was ging das ihn an! Thomas wollte gern sprechen, die Unterhaltung war sein Element, Richard aber hatte leider die unfeine Angewohnheit, ihn zu unterbrechen, ihm rein heraus den Mund zu verbieten, wenn er von etwas sprach, was jenen langweilte. Auf diese Weise erhielt Thomas keine Genugtuung. Jedesmal, wenn er sich durch glattes Gerede, durch Zweideutigkeiten, durch freche Philosophie moralisch aufrichten wollte, wurde er sogleich von Richard geduckt. Der erlaubte ihm keine andere Seite seines Wesens zu entfalten als die Unterwürfigkeit. Es amüsierte ihn, den Wichtigtuer kriechen zu sehen.

Es stand mehr zwischen ihnen auf dem Spiel als die Partie Karambole; sie waren böse. Thomas vermochte seine schmutzigen Raubabsichten, die ihn die Brutalität des Steuermannes ertragen hießen, nur schlecht zu verbergen: der Haß leuchtete ihm aus den Augen; und je mehr von seiner inneren Niederträchtigkeit er verriet, desto stärker schwoll Richard vor Verachtung. Die Bosheit stand im Begriff, ihnen beiden aus den Knopflöchern zu platzen. Sie schickten sich gegenseitig Blicke — pfui Teufel — Thomas aus dem Hinterhalt wie eine Katze auf dem Sprunge, Richard mit grausamer Offenheit, die den Feigling verfolgte und steinigte. Es war eine recht behagliche Partie Billard. Das Thermometer zeigte vierunddreißig Grad; außerdem tranken sie fest, und die Bosheit in ihnen nahm zu.

Abends gingen sie auf den Bummel. Richard behandelte Thomas jetzt ganz als Sklaven, er ließ ihn hinterherfahren, befahl ihm, hier aus- und dort einzusteigen, ließ ihn warten, kurz gesagt, hunzte ihn, wo er nur konnte. Und Thomas ließ sich das gefallen.

Richard wütete durch dreimal vierundzwanzig Stunden. Es ist nicht nötig, ihm während der letzten Stadien seines wahnsinnigen Drauflosgehens zu folgen, wobei Singapore und das Dasein sich in einen immer tolleren Wirbelsturm verwandelten, während er sich selbst immer mehr verlor. Zuletzt hatte er sich durch den Trunk jeglicher Individualität begeben und bot jetzt nur den nicht unbekannten Anblick eines Seemannes an Land, der unter dem Druck eines riesenhaften Rausches zwischen Menschen und Dingen umhertaumelt, ohne etwas zu sehen und mit einem Bleilot im Munde, während der ganze blaue, idiotische Weltraum, Meer und Himmel, ihm aus den Augen quellen und er im übrigen selig ist, selig wie die bewußtseinsfreien, rotierenden Himmelskörper.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Karl Asenkofer

Geschichte einer Jugend von Karl Borromäus

(Schluß)

Der Lehrer nun war jüngst gestorben, alle Hangenhamer trauerten um ihn, der Kooperator, zu seiner Ehre sei's gesagt, weinte um den Abgeschiedenen.

Otto Sandling schrieb mir. Es klang ein durchaus warmer Ton aus seinen Zeilen, man sah, daß er mich liebte; aber wiederum war alles von oben herab gesprochen. Den Schluß des Briefes bildete die Frage nach dem Grunde meiner Abreise.

In meiner Antwort ging ich auf diese Frage nicht ein. Ich setzte Sandling rückhaltlos, indessen mit überlegten Worten, auseinander, was mir in der letzten Zeit an ihm mißfallen hatte: seine Sucht, fremde Rollen zu spielen, seine Geringschätzung des guten Steinhart, endlich die väterliche Pose, in der er sich mir gegenüber gefiel.

Er antwortete schnell. In seinem Schreiben lobte er mich mit vollklingenden Worten, mit einer unangenehmen Demut. Was aber mein Unbehagen zerstörte, war sein Versprechen, mich an einem Sonntag mit Karl Steinhart zu besuchen, und einige herzliche Worte in den letzten Zeilen.

Indessen kam Karl Steinhart vor ihm nach Hangenham, an einem Samstagabend. Er erzählte mir, daß Sandling mit meinem Briefe bei ihm gewesen sei, Erklärungen gegeben und verlangt und ihn dadurch sehr in Verlegenheit gebracht habe. Karl war nämlich ein Mensch, der viele Worte nicht liebte. Entweder wandte er sich gänzlich weg von jemand und brach einmal für immer, unwiderruflich und unerbittlich, in entschlossener Schweigsamkeit. Das hatte ich gelegentlich an ihm beobachtet. Oder aber er gab seine Hand, und dann war alles freundlich geregelt. Sandling indes hatte um jeden Preis lange Reden gewollt. „Übrigens mußt du bald zurückkommen," sagte er, „ich sterbe vor Langeweile, und auch — — das Mädchen tut mir leid. Sie wird ja täglich weniger."

Am Sonntag erhoben wir uns früh, beim ersten Morgengrauen, und gingen hinaus ins Erdinger Moos. Wir saßen an einer Torfhütte und genossen der unvergleichlichen Ruhe um uns her. Karls Andacht vor der einsamen, weiten Natur war so groß, daß er ängstlich bemüht war, beim Rauchen seiner Pfeife jedes geräuschvolle puh — puh — puh — zu vermeiden. Ich bat ihn schließlich, mir seinen Wetterkragen zu leihen. „Friert dich?" fragte er. „Nein, aber betrachte nur den Kragen, den du trägst!" Er tat es und entdeckte lachend, daß er gestern, in der Eile, den Kragen seiner Schwester Miriam statt des seinen erwischt hatte. Ich legte den Kragen um und fühlte mich glücklich.

Gegen acht Uhr vormittags schlugen wir den Weg nach Freising ein, wo wir Otto Sandling, gemäß der Vereinbarung, im Hofbräuhaus erwarteten. Dort ertrugen wir geduldig das Murren eines alten Mannes, der meinte, daß

Digitized by Google

so junge Leute am Sonntagmorgen in die Kirche gehörten, nicht ins Wirtshaus. Otto Sandling kam mit einer ziemlichen Verspätung auf dem Rade an. Er war natürlich müde und infolgedessen sehr schweigsam und schläfrig.

Um Mittag wanderten wir nach Hangenham. Karl bewunderte die fette, braune Erde der Felder und meinte: „Die Leute hier müssen einen großen Gewinn aus ihren Äckern ziehen. „Der Plebejer denkt immer gleich an den Gewinn," erwiderte Sandling. Der Beleidigte blieb sehr gelassen, er tat, als ob er gar nichts gehört hätte.

Aber es lag über uns allen eine merkwürdige Stimmung. Zu einer angeregten Unterhaltung wollte es nicht kommen. Um uns den Nachmittag zu vertreiben, spielten wir, sehr im Widerspruche zu unseren sonstigen Gewohnheiten, Karten. Schließlich lud ich beide ein, noch den Montag in Hangenham zu verbringen. Sandling nahm bereitwillig an, Steinhart jedoch mußte unbedingt nach München zurück, um seine Arbeit nicht zu versäumen. Wir begleiteten ihn nach Marzling, wo er sich entschloß, erst mit dem letzten Zuge heimzufahren und die bis dorthin übrigen Stunden im nächsten Wirtshaus zu bleiben. Dort angekommen, streckte er sich indes auf einer Bank aus, schlief fast drei Stunden und überließ mich Sandling allein.

„Es ist schön hier unten," begann dieser. „Dazu sprichst du in lauter Bildern und bist voller Vertrauen auf deinen guten Stern."

„Ich glaube gar, du beneidest mich. Wenn du wüßtest" . . .

„Ja, ich beneide dich. Aber was verstehst du davon. Du kannst es nicht verstehen."

„Nein, wirklich nicht. Ich habe einmal Nietzsche beneidet, das war begreiflich. Du beneidest mich, das ist tröstlich."

„Aber ich liebe dich trotzdem," sprach Sandling. „Warum bist du übrigens von München fortgegangen?"

„Wecken wir doch Karl auf," bat ich ausweichend. „Er liegt sich wund auf seiner Holzbank."

„So laß ihn doch! Er hat übrigens eine härtere Haut als du und ich. Das kannst du mir glauben . . . Übrigens ist er immer phlegmatisch. Ich möchte nur wissen," fügte er mit gedämpfter Stimme bei, „warum du von München weggegangen bist?"

„Weil ich Erholung brauchte."

„Ha, ha," lachte er spöttisch. „Erholung, wovon?"

„Nun, wie lange ist es denn her, daß ich krank war! Erholung von meiner Krankheit."

„O freilich, von der Krankheit! Sie in München grämt sich ab, damit du dich hier erholen kannst. Ganz richtig! Ha, ha, das ist ja so dein Charakter, wenn du verliebt bist. Du hältst mich wirklich für so naiv?"

Ich zuckte erstaunt die Achseln.

„Nein, mein Lieber, du bist noch nicht krank. Du noch nicht. Ich kann das eher sagen, von mir, ich . . . le pauvre névrosé!"

Digitized by Google

„Das scheint mir wieder richtig," erwiderte ich gelassen. „Ganz gesund bist du nicht."

„Also, wegen der Erholung bist du nicht von München weggegangen. Das heißt, vielleicht doch zur Erholung ... von der Liebeskrankheit, nicht wahr?"

„Das geht dich nichts an, Sandling. Lassen wir die Privatsachen. Ich wecke doch lieber Karl auf."

„Du hast Angst! O er schläft, der Buchdrucker Karl. Er schläft gut. Vielleicht schläft er auf einem Ehrenwort, ha, ha! Man gibt das bei dergleichen Gelegenheiten."

„Mensch," platzte ich los, „was lachst du denn, du ... Mephistopheles? Du bist ja gar nicht lustig."

„Nein, ich bin nicht lustig. Aber ich will es werden, mit dir. — Wie ich das machen will?" fuhr er hastig fort. „Wenn du erlaubst, daß ich Französisch spreche ... ich will dir nicht imponieren, aber die Sprache paßt hierzu besser. Or, voilà ce que je voudrais: moi, je suis un pauvre névrosé. Toi, tu te dis malade, mais tu es vigoureux, certes oui! Je voudrais me lier à un homme tel que toi, très étroitement — jusqu'à devenir inséparable de lui — m'emparer de son esprit; lui, il donnerait sa force, sa verve. Et alors! que de crimes pourrions nous commettre, en riant, je t'assure! Une femme, par exemple, cette Miriame, ça serait l'affaire d'un moment ... tu apprendrais à oublier, vite, bien vite! Ton goût en deviendrait raffiné ... Oh, nous pourrions nous élever au-dessus de tout, de tout le monde!"

Er hatte dies alles in einer schrecklichen Hast herausgestoßen. Ich saß verblüfft vor ihm. „Das verstehe ich nicht," sagte ich endlich.

„Zu plump bist du," fuhr er nun plötzlich los, „zu plump, das ist alles."

„Nun also, wozu dann streiten! Beruhige dich, Sandling. Reden wir von anderen Dingen, oder ich wecke Karl auf, und zwar sofort!"

„Ja, reden wir von etwas anderem," antwortete er, wie es schien, plötzlich müde geworden. Er sank förmlich in sich zusammen und atmete heftig.

Karl Steinhart fuhr nachts, um elf Uhr, nach München, während Sandling und ich, beide in ununterbrochenem tiefem Schweigen, den einstündigen Weg nach Hangenham zurücklegten.

„Du hast mich vielleicht versuchen wollen, Sandling?" fragte ich ihn, als er zu Bette ging. „Sag, was hast du eigentlich gewollt?"

„Hauptsächlich deine Freundschaft."

„Du hast sie. Gute Nacht, Freund."

Des anderen Tages erhob ich mich ziemlich früh. Sandling, der liegen blieb, gab ich Khalidâsâs Sakuntala zu lesen.

Als er endlich zum Kaffee kam und mich mit warmen Worten ansprach, gestand ich ihm in einer Anwandlung von Sehnsucht, Weichheit und Schwachheit die kleine, liebe Geschichte meiner Liebe zu Miriam Steinhart.

Nachmittags wanderten wir nach Langenbach; dort holte ich einen Brief

Digitized by Google

meiner Miriam, der auf der Post lagerte. Wir setzten uns nachher, um dem strömenden Regen zu entkommen, ins Wirtshaus.

Draußen alles grau in grau. Im Wirtshaus eine trübe Dunkelheit und dazu die Melodien einer wehmütigen, drehwütigen Automatenorgel, das Musikstück zu fünf Pfennig. Dann hub eine Diskussion an, die so grau war wie der Himmel dieses Tages.

„Nun, Karl der Epikuräer, wie fühlst du dich?" fragte Sandling lachend. „Lebt der Mensch für den Genuß oder nicht?"

„Auch für das Leid," belehrte ich ihn mit wichtiger Miene. „Die Schwachen werden ohne Besinnung zum Leid gedrängt, starke Menschen suchen es von selber auf. Man will leiden."

„Ja, wenn man seinen Genuß dabei hat," erwiderte Sandling. „So hast du es gemacht. Nun aber bist du schwächer als vor zweieinhalb Wochen. Du verstehst doch, was ich meine?"

„So ziemlich."

„Mir ging es auch schon ähnlich." Er erzählte dann eine traurige Geschichte von einem Mädchen, das er einmal geliebt hatte.

Ich protestierte lebhaft gegen die behaupteten Ähnlichkeiten. Er lachte mich aus. Ich ärgerte mich und trank mehr, als ich seit lange getrunken hatte.

„Wenn es hier wirklich eine Ähnlichkeit gibt, so wäre es jedenfalls schade für mich," bemerkte ich nach einer langen Pause mißmutigen Schweigens.

„Schade? Und warum schade?" Er blitzte mich mit seinen stahlblauen Augen an. (Ob er nicht am Ende hypnotisiert? fiel mir plötzlich ein. Und zu welchem Zweck?) „Schade?" fuhr er fort. „Weil du Karl Steinhart verlieren würdest, wenn —"

„Ja, und ein Ehrenwort hätte ich auch gebrochen, wenn —"

„Ah, das Ehrenwort. Wie pathetisch! Du hältst also viel darauf?"

„Je nachdem; ich denke, es kommt darauf an, wer es gibt."

„Wenn ich dir also verspreche, wenn ich dir mein Wort gebe," sagte er lächelnd, „daß ich dich keineswegs an Steinhart verraten werde, falls du —"

Ich wehrte mit Entrüstung ab.

„Ich will dich ja nur vor dir selber vorbereiten," sagte er. „Wenn das nämlich plötzlich vor dir steht, le fait accompli, dann erschrickst du zu sehr."

„Du trinkst heute gar nichts, Sandling. Trinke mehr und quäle mich weniger!"

„Wie kannst du vom Quälen reden. Siehst du denn wirklich nicht voraus, daß du einmal zusammenbrechen wirst."

„Ist es denn so weit mit mir gekommen? . . ."

„So weit! Aasenkofer, wie weit? Einen Freund wirst du verlieren. Das ist richtig. Aber dein Horizont muß ohnehin einmal über ihn hinausgehen."

Ich fühlte eine tiefe Angst vor unbestimmten Fährlichkeiten. Endlich glaubte ich ihm. Ich hatte übrigens schon viel getrunken und neigte zum Tragischen. Dem entsprach meine Miene.

Digitized by Google

„Weißt du, wo ich dich haben wollte? Beim Leichtsinn, Asenkofer. Beim göttlichen Leichtsinn."

„Ha, ha," lachte ich mit Selbstverachtung. „Sagen wir lieber: bei einer göttlichen Schufterei. Da habe ich mich. Da willst du mich haben."

„Wenn es nur göttlich ist," fügte er bei.

„Und du," sagte ich gehässig, „du natürlich bist der Gott, der die Sache so göttlich gemacht hat. Das heißt, Miriam würde dich einen Teufel nennen. Aber du sollst recht haben, Sandling. Wir fahren noch heute nach München."

In der Tat brachen wir um zehn Uhr nachts auf, gingen nach Hangenham und von da nach Marzling und fuhren mit dem letzten Nachtzug nach München. Dort verbrachte ich, von meiner Mutter mit offenbarem Kummer begrüßt, eine schlaflose Nacht.

Am Morgen machte ich mich auf und lenkte meine Schritte zum Bavariaring. Ein Chaos von Gefühlen rang in meinem Herzen.

Schließlich aber sprach ich zu mir: „Ich werde Miriam beschmutzen, wenn ich so zu ihr gehe. Ich muß mich zuerst reinigen. Jener liebt mich, das ist richtig. Und auf seine Weise meint er es gut mit mir. Aber das hat nun seine Zeit gehabt."

Ich trat in der nächsten Post ein, kaufte einen Kartenbrief und schrieb an Otto Sandling: „Ich bin dein Freund nicht mehr. Wenn du mich wirklich geliebt hast, so lebe wohl! Wenn nicht, so nimm diesen Spruch Zarathustras zum Angebinde:

‚Dies ist seine — des Schmarotzers, Deine — Kunst, daß er steigende Seelen da verrät, wo sie müde sind. In ihren Gram und in ihre Wunden baut er sein ekles Nest.'"

Otto Sandling schrieb in der Folge einen Brief an mich und einen an Karl Steinhart. Ich schickte den meinen uneröffnet zurück, der an Karl Steinhart enthielt ein Lebewohl.

Als ich Karl Steinhart wiedersah, wollte er von nichts, von gar nichts hören. Allerdings gab er mir einen harten Blick, dann aber gleich seine Hand. Miriam war über die Maßen froh.

6

Von dem seltsamen Erlebnis, das ich hinter mir hatte, war ich erschöpft, müde, ich war ängstlich und zweiflerisch. Ich ging mit innerer Scham zu Karl Steinhart.

Er hatte durch mich die Gesellschaft Otto Sandlings verloren. Glücklicherweise äußerte mein Bruder, als er von dem eingetretenen Bruche erfuhr, den Wunsch, mit Karl näher bekannt zu werden. Er traf sich öfter mit ihm, schien damit sehr zufrieden zu sein und ließ sich im Hause der Familie Steinhart einführen. Was mich betraf, so gelobte ich mir, Karl die treueste Freundschaft zu halten.

Digitized by Google

Miriam war liebenswerter als jemals, ihr Gewissen schlug freier, da sie nun ihren Bruder als Mitwisser des Geheimnisses hatte. Sie entdeckte sich auch ihrer Schwester Elsa, und auch diese stand jetzt getreu zu uns.

Ihre Mutter, das läßt sich verstehen, hatte sehr wenig Autorität über den gemeinsamen Willen ihrer drei Kinder. Herr Steinhart, der den Grund unseres Bruches mit Saudling zu erraten suchte, deutete auf seine Tochter und sagte: Cherchez la femme. Mir blieb er wohlgesinnt, und Karl vertraute mir mehr als einmal, daß sein Vater sicher nichts gegen eine spätere Verbindung einwenden würde. Im Scherze nannten wir uns bereits die Schwager in spe.

Diese Beweise der Zuneigung beruhigten mich endlich, und als die Maisonne die geliebten Isarauen mit mildem Licht übergoß, wurden Miriam und ich dort heimischer als je.

Eines Tages gestand mir mein Bruder, der nun einige Tage im Hause Steinhart geweilt hatte, daß er Elsa Steinhart liebe. Auch sie war ihm geneigt, das sah man deutlich.

Als Karl Steinhart die Tatsache erkannte, verfiel er in eine ärgerliche Heiterkeit: „Es geht immer so hinaus," sagte er, „daß ich das fünfte Rad am Wagen bin. Nirgends bin ich auf die Dauer nötig, höchstens am Setzkasten." Als wir gemeinsame Ausflüge machten, schob ihn scherzend das eine Paar dem anderen zu.

Mein Bruder hatte keine geheimen Zusammenkünfte mit Elsa; und ich war so sehr von seiner gesetzten Natur überzeugt, daß ich mir hierüber nicht einmal Gedanken machte.

Ich hätte damals noch andere Pflichten erfüllen sollen als die der Liebe. Zum Beginne des neuen Semesters war ich fest entschlossen, es mit meinen Kollegien genauer zu nehmen.

Aber Miriam hatte mir erklärt, daß sie an meiner Stelle lieber ein Semester das Studium als eine Stunde unsere Liebe versäumen würde. Ihre Meinung erschien mir alsbald sehr einleuchtend und scharfsinnig; ich begann damit, mir die Nachmittage frei zu machen, und schließlich opferte ich auch die Vormittage. Die Maisonne wurde heißer, und mit ihr meine Liebe. Miriam war ja auch liebenswürdig. Sagte doch mein Bruder selbst: „Sie ist unvergleichlich." Und er war sonst ein so spöttischer Mensch und allem Oberflächlichen todfeind.

Ich erinnere mich an einen Tag goldigster Maisonne. Da saßen wir zu fünft in jenem entzückenden Wäldchen der Fasanerie. Vor uns lag ein Haufen armer, gemordeter Veilchen. Daraus wand man einen Kranz, und auf wessen Haupt er gehöre, fragte niemand.

Miriam stand unter einer finsteren Tanne, aber das Licht der Sonne fiel segnend auf sie. Da erhob sich Elsa, wortlos und bescheiden, wie ihre Art war, und befreite ihrer Schwester den Kranz ins seidene Blondhaar. Dann trat sie schweigend zurück.

Wir sahen auf Miriam, die von den Sonnenstrahlen umflossen dastand, ganz griechisch in der Haltung, der Gebärde und von Antlitz. Wie goldfarbene Seide glänzte ihr gelöstes Haar, die reine Stirn war gekrönt.

Digitized by Google

„Göttlich, göttlich," murmelten Elsa und mein Bruder. „Nie sah ich Schöneres." Die Rührung machte uns alle schweigen.

Miriam fühlte, daß wir sie gleichsam anbeteten. Da erhob sie die rechte Hand mit einer unvergleichlich stolzen Gebärde und sprach dies Wort des Zarathustra:

„Erhebt eure Herzen, hoch! höher! Und vergeßt mir auch das gute Lachen nicht!

Diese Krone des Lachenden, diese Veilchenkranzkrone: euch, meine Brüder, werfe ich diese Krone zu! Das Lachen sprach ich heilig; ihr höheren Menschen, lernt mir lachen!"

Siehe, das Sonnenlicht huschte weg von der dunklen Tanne, Miriam warf ihren Veilchenkranz zu unseren Füßen nieder und stürzte sich aufweinend in meine Arme.

Am Morgen des nächsten Tages machte mir meine Mutter die heftigsten Vorwürfe über meine Untätigkeit. „Heute wirst du dann doch zur Universität gehen," sagte sie am Ende.

„Nein, ich kann nicht, ich habe mich für den Vormittag mit Miriam bestellt."

Sie geriet in großen Zorn. „Wenn du immer so mit ihr herumziehst, wirst du sie ja doch niemals heiraten."

„Ich hoffe das Gegenteil," erwiderte ich.

Als ich aber bei Miriam war, schlug ich ihr vor, unsere Zusammenkünfte zu vermindern. „Auf jeden dritten Tag," bat ich sie. „Wir sehen uns ja so fast jeden Tag bei euch."

Miriam wurde tieftraurig. „Glaubst du, wenn ich dich außer dem Hause treffe, geschähe dies nach dem Willen meines Vaters? Nein. Und doch tue ich's. Also könntest du meinetwegen wohl die Vorwürfe deiner Mutter ertragen."

Obwohl es mir schien, daß sie recht habe, blieb ich bei meinem Vorschlage. Da weinte sie. Sie weinte damals überhaupt bei der kleinsten Verdrießlichkeit; denn sie war von Leidenschaft verzehrt, und ihre Reizbarkeit hatte sich gesteigert.

Noch am gleichen Abend widerrief ich meinen Entschluß. Ich ärgerte mich dabei über mich selbst, weil ich Miriam nicht einen einzigen Tag entbehren konnte. Auch gegen sie empfand ich eine gewisse Feindseligkeit. Die Liebe aber stieg hoch und höher. Alle Meinungen anderer wurden uns gleichgültig. Wir glaubten an unsere Vortrefflichkeit; die Außenwelt versank vollständig.

Wenn wir uns stundenlang in irgendeinem weltabgelegenen Waldeswinkel gekost und geherzt hatten, dann wurde unsere „Zweisamkeit" gefährlich und bedrückend. Wir litten darunter; und manchmal ging ich verstimmt von ihrer Seite. Sie eilte mir nach. „Verstehst du das, Miriam," fragte ich sie, „daß ich dich zuweilen hasse?" Sie weinte.

Wenn ich allein zu Hause saß, finster brütend, dann ging ich mit mir ins Gericht. — „Eines sehe ich deutlich," murmelte ich, „daß die ganze Sache der Heiterkeit entbehrt und doch sehr komisch ist. Besonders komisch aber ist, wieviel Tragik ich verausgabe, in meinem Gefühl, nur deshalb, weil ich nicht . . .

Digitized by Google

o nur deshalb ... Als ob ich mich darüber noch täuschen könnte! ... Es ist doch ein Jammer, wenn man ein solches Beichtvatergewissen hat wie ich und sich selbst nicht belügen kann. Nein, ich kann mich nicht darüber belügen. Meine Liebe, das — war einmal schön. Aber jetzt, ich spüre es, alles geht jetzt ins Brutale ... Wie verlogen sind doch die Dichter," fuhr ich in meinem Selbstgespräch fort. „Ich glaube ihnen nichts mehr. Da meinte ich, die Liebe bestehe aus lauter Mondscheinidyllen, ganz zahmen und friedfertigen natürlich. — In den Anfängen ist es ja auch so. — Die Dichter verschweigen nur die Fortsetzung. Höchstens, daß sie hier und da das Ende beibringen, weil sie damit tam-tam machen können, haha ... Oder sind die anderen Menschen gar nicht so wie ich? ... das kann doch nicht sein. Groß kann der Unterschied auf keinen Fall sein. Nein. Aber wahrscheinlich verhält es sich so, daß das Tier ganz einfach nicht in den Rhythmus paßt! Ja, ja, so wird es wohl sein."

In den bitteren Selbstgesprächen dieser Art wurde ich meistens durch die Vorwürfe meiner Mutter unterbrochen, die sich so sehr über meine Trägheit grämte. „Schau doch deinen Vater an," sagte sie und deutete auf den Kranken, „und deine kleinen Geschwister. Denke doch an deine Pflicht und raffe dich einmal auf!"

Meine Mutter gab übrigens zu, daß ich fast nichts beanspruchte. Ich hatte von Karl Steinhart zwanzig Mark geborgt, und davon lebte ich nun schon seit drei Wochen. Um zwanzig oder dreißig Pfennige lebte ich einen halben Tag und beneidete dabei niemand um seinen Reichtum.

Mein Bruder unterstützte die Mutter in den Vorwürfen, die sie mir machte. Auch er liebte; aber er dachte nur in seiner Mußezeit daran. Es empörte ihn, daß ich mich der Arbeit entzog, während er unermüdlich zu verdienen suchte und sein Gefühl bekämpfte.

Elsa Steinhart hatte meinem Bruder in den ersten Wochen Zeichen einer entschiedenen Zuneigung gegeben. Aber seitdem war das Verhältnis der beiden nicht mehr enger geworden. Im übrigen hatte ich ja wenig Acht auf sie; ich hatte Miriam.

Zwischen Karl Steinhart und meinem Bruder entstand eine feste, ernste Freundschaft, deren Innigkeit ich lange nicht bemerkte, obgleich ich selber die Veranlassung dazu bildete. Karl hatte die Gewohnheit, gegen neun oder zehn Uhr abends aufzubrechen und ins Wirtshaus zu gehen. Da ich neuerdings nicht mehr Geld genug hatte, um hier mitzufeiern, gingen Steinhart und mein Bruder meistens allein und kamen sich dabei innerlich näher. Steinhart bot mir freilich immer seinen Kredit an; ich aber schlug ihn aus, um meinem Bruder zu zeigen, daß ich, wenn ich auch nichts verdiente, doch nichts brauchte.

Als ich schließlich bemerkte, daß Steinhart meinen Bruder mir vorzuziehen begann, konnte ich mich einer gewissen Eifersucht nicht erwehren. Daraus entsprangen gegenseitige Mißstimmungen und Mißhelligkeiten, worauf kleine Versöhnungen folgten, um dann wieder neuen Zwistigkeiten zu weichen. Kurz, unsere Gemüter waren von einem Zustande der Unsicherheit beherrscht.

Digitized by Google

Der Mai ging darüber zu Ende. Mein Bruder bereitete sich auf ein sogenanntes Stipendiaexamen vor und empfing zu eben der Zeit die wohlverdiente Belohnung für eines, das er schon im Vorjahre bestanden hatte. Er erhielt dreihundert Mark, bei unseren Verhältnissen eine große Summe; er bezog sie auch mit einer ungemessenen Freude.

Damals kannte der Zorn meiner Mutter keine Grenzen mehr; denn ich besaß nur ganz armselige Bruchstücke von Kollegien, mit denen an ein Examen nicht zu denken war.

Aber ich war nun einmal widerspenstig und verstand diesen Zorn nicht. Übrigens ist mir Miriam mehr wert als dreihundert Mark, tröstete ich mich.

O Miriam, wir waren entschieden zu sorglos! Aber ich mache dir keinen Vorwurf.

Da nahte das Geburtsfest Karl Steinharts. Am gleichen Tage endete das Examen meines Bruders, und es war beschlossen, beides zu feiern.

Am Abend dieses Tages versammelten wir uns also zu fünfen im Zimmer Karl Steinharts. Wir aßen, tranken, plauderten und waren lustig.

„Im Herbste," schlug Elsa fröhlichen Tones vor, „werden wir alle fünf zum Tanzen gehen. So wird es wenigstens unterhaltlich sein."

Mein Bruder stimmte aus ganzem Herzen zu. Aber auch Miriam konnte sich nicht enthalten, die Idee zu billigen, allerdings mit einem bittenden Seitenblick auf mich.

Ich nun erschrak und schwieg. Ich hatte nämlich das Gespenst des Tanzes für einige Zeit vergessen. Miriam küßte mich flehentlich und wollte auch meine Zustimmung erschmeicheln, aber mich hatte die Eifersucht überfallen, und ich drängte sie heftig von mir weg. „Miriam und ich werden nicht tanzen," erklärte ich energisch.

Mein Widerspruch und besonders der Ton dieses Widerspruches empörten meinen Bruder höchlich.

„Da sehe den Despoten," rief er. „So weit dürfen Sie ihn nicht Herr sein lassen, Fräulein Miriam. Sie sehen doch selbst, der Mensch entwickelt sich zum reinen Tyrannen."

„Hat er recht?" fragte ich Miriam. Diese entgegnete nichts, sondern fing zu weinen an. —

„Wirklich, er ist ein Despot!" rief mein Bruder ärgerlich.

Indessen kamen wir bald auf etwas anderes zu sprechen. Wir blieben bis kurz vor Mitternacht beisammen. Und als eben Herr Steinhart von seinem Ausgange heimkehrte, machte Karl Steinhart meinem Bruder und mir den Vorschlag, mit ihm in ein Weinhaus zu gehen.

Mein Bruder, im begreiflichen Vollgefühl seines kürzlich gewonnenen Vermögens, beeilte sich anzunehmen, während mich der Vorschlag in Verlegenheit versetzte. Nach kurzem Besinnen lehnte ich ab.

Aber Karl Steinhart bestand dieses Mal auf meiner Begleitung und bat mich, auf seine Kosten mitzufeiern. Ich zauderte noch immer. Da fiel mir

Digitized by Google

ein, daß mein Bruder ohnehin schon den Vorzug bei Karl genoß, und daß das darauf beruhte, daß die beiden so oft allein zusammen waren. Und ich nahm die Einladung an.

Da fand nun in einem Weinhause nahe beim Bahnhof ein für die Verhältnisse Karl Asenkofers üppiges Trinkgelage statt, dessen Kosten sich, alles in allem, auf ungefähr dreißig Mark erhoben, also zehn Mark für jeden.

Wie es jedoch zum Zahlen kam, stellte sich heraus, daß Karl Steinhart bei seinem begeisterten Aufbruche vergessen hatte, sich mit Geld zu versehen. Das Unglück war nicht groß, weil ja mein Bruder für uns einspringen konnte. „Für dich," sagte er zu Steinhart, „tue ich es sehr gerne. Aber bei dir, lieber Bruder, sieht es nachgerade aus, als ob du dich, wie eine Hetäre, für deine Gesellschaft bezahlen ließest."

Ich verstand nicht sogleich ... Vielleicht wäre ich über meinen Bruder hergefallen, wenn wir uns nicht in dem öffentlichen Lokale befunden hätten. So aber erhob ich mich schweigsam und ging. Es war das letzte Wort, das mein Bruder überhaupt zu mir sprach. Es war aus zwischen uns, einmal für immer.

Tags darauf traf ich Miriam. Ich erzählte ihr, was geschehen war. Ihre Entrüstung über meinen Bruder war unbeschreiblich, aber sie beschwor mich, es nicht mit Karl zu verderben. Ich hatte dies auch gar nicht im Sinn.

Als ich zu Karl Steinhart kam, fand ich ihn sehr nachdenklich. „Du hättest nicht gleich gehen sollen," sagte er.

„Was sonst? Auf eine zweite Beschimpfung warten?"

„Auch das nicht, aber vielleicht hätte dein Bruder die erste zurückgenommen. Übrigens habe ich dir wohl geholfen."

„Lächerlich!" rief ich. „Was nützt alles Zurücknehmen, wenn ich selbst die Sache niemals vergessen kann."

„Du bist also nicht dafür, daß ich zwischen dir und deinem Bruder vermittle. Man könnte zum Beispiel alles auf den Wein schieben."

„Nein," entgegnete ich.

„Aber du verstehst, daß ich mich dann in einer unangenehmen Situation befinde. Ich will deine Freundschaft behalten, aber auch die deines Bruders. Jedenfalls könnt ihr nicht mehr zusammen ins Haus kommen."

„Du liebst natürlich meinen Bruder mehr als mich?"

Karl Steinhart zuckte mit den Achseln.

„O Karl!" schrie ich schmerzlich auf, als ich dies sah.

Am Ende vereinbarten wir drei Tage der Woche, die ich ins Haus kommen sollte. Drei andere sollten meinem Bruder bleiben, und für den siebenten Tag wollte Karl in irgendeinen Verein gehen.

Miriam hörte dies und weinte; denn der unglückliche Zufall trennte uns für vier Abende in der Woche. „Ich werde ihn gar nicht grüßen, wenn er sich zeigt," schluchzte sie, „ich hasse ihn."

„Du wirst ihn grüßen," sagte Karl gereizt.

„Nein."

Digitized by Google

„Ja, sage ich dir, ja . . .!“

„Sie wird es machen, wie sie will,“ bemerkte ich.

„Nein, nicht wie sie will, sondern wie ich will,“ erklärte Karl zornig.

„Wenn aber auch ich es so wollte wie sie?“

„So wird es doch anders sein.“

Am gleichen Tage schrieb ich Karl Steinhart einen Brief, um ihn womöglich noch an mich zu ketten:

„Mein Karl, Du bist, fürchte ich, auf dem Wege, unsere Freundschaft zu vernichten.

Ohne weiter davon zu reden, wie weh mir dies täte, mache ich Dich nur auf eines aufmerksam. Du kennst die Geschichte meines Verkehres mit Miriam. Und Du weißt, daß Du Deine Schwester unbedenklich zu mir gehen ließest, der ich Dir durch unsere Freundschaft, sowie durch die Gastfreundschaft Deiner Familie verpflichtet war.

Wie nun, wenn Du mich verläßt, wenn wir uns verlassen und diese doppelte Verpflichtung nicht mehr besteht. Was soll dann uns, Miriam und mich, vor uns selbst schützen? Tremo. Cave canem! — . . . Wenn unsere Liebe so frei von Rücksichten ist. Denke daran, ich bitte Dich, und bleibe mein Freund! Ich grüße Dich Dein K. A.“

Sechs Stunden später, gegen Abend, läutete die Türglocke. Ich erhielt ein Telegramm von Miriam, in dem sie mich bat, sofort an die Paulskirche zu gehen, um sie dort zu treffen. Als sie mich sah, fing sie zu schluchzen an; sie war blaß, und ihr Gesicht trug den Ausdruck tödlichen Schreckens.

„Ich bringe dir die Antwort Karls auf deinen Brief . . . O, wie konntest du diesen Brief schreiben!“

Karl Steinhart schrieb:

„Nun ist es zuviel. Du bist entweder verrückt oder unverschämt. Ich glaube zwar das erstere, aber unsere Freundschaft ist hiermit aufgelöst. Wenn Du nicht sofort die in Deinem Briefe enthaltene Drohung zurücknimmst und Dein früheres Ehrenwort bezüglich meiner Schwester wiederholst, so werde ich meinem Vater Mitteilung machen, und Miriam wird so überwacht werden, daß Du sie nicht mehr wieder siehst. K. St.“

In eiligen Zeilen entsprach ich sofort seinem Verlangen; Miriam überbrachte sie ihm.

Ich aber ging dann hinaus in das Wäldchen der Fasanerie. An dem Platze, wo Miriam neulich den Spruch Zarathustras gesprochen hatte, ließ ich mich nieder und weinte bitterlich. Die Veilchenkranzkrone lag neben mir verdorrt am Boden.

Und doch erzählte mir Miriam, daß sich Karl Steinhart an demselben Tage in sein Zimmer gesperrt habe. Dort sei er stundenlang auf und ab gegangen,

Digitized by Google

habe geweint und geschrieen: „Ich habe meinen einzigen, meinen besten Freund verloren!

Gleichwohl blieben wir für immer getrennt.

7

Unserer Liebe war das gute Gewissen gestohlen, und Miriam litt mehr darunter, als sie merken ließ, obwohl sie ein mutiges Mädchen war.

Ich war ausgeschlossen aus dem Hause Steinhart und auch aus der eigenen Familie. Mein Bruder hatte der Mutter von jenem unüberlegten Briefe erzählt; von da ab hielt sie mich kaum noch einer Ansprache für wert. In allem ergriff sie nun Partei für meinen Bruder. Ich stand isoliert da. Meine älteren Schwestern betrachteten mich mit schlecht verhehltem Schauder. Dafür wandte ich mich mit abgöttischer Zuneigung zu meiner jüngsten Schwester, dem achtjährigen Kinde, das von allem Gerede nichts verstand und mir deshalb treu blieb. Wenn ich abends zu Hause saß — und ich saß nun jeden Abend einsam und sehnsüchtig zu Hause — nahm ich sie auf den Schoß und erzählte ihr Märchen, bis ihr die Augen zufielen.

Zu gleicher Zeit saß Miriam bei den Ihrigen, von ihrer Mutter auf alle Weise bestürmt, mich zu lassen, dem finsteren Zorne ihres Bruders preisgegeben. Dazu kam des öfteren die Anwesenheit meines Bruders. Ihn griff sie mit unerhörter Wildheit an und beschuldigte ihn als Zwietrachtstifter. Er war ihr gegenüber natürlich machtlos, aber es erwachte in ihm ein stiller Haß gegen sie, ein stiller und tiefer Haß.

Ich hatte die Klugheit besessen, an Elsa Steinhart noch am Abend jenes unseligen Briefes zu schreiben. Ich hatte sie beschworen, Miriam nicht zu verlassen. „Retten Sie," sagte mein Brief, „retten Sie unserem Kind, Ihrer unschuldigen, jungen Schwester, und retten Sie mir unser Glück! Es liegt in Ihrer Macht!"

Elsa Steinhart war nun vielleicht geschmeichelt durch die Rolle der Beschützerin, die sie spielen sollte, und vielleicht auch noch besorgter als alle anderen um die Unschuld ihrer Schwester. Sie nahm also an, freilich mit zwiespältigen Gefühlen — sie war ja meinem Bruder redlich zugetan, trotz aller scheinbaren Kälte, mit der sie auftrat. Mein Bruder übrigens beging zu dieser Zeit selbst einen Fehler. Angegriffen vielleicht durch den Anblick der Folgen, die sein Benehmen gegen mich gehabt hatte, lebte er in einer sichtlichen Mißstimmung, sprach wenig, war mit einem Wort ein schlechter Gesellschafter. Möglich, daß auch dies auf Elsa einigen Eindruck gemacht hatte. Sie machte denn Spaziergänge mit Miriam und mir, so oft es nur anging, ohne das Mißtrauen der Frau Steinhart zu erwecken, sie war lieb und duldsam zu ihrer Schwester, und zu mir, wenn auch keineswegs herzlich, so doch höflich. So verflossen uns die letzten Wochen des Junis weniger freudlos, als wir gefürchtet hatten. — Freilich, wenn wir so draußen neben den reifenden Goldähren und unter den heißen

Digitized by Google

Strahlen der Sonne wanderten, wenn mein Blut aufwallte, aber die Anwesenheit Elsas die Leidenschaft meiner Liebkosungen dämpfte, dachte ich mit tiefstem Groll an meinen Bruder, den ich für den Urheber des Unglückes hielt. Es kostete mir Anstrengung, aus Schonung gegen Elsa zu schweigen. Miriam hingegen bemühte sich nicht, ihren Haß gegen meinen Bruder zu verbergen. Mit jenem grausamen, rücksichtslosen Spotte, der beleidigten Frauen natürlich ist, klagte sie ihn an und tat dadurch ihrer Schwester unnötig weh. Nach solchen Ausfällen wurde Elsa kühl und zurückhaltend und gab ihrer Schwester auch manches harte Wort. Übrigens unterhielt sich Elsa schlecht bei diesen Spaziergängen, Miriam und ich waren zu sehr von uns selbst eingenommen, wir küßten uns, herzten uns, sprachen nur von unserer Liebe und kümmerten uns wenig um die so gütige Begleiterin.

Zu Hause hatte Miriam unterdessen, durch ihre ununterbrochenen leidenschaftlichen Angriffe gegen meinen Bruder, so oft er im Hause Steinhart erschien, etwas anderes zuwege gebracht: nämlich, daß sich Herr Steinhart, ohne nach den Einzelheiten zu fragen, über die Störung des häuslichen Friedens beunruhigte. Er bat nun seinen Sohn, meinem Bruder so höflich wie möglich zu bedeuten, sich lieber außerhalb des Hauses mit Karl zu treffen. Miriam triumphierte und vergaß, die Gefühle Elsas zu respektieren.

Die Sache brachte meinen Bruder neuerdings in Wut gegen mich, denn Miriam und ich waren für ihn eine Person. Er beklagte sich wieder bei meiner Mutter, die sich dann noch mehr gegen mich abschloß. Jedenfalls sah mein Bruder Elsa Steinhart nur mehr auf seltenen Ausflügen, die sie mit Karl unternahmen.

Mittlerweile war es Juli geworden. Miriam und ich hatten stets mit Schrecken an diese Zeit gedacht, weil die Familie Steinhart die Gewohnheit hatte, aufs Land zu gehen. Es schien uns also eine unerträgliche Trennung bevorzustehen.

In der Tat reiste Frau Steinhart am fünfzehnten Juli mit ihren zwei Töchtern von München weg, in ein Dörflein an einem kleinen oberbayrischen See. Herr Steinhart und Karl blieben ihrer Geschäfte wegen zu Hause. Aber es war beschlossene Sache, daß auch sie jeden Sonntag zu den Frauen hinausführen.

Am Tage vor der Abfahrt waren wir mit Elsa in der geliebten Fasanerie gewesen. Die Luft war schwül, ermüdend, niederdrückend. Der Waldesschatten war uns eine Erlösung. Miriam streckte sich auf dem Moose aus und schlief ein. Elsa und ich saßen stumm an ihrer Seite.

Plötzlich fuhr sie aus ihrem Schlummer auf, schlang die Arme heftig um meinen Hals, öffnete die rätselgrünen, schlaftrunkenen Augen weit und schrie mit Entsetzen: „Dein Hals, Karl!... Ich sehe einen blutigen Streifen um deinen Hals."

„Miriam," sagte ich lächelnd, „ein Gewitter steht am Himmel und macht dir schlechte Träume."

Digitized by Google

„Das Gewitter am Himmel?“ wiederholte Miriam verstört und zweifelnd, neigte müde das Gesicht, legte sich zurück und schlief wieder ein.

„Ja,“ flüsterte ich unhörbar für mich hin, „Gewitter am Himmel und Gewitter überall.“

8

Wir hatten dank der Güte Elsas vereinbaren können, daß ich nach Ablauf der ersten acht Tage nach K. fahren dürfe, um meine Miriam wiederzusehen und mit ihr, in Begleitung der Schwester, durch die dortigen Wälder zu streifen. Frau Steinhart wußte natürlich nichts hiervon. Aus Vorsicht sollte ich schon eine Station früher aussteigen; dann wollten wir uns entgegengehen.

So geschah es. Ich hatte meine Uhr, das Geschenk von der Firmung her, verpfänden müssen, um das Fahrgeld zu bezahlen. Miriam erfuhr dergleichen niemals.

Elsa hatte sich ein Buch mitgenommen, in das sie sich gleich nach der Begrüßung vertiefte. Wir ließen uns im Walde nieder, sie saß eine kleine Strecke von uns entfernt.

Leider begann Miriam vom Tanzen zu reden. Sie entschuldigte sich damit, daß ihre Schwester Elsa dies so verlangt habe; und falls ich dieses Mal nicht zustimme, werde auch Elsa gegen mich Partei nehmen. Mit Küssen, Tränen und Umarmungen suchte Miriam meine Zustimmung zu erschmeicheln. Aber meine Eifersucht war jetzt größer als jemals. Dazu fühlte ich wieder jene Feindseligkeit gegen sie, die ich nicht zu deuten verstand. Ich Tor sagte mir: Du würdest sie nicht hassen, wenn du sie liebtest. Du haßt sie. Wenn sie wirklich einmal tanzt, wirst du sie verlassen und sie entbehren können. — Ich war also entschlossen, in meinem Widerstand nicht nachzugeben. Miriam aber überhäufte mich mit Zärtlichkeiten, unter denen meine Leidenschaft hellauf loderte. Ich drängte sie deshalb hart zurück. „Ich halte soviel Liebkosung nicht aus; mäßiger, Miriam. Nicht so heiß, nicht so heiß!“

Sie verstand mich freilich nicht. „Du hast heute einen lieblosen Tag,“ meinte sie traurig. Und um sie vom Gegenteil zu überzeugen, mußte ich sie recht herzlich umarmen. Sie lächelte glücklich. Ich aber dachte dabei, daß nun bald ein anderer dieses Mädchen um die Hüfte nehmen solle, viele andere, — dieses Mädchen, das ich anbetete. „Miriam,“ wiederholte ich dann, „du darfst nicht tanzen.“

Es war ein trauriger Tag.

Zwei Tage später zeigte mir Miriam an, daß Elsa infolge meines Widerstrebens gegen das Tanzen erklärt habe, sich von jetzt ab aller Begünstigungen unseres Verkehres enthalten zu wollen. Sie schrieb mir, daß jeder ihrer Schritte überwacht werde, aber sie gab mir zugleich einen versteckten Platz im Walde an, wo sie jeden Tag vorbeigehen wolle, um mich vielleicht zu sehen.

Mich überraschte nichts mehr, ich sah ja voraus, daß nun alles einem schnellen Ende zugehen werde. Am meisten bedauerte ich, ihr nicht einmal

Digitized by Google

schreiben zu können; denn sie durfte, wie sie schrieb, keine Briefe mehr von mir empfangen.

Ich hatte nicht Geld genug, um noch einmal zu ihr zu fahren. Also entschloß ich mich, den acht- bis neunstündigen Weg zu Fuß zu machen. Jede zweite Nacht brach ich nun gegen zehn Uhr auf, ging die ganze Nacht hindurch und kam morgens gegen sieben Uhr an dem bezeichneten Platze an. Dann legte ich mich auf den Boden und erwartete Miriam. Wenn sie kam, fand sie mich gewöhnlich schlafend. Natürlich gab ich stets vor, mit dem ersten Zuge gekommen zu sein, und suchte meine Müdigkeit zu verbergen. Übrigens blieb sie höchstens eine halbe Stunde, oft nur einige Minuten, und manchmal erschien sie gar nicht. Sie war damals blaß, scheu, ängstlich und aufgeregt; zuweilen weinte sie, solange sie bei mir war; zuweilen liebkoste sie mich mit einer allzu stürmischen, überreizten Heftigkeit. Offenbar war sie krank geworden durch die ewige Unruhe ihres Daseins. — Was mich betraf, so brach ich gegen Mittag wieder auf und marschierte nach Hause, wo mich zu Ende eines achtzehnstündigen Weges Wasser und Brot erwartete. Die grünen Äpfel, die etwa von den Bäumen der Landstraße fielen, waren mir ein Leckerbissen. Ich magerte entsetzlich ab. Um so unbezähmbarer wurde mein Wille; meine Augen wurden glühend, und alle, ausgenommen meine jüngste Schwester, wichen mir aus. In der Tat sprach ich nur noch mit ihr, und ich war ihr unsäglich dankbar, daß sie mich nicht fürchtete.

Meine Mutter sah diesem Leben mit einer stummen Verwunderung zu. Vielleicht ahnte sie, daß nun die Lösung nicht mehr fern sein könne; jedenfalls machte sie mir keine Vorwürfe mehr, sie sagte überhaupt nichts. Schließlich bot sie mir zwanzig Pfennig für den Tag an, solange die Vakanz dauere. So konnte ich mir wenigstens auf diesen harten Märschen zu Miriam und von ihr nach München zurück ein Glas Milch kaufen.

Einmal bat mich Miriam, ihr etwas Nußschokolade aus der Stadt mitzubringen. Die aß sie sehr gern, und der Krämer von K. hatte keine. Da ließ ich Muttern durch meine jüngste Schwester ersuchen, mir die zwanzig Pfennige für einige Tage vorauszubezahlen. Mit diesem Gelde erfüllte ich den bescheidenen Wunsch meiner Miriam. Sie hat es wohl schon lange vergessen und hat auch niemals erfahren, daß die Sache für mich so schwer war.

Aber dies alles hatte nun seine Zeit gehabt. An einem Montag, Ende August, erhielt ich diesen Brief von Miriam:

„Geliebter, heute ist wider alles Erwarten Papa allein nach Steinbach gekommen. Seine Miene versprach nichts Gutes, und ich erriet sofort, daß er diesmal meinetwegen komme.

Mein Bruder, wahrscheinlich aufgereizt durch den Deinen, hat der Versuchung nicht widerstehen können, einen Verrat auszuüben. Mein Vater also weiß so ziemlich alles, verlangt, wie die ganze Familie, daß ich von Dir lasse, und ist besonders empört darüber, daß Du mich vom Tanzen abhalten willst. Denn auch dies hat er erfahren.

Digitized by Google

Mein Guter, denke daran, was seit drei Monaten alles über mich gekommen ist! Mutter verloren, Schwester verloren, Bruder verloren. Jeden Seelenfrieden dazu. Tagaus tagein höre ich nur Vorwürfe und Drohungen. Nun kann ich nicht mehr.

Ich komme wieder auf das Tanzen. Dies ist alles durch das Machtwort meines Vaters entschieden. Ich muß tanzen.

Ich weiß, daß Dich diese Nachricht hart treffen wird. Verlassen wir uns, wenn es Dir zu wehe tut! Auch Du, Armer, hast meinetwegen die Liebe Deiner Familie verloren, und diese Liebe wäre vielleicht mehr wert gewesen als die meine. Ich habe auch gesehen, wie es um Dich so schrecklich einsam geworden ist in diesen letzten Monaten. Und auch das meinetwegen.

Mein armer Geliebter, wenn Du glaubst, mich wegen des Tanzens verlassen zu müssen — so tue es! Ich habe zu viel Unglück über Dich gebracht, also tröste Dich mit dem Gedanken, daß Dir durch eine Trennung weiteres Leid erspart wird. Ich bin als Dein Unstern in Dein Leben getreten.

Willst Du Dich aber zufrieden geben mit dem, was nun einmal geschehen muß, so komme zurück in meine Arme, die Dir stets geöffnet bleiben.

Armes Herz, leb wohl!

Unter Tränen

Deine Miriam."

Ich schrie laut auf vor Schmerz.

„Ich verstehe," sagte ich mir nach einer langen Weile besinnungslosen Leides, „ich verstehe wohl, es handelt sich gar nicht mehr ums Tanzen. Miriam liebt mich nicht mehr, das ist's. Die anderen haben gesiegt, sie hat sich ergeben."

Ich starrte düster vor mich hin; ich glaubte zu ersticken vor Herzeleid; und ich sah ein, daß ich es nicht überleben könne.

Als ich meinen Entschluß gefaßt hatte, hörte ich auf, zu stöhnen. „Es ist alles sehr natürlich," murmelte ich. „Ich verdiene es gar nicht anders. Sie haben ganz recht, daß sie mir Miriam nicht lassen. Denn ich bin ein unkultivierter Mensch . . . bloß bei Shakespeare und bei den Bauern geht es schnell — die Städter, die Kulturmenschen ziehen die Sache in die Länge — das hätte ich wissen sollen! Der Kulturmensch beherrscht sich . . . zwischen hinein ist er mit Kellnerinnen zufrieden, dann wartet er leicht — — bis es Zeit ist. Aber ich! ich habe ganz einfach im Tempo gefehlt . . . Das heißt, warum erniedrige ich mich, warum will ich mir vormachen, daß alles eine Spekulation gewesen sei? — — Ich kann es mir wohl denken, ich habe ein wenig Furcht vor dem Tode — ich will mich trösten, es war mir eine verfehlte Spekulation, ich kann weiterleben — — aber die Ausflucht gilt nicht — ich habe geliebt und nicht im geringsten spekuliert — ich brauche mich nicht zu erniedrigen . . . Im Gegenteil, erhöhen werde ich mich selbst . . . mit Hilfe eines Hakens in der Wand und eines Strickes, weil ich es nicht anders fertig bringe . . . — dann werde ich auch einmal die Sache vom vornehmen, vom höheren Standpunkte aus betrachten — danach habe ich mich ja schon längst gesehnt."

Digitized by Google

Zerstreut griff ich nach einem der Bücher, die auf dem Tische lagen. Friedrich Nietzsche, Menschliches — Allzumenschliches. Es war aufgeschlagen, Seite 258, 259. „An meinen Bruder," las ich da, geschrieben an den Rand des Aphorismus 336.

„Was empfiehlt er mir denn da, mein Bruder? Er ist doch sehr um mich besorgt." Ich begann zu lesen:

„Der Parasit. — Es bezeichnet einen völligen Mangel an vornehmer Gesinnung, wenn jemand lieber in Abhängigkeit, auf anderer Kosten, leben will, um nur nicht arbeiten zu müssen, gewöhnlich mit einer heimlichen Erbitterung gegen die, von denen er abhängt — — (diese letzten Worte hatte mein Bruder unterstrichen und mit Ausrufungszeichen versehen)."

Ich verstand, worauf er da anspielte: auf die Schulden, die ich bei ihm von jenem Weinabend her hatte, und vielleicht auf die zwanzig Mark, die mir Karl Steinhart geborgt hatte.

„Das ist also seine letzte Sache. Meinetwegen. Erniedrige mich nur, lieber Bruder. Ich komme doch auf meinen höheren Standpunkt ... Es kann mir also alles gleich sein."

Dann versank ich wieder in düsteres Brüten.

Gegen zehn Uhr vormittags brachte die Post einen Brief, dessen Umschlag den Aufdruck trug:

A. Steinhart, Buchdruckerei, Bavariaring.
Herrn Asenkofer, München.

1. Ich dulde Ihr Verhältnis mit meiner Tochter nicht.

2. Ihre Korrespondenz liegt mir vor; ich mißbillige Ihre Handlungsweise.

3. Ich werde Sie wegen Hausfriedensbruches belangen, wenn Ihre Verführungskünste nicht sofort aufhören.

4. Meine Tochter ist minderjährig und steht unter meiner väterlichen Obhut. Wenn Sie sie zum Ungehorsam verleiten, werde ich zum Staatsanwalt gehen.

A. Steinhart.

Ich schüttelte verständnislos den Kopf, erhob mich und spielte mit meiner jüngsten Schwester. Mitten unter dem Spiel überraschte mich die Erkenntnis des Unglückes. Ich verließ meine Schwester und eilte aus dem Hause, noch einmal in das Wäldchen der Fasanerie. Dort warf ich mich ins Moos nieder, das Gesicht auf den Boden gekehrt. So verharrte ich, meinen Schmerzen preisgegeben, bis die Sonne unterging. Dann kehrte ich nach Hause zurück.

Mein Bruder öffnete eben die Türe der Wohnung. Bei seinem Anblick überfiel mich plötzlich der Instinkt der Rache. Ehe er sich's versah, hatte ich ihn ergriffen und die Stiege hinuntergeschleudert. Er kam zurück, vor Wut zitternd. Ich sah ihn mit einem leeren, befremdeten Blicke an, als er auf mich zuging; ich spürte, daß mir die Tränen ins Auge traten. Er blieb dann stehen und sagte schließlich, ohne mich anzugreifen: „Nun ist er endlich ganz irr geworden."

Dazu lächelte ich und trat in die Wohnung ein.

Digitized by Google

Alle hatten sich zu Bett begeben.

Meine jüngste Schwester hörte, daß ich heimkam, und sprach eifrig: „Mutter, jetzt ist er da; ich möchte hinaus zu ihm und ein Märchen hören."

Mutter antwortete: „Sei ruhig und schlaf."

Mein Bett stand damals in der Küche, die durch einen kleinen Gang von den übrigen Räumen getrennt war. Ich warf mich müde auf einen Stuhl, und während ich vor mich hinbrütete, kam die Erinnerung, daß ich meinen Bruder angegriffen hatte. Da lachte ich, aber mein Lachen klang so trocken von den Wänden wieder, daß ich selbst schauderte.

„Nun ist es Zeit," sagte ich mir endlich. Gerade vernahm ich wieder die Stimme meiner jüngsten Schwester: „Ich möchte ein Märchen hören." Es tat mir in der Seele wohl. Es gab also doch noch jemand, der zu mir wollte. Ich begann zu schreiben:

„Zum Abschied an mein Schwesterchen Anna Veda. Liebstes Schwesterchen, ich bin so froh, daß Du schon lesen kannst. Ich will Dir ein Märchen aufschreiben:

Es war einmal ein Königssohn, der hatte aber kein Königreich. Sein Vater hatte nämlich auch keines.

Aber der Königssohn ging hin in die Welt und sagte: „Hab zwar kein Königreich, bin aber ein Königssohn und brauche eine Königstochter, die mich lieb hat." Sagte es und nahm auch gleich die allerschönste, die ganz meergrüne Augen hatte.

Alle Leute aber, die ihm zusahen, schalten laut: „Er hat doch gar kein Königreich." Einer entrüstetete sich besonders und sagte: „Er ist gleichsam ein Individuum."

Da wurde die Königstochter sehr traurig und fragte ihn: „Ist es wahr, daß du kein Reich hast? Dann wird es auch keine Feste bei dir geben. Die Feste habe ich gerne. Sag, gibt es keine Feste bei dir?"

Der Königssohn sagte nein, und das war die Wahrheit. Da lief ihm die Königstochter davon, zu ihren Eltern zurück. Und als sie dort war, machte man die Tore der Stadt zu, so daß er nicht mehr zu ihr konnte.

Da sprach er: „Was nützt es mir nun, daß ich ein Königssohn bin, wenn ich doch kein Reich habe. Es ist dumm. Wäre ich doch ein Nachtwächter, dann hätte ich wenigstens ein Horn."

Und er wußte nicht mehr, was er mit sich anfangen solle. Darum ging er in die Berge, stieg auf einen himmelshohen und stürzte sich hinunter.

Liebste Schwester, Du hast gesagt: wenn Du groß bist, willst Du lauter Märchen schreiben. Wenn Du dann noch an mich denkst, kannst Du auch über mich eines ausdenken.

Liebste Schwester, es umarmt Dich Dein Bruder."

Ich weinte leise für mich hin. Schließlich nahm ich ein Blatt und setzte obenhin: „An meine Feinde.

„Ungeredet und unerlöst blieb mir die höchste Hoffnung! Und es starben mir alle Gesichter und Tröstungen meiner Jugend.

Digitized by Google

Diesen Fluch gegen Euch, meine Feinde! Machtet Ihr doch mein Ewiges kurz, wie ein Ton zerbricht in kalter Nacht." Z.

„Nun aber ist es wirklich Zeit," murmelte ich wieder, suchte mir einen dicken Strick, knüpfte ihn an einem Nagel in der Wand fest, legte die Schlinge um meinen Hals und hängte mich auf.

* * *

Als ich die Augen öffnete, lag ich in meinem Bette. Vor mir stand der Arzt, der gewöhnlich zu Vater kam, und blickte mich mit freundlicher Neugierde an. Er war umringt von meiner Mutter und meinen Schwestern. Ich fühlte heftige Schmerzen am Halse.

„Wieviel Uhr?" fragte ich schlaftrunken. Und als ich schließlich den Arzt erkannte, fragte ich mit Erstaunen: „Was gibt es denn?"

„Ein gefährliches Experiment haben Sie glücklich hinter sich."

Endlich fiel mir alles ein. Also lebte ich noch immer! Ich lebte wieder. Und Miriam war verloren für mich. Ich griff nach meinem Halse und fühlte die Spuren des Strickes. Ich drehte mich gegen die Wand, der Arzt ging fort, und Mutter und Schwestern blieben allein am Bette. — Ich schrie laut auf.

„Wie konntest du mir das antun!" klagte meine Mutter.

„Laßt mich in Ruhe, laßt mich, ich bitte, schnell, schnell!" rief ich zur Antwort. Und sie gingen, ließen aber die Küchentüre weit offen stehen.

Ich nun raufte mir die Haare, biß in das Holz vor Schmerz und stöhnte die ganze Nacht, bis der Morgen gekommen war.

Da sagte Mutter zu mir: „Ich will dir das Geld geben, damit du nach X. fahren kannst. Sie schreibt ja gar nicht, daß sie dich nicht mehr liebe. Wenn es also sein muß, so wird sich alles richten lassen."

Ich fuhr nach X. und wartete im Walde, ob Miriam zufällig vorüberkäme. Der Hals schmerzte mir natürlich. Man bemerkte übrigens nichts, ich hatte ihn mit einem Streifen Tuch umwunden und den Kragen darüber angezogen.

In der Tat kam Miriam des Weges, das Haupt tief geneigt, in Gedanken versunken.

„Miriam!"

„Du!" Sie stürzte sich aufweinend in meine Arme.

„Verzeih, verzeih, Guter — ich konnte nicht mehr anders."

„Miriam," sagte ich leise und ergeben, „du kannst tanzen, wenn du willst. Du kannst überhaupt alles tun, was du willst."

„Guter!" erwiderte sie.

„Aber liebst du mich denn noch Miriam?"

Sie betrachtete mich lange und erwiderte schließlich: „Ja, ich glaube doch."

Vor dieser Antwort sank meine Hoffnung.

Wir stiegen eine Senkung des Waldhügels hinab; dort lagerte sie sich auf zartem Grasboden. „Heute nacht war ich in Angst um dich. Ich träumte von

Digitized by Google

einem roten Streifen um deinen Hals. Wie schon einmal, in der Fasanerie. Schrecklicher Traum!"

Sie richtete ihren Blick flüchtig auf meinen Hals. Vergebens neigte ich den Kopf vor, um ihr den Verband, den ich trug, zu verbergen. Sie sah ihn und erblaßte jäh. Sie verstand und erriet sofort, was sich begeben hatte.

„Du hättest mich also zur Mörderin gemacht!" rief sie schluchzend.

„Nicht dich — du kannst nichts dafür . . . Die anderen sind es . . ."

Sie war untröstlich. „So sehr liebst du mich . . . Aber es ist doch entsetzlich, daß du so etwas tust . . . Es schaudert mich," rief sie.

Ich blickte ihr ins Gesicht und zitterte. „Liebst du mich noch?" fragte ich wieder.

Sie aber schloß die Augen, und es schüttelte sie. Ekel und Schauder waren es, die sie erfüllten. Ich wurde mir plötzlich darüber klar.

„Ich sehe, daß ich dir jetzt zuwider bin, daß ich dir geschmacklos vorkomme," murmelte ich fast unhörbar. „Nicht wahr, Miriam, du empfindest mich als ein Tier . . . Ich bin ja auch so läppisch anhänglich." Der Zorn erwachte jetzt in mir. „Aber es war doch schon seit langem nicht mehr von der Ästhetik die Rede," schrie ich.

„O Karl!" Sie öffnete die Augen und erschrak bei meinem Anblick. „Du bist ja doch gut, Karl, gewiß, gewiß . . . Aber . . ."

„Miriam," flüsterte ich mühsam, „ich darf dich nicht besitzen. Magst du nicht sterben mit mir? — Der See ist gar nicht fern."

Sie betrachtete mich. Nun aber spielte ein böser Zug um ihre Lippen. Ich begann zu weinen.

„Miriam," fragte ich zum dritten Male, „liebst du mich noch?"

„Ich weiß nicht — ich glaube nicht. Nein! nein, ich liebe dich nicht mehr. Meine Liebe flog eben fort . . ."

Ich stöhnte auf, vor meinen Augen wurde es grün und rot. „Töte sie doch," fuhr es mir blitzschnell durch den Sinn, „wenn sie dir nicht mehr gehören kann."

Dann aber wurde ich plötzlich von einer unsäglichen Resignation befallen, ich hatte das Gefühl, als ob ich im Augenblick veredelt worden wäre. „Es ist mir nun gar nicht mehr um den Besitz zu tun," sagte ich unvermittelt, wie zu mir selber. „Du hast recht, Miriam, gehn wir auseinander!"

Sie betrachtete mich voller Wehmut, küßte mich plötzlich auf die Wangen und eilte fort.

Ich fuhr gänzlich gebrochen nach Hause, wo mich meine jüngste Schwester mit Ungeduld erwartete. Sie war es gewesen, die mich gerettet hatte. Mit dem Eigensinn eines Kindes hatte sie Muttern immer wieder aus dem Schlafe geweckt: „Der Karl soll mir noch ein Märchen erzählen," bis Mutter sich endlich erhob, um sie zu mir in die Küche zu bringen. Dies geschah, kurz nachdem ich die Schlinge um meinen Hals zugezogen hatte.

Mutter ließ des anderen Tages eine Messe lesen, weil sie glaubte, daß diese Rettung durch Gott so gefügt worden wäre.

Digitized by Google

Die Familie Steinhart war schon seit einigen Wochen nach München zurückgekehrt.

Ich hatte Miriam einige Male gesprochen und dann stets die alte Frage wiederholt: „Liebst du mich noch?" Worauf sie jedesmal weinend antwortete: „Nein, ich kann dich nicht mehr lieben. Ich liebe dich nicht."

Dann zog ich mich immer von neuem verzweifelnd zurück.

Unterdessen versuchte ich alles, um mich zu betäuben. Ich arbeitete an den alten Klassikern herum. Aber während Augen und Hände mechanisch tätig waren, gingen meine Gedanken nach wie vor ihren schmerzlichen Gang. Auch gab ich Stunden, soviel es nur möglich war zu geben. Aber meine Seele verlachte diese Bestrebungen, meinen Schmerz zu vergessen. — Schließlich versuchte ich es sogar mit dem Trinken. Aber dabei wurden erst recht alle Wehmutgefühle frei.

Es war eben alles umsonst, es gab noch kein Vergessen. Überall, wohin ich kam, wo ich ehedem mit Miriam gegangen war, stiegen mir die Erinnerungen auf und erhöhten meine Qual. Es waren unsäglich trübe Wochen.

Als ich schließlich den Antrag erhielt, als Lehrer des Deutschen in einer Genfer Privatschule einzutreten, nahm ich mit Freuden an. Ich entschied mich leichten Herzens, München zu verlassen. Nur fort, fort von der Stätte meines Unglückes, meiner Torheiten und Fehler, dies war mein einziger Wunsch.

Meine Mutter nahm diesen Entschluß mit großer Bestürzung auf. Sie war neuerdings sehr zufrieden mit mir gewesen. Ich schloß mich zwar noch immer gegen alle ab, sprach mit niemand, auch nicht mit ihr. Schweigend hatte ich ihr übergeben, was ich von dem Verdienst meiner Stunden entbehren konnte. Alles vergrub ich stumm in meinem Herzen. Aber sie hatte dennoch gehofft, daß ich mich bald wiederfände. Nun zog ich hinaus, in eine unbekannte Zukunft, und damit scheiterten alle ihre Hoffnungen, mich in ein regelmäßiges Leben zurücktreten zu sehen.

Genug davon. Ende November des Jahres 19.. reiste ich nach Genf ab.

Ende

Digitized by Google

Die Schnellfeuer-Feldgeschütze in Frankreich und in Deutschland*

Von Paul Clémenceau

Mit drei Abbildungen

Um bei meinen Lesern jedes Mißverständnis zu vermeiden, glaube ich gleich zu Beginn dieser Zeilen sagen zu müssen, was in dieser meiner Studie nicht zu finden sein wird. Diese will nämlich keineswegs, wie ihr Titel glauben machen könnte, eine militärische Frage im „März" behandeln. Denn zunächst bin ich gar nicht berufen, die deutsche Artillerie mit der französischen in Vergleich zu stellen; noch weniger aber darf ich mich unterfangen, die Frage zu lösen, die die öffentliche Meinung sich zu beiden Seiten der Grenze gestellt hat und wohl noch immer stellt: die Frage, welches Geschütz besser sei, das französische oder das deutsche? Je nach dem Ziel, das man im Auge hat, wird man den Wert eines Geschützes bestimmen; ich überlasse es daher den Militärschriftstellern, die verschiedenen in den europäischen Heeren beliebten Kampfweisen zu besprechen.

Noch weniger will ich vom Standpunkte der Industrie aus eine Polemik beginnen und die Konstruktionen der anderen großen Firmen angreifen, die mit dem Hause, dem ich seit langer Zeit anzugehören die Ehre habe und noch angehöre, in Wettbewerb stehen. In Deutschland wie in Frankreich gibt es Artillerie-Techniker von hohem Rang, die den Beweis ihres Könnens längst erbracht haben; wenn nun auch jeder von diesen begreiflicherweise seiner eigenen Leistung den Vorzug gibt, und wenn auch die Leitgedanken ebenso wie die Modelle im einzelnen weit auseinander gehen, so würde doch die Annahme beleidigend sein, daß eine Partei die guten Eigenschaften ihres Materiales nur dadurch ins richtige Licht setzen könnte, indem sie das des Konkurrenten angreift. Dies sind die Erklärungen, an deren Abgabe mir lag, bevor ich an eine so heikle Frage herantrete, die ja nur in dem Maße interessieren kann, als sie, wie ich es vorhabe, in spekulativem Sinne behandelt wird.

Die Artillerie, die so alt ist wie das Schießpulver — obwohl richtiger als erster Artillerist der Mensch zu bezeichnen wäre, der als erster einen Stein aufhob, um ihn seinesgleichen an den Kopf zu werfen, — die Artillerie hat im Laufe der Zeit zahlreiche Wandlungen durchgemacht, sowohl in den Kriegsgeräten selbst, als in ihrer Verwendungsart. Die Geschichte dieser Wandlungen, so interessant sie sein mag, ist nicht Gegenstand meiner Abhandlung. Zahlreiche

* Diesem Aufsatze aus der Feder eines hervorragenden französischen Fachmannes wird im nächsten Hefte des „März" ein Aufsatz einer unserer ersten einheimischen Autoritäten auf artilleristischem Gebiete, des Herrn Generalleutnant z. D. H. Rohne folgen, der den deutschen Standpunkt in dieser Sache vertritt und in manchen Punkten zu anderen Resultaten kommt als Herr Paul Clémenceau.
Die Redaktion

Digitized by Google

Werke sind ihr gewidmet worden; aber in dieser Geschichte, die von der Entwicklung der Mechanik, Metallurgie und Chemie nicht zu trennen ist, will ich mich nur bei der letzten Umgestaltung des Feldgeschützes aufhalten und gewissermaßen deren geistige Bedeutung dadurch klarlegen, daß ich die deutschen und die französischen Gedanken, die die betreffende Bewegung geleitet haben, miteinander vergleiche. Diese Gedanken sind nämlich, entgegen dem äußeren Anschein, von den ersten Grundlagen ab bis zur schließlichen Verwirklichung ganz verschieden-

7,5-Zentimeter-Schneider-Canet-Schnellfeuer-Feldgeschütz

artig, aber gerade wegen dieser Gegensätze ist es wohl interessant, jetzt, da das Problem überall gelöst ist, sich der zurückgelegten Wege und Stufen zu erinnern.

Das Charakteristische der modernen Artillerie ist die Schnelligkeit ihres Feuers. Niemand kann voraussagen, wie die am Ende dieses Jahrhunderts und später gebräuchlichen Geschütze aussehen werden; aber welcherart die Entwicklung auch sein mag, jedenfalls ist die Umgestaltung, die unsere Generation miterlebt hat, so vollständig gewesen, daß wohl auch in der Geschichte den Geschützen unserer Tage der Name „Schnellfeuergeschütz" wird belassen werden müssen. Das Problem, das sich vor nicht länger als zwanzig Jahren — früher ließ es die Konstruktion der stählernen Hinterladerkanone nicht zu — die Artilleristen stellten, war die Verwirklichung eines Schnellfeuergeschützes, das heißt eines Geschützes, das in der kürzesten Zeit die größte Anzahl Schüsse abgab. Gleich die ersten

Digitized by Google

Versuche, kann man sagen, waren erfolgreich. Da man damals nur an Schiffsgeschütze dachte, war England etwas weiter voraus als Frankreich und Deutschland; da aber fast gleichzeitig das rauchlose Pulver von Vieille erfunden worden war, da ferner die Techniker aller drei Länder eine ganze Reihe von Modellen für Schnellfeuerhinterlader, eines sinnreicher als das andere, herstellten, da endlich das für die Herstellung der Messinghülsen geschaffene Werkzeug die Anwendung dieser Kartuschverpackung auf jedes Kaliber gestattete und dann noch die Gesetze der hydraulischen Bremse durch G. Canet klargelegt worden waren, sah man fast zu gleicher Zeit aus allen großen Artilleriewerkstätten Europas 3,7- bis 15-Zentimeter-Schiffs-Schnellfeuergeschütze hervorgehen, die sämtlich den gestellten Anforderungen voll entsprachen. Diese Erfindungen führten tiefgreifende Änderungen in der Bewaffnung und Aufstellung der Artillerie an Bord der Kriegsschiffe herbei; aber so große Schwierigkeiten auch im einzelnen zu überwinden waren, es traten doch wieder gleichzeitig bei allen Großmächten fast gleiche und technisch gleichwertige Ergebnisse zutage. Man kann folglich in betreff der Schiffsgeschütze wohl sagen, daß Deutsche, Engländer und Franzosen gemeinsam von demselben Gedanken ausgegangen sind, denselben Weg verfolgt und zu derselben Zeit dasselbe Ziel erreicht haben.

Als aber nach diesem ersten Erfolg die Bemühungen sich darauf lenkten, auch die Feldgeschütze in Schnellfeuergeschütze zu verwandeln, da wurden die Dinge ganz anders. Die Meinungen teilten sich. Die Zweckmäßigkeit des Versuches und dessen Aussichten auf Erfolg wurden von einem Teil als unzweifelhaft gepriesen, von dem anderen geleugnet. Trotz des Widerspruches der Artilleristen aus der alten Schule, die jede Umgestaltung der vorhandenen Geschütze als gefährliche Utopie darstellten, ging man indes in Frankreich und in Deutschland an die Arbeit, während England weniger Interesse zeigte und zurückblieb. Die Unterschiede in der Auffassung traten gleich zu Anfang deutlich hervor; das Problem ward hüben und drüben verschieden aufgefaßt; gerade darin aber liegt wohl das Hauptinteresse dieses geistigen Wettlaufes, in dem — dies darf, ohne die Rolle der anderen großen französischen und deutschen Etablissements mindern zu wollen, gesagt werden — Schneider & Co. einerseits, Krupp andererseits die wichtigsten Bewerber waren.

In Essen sah man es als praktischer an, die Schnellfeuer-Feldgeschütze den Schnellfeuer-Schiffsgeschützen analog zu konstruieren; das heißt: es bestand dort die Absicht, die Kanone möglichst viel Schüsse in der kürzesten Zeit abgeben zu lassen, unter Berücksichtigung der besonderen Anforderungen, die das Feldgeschütz stellte, besonders hinsichtlich der Bedingungen, die ihm in betreff des Gewichtes, der Beweglichkeit und Widerstandsfähigkeit auferlegt sind. Auf einem Kriegsschiffe, wo die Plattform fest ist und alle Einzelteile wirksam geschützt sind, ist es leicht, eine hydraulische Bremse zwischen Rohr und Lafette anzubringen und durch einen kräftigen Vorholer das Zurückbewegen des Geschützes in die Ladestellung zu bewirken, da man sich um den von den Metallstücken auszuhaltenden Druck nicht zu bekümmern braucht. Man macht diese einfach so widerstands-

Digitized by Google

fähig, als es möglich ist. Auf solche Weise kann man, wenn ein Geschützrohr auf ein Ziel gerichtet ist, das Schnellfeuer bis zum Höchstgrade steigern, ohne die Zielrichtung leiden zu lassen. Auf dem Lande dagegen sind ganz andere Schwierigkeiten gegeben. Da die Kanonen Räder haben, läuft das ganze Geschütz, wenn der Schuß losgeht, zurück; will man diese Rücklaufbewegung durch Anwendung einer Bremse aufheben oder auch nur beschränken, so wird die Schaffung eines festen Punktes nötig, was infolge des beweglichen Bodens fast unmöglich ist. Würde man wirklich der Bremse ein genügend festes Widerlager für ihre Tätigkeit geben, dann würde das Gewicht des Geschützes, über das man bei den ohnehin sehr eng gezogenen Grenzen nicht hinausgehen darf, ein Hindernis für den Wegfall des Vorschiebens der Geschütze und folglich der Verschiebungen der Zielrichtung bilden. Die Zeit, die dann nötig wäre, um die Kanone wieder auf das zu beschießende Ziel zu richten, würde alle zur Verwirklichung des schnellen Ladens getroffenen Anstalten wieder aufheben. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, suchte das Haus Krupp die Forderungen des Fortschrittes mit den Schwierigkeiten der gegebenen Lage in Einklang zu bringen, und gelangte auch sehr bald zur Herstellung eines Geschützes mit „beschleunigtem" Feuer, das infolge seiner sehr bemerkenswerten Konstruktion eine Zeitlang von gewissen Artillerie-Technikern als die richtige Lösung der Frage angesehen wurde. Die Starrheit des Ganzen, Rohr und Lafette, war beibehalten. Am äußersten Ende des Lafettenschwanzes befand sich ein Spaten, eine Art Pflugschar, der sich beim Losgehen des Schusses in den Boden bohrte. Der Spaten war mit der Lafette durch eine Schraubenfeder verbunden. Diese diente als Puffer und bewirkte, indem sie die Arbeit des Scheinbohrens verringerte, daß das Geschütz weniger weit zurücklief und leichter wieder vorgeholt werden konnte. Das Geschütz mit beschleunigtem Feuer erzielte demnach, wenn geübte Mannschaft es bediente, bemerkenswerte Ergebnisse; es konnte auf dem Schießplatz eine Schnelligkeit von zehn bis zwölf Schüssen in der Minute erreichen. Dies war die erste Stufe der deutschen Entwicklung. Was geschah unterdessen in Frankreich?

Wie schon gesagt, verfolgte man hier ganz andere Ziele. General Langlois hatte in seinen Werken über die Taktik der modernen Heere schon gezeigt, wie die Artillerie der Zukunft beschaffen sein müsse, um den neuen Anforderungen des Kampfes zu genügen. Ohne anderen Stützpunkt als theoretische Betrachtungen, hatte er gewissermaßen den Gesamtplan einer Studie vorgezeichnet, die in der stillen Arbeit der Staatsarsenale zu dem Modell 1897 führen sollte. Mit ihm verknüpfen sich besonders die Namen Depert und Sainte Claire Deville. In der Privatindustrie hatten sich inzwischen von demselben Streben beseelte Techniker durch die oben angedeuteten Schwierigkeiten nicht aufhalten lassen; in einem den Bemühungen des Hauses Krupp ganz entgegengesetzten Sinne trachtete die Firma Schneider & Co. an dem Feldgeschütz die mechanischen Verbesserungen anzubringen, die den Schiffsgeschützen das Schnellfeuer ermöglicht hatten. Aber bei der allzu einfachen Konstruktion einer rasch feuernden und gewissermaßen auf gut Glück fortwährend Geschosse in die

Digitized by Google

Luft schleudernden Kanone blieben die französischen Techniker nicht stehen. Sie wollten Schnellfeuer erreichen, gleichzeitig aber Munition sparen und ein Geschütz schaffen, das die gewollte Wirkung in kürzester Zeit hervorbrächte. Dies Ergebnis konnte nur in Etappen erreicht werden, denn zu viele Probleme waren zu lösen; da aber die Bedingungen der Industrie die Firmen nötigten, ihre Modelle unmittelbar nacheinander, sobald sie entworfen waren, zu bauen, war die Folge, daß schon 1896 das Schneider-Canetsche „Schnellfeuergeschütz" dem Kruppschen Geschütz mit nur „beschleunigtem" Feuer entgegengestellt werden konnte.

Unter Benützung der ersten an „Probegeschützen gemachten Versuche griff die Firma Schneider & Co. zu einer praktischen Einrichtung, bei der eine Bremse und ein Vorbringer mit komprimierter Luft zwischen dem Rohr und dessen Drehzapfen angebracht war. Bei diesem ersten Modell war das durch den Rücklauf bewegte Gewicht gering; um dagegen dem Geschütz die Stabilität zu sichern, war die Gleitschiene der Bremse, das heißt die Rücklaufstrecke des Rohres auf der Lafette ziemlich lang. Ein ganz hinten am Lafettenschwanz befestigter Spaten gewährte den für das normale Funktionieren der Bremse unerläßlichen festen Punkt. So wie es war, sicherte dies erste Werk von Schneider-Canet in der Praxis die Unbeweglichkeit des Geschützes während des Feuerns. Infolge hievon konnte die Bedienungsmannschaft, die sich bis dahin nach jedem Schusse aus

7,5-Zentimeter-Schneider-Canet-Schnellfeuer-Feldgeschütz

Digitized by Google

dem Bereich der Räder hatte zurückziehen müssen, auf den zu beiden Seiten des Lafettenschwanzes angebrachten Sitzen ruhig verbleiben, ihr Gewicht trug jetzt zur Stabilität noch bei.

Dergestalt gestattete die Schneider-Canetsche Kanone, zwanzig Schüsse in der Minute abzugeben. Die offizielle Feststellung dieser Tatsache machte großen Eindruck. Das Haus Krupp sah voraus, daß seine Stellungnahme gegen den Gedanken des „Schnellfeuers" vielleicht übereilt gewesen war, und wenn es auch noch immer auf dem Wert seines Geschützes mit „beschleunigtem" Feuer bestand, entwarf und vollendete es doch in wenigen Monaten ein von dem bisher angepriesenen ganz verschiedenes Modell, das, alles in allem, dieselben Vorteile gewährte wie das Schneider-Canetsche Geschütz. Diese Wendung geschah so rasch, daß sie Anlaß eines merkwürdigen Vorfalles ward.

In der Schweiz, wo die Artillerieoffiziere gewohnt waren, ihre Eingebungen aus den Essener Werkstätten zu beziehen, entschied man sich dafür, daß das „Schnellfeuergeschütz" der helvetischen Armee keinen Vorteil biete, da ja das Geschütz mit „beschleunigtem" Feuer allen Wünschen genüge. Ohne auf die urteilsklaren Bemerkungen einiger Offiziere zu hören, die der Meinung waren, man solle mit der Erneuerung der Geschütze warten, bis man die französischen Schnellfeuergeschütze durch Erfahrung besser kennen gelernt habe, kündigte die Schweizerische Zeitschrift für Artillerie und Genie offiziell die Entscheidung der Bundesregierung an, unter Veröffentlichung von Beschreibung und Zeichnungen des angenommenen Geschützes mit „beschleunigtem" Feuer. Da geschah es, daß einige Wochen später, und noch bevor die Lieferung bestellt war, dieselbe Zeitschrift anzeigen mußte, das neu einzuführende Geschütz werde nicht eingeführt, es werde vielmehr die neueste Kruppsche Erfindung, auch ein Schnellfeuergeschütz, erprobt werden. Wirklich waren die großen deutschen Werkstätten soeben mit einem neuen Geschütz fertig geworden, das annähernd dieselben Merkmale wie das Konkurrenzgeschütz besaß, nämlich einen langen Rücklauf des Rohres auf der Lafette, die Einfügung einer Bremse und eines zwischen Rohr und Drehzapfen angebrachten Vorbringers, Sitze für Bedienungsmannschaften auf dem Lafettenschwanz, mit einem Wort: alles, was das bisher so abfällig kritisierte „Schnellfeuer" ermöglichte. Gleichzeitig aber besaß das neue Modell gewisse Eigentümlichkeiten (unter anderem einen elastischen Vorbringer und einen Stahlpanzer, der die Bedienungsmannschaft gegen die Schrapnellkugeln schützte), denen man es ansah, daß es sich hier um ein ernsthaftes Studium und eine sehr sorgfältige Konstruktion handelte. Der Vorfall ging nicht unbemerkt vorüber. Seines Hauptverächters beraubt, triumphierte nun das „Schnellfeuergeschütz". Es schienen jetzt Meinungsverschiedenheiten nur mehr möglich über Beschaffenheit und Anordnung der Geschützteile; anscheinend hatten auf verschiedenen Wegen die beiden Häuser, das französische und das deutsche, schließlich doch dasselbe Ergebnis erreicht.

Es war aber nur scheinbar so. Wenn die Artilleriewerkstätten von Schneider-Canet eine Kanone geschaffen hatten, die mit der größten erreichbaren Schnelligkeit schoß, nämlich mit zwanzig Schüssen in der Minute, so war doch, wie man

Digitized by Google

sich erinnert, ihr Ziel nicht dies rohe Schnellfeuer gewesen, sondern sie wollten dessen Vorteile ausnützen zur Herstellung eines Geschützes, das imstande wäre, die gewollte Wirkung in der kürzesten Zeit hervorzubringen, da in der Schlacht die Entscheidung mit verhältnismäßig weniger Geschossen herbeigeführt werden sollte, als die früheren Geschütze verbraucht hatten.

Um diese Bedingung zu erfüllen, war außer der Schnelligkeit und der Stabilität noch ein anderes Hauptelement vonnöten: Die Unabhängigkeit des Zielens vom Schießen.

Wie jeder weiß, ist der Winkel, den die Achse eines schußbereiten Kanonenrohres mit der Wagrechten bildet, größer oder kleiner, je nach der größeren oder geringeren Entfernung des Zieles. Daraus folgt, daß zum Zweck des Zielens die Visierlinie so eingerichtet sein muß, daß sie mit der Seelenachse des Geschützes den korrespondierenden Winkel bildet; der technische Ausdruck für das Messen dieses Winkels ist „Nehmen der Höhenrichtung". Hiernach begreift man, daß während des Einschießens, das heißt: während man mit Kanonenschüssen die Entfernung des zu beschießenden Zieles feststellt, unablässige Verschiebungen am Visier die Schnelligkeit des Feuers erheblich verlangsamen müssen. Da andererseits das Ziel, gewöhnlich ein lebendes, oft den Platz wechselt, werden Visierverschiebungen auch während des Wirkungsschießens nötig und haben auch da eine Verlangsamung des Feuers zur Folge. Es wird aber damit der Vorteil eines Geschützes, das zwanzig Schüsse in der Minute abgeben könnte, streng genommen illusorisch, wenn die Grundlagen des Schießens nur zehn Schüsse zulassen. Gerade diese Schwierigkeit war gleich zu Beginn des Studiums den französischen Artillerie-Technikern aufgefallen. Noch bevor ihnen daher die Erreichung der Schnelligkeit und der Stabilität gelungen war, hatten sie damit begonnen, die unabhängige Visierlinie einzuführen, die von ihnen immer als der wahre Schlüssel des Problems betrachtet worden war. Schon 1895 hatten Schneider & Co. eine Erfindung patentieren lassen, die, verschiedentlich ausprobiert, abgeändert und vervollkommnet, sehr bald öffentlich vorgeführt werden konnte. Ohne auf Einzelheiten einzugehen, läßt sich in großen Linien das System andeuten, das nun die Kampfweise vollständig umgestalten sollte. Der Richtkanonier visierte nicht mehr das immer weit entfernte, mehr oder weniger deutlich sichtbare Ziel an; er richtete sein Geschütz auf irgendeinen deutlich erkennbaren Punkt ein, den der Feuerleitende ihm angab; während der ganzen Zeit, die das Feuer dauerte, hatte er dann nur mehr mittels der Richtkurbeln das Festhalten seiner Richtungslinie zu sichern. Das Laden vollzog sich unabhängig von ihm; das Geschütz schoß mit dem Maximum von Schnelligkeit, ohne daß der Richtkanonier selbst sich darum zu kümmern brauchte. Außerdem wurden etwaige Veränderungen des Schußwinkels, wodurch die Tragweite vergrößert oder verringert wird, von einem anderen Bedienungskanonier berücksichtigt, der hierzu nur den Zeiger einer Kurbel auf die entsprechende Ziffer einer vor seinen Augen angebrachten Stellscheibe zu richten hatte. Durch diese Umstände wurde das Geschütz zu einem automatischen Instrument, das außerhalb des feindlichen Gesichtskreises stand, und dessen

Digitized by Google

Schneider-Canet-Schnellfeuer-Feldgeschütz beim Feuern

Feuerleiter nach Belieben durch kurze, augenblicklich ausgeführte Befehle den Geschoßhagel nicht nur auf einen einzigen Punkt, sondern auf eine tiefe und breite Fläche lenken konnte. Dieses Streuverfahren nach Tiefe und Breite gestattete also, wenn es gut geleitet war, in ein bis zwei Minuten einen beträchtlichen Raum mit Feuer zu überschütten und so die gewollte Wirkung mit einer beschränkten Anzahl von Geschossen durch die Schnelligkeit der Feuerabgabe hervorzubringen. Der erste Grundgedanke der französischen Artillerie-Techniker, nämlich Schnellfeuer, das zugleich Zeit und Geschosse sparen ließ, war damit zur Wirklichkeit geworden.

Schon zu der Zeit, als greifbare Ergebnisse noch nicht vorhanden waren, wußte man in Deutschland von diesen Studien. In Essen waren gleichfalls die französischen Bestrebungen bekannt, aber man sprach ihnen nicht genügenden Wert zu, um an die Zukunft dieses Gedankens zu glauben; so blieb dank der neuen Verschiedenheit der Gesichtspunkte beim Erscheinen der ersten Kruppschen Schnellfeuergeschütze der von den Schneider-Canetschen Geschützen gewonnene Vorsprung bestehen. Selbst nach den Aufsehen erregenden Versuchen im März 1901, bei denen die Firma Schneider & Co. mehr als sechzig fremden, achtzehn verschiedenen Nationalitäten angehörigen Offizieren zeigte, was ihre neuen Geschütze leisten konnten, selbst nach dieser Schießprobe, die den Erfolg des Streuverfahrens nach Tiefe und Breite bestätigte, indem von einem einzigen Geschütz in einhundertzehn Sekunden mit sechsundreißig Schüssen drei Hektar Land völlig mit Feuer zugedeckt und die über diesen Raum verstreuten zwanzig Zielwände eintausendeinhundertmal getroffen worden waren, — selbst nach diesem unbestreitbaren

Digitized by Google

Beweis waren die deutschen Artillerie-Techniker noch nicht überzeugt. Sie blieben bei der abhängigen Visierlinie. Alle ihre Anstrengungen richteten sich auf die Vervollkommnung ihrer Erfindungen, ohne das Prinzip zu ändern, so daß fortan die verschiedenartige Verwendung der Schraubenfeder und der komprimierten Luft als Vorbringemittel die beiden Konkurrenzgeschütze nicht mehr allein unterscheiden sollte.

Monate vergingen. Auf beiden Seiten ward fortgearbeitet, jeder verbesserte Einzelheiten, verblieb aber in einer Richtung, die der des anderen vielleicht nicht gerade entgegengesetzt, aber doch immer verschieden von ihr war. In den Spezialzeitschriften gingen die theoretischen Diskussionen weiter. Einige Länder zeigten sich den französischen Ideen günstig, andere behielten ihre Vorliebe für die deutschen Leitlinien; erst als nach einem sehr ernsten Wettbewerb in einem dieser Länder das nach Tiefe und Breite wirkende Streuverfahren zugunsten des Schneider-Canetschen Geschützes den Ausschlag gegeben hatte, legten die Kruppschen Werkstätten endlich, aber für diesen besonderen Fall zu spät, eine Schnellfeuer-Feldkanone mit unabhängiger Visierlinie vor.

Diesmal war die Vereinigung aller Probleme gegeben; die Macht der Dinge hatte dazu gezwungen. Wird sie vorübergehend oder endgültig sein? Mehr als zwei Jahre sind seitdem vergangen. In Essen sind inzwischen Modelle mit unabhängiger Visierlinie fertiggestellt worden, und sogar, wie man sagt, solche, bei denen die Schraubenfeder des Vorbringers durch komprimierte Luft ersetzt ist; aber ob dies nur Muster oder endgültige Geschütze sind, läßt sich noch nicht feststellen. In der Artillerie-Wissenschaft, wie überall, triumphieren mit der Zeit die wahren Lösungen, woher sie auch kommen. Die Zukunft wird sagen, wer recht gehabt hat, und sie wird auch die immer noch offene Frage beantworten: Welches ist das beste Geschütz? Da ich keine der Gaben besitze, deren ein Prophet bedarf, will ich dem Urteil, das die Zeit früher oder später fällen wird, nicht vorzugreifen suchen; um aber doch nicht mit einem Fragezeichen zu enden, schließe ich mit dem Satze, in dem gewiß alle Artillerie-Techniker Frankreichs und Deutschlands mit mir einig sein werden:

Die beste Kanone ist nicht die, die auf dem Schlachtfelde die meisten Soldaten tötet, ich gebe der den Vorzug, die in Friedenszeiten den meisten Menschen helfen wird, sich ihr Leben zu sichern.

Digitized by Google

Shakespeare-Unsinn

Von Avonianus

Achtung, Verständnis, Liebe für einen großen Dichter dokumentieren sich bei Kulturvölkern durch nichts deutlicher als durch die Art, in der er herausgegeben wird. Zwar sind die verletzenden Zeichen mangelnder Schätzung vielfältig, und wie mancher von uns entsinnt sich nicht jener Zeit vor den Meiningern, als unsere klassischen Dramatiker die Stiefkinder des Theaters waren, niemals im Feierkleide vor dem Publikum erscheinen durften; doch wenigstens litterarisch von seiten der Buchhändler und Gelehrten genossen sie jene Ehrerbietung, die ihnen die Spielhäuser versagten. Liebevolles Eingehen auf den Text, seine Anordnung, seine Herstellung fürs Auge hielten mit der sonstigen Ausstattung Schritt. Ist man jemals einem Schiller begegnet, dessen Dramenband mit „Wilhelm Tell" eröffnet, mit „Wallenstein" abgeschlossen worden wäre, „Die Räuber" in der Mitte gebracht hätte? Steht nicht ein für allemal die Reihenfolge: „Räuber", „Fiesco", „Kabale und Liebe" usw. fest? Sieht man nicht an ihr den Dichter wachsen, rückt er uns nicht so viel näher, weil wir seinen Werdegang begleiten und zu verstehen glauben? Nun blicke man auf Shakespeare, wie er am häufigsten in Buchform vor uns hintritt. Wohl war es Mitte der siebziger Jahre im vorigen Jahrhundert zunächst eine rechte Erquickung, als bei Hallberger in Stuttgart Heft für Heft mit Gilberts prächtigen Illustrationen herauskam, eingeleitet und übersetzt von unseren besten Dichtern, Heyse, Bodenstedt, Herwegh, Gildemeister, Wilbrandt und anderen mehr. Aber als wir die stattlichen Bände beisammen hatten, was bemerkten wir? Die Stücke folgten einander so regellos, wie nur geschlagene Truppen ein Schlachtfeld verlassen. Den Anfang machte „Lear" aus des Dichters reifster Periode, in den Königsdramen war die Reihe nach dem Geschichtskalender genommen, die vollendete Leistung des Komödien, sein „Heinrich IV." mit Falstaff, kam früher als „Heinrich VI.", seine jugendliche Trilogie. Das machte den meisten Lesern freilich nicht viel aus; denn Shakespeare galt eben im Publikum bestenfalls für einen irgendwie von der Tischkante gefallenen Naturburschen. Wie es ihm in seinen Dramen selbst Bedürfnis war, schmerzvollste Tragik und groteskes Humor durcheinanderzumischen, so, dachten viele, hätte er auch je nach Laune heut ein Ritterstück, morgen ein Trauerspiel, übermorgen ein Lustspiel verübt. Einen Zusammenhang zwischen des Dichters Leben und des Dichters Kunst setzte man überhaupt nicht voraus, das reizvolle Studium der Motive, der Herkunft für gewisse Stimmungen, der zeitgenössischen Modelle hatte in Deutschland kaum erst begonnen, und was den Lebenslauf des großen Briten betrifft, ward allerwegen die sinnlose Legende nachgebetet, daß nichts oder so gut wie nichts über ihn bekannt sei. Man nahm also die kunterbunte Mischung, die Durcheinanderwürfelung des auch bei Shakespeare organisch Gewachsenen und Gewordenen unbeleidigt hin, ohne sich weitere Gedanken zu machen.

Digitized by Google

Gerade damals, 1876, erschien aber auch das erste deutsche Buch, das uns den Autor William Shakespeare persönlich hätte näherbringen müssen, von Karl Elze. So trostlos ungeordnet der Stoff darin geblieben war, so unzuverlässig manche Einzelangaben sich für den erweisen, der das Buch heut als Quelle benutzen will, enthielt es doch eine Masse biographischen Materiales, die ganze Ausbeute der fleißigen Engländer von Rowe bis Halliwell-Phillipps. Seit nach ihm Georg Brandes in den Menschen William Shakespeare hineingeleuchtet, Hermann Conrad uns den „Hamlet" durch Nachweis der Ähnlichkeit zwischen dem furchtbaren Schicksal der Essex-Familie und dem des Dänenprinzen, ja, der Identität zwischen Hamlets Vater und Walter Esser, gewissermaßen aktuell gemacht hat, sollte auch in der Art, wie Shakespeares Dramen in Buchform erscheinen, endlich ein Wandel eingetreten sein. Wir wissen aus dem Datum der betreffenden ersten Quartausgabe, daß „Hamlet" spätestens 1602 über die Bühne des Globetheaters ging. Wenn wir das wissen, ist es ein Unsinn, ihn ferner noch an das Ende der gesamten Entwicklungsreihe zu stellen, wie das Hallbergers Ausgabe tut.

Als diese Ausgabe vor dreißig Jahren unternommen wurde, mußten die Hefte vielleicht so, wie die Beiträge der Mitarbeiter einliefen, einander folgen. Die erste Gesamtfolio von 1623 wieder hatte die chronologische Schwierigkeit, die die herausgebenden Kollegen naturgemäß gar nicht empfanden, dadurch umgangen, daß sie die Stücke in den drei Gruppen „Comedies, Histories and Tragedies" aufmarschieren ließ. Eine nicht viel andere Anordnung hat neuerdings Hermann Conrad getroffen, als er im Auftrage der Shakespeare-Gesellschaft für die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart es übernahm, die eingebürgerte „Schlegel-Tieckſche" Übersetzung in gereinigter Form darzubieten. Es waren den Philologen zu viele falsch übersetzte Stellen bekannt geworden. Manche von uns haben sich gewiß gleich mir darauf gefreut, jene anstößigen Stellen endlich beseitigt zu sehen. Leider hat Conrad sich um eine Aufgabe bemüht, die ihm eigentlich gar nicht gestellt war, nämlich die Leistungen von Dorothea Tieck in der Macbeth-Übersetzung usw. dichterisch zu übertreffen, dafür diejenige, die ihm in erster Linie oblag: Fehler auszumerzen, sich zuweilen auffallend bequem gemacht.

Welch ein Vergnügen müßte es nicht gewesen sein, über eine bisher dunkle Replik, die durch Auffindung neuen oder bessere Deutung alten Materiales aufgehellt worden war, herzugehen und ihre Mattigkeit in Frische zu wandeln. Das hat Conrad im „Hamlet" versäumt, obwohl gerade hier eine sehr lockende Gelegenheit sich im dritten Akt bot, in der zweiten Szene, wo der Prinz mit Horatio, nachdem der schuldbewußte König aufgefahren und hinweggetaumelt ist, das „Schauspiel im Schauspiel" bespricht. „Sollte mir dies nicht die Mitgliedschaft in einer Truppe verschaffen?" fragt Hamlet, worauf Schlegel Horatio sagen läßt: „Einen halben Anteil an der Einnahme." Die letzten drei Worte sind leider ein willkürlicher Zusatz. Der Urtext sagt nur „half a share"; und dieses „share" wieder heißt nicht „Anteil an Einnahmen", sondern — wir werden

Digitized by Google

gleich sehen, aus welchen biographischen Gründen das hochinteressant ist — ganz wie heute noch „Anteilschein" oder „Aktie". Für „Einnahme" hatten die londoner Spieltruppen damals ihre besonderen Bezeichnungen; „the house" hieß zum Beispiel bei den „offenen" Theatern die Einnahme aus dem festen Bau mit seinen Logen und Galerien, im Gegensatz zum „pit", dem ungedeckten Mittelteil, dem Hof unter freiem Himmel, da wo heut unsere Parkettreihen sich dehnen und im Globetheater der londoner Janhagel während der Vorstellung Nüsse knackte, Bier spielte, rauchte und spie. „Share" aber bildete um das Jahr 1602 bei den Globe-Leuten, das heißt Shakespeare, seinen Kollegen und Freunden, immer noch den nie ermüdenden Gesprächsstoff, weil für die Mitgliedschaft an diesem wenige Jahre vorher begründeten Unternehmen überhaupt nur sechzehn Anteilscheine nachzuweisen sind und es für den kapitalarmen Emporkömmling aus Stratford eine Lebensfrage bedeutet hatte, diese große Gelegenheit mit Erwerb eines „share" wahrnehmen zu können oder versäumen zu müssen. Darum, wenn Horatio sagt: „Eine halbe Aktie" und Hamlet repliziert: „Nein, eine ganze," so miterleben wir einen Nachhall von des Dichters Schicksal, dem Auf und Ab seiner Partnerschaft an der Gründung, durch die er wohlhabend werden sollte. Daß aller Anlaß vorlag, „share" an jener Stelle richtig und einfach wiederzugeben, hätte Conrad aus Lee wissen können. Die Vermutung liegt nahe, daß das angebliche Geschenk Southamptons an den Dichter im Betrage von tausend Pfund „zum Ankauf eines Hauses" vielleicht nicht so fabelhaft gewesen sei, wie die meisten Gelehrten es hinstellen, sondern sich auf Ermöglichung des lukrativen Eintrittes in die Aktiengesellschaft „Globetheater" bezogen haben dürfte. Wenn im „Julius Cäsar", der kurz vor „Hamlet" auch schon dort in Szene ging, Shakespeare seinem Helden Brutus die Beobachtung in den Mund legt:

„Der Strom der menschlichen Geschäfte wechselt.
Nimmt man die Flut wahr, führet sie zum Glück;
Versäumt man sie, so muß die ganze Reise
Des Lebens sich durch Not und Klippen winden . . ."

fühlt man sich nicht ebenfalls an jene Konjunktur erinnert? Für New Place, das stratforder Wohnhaus des Dichters, waren keine tausend Pfund nötig gewesen, hatten sechzig Pfund Anzahlung genügt.

Seltsamerweise vermißt man in „Hamlet" die bessernde Hand Conrads noch an einer viel dringenderen Stelle; denn auch bei „Sein oder nicht sein, das ist hier die Frage" bedeutet das Wort „hier" eine willkürliche Verballhornung, es ist nur der lumpigen Füllung wegen, weil die Silben nicht ausreichten, von Schlegel eingeschoben worden, und hat es verursacht, daß deutsche Schauspieler seit fast anderthalb Jahrhunderten jene Stelle total verdreht spielen, das Publikum sie falsch und bei falschen Gelegenheiten zitiert. Der deutsche Darsteller, mit rühmlichen modernen Ausnahmen, stürzt rollenden Auges aus den Kulissen und brüllt, als ob hier, jetzt im Augenblick, alles auf dem Spiel stünde, als ob hinter der Szene Direktor und Regisseur auf einer Trommel um seine Gage

Digitized by Google

würfelten. Ebenſo zitiert unſer Publikum jenen Vers, als ob es ſagen wollte: „Herrgott nochmal, jetzt wird aber die Sache brenzlich!“ Im Text ſteht kein „here“; Hamlet kommt nachdenklich, ein philoſophiſcher Spaziergänger, und grübelt, weshalb ſo viele geplagte Menſchen eigentlich weiterleben, während ſie doch den ganzen Kram beiſeite werfen könnten; „Sein oder nicht ſein, das iſt die Frage.“ Der engliſche Tragöde, durch keinen falſchen Text verwirrt, ſpielt meiſtens die Stelle richtig, ſchreitet ruhig, ſetzt ſich läſſig, ſpricht langſam, ins Leere blickend. Warum ſollte dem Dänenprinzen dieſe Stilgemäßheit nicht auch auf deutſchen Bühnen zugute kommen?

Ebenſo wundert man ſich, daß es Conrad keine Freude gemacht hat, eine nicht ſowohl falſche, als vielmehr ſchlechte Überſetzung, aus der ein regelrechter Verleumdungsfeldzug gegen Hamlet reſultierte, endlich zu ſäubern. Die Worte „daß ich zur Welt, ſie einzurichten, kam“ wurden nämlich ausgebeutet von jener merkwürdigen Gehäſſigkeit, mit der deutſche Scholiaſten den armen Dänenprinzen verfolgt haben. Zu ſolcher Gehäſſigkeit lag freilich ein geheimer Grund vor; denn gerade die Herren mit künſtlich aufgeputztem Verſtand würden von Hamlets Geißel, wenn er unter ihnen gelebt hätte, nicht verſchont worden ſein. Deshalb iſt Horatio Hamlets Freund, ein Mann, der keinen Witz und wenig Phantaſie hat, aber zuverläſſig, verſtändig, treuherzig, ohne jede Poſe vor den Prinzen hintritt. Ihn wählt und hegt Hamlet, während er den Höfling Polonius mit Sarkasmen zernichtet, bevor er ihn zufällig umbringt. Allein Polonius hat eine große Partei nicht nur am däniſchen Hof, und ſeine wahlverwandten Parteigänger ſuchten Hamlet abzugeben, was er einem der Ihrigen zugefügt hatte. Da ging es denn drauf los: dieſer eingebildete, boshafte Schönredner, der „ſeinen Dolch nicht finden kann“ (Hamlet ſtößt nach dem Könige, den er hinter der Tapete vermutet, bereits im dritten Akt), der nicht ſo viel Schneid hat, den allergewöhnlichſten Onkel auf dem Thron umzubringen, ſich aber damit ſchmeichelt, als ein zweiter Gottvater die Welt aufs neue einrichten zu können! Hamlet wurde für lange Jahrzehnte gleichbedeutend mit Zungendreſcher und Schlafmütze, Freiligrath verglich das damalige, wie gelähmte, politiſch unfruchtbare Deutſchland mit ihm. Die Herren Gervinus, Kreyßig, Flathe jedoch gebärdeten ſich, als ob der Text gelautet hätte: „That ever I was borne, to reconstruct the world!“ Bei Shakeſpeare ſteht nichts dergleichen; Hamlet ſpricht gar nicht von Welt, ſondern von Zeit. Sein zeitiges Dänemark (the time), ſo meint er, habe ſich verrenkt, nun ſolle gerad er das wieder in Ordnung bringen (put it right). „Verdammte Tücke, dazu geboren zu ſein!“ Nichts von Anmaßung liegt in ſeinen Worten, er hatte vielmehr den ausdrücklichen Auftrag kurz vorher vom Vater erhalten („Räch meinen ſchnöden, unerhörten Mord!“). Für jeden, der dem Dänenprinzen wirklich zugetan iſt und ſo genau wie Conrad weiß, welche Charakterfehler dem Unglücklichen in einer überlauten Litteratur, die noch keineswegs abgeſchloſſen iſt, jener Stelle wegen bereits nachgeſagt worden ſind, hätte es doch eine Genugtuung ſein müſſen, den Text richtigzuſtellen. Das iſt nicht geſchehen. Hamlet richtet immer noch als

Digitized by Google

Schöpfer die Welt ein, bleibt also nach wie vor in den Augen seiner Widersacher ein anmaßlicher Prahlhans. Daß der Bock nicht nur lebt, sondern sich auch fortpflanzt, merkt man aus folgendem kleinen Zeitgedicht, das unlängst in Berlin erschien:

„Schlimm ist, was wir schon ertrugen,
Aber manches wird zu stark.
Unsere Welt ist aus den Fugen,
Sagt der Prinz von Dänemark."

Hier wird also „time" ganz munter schon mit Welt übersetzt, und „the time" is out of joint" heißt im Deutschen: „Die Welt ist aus den Fugen". Dergleichen kommt davon, wenn ein schlechter Text sich verbreitet und, obwohl man den Auftrag hatte, ihn zu verbessern, unkorrigiert gelassen wird.

Solange der gräßliche Bacon-Unsinn in Deutschland immer noch spukt, ist freilich beim breiteren Publikum ein Interesse für Shakespeares Leben nicht zu erhoffen. Er wirkt auf die Einbildungskraft natürlich dort am stärksten, wo jede Sachkenntnis fehlt; es ist ja viel spaßhafter, einem großen Dichter seinen Namen zu stehlen, als aus den Werken sein Leben verstehen zu lernen.

Überboten ward jener Unsinn bereits durch Eugen Reichel, der eines Tages nachweisen wollte, daß auch Bacons Werke von einem ganz anderen herrührten, und so wird es wohl schließlich darauf hinauskommen, daß Bacon zwar Shakespeares Dramen, Shakespeare dagegen Bacons „Novum organon" verfaßt habe. Meistens bemerkt man bei den sogenannten Baconianern eine gänzliche Unkenntnis darüber, was Bacon in London eigentlich vorstellte und womit er beschäftigt war, so daß mitunter die Querfrage sich verlohnt: „In welcher Sprache hat Bacon geschrieben?" Platzt der Baconianer wie gewöhnlich damit heraus: „Nun, englisch natürlich!", so hat man ihn schon fest; und rät er wirklich einmal richtig: „Lateinisch!", so hat man ihn erst recht. Denn die Vorstellung, daß der grundgelehrte Kronstaatsanwalt und, in spärlichen Mußestunden, Naturforscher Francis Bacon sich darin gefallen haben könne, seinen Dramen, — die er mit der linken Hand im Schlaf niederschrieb, weil er bei Tage die Rechte schon überangestrengt hatte, — kleine Zitate aus Lillys lateinischer Grammatik einzuflechten, seine Sprüche aus den „Sententiae pueriles" herzuholen, ist grotesk. Von dieser Seite her ist überhaupt gegen den Bacon-Unsinn am ehesten etwas auszurichten. Shakespeares Dramen verraten keine nähere Kenntnis des Altertums; Bacon würde niemals Turmuhren zur Römerzeit schlagen, noch römische Bummler ein londoner Polizeiverbot übertreten lassen, noch einen Cäsar so verzeichnet, noch seinen Terenz falsch zitiert haben. Ebenso charakteristisch ist Shakespeares Französisch, sichtbarlich die Sprache keines geschulten Polyglotten, wie Bacon es war, sondern eines aufgeweckten Praktikers, dem Grammatik und Satzbau Nebensache sind, wenn er nur den Sinn ausdrücken kann. „Les dames et demoiselles, pour (!) estre baisées devant (!) leur nopces, il n'est pas le coûtume de France", läßt Shakespeare wohlgemerkt eine französische

Digitized by Google

Prinzessin sagen. Allein schon das „devant“ zeitlich genommen statt „avant“ bildet eine starke Zumutung für Bacon, der sein Französisch jenseits des Kanales gelernt und täglich im diplomatischen Verkehr des Hofes anzuwenden hatte, übrigens ein abgesagter Feind der englischen Bühne und ihr unverhohlener Verächter war. Auf ähnlicher Höhe wie jenes Lateinisch und Französisch stehen auch die paar spanischen und italienischen Brocken des Dichters, wie „miching malicho“ (sollte heißen „malhecho“) in „Hamlet“ III, 2, „paucas palabras“ im Vorspiel zu „Der Widerspenstigen Zähmung“, die „bellarobas“, von denen Friedensrichter Schaal vor Falstaff schwärmt, „con tutto il cuore ben trovato“ („Der Widerspenstigen Zähmung“ I, 2) usw.

Um diese letzten paar Flitter aufzulesen, lassen einige Forscher den britischen Autochthonen mit aller Gewalt eine Reise nach Italien machen. Das Gegenteil ist urkundlich zwar nicht zu beweisen, da wegen der Pest von Februar bis Ende 1593 der londoner Theaterbetrieb stockte, und nur die Herausgabe von „Venus und Adonis“, deren ungemein sauberer Text auf die Korrektur des Dichters schließen läßt, für seine Anwesenheit in England auch in jenem Frühjahr spricht. Es ist aber bedauerliche Verkennung der Aneignungsfähigkeit eines Genius, die Unmöglichkeit gewisser Informationen ohne persönliches Nachsehen an Ort und Stelle zu behaupten. Daß diese Informationen auf jeden Fall so ungenügend waren, daß Shakespeare Venedig als Landstadt auffaßte, — „so erwähnt er in seiner Schilderung von Venedig niemals Gondeln, sondern läßt die Personen von Straßen und Spaziergängen sprechen, wie in jeder anderen Stadt,“ sagt Georg Brandes —, das darf man freilich nicht glauben. In „Othello“, wie ich mich durch sorgfältigeres Nachgraben überzeugen mußte, findet sich (I, 1) der Ausdruck „gondolier“, und im „Kaufmann von Venedig“ (II, 8), obwohl „a street“ die Szene markieren soll, erzählt Salarino, daß Jessica mit Lorenzo in „a gondola“ zu sehen gewesen seien. Im übrigen wird ein echter Dramatiker, der Farben für ein bestimmtes „Milieu“ braucht, sie spätestens in drei Tagen beisammen haben. Um die paar Kleinigkeiten für Venedig und Verona zu erfragen, genügte dem Dichter, von Büchern abgesehen, ein halbstündiges Gespräch mit einem zurückgekehrten englischen Reisenden oder irgendeinem italienischen Schauspieler, von denen London wimmelte. Darum schwebt jene Reise-Hypothese nach wie vor in der Luft, obschon es erstaunlich ist, mit welchem zähen Eigensinn sie als eiserner, unverrückbarer Bestandteil der Shakespearekunde gelegentlich aufgetischt wird. All die Stoßseufzer über mühsäliges Hocken auf matten Kleppern beim Tagewerk eines herumziehenden Komödianten, die uns aus den Sonetten entgegentönen, sollen durchaus nur beim Übergang über die Alpen oder in der Ebene des Po ausgestoßen worden sein, beileibe nicht auf englischen Heerstraßen. Wenn man sieht, wie gern hier mit den Floskeln „ganz entschieden“, „ganz unmöglich“, „unbedingt“ gearbeitet wird, fallen mir immer wieder die melancholischen Worte jenes englischen Literarhistorikers ein: „Für die Theorien eines Texterklärers wie für die Hirngespinste der Eifersucht werden Kleinigkeiten, leicht wie die

Digitized by Google

Luft, zu Beweisen, deren Stärke den Belegen heiliger Schrift gleichkommt, — trifles, light as air, are confirmations strong as proofs of holy writ." Widersprechen heißt bei diesen Herren widerlegen, sobald sie selbst es tun, denn ein Irrtum ihrerseits ist ausgeschlossen; Widerspruch von seiten anderer ist ein Zeichen brutaler Unwissenheit; der Betreffende „kennt eben nicht" ihre und ihrer Parteigenossen köstliche Monographien. „Erst wenn" er Kirchenbuße getan und widerrufen hat, könnte damit aufgehört werden, deutsche Familien vor ihm zu warnen, deren geistige Gesundheit auf dem Spiel stünde, wenn die Italienreise nicht zum Dogma würde. Shakespeare nicht in Venedig und Verona? Wie ganz absurd! Bis nach Pommern hat man ihn ja glücklich schon gehetzt; wahrscheinlich war er auch in Amerika.

Nicht geleugnet soll werden, daß bei solchen vereiferten Untersuchungen auch manches Nützliche nebenbei gefördert und ergründet wird. Aber ist es unterhaltlich und unterrichtend, einem Eduard Engel in den imaginären Spuren des Dichters zu folgen, so gibt es unter unseren Forschern doch auch recht wunderliche Heilige von anderer Art. Engländer richten sich in der Chronologie für Shakespeares Dramen grundsätzlich nach faktischen Anhaltspunkten. Wenn zum Beispiel für die Aufführung von „Heinrich VI." eine auf uns gekommene Besprechung von einwandfreiem Datum vorliegt, nämlich aus dem Jahr 1592, so wird es ihnen im Traum nicht einfallen, das Stück „aus inneren Gründen" später anzusetzen. Auch die englische Methode mag zu Trugschlüssen führen, wenn sie zu rigoros gehandhabt wird. Es ist mehr als wahrscheinlich und durch mannigfache Indizien zu stützen, daß Shakespeare eine Reihe von Dramen, die nicht zufällig für seine unvollkommneren gelten, vor „Heinrich VI." verfaßt habe. Doch da nun einmal die Zahl 1592 als erste chronologische Kunde feststeht, beginnt für Halliwell-Phillipps auch erst mit diesem Jahr seines Dichters Mission. Die Vorstellung, als ob Shakespeare in London sieben Jahre geschwiegen habe, tut ihm und uns Gewalt an. Aber gewisse deutsche Methodiker vollbringen viel Tolleres. In dem neuen „Shakespeare-Evangelium" von Peter Alvor, der die beiden Grafen Rutland und Southampton dem vielberaubten „Singschwan vom Avon" unterschieben will und von hoher Stelle dafür belobt worden ist, wird „Macbeth" für das Jahr 1606 und Southampton für „Macbeth" angesetzt, weshalb? Weil Southampton nachweislich im Jahr 1617 mit Jakob I. in Schottland war. Der Beweis ist zwingend, wie jedermann sieht.

So wird sich denn leider die Bekanntschaft des deutschen Publikums mit Shakespeares Persönlichkeit noch erheblich verzögern. Denn darüber darf man sich keinen Täuschungen hingeben, daß die Baconianer und Konsorten mit ihren dunkeln Andeutungen, ihrem kabbalistischen Nonsens bei der sensationslüsternen Menge zehnmal so viel Teilnahme wecken wie die Sachkenner. Geschähe nur wenigstens nicht so viel Unverantwortliches auch am grünen Holz! Wenn ein Mann wie Max J. Wolff, der so viel Feines, Durchdachtes und Neues über jene Dramen in litterarischer Hinsicht vorzubringen hat, in seinem Vorwort

Digitized by Google

plötzlich das alte Märchen erzählt, daß man über Shakespeares Person nicht genug wisse, um sie biographisch nehmen zu können, dann aber auf den vier und dreiviertel Seiten, die er dieser Person widmet, drei gröbliche Schnitzer macht, so hört die Gemütlichkeit auf. „Die meisten der Geschwister" starben in jugendlichem Alter? Das stimmt nicht. Außer der Schwester Joan, die im sieben- oder gar achtundsiebzigsten Lebensjahre starb, wurden Gilbert steinalt, Richard vierzig, Edmund siebenundzwanzig; die Minderzahl der Geschwister starb in jungen Jahren. Shakespeares Vater „muß 1579" das kleine Gut seiner Frau, Asbies, verpfänden? Nein, das geschah 1578. Der ältesten Tochter des Dichters „folgte im Jahr darauf" ein Zwillingspaar? Nein, im übernächsten Jahr. Ich übergehe ein ganzes Bündel von weiteren Ungenauigkeiten und Schiefheiten, die Wolff sich leistet. Shakespeare soll den ganzen Lebensabend in London zugebracht und alljährlich nach Stratford hinübergeritten sein? Es dürfte genau umgekehrt, New Place, wo er seine beste Fahrhabe, die nachher im Testament auftaucht, stehen hatte, des Dichters Stammquartier geworden sein. Es gehört mit zum Ganzen, wenn Wolff in seinen „Studien und Aufsätzen" immer nur von Hamlets „aus den Fugen gegangener Welt" redet, oder dem Dichter gar „unwürdige Leihgeschäfte" vorwirft, ihn zum Wucherer stempelt. Ich ersuche Herrn Professor Max J. Wolff, einen einzigen Beleg dafür beizubringen, daß Shakespeare anders als aus Gefälligkeit hergeliehen hätte, als der „loving countryman", der gute Onkel S., den die Stratforder, wie der uns erhaltene Brief des Richard Quiney vom 25. Oktober 1598 dartut, sehr wohl zu finden wußten, wenn sie mal um dreißig Pfund in Verlegenheit waren. Viel näher würd es gelegen haben, in den vier Prozessen, von denen wir zufällig wissen, Akte der Notwehr gegen Dummdreistigkeit zu erblicken, in einer Zeit, als Rechtlichkeit in Handel und Wandel nach Halliwell-Phillipps nicht so verbreitet und selbstverständlich wie heute war. Hier merkt man, wie die vorbildliche Unverschämtheit der Baconianer gemütsverrohend wirkt; der tote Dichter wird zum corpus vile, man tritt auf ihm, der sich nicht mehr wehren kann, herum und beschimpft ihn mit selbstgefälliger Kaltblütigkeit. Woher hat Professer Wolff den Beweis der „unnachsichtigen Strenge", mit der der Dichter vorging? Was Näheres weiß er von jenen Prozeduren oder den wirklichen Vermögensumständen der Verklagten, um solchen Anwurf rechtfertigen zu können? Nein gar nichts. Schlimm ist es, wenn einem in seiner wahren Größe durchaus Unerkannten, der zum königlichen Lakaien aufstieg und bei öffentlichen Umzügen Livree tragen mußte gleich anderen „grooms", ein Verkehr auf gleichem Fuß mit den höchsten und stolzesten Aristokraten Englands angefabelt wird, während seine eigenen Sonette, hundert Bitterkeiten in seinen Stücken es bezeugen, wie der Mann unter seiner Lebensstellung litt. Aber zu behaupten, daß man von Shakespeare zu wenig wisse, und dieses Wenige dann lieblos und leichtfertig zu verpfuschen, das in der Tat gehört zum dicksten Shakespeare-Unsinn.

Digitized by Google

Im Arbeitshaus

Von Arbeiter Ernst Schuchardt aus Gotha

Antritt und erste Woche

Ein alter Mann hatte uns eingelassen und schloß mit bedächtiger Miene wieder das Schloß. Vor uns lagen die Anstaltsgebäude und die Kirche. An einem Gebäude rankte sich Wein bis zum zweiten Stock. Vor uns lagen Gartenanlagen mit gepflegtem Rasen. Viele Gedanken über dieses gepflegte Stück Erde konnte ich nicht anstellen. Ein alter rotnasiger Beamter forderte uns in rauhen Worten auf, zu folgen. Die Transporteure gingen nach den Geschäftsräumlichkeiten, gaben unsere Papiere ab und warteten auf die Ordre, ob wir „rein" seien. Wenn dieses nicht der Fall war, mußte das Polizeigefängnis die Kosten der Kleiderreinigung tragen. Der Aufseher brachte uns in ein Seitengebäude, in den Anstaltsbaderaum, wo wir unseren Korpus nochmals abspülten. Ein Barbier in grauer Anstaltskleidung schnitt uns das Haar mit einer Haarschneidemaschine kurz, fast bis auf die Haut, und der Schnurrbart fiel. Dann rasierte er uns. Doch vorher hatten wir uns der Oberkleider entledigt. Ein anderer in Anstaltskleidung suchte unsere Stauden (Hemden) nach „deutschen Reichskäfern" (Läusen) ab. Mit nacktem Oberkörper wurden wir inzwischen rasiert. Als meines Kollegen Barnack Schnurrbart fiel, standen ihm die Tränen in den Augen. Nach dieser Prozedur mußten wir baden in alten hölzernen Kübeln, oval lang, wie Brühbottiche bei einem Schweinemetzger geformt. Unsere Kleidung steckte ein Korrigend in einen Sack, dieser wurde mit einer Marke versehen und zugebunden. Jeder vom neuen Zuwachs erhielt ein Hemd, ein Paar Strümpfe, einen grauen Arbeitsanzug, alles grauer, fester Stoff, Hosen, kurze Jacke und Weste mit einer schwarzen Kappe.

Nachdem wurden wir zum Direktor geholt. Er war ein mittelgroßer Mann und fragte: „Wie heißen Sie, und sind Sie krank?"

Ich sagte meinen Namen und erwiderte lakonisch: „In so einem Hause, Herr Direktor, darf man ja doch nicht krank sein!"

Mit strengen Blicken entließ mich Herr von B. Ich mußte warten, bis bei den anderen die erste Audienz vorüber war. Dann brachte uns ein alter Aufseher zu dem Sekretär, wegen genauerer Informierung von unseren Papieren. Als dies erledigt, mußten wir vier Mann vortreten, und die Arbeitshausordnung wurde uns von einem Schreiber — auch Windenbruder (Arbeitshäusler) — vorgelesen. Natürlich mit einem Pathos, als wenn er der Leiter dieser Anstalt selbst sei.

Die Arbeitshausordnung ist in Preußen genau dieselbe wie die im Zuchthaus. Die Zuchthausordnung ist weit anständiger, da heißt es „Sträfling", in der Arbeitshausordnung „Korrigend". Nach der Verlesung der Ordnung mußten wir zu dem Arzt; dieser untersuchte uns, ob wir geschlechtskrank seien. Er machte dies mit einer Eilfertigkeit, als ob er froh wäre, wenn er mit dieser Beschäftigung schnell fertig sein wollte.

Digitized by Google

Dann gingen wir unter Beamtenschutz wieder in den Arbeitsraum. Ein Vorarbeiter, auch Korrigend, lernte mir das Spließen, Enden zusammenfügen von gesponnenen Kokosfasern. Ich lernte es sehr schwer. Mit dem Knäuel wickeln kam ich langsam voran. Ich arbeitete ununterbrochen, aber die Arbeit fleckte nicht bei mir.

Barnack mußte dieselbe Arbeit verrichten, und ihm erging es nicht besser. Der Vorarbeiter, der mich anlernte, war ein Mensch von achtundzwanzig Jahren; von Profession war er Zimmermann. Freitag in vier Wochen wurde er entlassen. Er gab es auch ungeschminkt zum besten, denn zwei Jemmchen (Jahre) seien eine verflucht lange Zeit.

Nach dem Essen wurde wieder gebetet. Essen gab es genug, wir konnten auch ein zweites Mal unseren Zinknapf füllen lassen. In seltenen Fällen war es zu knapp. Dann wurde wieder gearbeitet bis zum Abrufen zum Gebet. Am Abend wurde erst ein Lied gesungen. Stückweise sagte der Vorarbeiter das Lied vor, dann wurde gesungen, und so ging es, bis das Lied zu Ende war. Der Vorarbeiter gab den Ton an, und die meisten sangen mit, ich und mancher, welcher genau so wie ich fühlte, sang nicht mit. Es wurde ein Gebet gesprochen, und wir reihten uns Mann an Mann und stiegen die Treppen höher in unsere Schlafsäle.

Der nächste Vormittag ging rasch hin. Es wurde zum Essen aufgerufen. Wir stellten uns in einer Kette auf und nahmen unseren Napf. Der Kalfaktor füllte auf, und ein anderer gab uns ein Stück Brot. Das Essen war dickgekocht. Es gab entweder Reis und Kartoffeln mit dünn eingeschnittenem Fleisch. Dies war gewöhnlich Sonntagsessen. Bohnen, Erbsen, Linsen, Rumfad oder Rumfutsch. Die Sommermonate hindurch gab es Kohlrabi und Mohrrüben. Im Winter Weißkohl und Kohlrüben. An zwei Wochentagen war in das Gemüse dünn, sehr dünn Fleisch eingeschnitten.

Der Vorarbeiter sprach, als wir an unseren Platz gingen, das Gebet. Jeder mußte stehen. Wir hatten eine Stunde Mittagspause und konnten uns was erzählen. Ein alter Kerl von sechzig Jahren machte Kokosfaser-Fußbecken an einem Webbock, ich sollte bloß erst vorläufig spließen, um auch später welche zu machen. Er hatte wunde Finger von dem Stopfen und Anziehen des Garnes und der losen Fasern bekommen.

„Na, Koller, wie gefällt dir denn die Arbeit? Ja hier, da lernen sie einen auf den Kalmus pfeifen! Meine Finger sind schon lange wund, und das Pensum ist auch hochgeschraubt, und macht man es nicht, dann gibt es Kostabzug, und du kannst zuschauen, wie die anderen achillen (essen). Hier ist die reine Himmelsversorgungsanstalt! Paß nur auf, daß du es lernst, sonst kriegst keinen Priem!"

So verging auch der Freitag und der Samstag in regelmäßigem Einerlei. Der Aufseher sah keinen Grund, mir einen Verweis zu geben. Doch ein Zwischenspiel hätte ich beinahe vergessen.

Der neue Zuwachs mußte zum Herrn Pfarrer, eine Person in meinem Alter, den Namen habe ich leider vergessen. Wir waren von einem Aufseher aufgerufen worden, mußten unsere schwarze Kluft anziehen und wurden in ein Gebäude im Flur von dem Aufseher gebracht.

Digitized by Google

Einer nach dem anderen mußte in das Zimmer des Anstaltsgeistlichen treten. Er galt bei den anderen als ein strenger, herzloser Mann. Ich kam an die Reihe und trat ein und begrüßte ihn nicht als „Hochwürden", sondern mit den kalten Worten: „Guten Tag, Herr Pfarrer!"

Sein Erstes war nach dem Danken: „Können Sie denn das Vaterunser, sagen Sie es einmal her!"

„Donnerwetter," dachte ich, „der will das Vaterunser hergesagt haben, seit zwanzig Jahren hatte ich dies Gebet nicht mehr gesprochen." Doch ich besann mich rasch und leierte es ausdruckslos herunter. Bei „unser täglich Brot" haperte es ein bißchen. Doch ich sagte es her.

„Sie können es ja noch!" war seine Antwort.

Natürlich zuckte ich mit keiner Wimper, um keine Strafverschärfung zu erhalten.

Dann fing er mit seiner geistigen Inquisition an. Er fragte mich, wo ich zuletzt gearbeitet hätte, wo ich zuletzt wohnhaft gewesen sei.

Ich gab ihm kurze, ausweichende Antworten. Ich haßte diesen Mann, der sich als Untersuchungsrichter aufspielte, wo ich doch schon meine Strafe erhalten und verbüßen mußte. Seine ganze Ermahnung war, mich ja gut zu führen und jeden Sonntag recht Obacht zu geben auf seine Worte, die er in der Kirche sprach.

Freilich versprach es mein Mund, aber mein Wille war, es nicht zu tun. Der Mann ekelte mich an, und der Gedanke kam mir: Dieser ist genau so wie ein Hundedresseur. In einer Hand ein Stück Fleisch, in der anderen die Hundepeitsche. Ich wurde entlassen, und der nächste kam an die Reihe.

Der erste Sonntag

So kam der erste Sonntag heran. Die Kalfaktore brachten nach dem Morgengesang und dem Gebet das Wichszeug und die Kleiderbürsten. Heute hatten wir Kaffee und ein Stück Brot erhalten. Wir wichsten unsere Schuhe, und ich legte eine besondere Sorgfalt darauf, daß die alten, viel geflickten, mit Nägel beschlagenen Töpfe glänzten; ich wollte jede Strafe peinlichst vermeiden. Bürstete auch meinen schwarzen Anzug sauber aus und meine schwarze Kappe. Dann wurden Gesangbücher ausgelegt, für jeden Mann eins. Wir mußten uns im Gang des Werkstattsaales in zwei Reihen aufstellen, und ein Spanner filzte (untersuchte), ob die Kleider sauber und die Schuhe in Ordnung und die Mütze ohne Schild vorschriftsmäßig saß. Nach diesem Appell gingen wir, je zwei Mann, die Treppe gleich einer Kette hinunter. Es standen schon Leute in drei Reihen auf dem Hof. Der Werkführer in Spannerkleidung (Aufseherkleidung) und Degen. Der Hausvater in Uniform. Beide richteten uns aus in drei gleiche Reihen. Jede mit einem Abstand, daß ein Mensch bequem durch konnte. Der Leiter des Arbeitshauses kam. Der Hausvater kommandierte im Generalstone: „Richt euch!"

Wir begrüßten ihn durch Abnehmen der Mützen. Er nahm seinen Zylinder ab und wechselte mit dem Hausvater und Werkmeister einige Worte. Schritt mit diesen beiden die erste Reihe langsam ab, jeden Mann prüfend, dann die zweite Reihe und zuletzt die dritte.

Digitized by Google

In der dritten Reihe stand ich. An mich herantretend, sagte er: „Wie heißen Sie?“ Kalt sagte ich meinen Namen.

„Sie haben Ihre Jacke schlecht ausgebürstet. Das nächste Mal machen Sie es besser.“ Doch er verbesserte sich und sagte zum Hausvater: „Geben Sie diesem Mann eine bessere Jacke, die ist verschossen!“

Nach Beendigung dieser Kontrolle kommandierte der Hausvater: „Rechts um!“, und wir gingen zur Kirche. Vor der Kirche standen zwei alte Opferstöcke, Blechbüchsen, an den Bettel für die Kirche erinnernd. Wir schritten zu dreien in der Reihe, und gleich einer dreigliedrigen Kette kamen wir an. Die Aufseher verteilten uns. Ich kam unter der Kanzel zu sitzen. Links neben mir in einer besonderen Abteilung saßen die Armenhäusler, Männer, meist siebzig Jahre alt. Sie hielten, wie wir, in ihren verschrumpelten Händen das Gesangbuch. Mir gegenüber saß nicht weit von der Stelle, wo der Pfarrer das Abendmahl verabreichte, der Herr Direktor und seine Frau Gemahlin. Oben, wo die Orgel stand, am Hauptchor, saßen die Sänger, auch Korrigenden, und der Kantor, ein alter Mann, der mit Virtuosität die Orgel spielte. Er war der einzige von unseren Vorgesetzten, der uns mit guten Worten leitete. Der Kantor spielte die Einleitung zu einem Choral, dann wurde gesungen. Der Pfarrer sprach das Einleitungsgebet. Dann wurde wieder gesungen. Ich hielt mein Gesangbuch aufgeschlagen vor mir, sang aber nicht. Die Lippen fest auf die Zähne gepreßt, im Inneren den Kirchenzwang verfluchend. Der Seitenchor war verhängt. Hinter diesem saßen die weiblichen Korrigenden. Wenn nicht manchmal ein Weib die Schreikrämpfe bekam in der Kirche, hätte man nie geahnt, daß hinter diesem grauen Vorhang Menschen saßen.

Was der Pfarrer predigte, darauf hatte ich keine Acht. Nur fügen — bis meine Zeit um war — um aus dieser Hölle herauszukommen . . .

Wenn die anderen aufstanden, stand ich auch auf. Setzten sie sich, so machte ich es auch. Also alles wie ein Automat — wie eine Marionette. Ich grübelte vor mich hin — und wenn die Orgel ertönte, sang mein Gehirn einen Fluch auf den erzwungenen Kirchenbesuch. Mein Gesicht verriet nicht, was in meinem Inneren vorging. Meine Lippen preßte ich fest auf mein defektes Gebiß, als wenn ich Zahnschmerzen hätte, und sog an meinem Stück Kautabak.

Nach Beendigung des Gottesdienstes stellten uns die Spanner wieder auf, und wir gingen wieder nach unseren Abteilungen und gaben die Gesangbücher ab. Ein Korrigend packte diese in einen Kasten und verschloß ihn. Wir zogen unsere Kleidung um, legten vorschriftsmäßig Jacke und Hose in unseren Schrank und unterhielten uns leise.

Es wurden Bücher ausgeteilt, Anstaltslitteratur. Erzählungen, die Scherlsche Woche, alte Nummern, alte Jahrgänge, auch alte Nummern vom „Universum“ und der „Weiten Welt“ und das evangelisch-christliche „Daheim“.

So las ich in solchen Heften verschiedene Kritiken über Meister der Tonkunst und der Dramatik. Auch über Rubinstein, der in Petersburg gestorben war. Komponist, Musiker und Dichter war dieser Mann und hatte auch ver-

Digitized by Google

schiedene Heinrich Heinesche Lieder komponiert. In einem dieser Hefte stand eine große Reihe von Aphorismen von Rubinstein. Auch las ich gern Schilderungen von Land und Leuten. An christlichen Erzählungen hatte ich keine Freude; einmal las ich eine Geschichte von einem verlorenen Sohn. Dieser Geisteskohl war mir so zuwider — und hier sollten die Menschen zur Zufriedenheit erzogen werden und zur Gottesfurcht . . .

Am Rad

Ich folgte dem Aufseher eine Treppe tiefer. Wir kamen in einen gleich großen Raum. Es standen auch einige Webstühle darinnen. Im hinteren Teile stand ein Bandwebstuhl, ein alter, gebrechlicher Karren. In der Mitte war ein Bock zum Kettenwickeln angebracht. Es wurden die Ketten für die Läufer von großer Länge zugerichtet. Mein neuer Schrank hing in einem Durchgang zur Holzdrechslerei. Der Drechsler machte bloß Ersatzteile für Webstühle und schärfte die großen Scheren für den Abschnitt zu Faserdecken.

Fünf Gestalten empfingen mich.

Wie ich in diesen Raum eintrat, faßten mich die Kerle zwischen die Beine. Unvorsichtigerweise verbat ich mir dies und sagte, wenn dies weiter so fortging, würde ich mich beschweren. So fing der Bruch zwischen mir und diesen Leuten gleich an. Das beginnt ja gut, dachte ich abends im Bett. Ich hatte mich in ein Brennesselterrain gesetzt.

* * *

Nach dem Verlassen der Schlafsäle ging ich mit den anderen, die auch zur Essentransportkolonne gehörten, nach der Frauenabteilung. Eine dicke Aufseherin wies uns für jede Abteilung die kupfernen Kübel an. Für unsere Abteilung waren wir vier Mann. Drei Mann trugen das Essen. Der letzte Mann trug einen Eimer mit heißem Wasser. Jede Woche wechselten wir im Tragen, so daß jeder alle vier Wochen den Eimer mit Wasser trug.

Nach der mich bis an den Hals ekelnden Singerei und Beterei aß ich und ging an meine neue Beschäftigung. Meine neuen Mitarbeiter hatten den Beschluß gefaßt, mir diese Beschäftigung zu verekeln. Den ersten Tag nach der Arbeit fühlte ich mich abends hundsmatt. Sie drehten im Übermaß schnell und forderten mich auf, dasselbe zu tun. Das Raddrehen konnten sie mir nicht lernen, denn schon früher hatte ich an einer Buntdruckpresse das Betriebsrad gedreht. Da natürlich alleine. Es war in Gotha bei Österheld gewesen, Lithographie und Kartonagenfabrik; leider, weil diese Arbeit zu schwer war, nur drei Tage. Der Schlafsaalvorgesetzte lernte einen gewissen M. aus Magdeburg an, welcher am 22. Juli 1903 in diese Anstalt kam und ein Jahr abmachte wegen Kuppelei, auch sein Weib war mit in der Weiberabteilung. Dieser M., wie er selbst erzählte, hatte, wenn dieses Jahr für ihn beendet war, vierundzwanzig Jahre hinter der Mauer periodenweise verlebt und war fünfundvierzig Jahre alt, also vom „schiefen Giebel" (verwahrloste Knaben), „Gefängnis"

Digitized by Google

und „Zet“. Der erste von den Raddrehern war ein zuletzt in Halberstadt wohnhafter Pferdehändler und hieß D. Er hatte ein Jahr wegen Kuppelei. Der zweite war ein Zigarrenmacher namens W. Der dritte war ein Arbeiter, und wegen Winde in mehrfacher Auflage hatte er eine Strafe von einem und ein Vierteljahr zu verbüßen. Der Schlafsaalvorgesetzte ging nächste Woche am Montag ab: er hatte seine Strafe, ein halbes Jahr, verbüßt. Auch er war in der Nähe von Magdeburg gebürtig. Wegen Betteln und Obdachlosigkeit war er in das Arbeitshaus geschickt worden.

Meine Mitarbeiter in dem Raum der Deckenschermaschine waren nicht schlecht gegen mich, und das zwischen die Beine Greifen und mit dem Besen Kitzeln rechne ich ihnen nicht schwer an.

Man muß sich in die Lage solcher Menschen eben hineindenken. Hatten doch die drei Mann M., D. und W. sich von ihren Weibern ernähren lassen und dafür die Wollust ihrer Weiber nach jedem Bedürfnis hin befriedigt. Eine lange Gefängnishaft hatten sie durchgemacht, so im Durchschnitt über ein Jahr Haft und nun ein Jahr Arbeitshaus. Nun ärgerten sich die Leute, daß ich bloß ein halbes Jahr hatte. Zurzeit, als ich mit diesen Leuten zusammen sein mußte, war ich wütend und verdammte heimlich die Oberleitung, die mich zwang, einem Menschen in Punkt Arbeit untertan zu sein, der bald vierundzwanzig Jahre hinter der Mauer verbracht hatte.

Die Tage der ersten Woche vergingen, und jeden Abend war ich hundsmüde, hatte auch von D. wegen einer geringschätzigen Bemerkung eine in das Gesicht bekommen, ebenfalls von M. eine Schelle.

Es kam dann der Sonntag. Ein alter Mann von neunundsechzig Jahren redete mich auf Englisch an und bot mir den Morgengruß, als ich beim Schuhputzen war. Er fragte mich, wie es mir gefiel. Ich gestand ihm in Englisch, daß ich das volle Haus mit allem, was dran hing, in die Hölle verwünschte. Er drückte mir die Hand und sagte: „Ich pflichte dir bei, was soll ich nun sagen, ich habe zwei Jemmchen, und du hast immer bloß ein halbes, das ist eine vermaledeite, ewig lange Zeit; da kann einem das Grasbeißen ankommen!“

Wundern muß ich mich doch über den Alten. Trotz seiner bald siebzig Jahre konnte er, wenn wir es verlangten und er bei guter Laune war, und trotz seines haarlosen Schädels freihändig auf dem Kopfe stehen.

Auch lernte ich einen Menschen kennen, der das Benehmen eines Geistlichen markierte. Ich fragte ihn: „Na, Kollege, was hast denn für ein Metier?“

Er sagte: „Ich bin Schauspieler und habe dreiviertel Jemmchen!“ Er war eine von jenen verkrachten Existenzen, die in der Jugend von Lorbeerbäumen geträumt und jetzt mit seinen fünfundvierzig Jahren am Bettelstab war. Oder schließlich war er bei einer Schmiere Statist oder Kulissenschieber gewesen; denn unter uns Vagabunden gibt es wunderliche Leute, gerade und krumme, schiefe und buckliche, ehrliche und unehrliche.

Ein alter Korrigend, der am Bandstuhl webte und Cordband verfertigte, war auch Vorgesetzter für unsere Abteilung. Er war schon ein viel mit Über-

Digitized by Google

weisung Vorbestrafter. Seine schlechte Gesinnung wußte er durch Frömmelei schlau zu verdecken, nämlich mit einem scheinheiligen Augenaufschlagen. Er hat manchen von uns beim Aufseher angeschwärzt, so daß wir Strafen erleiden mußten. An diesem Manne war ein Pfarrer verdorben; beim Gebet hatte er sich den Ton angewöhnt, so zu sprechen wie ein leibhaftiger Pastor.

* * *

Wir, in unserem viel zu schmalen Raume, hatten den härtesten Posten.

„Verflucht," fing M. zu schimpfen an, „hier in dieser Bude kommt einem bald das ‚Beikern' an. Der elende, schwere Staub. Ich kann kaum mehr aus meinen Augen sehen. Das alte Viech, der Transporteur, will nicht mehr transportieren. Das Messer ist zu kurz und die Federn vom Zylinder auch durch die viele Schleiferei; die Rotgußlager ausgescheuert. Der olle, miserable Karren von Maschine gehört zum alten Eisen. Aber da soll gespart werden. Neu haben sie diese Maschine nicht gekauft. Die frühere Firma war froh, daß sie den ausgemergelten Karren los war. Beim Turnmattenscheren ist das Messer zu kurz, und unsereins soll gute, fehlerfreie Arbeit liefern! Ich sage es dem Meister, daß ich wieder Rippenmatten machen will! da verdiene ich jeden Tag zwanzig Pfennige, und an dem Lausekarren bekomme ich acht ganze deutsche Reichspfennige!"

Und er sagte es auch dem Meister, der meinte aber kalt: „Das geht nicht. Sie müssen an den Posten aushalten; die Firma kann nicht jede vier oder sechs Wochen einen neuen Mann anlernen. Sie sind ein heller Kopf: die meisten hier eignen sich nicht für diese Arbeit. Es wird schon gehen!"

M. erwiderte: „Das geht auf keinen Fall. Die Maschine ist nicht in Ordnung, und Maschinenschlosser bin ich nicht. Die Lager, in denen der Zylinder ruht, sind kaput, und der ganze Karren ist hin. Schaffen Sie einen neuen Karren an, dann bekommen Sie auch prima geschorene Decken!"

Da kam aber M. schön an! Der Meister sagte, das mache die Firma nicht.

Da standen wir und mußten die alte Maschine wieder in Bewegung setzen.

D. W. und ich beschwerten uns, daß der alte Karren sich seit einigen Tagen unheimlich schwer drehe, und daß wir von der Quälerei und den Staube alle fünf Mann den Husten hätten. Wir dampften auch periodenweise in Schweiß, und dann beim Ruhen froren wir; das grobleinene Hemd klebte uns auf dem Nacken, denn es war vollgesaugt vom Schweiß.

„Ich kann euch nicht helfen," sagte der Meister von der Firma, „macht eure Arbeit, so gut sie geht. Eine neue Maschine schafft meine Firma nicht an. M., Sie können ja die Lager aus der Maschine reißen, und ich lasse neue Rotgußlager gießen. Der Chef ist der Überzeugung, daß eine neue Maschine hier bloß ruiniert würde!" Der Meister sagte dies im ernsten Tone — und wir lachten.

M. riß die beiden Lager heraus und gab sie dem Meister. Wir spließten zwei Tage Garn und sortierten Kokosenden, bis die neuen Lager gegossen waren.

Digitized by Google

Der Meister brachte sie am Morgen. Ein Korrigend, Maschinenschlosser von Beruf, feilte sie zurecht. Waren es doch die unteren Hälften. Die oberen waren nicht ausgescheuert, weil der schwere Zylinder auf den erneuerten Hälften ruhte.

Durch die neuen Lagerteile war die Maschine nun erst richtig aus der Richtung, und die Scherung der Decken war geradezu miserabel. M. versuchte alles mögliche — es ging nicht richtig. Wir schliffen die Messer dreimal in der Woche. Es half nichts, wir lieferten fehlerhaft gescherene Ware. Auch ein alter Zylinder wurde von dem Lager geholt, in eine Kiste gepackt und nach der Fabrik befördert, die neue Federn einzog. Auch dies ging nicht, als er kam und eingesetzt wurde. Dabei mußten wir schuften beim Drehen, weil die neuen Lager noch nicht eingelaufen waren. Es ging nicht und sollte doch gehen.

Der Werkmeister in Uniform kam und sagte barsch: „Ihr wollt bloß nicht! Ist es doch früher gegangen! Weshalb geht es bei euch nicht?"

Der Herr Direktor kam, sah sich die Maschine an und sagte uns bald dasselbe. Wir mußten weiter schuften an dieser Höllenmaschine.

Als wir allein waren, sagte M.: „Gut, wir arbeiten weiter und lassen die Decken statt zweimal dreimal durch. Sind sie dann schlecht, so können sie die Handscherer nachschneiden!"

So verging der Samstag in dieser Höllenabteilung.

Endlich kam der Samstagabend, und ich freute mich; denn heute schlief der Wilhelmshavener Zimmermann in unserer Abteilung wegen des vierzehntägigen Kirchganges. Brachte er mir doch die „Magdeburger Volksstimme", ein oder zwei Exemplare, Kautabak und ein Ende Blutwurst mit. Trotz alledem ich noch keinen „Stift" schreiben lassen konnte, bekam ich von meinen internen Bekannten doch Kautabak. Dies ging alles heimlich. Die Wurst war in Papier, und die Zeitung stopfte er mir selbst in die Jackentasche, aber erst, wenn die „Spanner" (Aufseher) die Säle verlassen hatten. —

Den anderen Morgen war wieder Kirchenappell. Der Herr Direktor stieß bei dieser Musterung mit dem Finger gegen meine Jacke in der Richtung, wo ein leeres Knopfloch war. Ich hatte einen Knopf vergessen in das Knopfloch zu schieben, und er wollte sich überzeugen, ob ich auch noch die bestimmte Zahl Knöpfe an meiner Jacke hatte. „Knöpfen Sie zu," sagte er ernst.

An meiner Jacke konnte er nichts tadeln, die hatte ich mit Wasser ausgebürstet, so daß der Stoff nicht so von dem Tageslicht ausgesaugt erschien. Der Hausvater gab mir keine neue.

Ich fragte ihn nach dem ersten Appell wegen einer anderen Jacke, und er sprach: „Schuchardt, Sie haben bloß ein halbes Jahr; bürsten Sie Ihre Jacke gut aus, diese hält dann schon so lange aus."

Digitized by Google

Rundschau

„Sozialismus" im preußischen Dreiklassen-Parlament

Preußen ist im Begriffe, sein Bergrecht zu ändern. Eine unscheinbare Regierungsvorlage mit ganz wenigen Paragraphen, eine unscheinbare erste Lesung, die knapp eine einzige Sitzung füllt, eine ebenso unscheinbare Kommissionsberatung, in der über Ziel und Weg fast völlige Übereinstimmung herrscht, — so wird allem Anscheine nach die Reform in kürzester Frist fertig sein: unscheinbar in allem Äußerlichen und doch eine Aktion von immenser Bedeutung in sich, weil die Tatsachen, die sie notwendig machten, und das Prinzip, das ihr zugrunde liegt, in der Entwicklung Deutschlands in der nächsten Periode eine entscheidende Rolle spielen werden. Wie stellen wir uns zum Kapitalismus? Oder besser: wie retten wir die Freiheit im Kapitalismus? Das wird zweifellos, je länger je mehr, auch bei uns das große Zukunftsproblem. Und für dessen Lösung ist die preußische Berggesetznovelle ein erster, tastender Versuch.

Sie bricht mit dem Manchestergrundsatz, der längst das Gegenteil dessen wirkte, was er hatte wirken sollen; sie beseitigt eine Freiheit, die in Wirklichkeit nur noch eine Freiheit für wenige Monopolbetriebe zur Usurpierung gesellschaftlichen Eigentums gewesen ist.

Der Bergbau ist frei, so hatte das Berggesetz von 1865 es verkündet. Die riesigen Schätze, die im Innern der Erde bisher unerschlossen lagerten, werden der unbeschränkten Konkurrenz aller zur Verfügung gestellt. Jeder darf nach ihnen schürfen, wie und wo er will, und ist er fündig geworden, so hat er den gesetzlichen Anspruch auf Verleihung des Bergwerks-Eigentums. Der Staat will nicht mehr Regalherr sein. Er will überhaupt nichts mehr sein als der Notar, der Registrator der eingebrachten und verliehenen Mutungen: ganz der „Nachtwächter"-staat, wie die Manchesterlehre ihn verlangte. Und für die Verhältnisse von damals war dies das Richtige: Kapital und Unternehmungslust wurden geweckt, die phänomenale Entfaltung des deutschen Bergbaues und mit ihr die Entwicklung Deutschlands zur Industrie überhaupt datiert von jener Umwälzung der bergrechtlichen Verhältnisse. Mißstände zeigten sich allerdings auch damals schon, als zum Beispiel im Oberbergamtsbezirk Breslau einzelne Schürfer ganze landrätliche Kreise mit Braunkohlenmutungen, im Oberbergamtsbezirk Bonn ein einziges Hüttenwerk den ganzen Westerwald in über vierundzwanzig Quadratmeilen Ausdehnung mit Eisensteinmutungen überdeckte. Und es blieb nicht dabei allein. Hinzu kam eine Auslegung der bergrechtlichen Bestimmungen durch die Rechtsprechung, die geradezu ungeheuerlichen Mißbrauch legalisierte: die es ermöglichte, daß der Muter Berggerechtsame für sich mit Beschlag belegte, ohne an ihre Ausbeutung ernstlich zu denken, daß er von einem Fundloch aus ein Riesenterrain beherrschte, indem er durch fortwährend veränderte „Erstreckung" seines Feldes jede etwa drohende andere Schürfung im Umkreise von viertausendeinhundert Meter einfach überdeckte, und daß er somit durch einen einzigen Fund schließlich nicht nur ein einzelnes Normalfeld, sondern deren fünfundzwanzig für sich erwarb. Auf dieser Rechtsbasis aber traten dann in neuester Zeit die mit unbeschränkten Kapitalien und mit patentierten Bohrverfahren ausgestatteten großen Bohrgesellschaften in Aktion. War schon mit der zunehmenden Tiefe des Schachtbaues, die immer größere Geldmittel erforderte, der Kreis der Bohrfähigen immer enger geworden, so schlossen diese modernen Schatzgräber des Kapitalismus ihn nun ganz. Denn durch ihre glänzende Technik machten sie jede Konkurrenzbohrung von vornherein aussichtslos; untereinander aber verständigten sie sich über das jedem von ihnen zustehende Gebiet, das

Digitized by Google

sie nun nach allen Regeln der Kunst binnen wenigen Jahren mit ungeheuren Mutungen vollständig sich aneigneten. Von den deutschen Kohlenschätzen, soweit sie bisher bekannt sind, ist alles bis auf einen kleinen Rest in dieser Weise beschlagnahmt; mit Kali, Petroleum und den anderen unterirdischen Reichtümern ist man auf dem besten Wege, ebenso zu verfahren.

So wurde aus der Freiheit, die die Liberalen von 1865 meinten, die Freiheit, die das Monopolkapital von heute meint. Was diese aber bedeutet, das erkennt man erst ganz, wenn man zu den geschilderten Verschiebungen auch die andere, noch viel schärfer revolutionierende Veränderung im Bergwesen hinzunimmt: die Errichtung und die ständige Erweiterung des rheinisch-westfälischen Kohlensyndikats. Mit ihm wurde aus der Vielheit der kleinen, sich gegenseitig unterbietenden und bekämpfenden Bergwerksbesitzer die geschlossene Einheit der Produzenten gegen die Konsumenten. An die Stelle der Freiheit trat die Organisation, die Wiederbelebung des alten Zunftgedankens, aber auf völlig neuer, auf höherer Stufe: die Zunft auf kapitalistischer Basis! Und diese Organisation beherrscht nun den Bergbau mit unumschränkter Gewalt. Der einzelne wird nichts, das Syndikat alles. Das Syndikat bestimmt, wieviel Kohle jedes Bergwerk überhaupt fördern darf und wieviel es im gegebenen Augenblicke fördern muß. Das Syndikat besorgt den Absatz, es macht den Handel zu seinem untertänigen Werkzeug, es beherrscht die Schiffahrt, die seine Kohle verfrachtet. Und vor allem — es beherrscht den Preis. Die Entscheidung über eines der wichtigsten Gebiete deutscher Produktion und Konsumtion, die Entscheidung über einen der wichtigsten Faktoren für die Konkurrenzfähigkeit der deutschen Industrie, — denn die Kohle ist wirklich das „Brot“ aller gewerblichen Tätigkeit — die steht also nun unter der Herrschaftsmacht des Syndikates. Von wem aber wird dieses selbst beherrscht? Von einer kleinen Zahl großer Industriekapitäne, von einer kleinen Zahl großer Bankdirektoren — das werden immer mehr die eigentlichen Herrscher im neuen Deutschen Reich. Was sind ihnen gegenüber die Millionen Konsumenten? Nichts, denn sie sind nicht organisiert, und nur Organisation ist Macht. Und was ist ihnen gegenüber der Staat? Auch nicht viel mehr als nichts, denn sein eigener Bergwerksbesitz ist viel zu gering, um mit jenen in Konkurrenz zu treten.

Das aber ist der Punkt, an dem die jetzt zur Bearbeitung stehende Reform einsetzt. Die Bergbaufreiheit, von welcher Seite man sie auch betrachtet, ist eine leere Farce geworden. Aber notwendig ist eine Stärkung der Allgemeinheit gegenüber dem Monopol. Und dazu bedarf es einer Vergrößerung des staatlichen Bergwerksbesitzes, die — will der Staat nicht für Hunderte von Millionen diejenigen Bergwerke zurückkaufen, die er jetzt den mit dem Syndikat aufs engste liierten Bohrgesellschaften für ein Butterbrot zu schenken gezwungen ist — in erster Reihe geschehen muß durch eine Reservierung der noch freien Kohlenschätze für den Staat.

Das ist der einfache Gedanke der jetzigen Vorlage: sie beseitigt auch formell die Bergbaufreiheit, die tatsächlich längst durch Rechtsprechung, Großkapital und Bohrgesellschaften beseitigt war, und spricht die noch vorhandenen Felder dem Staate zu, der sie entweder selbst betreiben oder aber „auf Zeit und gegen Entschädigung“ in privaten Betrieb geben soll.

Dieser Gedanke ist so sehr die logische Konsequenz der tatsächlichen Verhältnisse, daß er geradezu selbstverständlich erscheint; die Mehrheit im Abgeordnetenhause war ihm denn auch von vornherein sicher. Aber — und das ist wieder das Bedauerliche bei der Angelegenheit — der Liberalismus ist es nicht, der diesen Fortschritt bewirkt. Nicht nur von nationalliberaler Seite (das wäre ja nicht weiter verwunderlich!), sondern auch von freisinniger wird er mehrfach bitter verhöhnt und bekämpft: Eine höchst eigenartige Expropriation, die dem Fiskus keinen Groschen koste, durch die der Staat „umsonst“ zu einem großen

Digitized by Google

Bergwerksbesitz komme, so beurteilen diese Liberalen die Vorlage mit dem „sozialistisch-kommunistischen" Grundgedanken. Ist da nicht wirklich rechter Hand, linker Hand alles vertauscht? Umsonst — nämlich für eine Mark fünfzig Pfennige Schreibgebühr — haben bisher die Kohlenmagnaten und die Bohrgesellschaften die unterirdischen Schätze sich aneignen dürfen. Während jetzt endlich, viel zu spät, die Allgemeinheit sich daran erinnert, daß diese Schätze ihr Eigentum sind, daß es nicht zulässig ist, sie einer kleinen Zahl Privilegierter zu beliebiger Ausnutzung gratis und franko zu überantworten, daß es nicht nur darauf ankommt, diese Schätze überhaupt zu erschließen, sondern mindestens ebensosehr darauf, wie und für wen sie erschlossen werden. Und daß da auch die Parole lauten muß: durch das Volk und für das Volk — zur Bereicherung der Allgemeinheit, nicht zu ihrer Verarmung.

Es ist das alte Unglück großer Teile des Liberalismus, daß sie keine rechte Stellung zum Staate finden können, daß sie im Staat nur zu leicht bloß den Fiskus, die Bureaukratie zu sehen geneigt sind. Gewiß, die Repräsentanten des Staates — und Preußens besonders! — tun das Menschenmögliche, um dieser Auffassung immer von neuem Nahrung zu geben. Aber das darf nicht ausschlaggebend sein. Sind heute in der staatlichen Verwaltung die fiskalischen Gesichtspunkte oft noch viel zu sehr im Vordergrunde, so daß die allgemeinen Interessen dahinter mehr oder minder vollständig verschwinden, so ist es eben Sache der parlamentarischen Kontrolle, hier Wandel zu schaffen und den Staat zu dem zu machen, was er nach demokratischem Ideale zu sein hat: zum Vertreter und zur Organisation der Allgemeinheit. Als solchen werden wir ihn für die Auseinandersetzung mit dem kartellierten Großkapital noch dringend nötig haben. Denn diese Auseinandersetzung, die in Amerika schon auf der Tagesordnung steht, wird auch bei uns kommen. Und je eher der Liberalismus einsieht, daß sie kommt, desto besser für ihn. Er hat bereits seine Stellung in der Arbeiterfrage von Grund aus revidiert und ist sozial geworden — nur leider erst zu einer Zeit, als es zu spät war, die Arbeitermassen noch an sich zu fesseln. Er wird auch seine Stellung zum Eigentum noch revidieren müssen, wenn es klar sein wird, daß der alte Begriff des schrankenlos „freien Eigentumes", auch am Boden und an Monopolgütern, ebensosehr ein Feind der wirklichen Freiheit ist, wie es der alte Begriff des „freien Arbeitsvertrages" gewesen ist. Und wenn man diese Revision des Eigentumsbegriffes, die darum noch lange nicht zur allgemeinen Verstaatlichung führen soll und muß, dann „sozialistisch" nennen will, so sei es drum. Die Deutschen werden ja wohl nicht ewig die politischen Kinder bleiben, denen man nur das Schreckgespenst „Sozialismus" als Popanz vorzuhalten braucht, um sie zu jeder Dummheit kirre zu machen. Es wird sich dann eben ganz einfach erweisen, wie eng der konsequent durchgedachte Liberalismus und der praktisch-politisch, nicht utopisch aufgefaßte Sozialismus einander berühren. Und daß in ihrem Zusammentreffen die Entwicklung Deutschlands zur Freiheit liegt.

Daß wir dem Punkte näher rücken, an dem diese Entscheidung über die Stellung von Liberalismus und Kapitalismus fallen muß, das ist die wichtigste Lehre, die die jetzige preußische Berggesetznovelle und ihre Motive geben.

Arthur Feiler

Die Rückkehr des verlorenen Sohnes?

Vom Abend des 13. Dezember 1906 bis zum Morgen des neunundzwanzigsten April saß der Fürst-Reichskanzler Bernhard von Bülow vor dem „katholischen Erdkreise" auf dem Lästerstuhl: die Anklage besorgte mit Nachdruck und Ausdauer die vatikanische Presse, und dem Malefikanten erging es spottschlecht; denn er bekam reichlich viele Schaud zu hören.

Digitized by Google

„Ein Emporkömmling, aber kein Edelmann, kein Arbeiter, aber ein Faulpelz, ein Aushauser am großen Erbe Bismarcks, Berufsintrigant und Verräter an seinen treuesten Freunden vom Zentrum, Redekünstler im Stile des Sprechministers Rouher, voll Tücke, Bravo und Totengräber verdienter Staatsmänner wie Miquel, Podbielski und Holstein, vom Himmel gezeichnet für den nahen Gerichtstag; denn Gott kann seine heilige Kirche nicht im Stiche lassen, sondern muß beistehen seinen treuen Dienern im Deutschen Reiche, und darum wird dieser falsche Staatsmann schon im nächsten Sommer von neuem so schwer erkranken, daß ihn Kaiser Wilhelm II. entlassen muß."

Wie man sieht, hat der alte Herr mit dem langen weißen Bart im siebenten Himmel viel zu schaffen, um den Befehlen der Jesuitenpatres Zocchi und Pavissich und Ledochowski, der Priester Vercesi, Metta, Krug und ihrem zeitungschreibenden Laienanhang nachzukommen; jetzt soll er gleich nach Johanni den vierten Reichskanzler Deutschlands obdachlos machen; für die Hundstage 1907 muß der Palast in Nummer 77 der Berliner Wilhelmstraße geräumt sein, und die Villa Malta auf dem Monte Pincio zu Rom kann erst nach Ostern 1908 bezogen werden.

Ja, wo soll nun in der Zwischenzeit der landflüchtige Mann sein Haupt hinlegen? —

Seit dem neunundzwanzigsten April hat jedoch die vatikanische Presse ihr Schimpfen und Toben eingestellt. Das jähe Schweigen wirkte beängstigend. Was bedeutete das plötzliche Verstummen von Bileams jüngster Eselin mitten in der Prophezeiung vom ganz nahe bevorstehenden Sturz des Reichskanzlers? Stimmung machende Pause. Und leise bebt einer zu reden an von der auswärtigen Politik des Deutschen Reiches, anfangs in sentimentalen Wendungen, dann kommt's schlau und überlegt und mancherlei vorsichtig abgewogen. Der Mann weiß seine Zugpflaster und Kataplasmen, spanischen Fliegen und antiseptischen Verbände kunstgerecht anzulegen; auch der milde lächelnde Zuspruch des welterfahrenen Äskulap fehlt nicht, welcher dem kaiserlichen Patienten wohl tun muß: „Nur Mut — aller Einfesselung zum Trotz steht's noch nicht zum Schlimmsten!" Am Ende der langen Rede nickt der Fürst-Reichskanzler voll Huld, und der Meßner Balthes Schwitzäbele von Bempflingen stößt auf der Reichstagstribüne den Heiligenpfleger Kaspar Obertimpfler von Tuntenhausen mit dem Ellbogen an und raunt ihm ins Ohr: „Besch's g'merkt? Derfell isch onser soinster! Siewe Winter isch er in Rom drinne g'steckt bim Rampolla. D' Jesuitte trage-n-m älles zue, was er perorire soll, und sine Schwescht isch Hosdam bi der bayrische Prinzeß vom Spanierland; 's isch e gebürtiger Heß us-em Darmstädtische, preißischer Professor und jetzt in Minche derheim — Hertling hoißt er." —

Still und ohne Rankune hatte sich damit auf höheren Befehl die Zentrumspartei in die Regierungsmehrheit eingegliedert und die parlamentarische Debatte über die internationale Lage zu einer eindrucksvollen Verhandlung gestaltet, die auch für die äußere Machtstellung des Reiches schwer ins Gewicht fiel. Das Geheimnis, daß der frühere Reichstag aus Gründen der internationalen Politik aufgelöst werden mußte, wurde von seinem Nachfolger respektvoll gewahrt. Auch das Zentrum schwieg darüber wie das Grab. Bis dahin allerdings mußte die Zentrumspolitik kopflos und konfus gescholten werden; sie schwankte täglich und stündlich, ob sie links von den Sozialdemokraten in die Oppositionslinie einrücken oder in der Stellung rechts von den Hochkonservativen sich dem Reichskanzler als die gesinnungstüchtigste Partei in empfehlende Erinnerung bringen sollte. Inzwischen behandelte das Zentrum den Block möglichst unfreundlich und ließ seiner Verbitterung über den Verlust der Macht in allerlei Bosheiten und hinterlistigen Überfällen unter geschickter Ausnützung der Zufallsmehrheiten freien Lauf. Der Block wurde durch diese Rücken und Tücken in eine feste Form gehämmert und hat sich wenigstens insoweit bewährt, daß er das wirtschaftlich Notwendigste besorgen konnte.

Digitized by Google

Zum Abſchied der Reichsboten gab Fürſt Bülow am Vorabend des Sophientages ein Gartenfeſt; er ſelber ſtand am Eingang und begrüßte jeden Gaſt mit den Worten: „Es freut mich ſehr!“ — Für Auserwählte gab's auch einige perſönlich gemünzte Bemerkungen freundlicher Art. Ganz beſonders zahlreich waren die Journaliſten vertreten; ihnen machte Geheimrat Hamann die Honneurs. Die Auslandspreſſe bildete ſofort eine Gruppe, und ein Londoner Gentleman dozierte: „Die Witze über die Zentrifugalkraft der Blockgenoſſen ſind unangebracht. Konſervative und Liberale diſputieren und ſtreiten nicht nur zuſammen, ſondern machen nun bunte Reihe, ſchmauſen und zechen und ſcherzen in Geſellſchaft. Darin äußert ſich der Geiſt innerlicher Zuſammengehörigkeit. Wir Engländer mit unſerer jahrhundertelangen Parlamentsgeſchichte haben für dieſe Erſcheinungen im Parteileben geſchärfte Augen; glauben Sie mir, der Block wird an innerer Feſtigkeit und Tragkraft gewinnen.“ Darauf replizierte ein Italiener: „Aber der Block hat den Nachteil, daß wir die berühmteſten Parlamentarier nicht hier ſehen: Bebel und Vollmar, Hertling und Erzberger. Warum? Warum fehlt das Zentrum trotz Hertlings Rede? Wer weiß etwas Sicheres?“ — Die Zentrumsmitglieder haben ſich in einer vertraulichen Fraktionsberatung dahin geeinigt, für die laufende Seſſion die Leckerbiſſen und den Champagner der Wilhelmſtraße zu boykottieren, indem man davon Abſtand nahm, dem „Verräter“ Viſitenkarten ins Haus zu tragen. Eine Ausnahme machten nur der ſchleſiſche Graf von Praſchma, der vor einigen Monaten dem deutſchen Kaiſer die Inſignien als Bailli des ſouveränen Malteſerordens überbrachte — er hat Ordre zu pariren aus höfiſchen Gründen — und der Dr. Franz Porſch, erſter Vizepräſident des preußiſchen Abgeordnetenhauſes. Dr. Porſch iſt mit dem Fürſten von Löwenſtein-Wertheim einer der Matadore der Deutſchen Katholikentage. Da Porſch dem Reichstage nicht angehört und an der geſellſchaftlichen Kundgebung mit den verweigerten Viſitenkarten unbeteiligt war, ſo konnte er auf Grund ſeiner alten Beziehungen zum Kanzlerpalaſt ungezwungen eingeladen werden, und er kam, den Viſitenſtreik ſeiner Parteifreunde für nichts achtend. Das iſt bedeutungsvoll. Der kleine ſchwarzbärtige Herr iſt ein Hauptkuliſſenſchieber in der Kirchenpolitik; denn Porſch gilt als die rechte Hand des Fürſtbiſchofs Georg Kopp von Breslau, des reichſten Kirchenfürſten in Deutſchland, der jahrelang zwiſchen dem Berliner Schloſſe und dem Papſt Leo XIII. Pecci im Vatikan die feinſten Fäden ſpann, bis ein Mächtigerer über ihn kam und das Unglück mit dem polniſchen Agitator Korfanty verſchuldete. Durch Porſchs Mund ſpricht der Geiſt des auf den „ſchönen Füßen“ wandelnden Friedensbringers Kopp in den geheimſten Beratungen der Zentrumsführer. Voilà un arrivé. Der Juſtizrat Dr. jur. Franz Porſch iſt fürſtbiſchöflicher Konſiſtorialrat in Breslau, Geheimkämmerer mit Degen und Mantel Seiner Heiligkeit des Papſtes, Komtur hoher Orden Öſterreichs und des Papſtthums, und führt als Rechtsanwalt, Notar und Syndikus die juriſtiſchen Geſchäfte des fürſtbiſchöflichen Stuhles mit ſeinen Einnahmen aus dem rieſigen Grundbeſitz in Preußiſch- und Öſterreichiſch-Schleſien. Auch für ſein perſönliches Wohlergehen ſorgte die fromme Parteileitung: der Schleſier heiratete die Millionenerbin aus der Schaumweinfabrik Mathäus Müller zu Eltville im Rheingau.

Dieſer vielgewandte Diplomat und der Malteſerritter Graf Praſchma als führendes Mitglied des ſchleſiſchen Grundadels katholiſcher Konfeſſion durchflatterten als ſchwarze Friedenstauben den hiſtoriſch und landſchaftlich wertvollen Park des Reichskanzlerpalaſtes und genoſſen die freundliche Anrede des Hausherrn. —

„Apropos, wer iſt der Mächtigere, welcher den einflußreichen Fürſtbiſchof Kopp lahm legte? Wollen Sie uns darüber eine Auskunft geben?“ Jawohl, aber nur durch die Mithilfe eines Polen, der für öſterreichiſche beziehungsweiſe galiziſche Blätter ſchreibt, und im Verein mit einem wahren Trafteveriner,

Digitized by Google

einem „Romano, da Roma", welcher die labyrinthischen Gänge der kurialistischen Diplomatie kennt. Gehen wir in den Schatten der alten Bäume, Roßkastanien und Rüstern, Buchen und Edeltannen; hier hat Fürst Bismarck i. d. Samoakrise, als Bruder Jonathan mit Mobilisation drohte, seinen Filius Herbert unter vier Augen scharf ausgezankt und dann zu seiner Entlastung das Wort vom „furor consularis" geprägt; hier gab „Onkel Chlodwig" seine fürstlichen Feste, und dort droben in den Fenstern der Hinterhäuser — sie liegen an der Voßstraße — hörten oftmals die Bewohner den Disput zwischen Kaiser Wilhelm II. und seinem vierten Kanzler. Damals klang des Kaisers Tenorstimme noch hell und schmetternd wie Trompetenton und trug weithin. —

Also die Grenzregulierung von Kopps Einflußsphäre in Rom besorgte der Kardinal Jan Knjaz di Koscielsko Puzyna von Krakau in Person, der Vertrauensmann der Wiener Hofburg. Im deutschen Parlament stehen die Polen in der schärfsten Opposition, im österreichischen gilt die Schlachta als die getreueste Regierungstruppe. Nun kam der unglückliche Handel mit Korfanty. Dieser großpolnische Agitator fand die pfarrherrlichen Wühlhuber des Zentrums als Hindernisse auf seinem politischen Wege, und er überrannte sie, indem er ihr Konterfei mit den wahrsten aber durchaus nicht schmeichelhaften Farben entwarf. Folge — Todfeindschaft. Nun aber begab es sich, daß jener hitzige Polenjüngling heiraten wollte, und alsbald versagte ihm der Klerus Kopps wegen angeblicher Standesbeleidigung die kirchliche Einsegnung. Das bedeutete für Korfanty einen wahren Notstand. Wenn nämlich die klerikalen Iren dem Protestanten Parnell die Führung ihrer Sache anvertrauten, so ist der Pole zu solcher Vorurteilslosigkeit noch lange nicht reif. Ein Abgeordneter, der mit seiner Frau nur in „Zivilehe, das heißt im Konkubinat" lebt, ist für den Polen rundweg undenkbar. In seiner Gewissensnot verschwand Korfanty für wenige Tage. Wohin er gereist, — das wußten nicht einmal seine treuesten Freunde mitzuteilen. Eine Woche später veröffentlichte er seine kirchliche Trauung in der Zeitung; sie erfolgte in der heiligen Kreuzkirche zu Krakau, der höchsten Nationalkirche Großpolens. So war der Verächter des schlesischen Klerus der höchsten Ehre seiner Nationalkirche gewürdigt worden. Wer wagte dieses Ungeheuerliche? Auf die Beschwerde wider den Krakauer Pfarrer in Rom erhob sich der Kardinal-Erzbischof Jan Knjaz di Koscielsko Puzyna in Person und erklärte: „Auf meine Weisung ist unser Sohn Korfanty, der gebeichtet und kommuniziert hat, kirchlich getraut worden; denn die Gnadenmittel der Sakramente sind für die Sünder da, die an ihre Heilwirkung glauben, und nicht für die siebenmal Gerechten, die ihrer nicht bedürfen." Und darauf bescheinigte die römische Kurie dem Klerus Kopps, daß er unväterlich und unkanonisch gehandelt habe. Vor der hochragenden Gestalt des polnischen Edelmannes und Kirchenfürsten zu Krakau zerfloß die Autorität des ehemaligen Telegraphengehilfen von Hildesheim in ein Nichts. Seit jenem Tage leitete der Fürstbischof Puzyna die polnischen Geister, und Florian Stablewski auf der Dominsel von Posen hieß sein Knecht. Der letzte Brief, den der Schwerkranke schrieb, war an den erzbischöflichen Palast von Krakau adressiert. Der gänzliche Zusammenbruch des deutsch-fürstbischöflichen Einflusses in der Ostmark kam bei den letzten Reichstagswahlen in erschreckender Form ans Licht. —

Und nun? Conclusio? — Jede Prophezeiung in politicis ist vom Übel. Der Sozialpolitiker Graf Posadowsky-Wehner hat drei Tage vor der letzten Reichstagswahl für die Sozialdemokratie im Deutschen Reich einbundertfünf sichere Sitze ausgerechnet, und Baron Beck in Wien für die Allerbrut vierundvierzig; hier gab's mit Ach und Krach dreiundvierzig und dort vierundachtzig. Die Umwertung der politischen Machtfaktoren ist im Schwange. Realpolitiker dulden auf ihrer Wage keine imaginären Werte. Die Macht Roms ist jahrzehntelang unermeßlich über-

Digitized by Google

ſchätzt worden. Was war das für ein ohrenzerreißendes Geſchrei, erhoben von allen römiſchen und altkatholiſchen Publiziſten, daß die Polen mit ihrem Schulſtreik einen glorreichen Sieg erfechten müſſen! Genau das Gegenteil iſt eingetreten. Der mit den Lehren der „heiligen“ Religion verübte Unfug des Klerus, Kinder und Eltern der Beſtrafung entgegenzuführen, um das Feuer der Entrüſtung zur Lohe auf dem Altar des Großpolentums anzufachen, iſt mißglückt: der Schulſtreik liegt in den letzten Zügen. —

Die Rückkehr des verlorenen Sohnes — ſoll damit die Rückkehr des Zentrums zur Macht gemeint ſein? Mit nichten. Scheu Mitte Mai nahm der Gottesfriede ein jähes Ende. Herr Adolf Gröber warf beim Fraktionsſchmaus der württembergiſchen Zentrumspartei dem Fürſten Bülow vor, daß er ſeine Trennung vom Zentrum in unanſtändiger Weiſe vollzogen und zur Verdeckung des Treubruches den verlogenen Vorwurf erhoben habe, die Ultramontanen ſeien nicht national. Noch ſchärfer aber wetterte der „Oſſervatore Cattolice“, daß die preußiſche Barbarei gegen das ſchwache Polen den Gipfel kultureller Tyrannei erklommen und dort die Figur des brutalen Feldwebels aufgepflanzt habe. Gleichzeitig aber entſendet Papſt Pius X. Sarto den Kardinal Vinzenz Vannutelli zum Deutſchen Katholikentag nach Metz, nachdem die Irländer ſeinerzeit zu Dublin den päpſtlichen Delegaten mit einer ſolch ſonoren Auspfeiferei beimgeſchickt, daß man den Lärm im Vatikan hörte. —

Spectator alter

Rothſchilds Klage

Der Inhaber des Bankhauſes M. M. Rothſchild und Söhne in London, der Peer von England, Lord Nathaniel Rothſchild, hat von ſeinem guten Recht als Menſch Gebrauch gemacht und ſich über die Urſachen der Miſere in der Welt geäußert. Seine Lordſchaft iſt in geſchäftlichen Dingen ein kluger Mann. Das hat er bewieſen, als er dem phantaſtiſchen Valoriſationsprojekt der braſilianiſchen Regierung ein klägliches Fiasko vorausſagte, während es anſcheinend heute noch weniger verſtändige Finanzmänner gibt, die an den Erfolg dieſes Verſuches, ſich dem Gang der wirtſchaftlichen Ereigniſſe entgegenzuſtemmen, glauben. Aber man kann ein guter Finanzmann ſein und braucht deshalb doch nicht das Zeug zu beſitzen, die politiſchen Zuſammenhänge in der Welt zu begreifen. Den Beweis für die Richtigkeit dieſer Theſe hat anſcheinend Lord Nathaniel erbringen wollen, als er behauptete, an dem Rückgang der ſicheren Anlagepapiere in allen Ländern ſei der böſe Sozialismus ſchuld.

In einem der kleinen Offenbachſchen Singſpiele kommt ein Mann vor, dem Offenbach zu einer wunderlich grotesken Melodie die ſtändig wiederkehrenden Worte in den Mund gelegt hat: „Hier riecht's nach Trüffeln.“ Der Glückliche hatte anſcheinend überall, wohin er kam, eine angenehme Geruchsſenſation. Lord Rothſchild befindet ſich leider nicht in derſelben glücklichen Lage. Vielmehr bezwecken die Gerüche der Welt bei ihm ſtets unangenehme Empfindungen, und da er ſchon einmal eine ähnliche Äußerung getan hat, ſo kann man von ihm behaupten, daß er fortwährend die Empfindung hat: „Hier riecht's nach Sozialismus.“ Wie der Glückliche bei Offenbach ſich aber manchmal auch ſchon einbildet, es rieche nach Trüffeln, wenn es nach Kartoffeln riecht, ſo riecht der Unglückliche in London oft Sozialismus, wo von dieſem edeln Kraut gar keine Spur iſt. So wittert er eben auch hinter dem Einkommenſteuergeſetz in Frankreich und hinter der Attacke gegen die amerikaniſchen Bahnen Ausdünſtungen des Sozialismus.

Was aber hat die Einkommenſteuer in Frankreich mit dem Sozialismus, und was hat ſie mit dem Rückgang der franzöſiſchen Staatsrente zu tun? In den Programmen aller liberalen Parteien befindet ſich die Forderung einer vernünftigen Ausgeſtaltung der Steuerlaſtenverteilung. Daß dieſe Forderung

Digitized by Google

den Leuten, die Geld haben, unbequem iſt, kann man begreifen. Tatſächlich hat man ja oft genug die Einkommenſteuer eine Vermögenskonfiskation nennen hören.

Konfiskation aber iſt der großen Menge gleich Sozialismus. Denn ſeitdem Eugen Richter (Dieu lui pardonnera, c'est son métier) ſein kindliches Buch über den ſozialdemokratiſchen Zukunftsſtaat geſchrieben hat, glaubt jeder rechtſchaffene Bürger, daß die Sozialdemokraten „teilen“ wollen, und die harmloſeſte Form des Teilens iſt eben die Einkommenſteuer. Lord Rothſchild hat mit ſeiner Behauptung wahrſcheinlich den Beweis dafür erbringen wollen, daß die von den Demokraten geforderte Erteilung einer höheren Schulbildung an alle Individuen die Menſchheit auch nicht kenntnisreicher machen würde. Denn zur Übermittlung der von Seiner Lordſchaft kundgetanen Kenntniſſe reichen Gemeindeſchullehrer mit mäßiger Bezahlung vollkommen aus. Genau ſo wenig wie die Einkommenſteuer hat der Rückgang der Staatsanleihen in Frankreich mit dem Sozialismus etwas zu tun. Die franzöſiſchen Anleihen gehen zum Teil aus demſelben Grunde wie die Anleihen anderer Länder zurück, zum Teil freilich auch aus beſonderen Gründen. Die Bank von Frankreich hat an Amerika und England, die franzöſiſche haute banque (allerdings mit rühmlicher Ausnahme Rothſchilds) an Rußland Geld verpumpt, und nun iſt Schmalhans Kaſſierer. Wenn aber Geld gebraucht wird, leiden immer zuerſt die Anleihen darunter. Die beſonderen Gründe ſind, daß man die Kongregationen hinausgeworfen hat, und daß die frommen Herren nun auch keine franzöſiſche Rente mehr haben wollen. Dieſe Überzeugungstreue macht ſich übrigens ganz gut bezahlt: die öſterreichiſchen Anleihen bringen mehr Zinſen.

Endlich: Was hat der Kampf gegen die amerikaniſchen Eiſenbahnen, richtiger geſagt, gegen die Eiſenbahnmagnaten, mit dem Sozialismus zu tun? Auch nichts. Denn was in Amerika an ſozialiſtiſchen Ideen vorhanden iſt, trägt die Katze auf dem Schwanz weg. Iſt vielleicht der brave Theodore Rooſevelt ein Sozialiſt? (Der ſchießt. Alſo Vorſicht mit ſolchen Behauptungen!)

Iſt es auch mit dem Sozialismus nichts, ſo enthält trotzdem die Klage des Lord Nathaniel etwas, was der Volkswirt beachten muß. Was der londoner Rothſchild und alle kleinen und großen Rothſchilde der Welt unter Sozialismus verſtehen, iſt die antikapitaliſtiſche Tendenz, die augenblicklich die Welt durchzieht. Sie iſt aber nicht ſozialiſtiſch, ſondern demokratiſch. Nur iſt dieſe Demokratie auf andere Ziele gerichtet als das, was jetzt noch immer von manchem für allein demokratiſch gehalten wird. Gleiche Bildung und gleiches Wahlrecht war früher die Deviſe der Demokratie. Damals bildete ſich eben der Schnorrer ein, wenn er wie Rothſchild wählen könnte, würde er auch wie Rothſchild eſſen können. Heute wählt er wie Rothſchild, merkt aber, daß doch noch etwas mehr als das Wahlrecht dazu gehört, um à la Rothſchild zu ſpeiſen. So iſt die Demokratie ökonomiſch geworden. Neben der politiſchen Gleichſtellung ſoll die materielle Näherbringung erſtrebt werden. Das iſt möglich, indem man durch Einkommenſteuer, Vermögensſteuer und Erbſchaftsſteuer die großen Vermögen ſchröpft oder durch Erringung höherer Arbeitslöhne die Entſtehung großer Vermögen erſchwert. Und die darauf gerichtete Tendenz kann in der Tat ſehr wohl auf die Anleihekurſe von Einfluß ſein.

Hohe Anleihekurſe ſind einem niedrigen Durchſchnittszinsfuß im Lande gleichzuſetzen. Dieſer Zinsfuß kann in einem Lande mit vielen Sparern und mangelhafter Induſtriebetätigung vorkommen. Er kann aber auch die Folge von ſehr ſtarker kapitaliſtiſcher Entwicklung ſein. Drittens zeigt er ſich in ſtark kapitaliſtiſchen Ländern nach der Pleite, wenn die Kapitaliſten ſcheu werden. Frankreich iſt typiſch für das erſte Vorkommen, England für das zweite, und Deutſchland in den Zeiten, die meiſtens für unſere Finanzminiſter verpaßte Gelegenheiten zu günſtigen Konvertierungen ſind, für das dritte Vorkommen.

Digitized by Google

Je mehr Vermögen ſich in einzelnen Händen zuſammenfindet, deſto mehr Neigung nach abwärts zeigt der Zinsfuß. Unterbricht man die natürliche Tendenz des Kapitalismus zu immer größerer Konzentration der Vermögen, ſo kann das ſehr wohl auf die Anleihekurſe einwirken. Aber Lord Rothſchild überſieht dabei, daß die großen Vermögen, die den Zinsfuß drücken, gleichzeitig auch viele kleine vom Anleihebeſitz wegſcheuchen, die lieber Induſtriepapiere kaufen, weil ſie nicht, wie die Leute auf Rothſchildſcher Steuerſtufe, aus zweieinhalb Prozent Rente ſchon wieder Kapital machen können. Je höher die Flut des Induſtrialismus ſteigt, deſto tiefer müſſen zeitweiſe die Anleihekurſe ſinken. Ja, ja, die Nationalökonomie iſt nicht ſo einfach, daß ſie jeder begriffe, geſchweige denn gar jeder lehren könnte. Nachhilfeſtunden, lieber Lord, Nachhilfeſtunden!

Da ich gerade von Nachhilfeſtunden ſpreche, fällt mir ein, daß der Magiſter, der im Lateiniſchen unterrichtet, in der Regel den ſchlechten Lateinſchüler für das verworfenſte Subjekt dieſer Welt hält, aus dem nie etwas Tüchtiges werden würde. Solche Braven (ich meine natürlich die Lehrer, nicht die Schüler) halten eben das Lateiniſche für den Punkt, um den ſich alles dreht. Aber die Begeiſterungstrunkenheit führt zu demſelben Phänomen wie die ganz gemeine alkoholiſche Beſoffenheit, und ſo bildet ſich denn bei Berufsmenſchen ſehr oft derſelbe Irrglaube aus, den der fahrende Schüler in die Worte faßt: „Die Wolken, ſie tanzen, manch Sternlein fällt, hat tief in den Wolken gezecht; ich ſteh wie ein Fels, wie die Angel der Welt, wie ein Kaiſer in Freiheit und Recht!“ Solch ſchwankender Fels iſt Lord Nathaniel (natürlich will ich damit nicht ſagen, daß er des ſüßen Weines voll ſei). Er ſieht eben die Staatsanleihen, die ſein Geſchäft bilden, als den Mittelpunkt der Volkswirtſchaft und ihren Kursſtand als die Vorbedingung alles wirtſchaftlichen Wohlergehens an. Die Rothſchilde machen mit ganz geringen Ausnahmen nach alter Tradition keine Induſtriegeſchäfte. Das iſt eine ganz vernünftige Tradition, und ſie ſchließt ſich würdig ihrer Gepflogenheit an, möglichſt im Verwandtenkreiſe zu heiraten. Beide Traditionen haben bewirkt, daß das Geld in der Familie bleibt. Aber weil Rothſchilds keine Induſtriegeſchäfte machen, ſind ſolche Geſchäfte noch nicht verdammenswert. Im Gegenteil: volkswirtſchaftlich ſind ſie viel wichtiger als die Staatsanleihengeſchäfte. Denn bei denen verdient immer nur einer, die Allgemeinheit aber muß zahlen. Bei der Induſtrie jedoch verdienen durch Arbeits- und Vermittlertätigkeit viele, und da der Produzent jemand braucht, der kauft und immer wieder kaufen kann, ſo iſt es für den Induſtriellen viel wichtiger (wenn das die Induſtriellen ſelbſt auch oft noch nicht begreifen), daß hohe Arbeitslöhne und hohe Gehalte gezahlt werden, als daß die Staatsanleihen hoch im Kurſe ſtehen. Das iſt auch für die Allgemeinheit das Wichtigere, wenigſtens für den Teil der Allgemeinheit, der noch nicht, wie Bernhard Shaw es ſo ſchön ausdrückt „durch einen der vielen Schickſalsſchläge, die jeden treffen können“, in die Klaſſe der Millionärſchaft geſchleudert iſt. Georg Bernhard

Juryfreie Ausſtellungen

Ich mache einen Vorſchlag, der zunächſt vermutlich ſtarken Widerſpruch erwecken wird. Trotzdem empfiehlt es ſich, die Sache durchzudenken, die mit Pfeifen und Ziſchen begonnen wird.

Es handelt ſich um den Verſuch, unſer „Kunſtleben“, ſoweit bildende Kunſt in Frage kommt, zu fördern, neu zu beleben. Auf den erſten Blick erſcheint das Unternehmen wie eine Vergiftung mit Todesfolge — es iſt in Wahrheit aber eine Art Heilſerum. Man kann das Verfahren, den Teufel mit Beelzebub austreiben zu wollen, mit um ſo beſſerem Gewiſſen befürworten, weil man es anderwärts ſchon mit beſtem Erfolg erprobt hat. Und ſo gering ich von allem Kopieren denke, ſoweit „Kunſt“ in Frage kommt, ſo wenig habe

Digitized by Google

ich gegen das Nachmachen einer Institution, einer zunächst rein wirtschaftlichen Einrichtung, sofern sie bedeutsame Folgen in anderer Richtung hat.

Die klugen Pariser, die den „Kunstbetrieb" ihrer Stadt ausgezeichnet kennen, haben schon seit Jahren neben den offiziellen großen „Salons" einen „Salon des Indépendants" ins Leben gerufen, also: einen Salon der Unabhängigen.

Es ist etwas ganz „Äußerstes" — eine Sezession der Sezessionen, ein Beteiligen der Allerjüngsten mit stellenweise ausgeprägtem revolutionären Charakter. Die Mitglieder pfeifen — zum Teil sicher nicht auf die Kunst — wohl aber auf den organisierten Kunstbetrieb, dem überall zweifelsohne Mängel anhaften. Ich sagte „Mitglieder" — denn die Organisation ist eine Vereinigung; ein Verein, in dem indes der Vereinsmeierei keineswegs Heil erblüht.

Mein Vorschlag ist, nach diesem Pariser Vorbild in München — oder auch in anderen deutschen Kunstzentren — einen Salon oder eine Vereinigung der Unabhängigen zu gründen.

Erforderlich sind einige wenige Leute mit etwas organisatorischer und kaufmännischer, ja sogar bureaukratischer Veranlagung, die die Sache führen. Ein genügend großer Raum — ich bemerke, daß er sehr groß sein muß — und — das ist die Hauptsache —: erforderlich ist eine gewisse innere Reife und ein „Über den Dingen stehen" bei allen sich beteiligenden Künstlern und solchen, die sich dafür halten. Beteiligen sich die Schaffenden aller Art *nicht*, dann ist das Unternehmen unmöglich.

Die äußere Form könnte genau dem Pariser Muster nachgebildet sein. Es genügt für diesen Vorschlag, die wenigen wesentlichen Punkte zu erwähnen. Also:

Mitglied ist *jeder*, der eine einmalige Aufnahmegebühr von etwa zehn bis zwanzig Mark zahlt. Die Ausstellungsgebühr für die jährlich einmal stattfindende Ausstellung — in Paris findet sie im Frühling statt — beträgt vielleicht zehn bis fünfzehn Mark pro Jahr. Dafür hat jedes Mitglied das Recht, drei bis acht Arbeiten irgendwelcher Art auszustellen. (Die Zahl dieser einzusendenden Werke — seien es nun Bilder, Plastiken, graphische Arbeiten oder kunstgewerbliche Gegenstände — richtet sich nach der Größe des zur Verfügung stehenden Raumes wie nach der Anzahl der Mitglieder — sie *schwankt* also.)

Das Wichtigste ist: Es gibt keine Belohnung oder Anerkennung irgendwelcher Art von seiten der Vereinigung — noch wichtiger ist: es gibt keinerlei — — — Jury!

Ich weiß, daß dies der „Punkt" ist, der zunächst wohl starkes Kopfschütteln veranlassen wird. Nach oberflächlicher Skizzierung der Einrichtung selbst bleibt uns nun nichts zu tun übrig, als den Hauptpunkt, das Fehlen der Jury, etwas zu beleuchten. Ich hoffe, daß das verneinende Kopfschütteln wenigstens teilweise ein zustimmendes Kopfnicken wird.

Niemand weiß besser als ich — der ich in Paris die Ausstellung der „Indépendants" zu sehen Gelegenheit hatte —, was das Fehlen der Jury zu bedeuten hat — nach unten hin! Man sieht nicht leicht in einem Ganzen das Schlechte, das absolut Unzulängliche, das total Unkünstlerische, den reinsten Kitsch, die vollkommene Lächerlichkeit — kurzum: den Mist — so schön und rund beisammen, wie in solcher jurylosen Ausstellung. Darüber gibt es keinen Zweifel und keine Debatte. Ich habe fürchterliche Dinge gesehen, sogar solche, die nicht nur lächerlich, sondern schrecklich waren, — und trotzdem fand ich, daß die andere Wagschale schwerer belastet war, — mit ernst zu nehmenden Arbeiten und ernst zu nehmenden Gründen. Ich fand diese Ausstellung reicher, reicher an innerem, selbsttätigem Leben, an Versuchen, als die großen Salon-Ausstellungen, deren Werke alle durch das vorschriftsmäßige Sieb der Jury gegangen waren. Es ist leicht einzusehen, daß jede Jury — sie mag sich selbst noch so wenig voreingenommen, ungerecht vorkommen und ihr Amt durchaus ehrlich verwalten, — daß jede Jury naturnotwendig bis zu einem gewissen Grade einseitig und ungewollt ungerecht ist. Bei dem

Digitized by Google

guten Streben, keine „schlechten“ Werke aufzunehmen, kommen die „inneren Maßstäbe“ zur Geltung und Verwendung. Es spiegelt sich unter solchen Umständen notwendig die Personalanschauung der Juroren von Kunst und Unkunst im Ganzen der Ausstellung; und diese wird wechselnd sein, wie unsere Begriffe von Recht und Unrecht. Da aber Begriffe und Vorstellungen *zeitweilig* „fest“ werden, so kommt es in unserem Falle fast stets dazu, daß man jahrelang völlig uniforme Ausstellungen zu sehen bekommt — nicht nur in München. Daß diese Niveau-Ausstellungen ganz bald langweilig werden — sofern man nach Kunst und nicht nur nach Resultaten von Dressur, Technik und Geschmack sucht —, bedarf leider keines Nachweises.

Persönlich bin ich der Meinung, daß eine Jury auch eine fatale „vorauswirkende“ Kraft hat. Sieht zum Beispiel ein fleißiger Akademiker drei bis vier Jahre lang sämtliche Ausstellungen in München, dann ist die Gefahr nahe, daß er instinktiv, ohne daß es ein Bewußtseinsvorgang zu sein braucht, Bilder malt, die unter allen Umständen den Ansprüchen der bekannten Jury genügen. Auf der ganzen Welt gleichen die Juroren, ohne es zu wollen, etwas den Meistern der Zunft, sie haben etwas Antirevolutionäres, und wenn Revolutionäre — wie es etwa Boecklin und Hodler sind — schließlich, schließlich eine Jury passieren, dann geschieht es der Bombenkunst wegen, über die diese Künstler verfügen. Es sind die seltenen, aber erfreulichen Fälle, in denen eine Jury „nicht anders kann“.

Im Salon der Unabhängigen ist jede künftige Unterdrückungstendenz ausgeschlossen. Es hat jeder das herrliche Recht, sich nach Kräften — zu blamieren; was wichtiger ist, sich nach Kräften mit anderen zu messen.

Man überlege ernsthaft, welchen Wert es hat, wenn junge Leute ihre Arbeiten nicht nur an den Wänden eines kleinen Ateliers, sondern in großem Zusammenhang sehen können. Wenn sie Gelegenheit haben, sich mit gleich oder ähnlich Strebenden zu vergleichen; ich glaube, daß sich der *eigene* Maßstab erst bei solchen in der Öffentlichkeit möglichen Vergleichen bilden und festigen kann.

Im ganzen werden — auch für die Zuschauer — die Grenzen unerhört erweitert. In keiner unserer Ausstellungen sieht man das durchaus Faule und Hoffnungslose so wie bei den „Unabhängigen“. Solches zu sehen, scheint mir aber ein Segen, für die Schaffenden selbst wie für das Publikum, dem es auf ernsthaftes Genießen und nicht auf bloße Befriedigung der Schaulust ankommt. Die heute in einer Richtung starrenden Augen *müssen* sich in solchem Salon an eigenes individuelles Betrachten gewöhnen. Über eine Ausstellung der Unabhängigen zu berichten, scheint mir ein Hochgenuß zu sein, weil die Gegensätze und Vergleichsmöglichkeiten so riesig sind im Gegensatz zu unseren uniformen Ausstellungen. Hat man als Vergleichsmaterial absoluten Kitsch, dann ist der Hinweis auf den versteckten und geschickt übertünchten Kitsch — es ist der schlimmste — leichter. Die Kunstfabrikanten sind leichter zu charakterisieren, aufzunadeln, als heute, wo man dank der Jury, der Zunft, in der Mehrzahl solchen begegnet.

Nicht nur das innere Auge, die Anschauungsweise wird ehrlicher, gesunder werden, ich glaube, daß sogar eine Art „moralische Gesundheit“ im Gefolge sein wird, — denn jedwede Zunft- und Protektionswirtschaft ist bei einer jurylosen Ausstellung ausgeschlossen.

Der Eindruck der ersten Ausstellung wird ein durchaus wilder sein — der neue Strom wird viel Schlamm mitführen; auch die Spötter und Lacher werden auf ihre Kosten kommen —, aber alles das scheint mir besser als die öde Gleichgültigkeit und Langeweile, die heute bei den Besuchern der Ausstellungen erzeugt werden. *Kampf* steckt in einem Salon der Unabhängigen, ein Kampf aller gegen alle — nicht aber die so schnell und friedlich verlaufenden Hahnenkämpfe einzelner Gruppen gegeneinander.

Jeder kennt Menzels prachtvolles Wort: „Für einen echten Künstler gibt es keine Richtung — denn seine eigene“ —; heute sehen wir drei — vier — fünf „Richtungen“, die

Digitized by Google

ſich gar nicht allzuſehr voneinander unterſcheiden. In dem hier vorgeſchlagenen Salon hätte man ſo viele Richtungen wie Köpfe! Es iſt für mich keine Frage, welchem Turnier ich zuzuſehen wünſchte.

Sind heute künſtleriſch veranlagte, produktive Köpfe vorhanden — auf welche es nämlich letzthin ankommt — dann wäre ihnen, auch den Jüngſten, eine durchaus individuelle Entwicklungsmöglichkeit vor der Öffentlichkeit gewährleiſtet, und — um auch das unvermeidliche Materielle noch kurz zu erwähnen — es wäre wenigſtens eine Verkaufsmöglichkeit geſchaffen, die unabhängig bliebe von den großen Trusts, deren Augenmerk mehr auf verkäufliche Ware, denn auf Kunſt gerichtet iſt.

Daß ein ſolches Unternehmen ſchnell finanziell ſicher daſtehen würde, ſieht man an Paris. Jeder, ich glaube auch der Unbemittelteſte, kann einmal zehn bis fünfzehn Mark und dann jährlich fünfzehn bis zwanzig Mark erübrigen, um Mitglied zu werden und zu bleiben. Es kann noch verraten werden, daß in Frankreich die Regierung einſichtsvoll genug iſt, den „Salon des Indépendants" zu beachten; es werden dort ſogar Ankäufe für die Staatsſammlungen gemacht. Zum Überfluß ſei erwähnt, daß ſich gerade die ernſthafte Preſſe beſonders mit dem Salon des Indépendants beſchäftigt. Hermann Konsbrück

Die Wahrſagerin

Eine Alltagsgeſchichte aus Öſterreich

Ich glaube ſchon längſt an den Ausſpruch jenes klugen Franzoſen, daß man ſich über ſoziale Pſychologie am beſten in den Gerichtsſälen belehrt. Das Publikum freilich intereſſiert ſich bloß für die ſenſationellen Ereigniſſe, aber der überlegende Beobachter findet in mancher kleinen Verhandlung, die in den Zeitungsberichten mit wenigen Zeilen abgetan wird, mehr Stoff zum Nachdenken und ein anziehenderes Dokument der Zeit als in den gewaltigen Mordprozeſſen, die wie die alten Paſſionsſpiele nicht an einem Tage zu Ende geſpielt werden und gleich eine ganze Woche die Maſſe ſchauluſtiger Gaffer in Atem halten.

Jawohl — ce n'est pas à la Sorbonne, c'est au Palais de Justice que se produisent les plus forts chapitres de psychologie sociale. Nicht auf der hohen Schule, ſondern im Juſtizpalaſt werden die beſten Kapitel ſozialer Pſychologie verhandelt.

Schauplatz der kleinen Gerichtsſitzung, die uns hier ſolch einen Beitrag ſozialer Pſychologie liefern ſoll, war vor einiger Zeit nicht ein prunkender Juſtizpalaſt, ſondern nur das beſcheidene Verhandlungszimmer eines öſterreichiſchen Bezirksgerichtes, und das ganze Ereignis gipfelte in der Verurteilung einer fünfundſiebzigjährigen Alten zu achtundvierzig Stunden Arreſt. Das Stammpublikum der Gerichtsſäle und das Stammpublikum der Gerichtsſaalrubriken würde ſich bald ſchimpfend verlaufen, wenn nicht täglich „Beſſeres" geboten würde.

Die alte Marie Zimmerl, der die genannte „gnädige Strafe" auferlegt wurde, wird dieſe Verurteilung für ihre Verhältniſſe jedenfalls ſenſationell genug gefunden haben, ſchon weil bei ſo hohem Alter achtundvierzig Stunden ein koſtbares Stückchen Zeit bedeuten. Ein Endchen Licht iſt ſehr wertvoll, wenn man keine ganze Kerze mehr abbrennen kann.

Wenn dann die Verurteilte nach Verkündigung des Schuldſpruches wahrſcheinlich dachte: „Ich begreife die Welt nicht mehr," ſo war dieſe Erſchütterung vollauf gerechtfertigt. War doch dieſes Urteil die Vernichtung der Kunſt, die ihr Anſehen und Bedeutung gab und die ihr „Elend ließ zu hohen Jahren kommen". Ein Beruf wurde da zerſtört, ein Glaube vernichtet und ein Nimbus zerriſſen.

Marie Zimmerl war nämlich Kartenaufſchlägerin und dazu eine der anſehnlichſten Vertreterinnen dieſes Faches, wie ſchon ihr hohes Alter und ihre langjährige Übung vermuten laſſen. Sie durfte ſtolz auf eine Vergangenheit zurückblicken, die ganz der Zukunft

Digitized by Google

gewidmet war. Und mit dem Stolze der Seherin ſtand ſie vor dem Gerichte und erzählte, wie ſie ihre Kunſt ſchon von ihrer Mutter erlernte, wie ſie gar vielen die Zukunft vorausſagte und Hunderte von Frauen dafür als Zeugen anführen könne.

Marie Zimmerl fühlte ſich vor dem Gerichte. Aber wenn ſie gewußt hätte, daß die beſten und höchſten Kreiſe der „gebildeten" Geſellſchaft ſich für „Spiritismus" begeiſtern, — ſie hätte ſich noch weit mehr gefühlt. Und gar wenn ſie eine Ahnung vom Symbolismus in der modernen Kunſt gehabt hätte.

Aber alles das wußte Marie Zimmerl nicht, und als jüngſtbin drei Mädchen ſie aufſuchten, um aus Liebesnot ihre Kartenkünſte zu Rate zu ziehen, zitierte ſie nicht etwa Maeterlinck, ſondern ſagte auf die Frage, ob ſie Karten legen könnte, einfach: „Ja, das kann ich!"

Die drei Mädchen wollten nämlich wiſſen, ob ihre Geliebten ihnen treu wären.

„Ich hab' die Karten aufgeſchlagen," erzählte die Wahrſagerin, „und richtig lag Herzbub und Treffbub bei Herzdam' und Karodam'. Da hab' ich den Mädeln geſagt, daß ſie einen Brief bekommen werden, und daß die Karodam' der einen den Herzbub abfiſchen will, aber der Herzbub bleibt doch der Herzdam' treu. So iſt's in den Karten geſtanden, und das is wahr, da gibt's nix!"

„Und es iſt doch nicht wahr geweſen!" unterbrach die Stimme des Richters dieſen Bericht. Und trotz der ſchönen Zuverſicht der Kartenaufſchlägerin, trotz der von der Mutter ererbten Kunſt — um mich ähnlich wie die Virgil überſetzenden Gymnaſiaſten auszudrücken —, trotz der hundert Zeugen für die im Kartenaufſchlagen bewährte „Offenheit und Wahrheit", gab ſich das Gericht dieſem Zauber nicht gefangen — es hörte nur auf die Köchin Anna Wimmer. Ihr war die „Frau von Zimmerl" als Kartenaufſchlägerin von einer Kollegin, einer Mehlſpeisköchin, beſtens empfohlen worden, und doch war alles nicht wahr, was ſie ihr vorausgeſagt hatte — ihr Herzbub, deſſen Treue in den Karten zu leſen war, ging jetzt doch mit der Katbi. Und bei dieſen Worten brach die Köchin Anna Wimmer in Tränen aus.

Und nun wurde die Frau Zimmerl wegen Übertretung des Betruges zu achtundvierzig Stunden verurteilt. Wäre ſie liſtig geweſen, ſo hätte ſie vorher folgende Anſprache gehalten: „Gehört Kartenaufſchlagen und Lotteriеſpiel nicht innig zuſammen, fördern ſie ſich nicht gegenſeitig auf das Anmutigſte, arbeiten ſie nicht wacker einander in die Arme? Und darf ein Staat, der das Lotto wohlwollend duldet, deſſen Zwillingsſchweſter, das Kartenaufſchlagen, verfolgen? Wenn Sie mich verurteilen, und wenn der in meiner Perſon ſchwer gekränkte Stand der Kartenaufſchlägerinnen von dem beute ſo berühmten Solidaritätsgefühl Gebrauch machen würde, wenn er erklärte, ſtreiken zu wollen und keine Nummer mehr zu ſetzen — glauben Sie, Herr Richter, daß das dem Finanzminiſter gerade angenehm wäre? Oder wie, wenn wir vereinigte Kartenaufſchlägerinnen durch einen geiſtesverwandten Abgeordneten im Parlament interpellieren ließen? Glauben Sie, wir fänden keine Hilfe in dieſem Parlament? In einem Parlament, wo man die Wiſſenſchaft und die Ärzte angegriffen hat, wo manch gruſelig ſchönes Ammenmärchen, das auch nicht älter iſt als unſere Kunſt, aufgetiſcht wurde; dort, denke ich, wird ſich auch ein Retter, der unſerem bedrängten Kleingewerbe beiſpringt, finden laſſen. Das is wahr, da gibt's nix! Wer weiß, am Ende erzielen wir noch die Dringlichkeit."

Aber die alte Wahrſagerin war nicht liſtig genug, ſo zu ſprechen. Überhaupt entbehrte ihr ganzes Gebaren der Liſtigkeit. Sie hatte die Karten, an die ſie ſelber glaubte, nach den Regeln gelegt, und nichts anderes hatten die drei Mädchen verlangt. Nach dem hundertſiebenundneunzigſten Paragraphen des Strafgeſetzbuches iſt aber zu einem wirklichen, rechtſchaffenen Betrug eine liſtige Handlung oder Vorſtellung nötig.

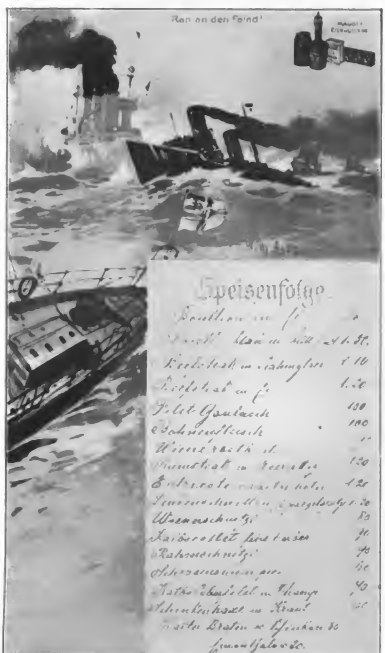
Dr. Emil Rechert

Digitized by Google

Glossen

Torpedo mit Ei

Ich hatte Appetit und bat um die Speisekarte. Ich bin ein deutscher Normalbürger und verkehre nur in Lokalen, wo die Halbe Bier nicht mehr als dreizehn Pfennige und das Schnitzel höchstens achtzig Pfennige kostet. Man brachte die Speisekarte. Ich sah auf die Speisen, nicht auf die Umrahmung. Erst als mein Magen seiner Sättigung entgegenharrte, fiel mir das Bild auf, das die Speisekarte schmückte und das hier abgebildet ist. Beim ersten Anblick fuhr es mir wie ein Kanonenschuß in den Magen, dann aber wurde ich begeistert. Existiert wohl sonst noch ein Land, wo die Speisekarte gleicherweise für den Magen wie für den Patriotismus sorgt, wo Essen und Schießen, Ernährung und Vernichtung in einem serviert werden? „Ran an den Feind!" ruft es, während ich das Messer putze. Man schultert unwillkürlich die Gabel und macht „Augen rechts!" bei solchem Anblick.



Arme Friedenskonferenz! Bülow hat ganz recht: wie soll sich das deutsche Volk für die Abrüstungsfrage interessieren, wenn ihm zum Beefsteak zugleich Torpedos und Kriegsschiffe mitten im Vernichtungskampf vorgesetzt werden, gefertigt von einem kaiserlichen, patentierten Marinemaler? Wahrlich, Maggi versteht sich nicht nur auf die Suppenwürze sondern auch auf das deutsche Volksgemüt. Der Inbegriff alles Guten, wovon es träumt, hier findet man ihn beisammen: Emmentalerkäse, die Portion für zwanzig Pfennige, und: „Ran an den Feind!"

a

Digitized by Google

Fiskus und fausse couche

Das deutsche Strafrecht kann nicht leicht verschlechtert werden. Darüber besteht eine überraschende Einhelligkeit. Aber die Frage ist: Ob nicht das Zivilrecht verschlechtert werden kann? Warum denn alles und das nicht? Wir haben drei Richter, zum Abwägen. Weil der Staat im Zivilprozeß nicht Partei ist, wie im Strafprozeß, wo er den Richter zum Polizeidiener erzieht, so sind diese drei Urteilschöpfer, die sich gegenseitig erziehen, nicht bloß Staatsbeamte, sondern zumeist wirkliche Richter, denen das Recht eine Wissenschaft und keine Verwaltungssache ist. Nur mit den Hunderttalersachen ließ man in Preußen, und weil dieses im Reich maßgebend ist, auch in Süddeutschland — das früher selbst am Amtsgericht den Rechtsschutz des Kollegiums hatte — recht und schlecht fertig werden.

Warum denn nur mit den Hunderttalersachen? Preußen hat diese Frage im Bundesrat mit allem Nachdruck aufgeworfen. Warum nicht auch mit den Fünf- und Sechs- und Siebenhunderttalersachen? Der Entwurf ist ausgearbeitet. Der gesetzgeberische Eingriff soll im Herbst an der Rechtspflege vorgenommen werden. Aber es wird eine Fehlgeburt sein.

Man streitet hier in Berlin, wer des Gedankens Vater ist, ob der lange Adikes oder der vorgebeugte Nieberding oder der momentane Beseler? Keiner von allen, sondern der preußische Finanzminister! Die Kosten der Quantität der wachsenden Bevölkerung sollen in der preußischen Schulstube und Gerichtsstube an der Qualität hereingespart werden. Weil die Justiz reichsgesetzliche Sache ist, muß das übrige Deutschland mitmachen, aufgerufen durch die schriftgelehrte und pharisäische Parole: die Justiz soll „beschleunigt" werden.

Gewiß, sie wird „beschleunigt", wenn man den drei Richtern die gewissenhafte Wage aus den vorsichtigen Händen nimmt und die Überzahl aller Rechtsstreitigkeiten des Sprengels einem Richter überantwortet mit dem Auftrag, „aufzuräumen und durchzufahren". Man kann mit einem rechtspolizeilichen Gummischlauch viele Prozesse totschlagen. Nur soll man nicht glauben, daß um einen solchen Justizfriedhof herum sich das Rechtsbewußtsein kräftige.

Man wird sparen. Hundert Zivilkammern, Dutzende von Zivilsenaten, ganze Landgerichte und Oberlandesgerichte werden in die Luft fliegen. Nur die reichen Prozesse lohnen in bar die Gründlichkeit eines Kollegiums, nur die „größeren" Streitwerte und Gebühren tragen drei Räte. Denn guter „Rat" ist teuer.

Schnell fertig ist ein Juder mit dem Spruch,
Der schwer sich handhabt wie des Messers Schneide.

Weg mit dem Kollegium! Deutschland kann in der Heimatkunst seiner Justiz die Erfahrungen des deutschen Kolonialassessorismus nutzbar machen. „Was ein Mann kann wert sein, habt ihr schon erfahren, falls er Reserveoffizier ist. Sein Bildungsgang ist vertrauenerweckend und vorgezeichnet." — Fünf Semester pauken, ein Semester einpauken, zwei Semester Kaserne, ein Semester Offizierskaserne, vier Jahr' — Referendar. Er schüttelt die Mähnen mit furchtbarem — Gähnen. Dann spricht er Recht, billig und schlecht.

Labeo

Die englische Studienkommission in München

Solche Kommissionen, wie die Engländer kürzlich eine nach Deutschland schickten — zum Studium deutscher städtischer Einrichtungen — sind eine ganz vortreffliche Sache; die Reisen erweitern den Horizont der Stadtväter und Abgeordneten um ein beträchtliches — schließlich sehen diese sogar noch ein, daß es auch irgendwo in der Fremde ganz gute Institutionen gibt.

Aber man muß ihrer Wißbegierde auch etwas entgegenkommen und einsehen, daß es sich da um etwas Ernstes handelt.

Digitized by Google

Für den Münchner war das wichtigste nur das, daß München seinen alten Ruf als die gemütlichste Stadt auch diesmal behaupte.

Von den fünf Tagen, die die Engländer in München zubrachten, waren ungefähr anderthalb dem „Studium" gewidmet. Irgendwie tiefere Einblicke haben sie dabei eigentlich nur bei der Besichtigung der städtischen Zentralgewerbeschule getan; deshalb, weil da der Stadtschulrat Kerschensteiner — dieser vortreffliche Mann, der seinen Posten so vollkommen und wirklich genial ausfüllt, daß man gar nicht begreift, wie er ihn in Bayern hat erhalten können — die Sache leitete.

Für die anderen Institutionen blieb nur gerade soviel Zeit übrig, wie ein Engländer für die Besichtigung der Galerie in einer fremden Stadt zu verwenden pflegt. Die Instruktionen waren meistens viel zu kurz.

Aber „gemütlich" mußte es doch hergehen dabei.

Bei der Besichtigung des östlichen Friedhofes fand in der großen Halle ein langes Posaunenkonzert statt; nachher hielt jemand eine Rede, in der er zuerst die Engländer darauf aufmerksam machte, daß Bürgermeister von Borscht so liebenswürdig gewesen sei, eine englische Melodie blasen zu lassen, dann versuchte, das schöne deutsche Wort „Friedhof" den Engländern verständlich zu machen, und schließlich auch noch erwähnte, daß wir hier das System der Leichenhalle haben. Von allem übrigen, den interessanten finanziellen und sozialen Fragen, auf die es den Engländern natürlich allein ankam, war nicht die Rede. Einiges haben sie dann noch auf Fragen erfahren.

Im Waisenhaus wurden die Engländer im Saal von den Waisenkindern empfangen, die zuerst einige Lieder sangen und dann — den Schäfflertanz vormachten. Für die Besichtigung der Einrichtung blieb dann nur mehr so wenig Zeit, daß die meisten Herren gar nicht mehr mittaten.

Aber dabei hat man den Engländern immer wieder versichert, daß man so etwas nur in München machen könne.

Und dann ging's zum Schuhplattler und zu den Deandeln in der Volkstracht.

* * *

Merkwürdigerweise hat diesmal auch beim Arrangement der Vergnügungen nicht alles geklappt.

Beim großen Festmahl im Rathaus gab's schön kalligraphierte Tischkarten mit den Namen der Gäste. Da aber diese Namen mit deutschen Lettern geschrieben waren, so war's den meisten Engländern versagt, ihren Platz zu finden, und es entstand eine heillose Verwirrung.

Im Prinz-Regenten-Theater gab man für die Gäste den „Tannhäuser".

Man hatte es aber auf der Intendanz völlig verbummelt, sich zu erkundigen, welche Vorstellungen der Kommission in den anderen Städten gezeigt worden waren.

So kamen die Engländer von Frankfurt, wo sie ebenfalls den „Tannhäuser" gehört hatten. Noch dazu mit dem gleichen Sänger in der Titelrolle!

Aber die Münchner haben dabei wenigstens ihre Berta Morena wieder einmal bejubeln dürfen!

Und das ist ja viel wichtiger, als daß man seinen Gästen einen Genuß verschafft!

Johannes

Aus Bayern

Die Landtagswahlen haben niemandem große Überraschungen gebracht. Die Zentrumspresse schreibt von einem Siege ihrer Partei, weil diese neunundneunzig Mandate errungen hat. Aber Siege gibt es nur nach Kämpfen.

Wo das Zentrum isoliert und ernstlich kämpfen mußte, hat es überall klägliche Niederlagen erlitten. Ein paar umstrittene Mandate gewann es durch die Hilfe der Sozialdemokraten, alle übrigen Sitze hat es nicht errungen, sondern als wertlos geachtete Güter vom Boden aufgehoben.

Digitized by Google

Es gibt Provinzen in Bayern, in denen jeder Aſchanti-Neger auf Befehl der Geiſtlichkeit gewählt würde; perſönliche Eigenſchaften der Kandidaten kommen ſo wenig in Betracht wie wohlverſtandene eigene Intereſſen.

Dieſen Hinterwäldlern Sinn für die allgemeine Wohlfahrt oder für Menſchheitsideen beizubringen, kann vielleicht die Aufgabe des dreiundzwanzigſten Jahrhunderts bilden.

Verläufig wird der Mann gewählt, deſſen Name der Pfarrer aufſchreibt. In den Tagen der Vorbereitung erlebte man das Heitere, daß in einigen Wahlkreiſen Zentrumskandidaten gegeneinander aufgeſtellt wurden. Man wollte populäre Lokalgrößen gegen unbekannte Günſtlinge des Klerus ausſpielen.

Natürlich waren auch dieſe ſchwachen Verſuche zur Selbſtändigkeit ausſichtslos. Man wählte überall den offiziellen Kandidaten des Pfarrhofes.

Sogar Doktor Heim, der ein tüchtiger und verdienſtvoller Organiſator der Bauernſchaft genannt werden darf, mußte ſehen, daß es keinen perſönlichen Einfluß gibt neben der Allmacht des kleinſten Kooperators. Er protegierte einen Mann aus dem Volke gegen einen ehrgeizigen Adeligen. Und er wurde jämmerlich im Stiche gelaſſen.

Im kam am Tage nach der Wahl in ein kleines Dorf des Dachauer Bezirkes. Der Wirt flüſterte mir hinter der vorgehaltenen Hand zu: „Eine liberale Stimme hat's geben bei uns! Der Pfarrer is anderſt wild!“

„Von wem kann die ſein?“ fragte ich.

„Natürli vom Lehrer,“ war die Antwort.

Die Leute redeten von dem Ereigniſſe wie von einem Verbrechen; ſie hatten nicht das geringſte Verſtändnis dafür, daß zum mindeſten ein gewiſſer Mut darin lag, gegen ſo viele die eigene Überzeugung zu behaupten.

Was ſie in der Gemeinde für recht halten, kommt ihnen unerlaubt und abſonderlich vor, wenn es den Staat angeht.

Mit ihren Stimmen „ſiegte“ das Zentrum.

L

Neu-Byzanz

Folgende Beiträge zur Bildung und Pflege monarchiſcher Geſinnung auf unſeren höheren Schulen ſind dem viel gebrauchten Leſebuch von Paldamus, erſter Teil, Septima, zwanzigſte Auflage 1906, entnommen.

Kaiſer Wilhelm II.

R. Schneider. Aus E. Bock, Deutſches Leſebuch III.

1

Als Prinz Wilhelm Hauptmann geworden war, lernte er nicht nur jeden einzelnen Mann der Kompanie kennen, ſondern er erkundigte ſich auch oft nach den Verwandten der Mannſchaften. Erhielt ein Soldat von Hauſe einen Brief, in dem gemeldet wurde, daß der Vater oder die Mutter krank war, ſo zeigte ſich der Prinz ſtets ſehr teilnehmend und fragte bei der nächſten Gelegenheit nach, wie es zu Hauſe ſtände. Wie froh war aber der Soldat, wenn ſein Hauptmann ſagte: „Im nächſten Briefe, den Sie nach Hauſe ſchreiben, bitte ich den Kranken von mir zu grüßen und ihm gute Geneſung zu wünſchen.“

2

Eines Tages, kurz vor Weihnachten, ſtanden vor einem Schaufenſter in Potsdam zwei kleine Knaben, der eine war ſechs, der andere acht Jahre alt. Sie bewunderten die im Schaufenſter ausgeſtellten ſchönen Sachen. Da kam der damalige Prinz Wilhelm vorbei, ſah die Knaben und fragte: „Nun, was gefällt euch denn am beſten?“ Schnell antwortete der kleinere Knabe: „Das Schiff dort!“ und zeigte dabei auf ein kleines Schiff im Schaufenſter. Der Prinz ſagte: „Da könnt ihr es euch ja zu Weihnachten wünſchen!“ — „Unſer Vater iſt nicht ſo reich, daß er uns ſo was Schönes kaufen könnte,“ erwiderte der Knabe. Der Prinz trat in den Laden, kaufte das Schiff und ſchenkte es den Knaben. Erfreut eilten dieſe mit dem unerwarteten Weihnachtsgeſchenk nach Hauſe, und erſt ſpäter erfuhren ſie, wer der freundliche Geber geweſen war.

Digitized by Google

3

„Mutter, die macht alles gut!"

(Nach einer wahren Begebenheit)

Klara Fritzsche. Illustrierte Kinderwelt. 1903

Jüngst, als hell die Sonne lachte
Und das Kaisertöchterlein
Seinen Frühspaziergang machte,
Sah es an dem Wiesenrain
Eine Frau in bitterm Weinen
Einsam stehen. Mitleidswarm
Schlug das Herz der holden Kleinen,
Und sie frug nach ihrem Harm.

„Meine letzte Kuh starb eben,"
Trauervoll das Weib versetzt.
„Wer wird süße Milch mir geben
Für die sieben Kinder jetzt?"
Heiße Mitleidstränen feuchten
Der Prinzessin Angesicht,
Plötzlich, sieh, ein Hoffnungsleuchten
Aus den Kinderaugen bricht.

Und die Rosenlippen sagen
Tröstend sanft, mit frohem Mut:
„Armes Weib, hört auf zu klagen,
Mutter, die macht alles gut!"
Ja, die hohe Frau, gegeben
Unserm Volk, wehrt allem Leid.
Unsere Kaiserin soll leben!
Segne Gott sie allezeit.

Nun ist ja eigentlich jeder Kommentar zu diesen Litteraturwerken überflüssig, deren Aufnahme in die neuen Auflagen des Lesebuches durch seinen jetzigen Herausgeber, einen Frankfurter Oberlehrer, offenbar nach dem Grundsatz Goethes, für unsere Jugend sei das Beste gerade gut genug, erfolgt ist. Immerhin dürfte es nicht unangebracht sein, den deutschen Normalphilister, der ja in patriotischen und ästhetischen Fragen noch reichlich mit der Bülowschen Rhinozeroshaut überzogen ist, doch auf einige feinere Reize und Vorzüge dieser Jugendlektüre besonders aufmerksam zu machen.

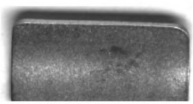
Nummer 1 wirkt zweifellos am meisten durch die verblüffende Naturwahrheit, mit der der ebenso bekannte wie bekanntlich feine Kasernenton getroffen ist.

Nummer 2 zeichnet sich aus durch die ganz originale Seltenheit einer guten Handlung, wie sie sich in unserer kapitalistisch verhärteten Zeit nicht leicht zum zweiten Male finden dürfte. Daß es gerade ein Schiffchen ist, das hier den begierigen Kindern von dem freundlichen Herrn geschenkt wird, läßt tief blicken und ist doch wieder selbstverständlich in einem Volke, dessen Zukunft auf dem Wasser liegt.

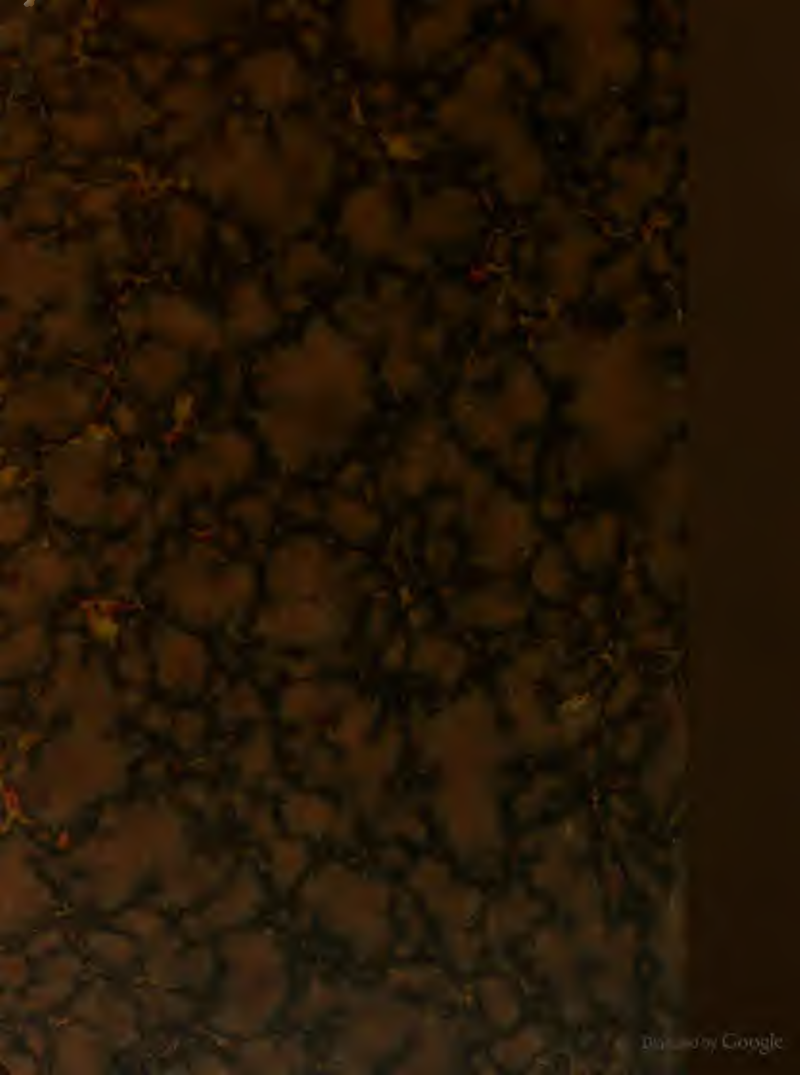
Was endlich das herzige Lied anlangt, so ist „Klara Fritzsche" sicher ein Pseudonym. So was kann nur ein besonders begnadeter Poet machen, etwa Phili von Eulenburg oder Joseph Lauff. Oder sollte der verstoßene Oberhofmarschall der „hohen Frau" selbst, Freiherr von Mirbach, neben seinen vielfachen Geschäften auch noch Zeit zum Dichten gefunden haben? C

Verantwortlich: Für die Redaktion Hans Fischer (Kurt Aram), für den Inseratenteil Otto Friedrich, beide in München. — Verlag von Albert Langen in München. — Redaktion und Expedition: München, Kaulbachstraße 91. — Druck von Strecker & Schröder in Stuttgart.

Digitized by Google



Digitized by Google


Digitized by Google